IV. F.
3329.
10.

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MINNESOTA

CLASS 920
BOOK B329

Charakter-Zeichnungen interesſanter Menſchen aus der neuen Geſchichte.

Von

Samuel Baur,
Prediger in Göttingen bey Ulm.

Erſter Theil.

Hof, bey Gottfried Adolph Grau,
1806.

Gallerie hiſtoriſcher Gemählde aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Ein Handbuch für Liebhaber der Geſchichte.

Von

Samuel Baur,

Prediger in Göttingen bey Ulm.

Fünfter Theil.

Hof, bey Gottfried Adolph Grau,

1806.

920
B329

Vorrede.

Es war mir ungemein erfreulich, daß das Publikum meine Bemühungen, in verſchiedenen Schriften das Andenken merkwürdiger Verſtorbenen unter uns zu erhalten, mit ſeinem Beifalle beehrt hat. Ich verkenne die Nachſicht nicht, die mit dieſer günſtigen Aufnahme verbunden iſt, und fühle es ſelbſt lebhaft genug, daß ich noch ferne von dem Ziele bin, welches ich zu erreichen ſtrebte. Daß es mir aber ein Ernſt iſt, mich in der Gunſt meiner Leſer zu erhalten, und daß ich mich bemühe, intereſſante Data auf eine unterhaltende Art mitzutheilen, glaube ich auch bei dieſen neuen biographiſchen Schilderungen denkwürdiger Perſonen aus der neuen Geſchichte bewieſen zu haben. Wenigſtens that ich alles, was meine Lage mir geſtattete — die es mir oft ſehr ſauer macht, die nöthigen literariſchen Hülfsmittel zu erhalten — intereſſante Charaktere auf eine würdige Art zu ſchildern.

Verſchiedene Leſer meiner Gallerie hiſtoriſcher Gemählde, die in vier Bänden erſchienen iſt, ha-

693059

ben gegen mich den Wunſch geäußert, daß ich die noch fehlenden Biographien denkwürdiger Perſonen aus dem achtzehnten Jahrhundert nachholen möchte, um meinem Verſprechen in der Vorrede zur neuen Auflage des erſten Bandes nachzukommen, weil es mir die Form dieſes Werks unmöglich machte, jedem denkwürdigen Verſtorbenen aus dem angezeigten Zeitraume eine Stelle zu geben. Dieß geſchieht nun in dieſem neuen Werke, welches aus zwei Bänden beſteht, und eine neue Gallerie ſolcher Perſonen aufſtellt, die es verdienen, im Andenken zu bleiben. Auf dieſe Art erhalten die Beſitzer der Gallerie ein ziemlich vollſtändiges biographiſches Handbuch über das achtzehnte Jahrhundert. — Da aber dieſe beiden Bände auch für ſich beſtehen können, ſo iſt ihnen zugleich ein beſonderer Titel gegeben worden.

Daß auch dieſe neue Arbeit eine nützliche und angenehme Unterhaltung gewähren möge, wünſcht

Göttingen,
den 16. Auguſt 1805.

der Verfaſſer.

Inhalt.

I. Regenten.

Seite

1. Leopold der Erſte. Deutſcher Kaiſer 1
2. Friedrich Wilhelm der Erſte. König von Preußen 8
3. Chriſtian Ernſt. Markgraf zu Brandenburg-Kulmbach 15
4. Johann Adolph. Herzog von Weißenfels und Querfurth 21
5. Ernſt Ludwig, oder Ernſt der Zweite, Herzog zu Sachſen-Gotha und Altenburg 27
6. Karl Egon. Fürſt zu Fürſtenberg 34
7. Ludwig der Funfzehnte. König von Frankreich 41
8. Ludwig. Dauphin von Frankreich 48
9. Wilhelm der Dritte. König von Großbrittanien 54
10. Friedrich der Erſte. König von Schweden 61
11. Kien Long. Kaiſer von China 68

II. Staatsmänner.

12. Eberhard Chriſtoph Balthaſar von Dankelmann. Königlich Preußiſcher Staatsminiſter 74

Seite

13. Johann Klefeker. Syndiakonus in Hamburg 81
14. Chriſtoph Karl Kreß von Kreiſſenſtein. Kaiſerlicher wirklicher Rath, Mitglied des geh. Raths in Nürnberg 87
15. Johann Gottfried Reyger. Bürgermeiſter in Danzig 93
16. Andreas, Graf von Oſtermann. Ruſſiſch-kaiſerlicher Staatsminiſter 99
17 Jakob Necker. Franzöſiſcher Finanzminiſter 104
18. Graf Clermont-Tonnere. Mitglied der National-Verſammlung in Paris 111
19. John Wilkes. Schatzmeiſter von London 115
20. James Caulfeild, Graf von Charlemont. Parlamentsglied in London 121
21. Arved, Graf von Horn. Königlich Schwediſcher Reichsrath 125

III. Generale und Admirale.

22. Ludwig Wilhelm, Markgraf von Baden. Kaiſerl. königl. und Reichs-Feldmarſchall 129
23. Joſeph Wenzel, Fürſt von Lichtenſtein. Kaiſerl. königl. General-Feldmarſchall 136
24. David Hotze. Kaiſerl. königl. Feldmarſchall-Lieutenant 143
25. Samuel, Graf von Schmettau. Königl. Preußl. General-Feldmarſchall 149
26. Ludwig Franz, Herzog von Bouflers. Pair und Marſchall von Frankreich 156

Seite

27 Ludwig Hector, Herzog von Villars. Marſchall von Frankreich 163

28. Thomas Arthur, Graf von Lally. Franzöſiſcher Gouverneur von Oſtindien 170

29. Jean Charles Pichegru. Franzöſiſcher Obergeneral 175

30. Richard, Graf Howe. Großbritanniſcher Admiral 182

IV. Rechtsgelehrte.

31. Johann Peter von Ludewig. Kanzler der Univerſität Halle 189

32. Johann Gottlieb Heineccius. Königl. Preußl. Hofrath und Profeſſor der Rechte in Halle 195

33. Johann Heumann von Teutſchenbrunn. Profeſſor der Rechte in Altdorf 201

V. Aerzte und Wundärzte.

34. Hermann Boerhaave. Profeſſor der Arzneiwiſſenſchaft in Leiden 206

35. Gerhard, Freiherr van Swieten. Kaiſerlich=königlicher Rath und erſter Leibarzt 213

36. Peter Camper. Profeſſor der Arzneiwiſſenſchaft zu Franecker 220

37. John Pringle. Präſident der Societät der Wiſſenſchaften in London 225

38. Thomas, Baron Dimsdale. Ruſſiſcher Staatsrath und Leibarzt 231

39. Wilhelm Hunter. Leibarzt der Königin von England 235

Seite

40. John Hunter. General-Inſpector der britiſchen Spitäler 242
41. Erasmus Darwin. Doktor der Arzneikunde 247
42. Joſeph Lieutaud. Königl. Franz. Leibarzt 252
43. Karl le Roy. Praktiſcher Arzt zu Paris 258
44. Kaſimir Chriſtoph Schmiedel. Leibarzt und Präſident des mediciniſchen Kollegiums zu Ansbach 264
45. Markus Herz. Jüdiſcher Arzt zu Berlin 271
46. Philipp Ludwig Wittwer. Ordentlicher Phyſikus in Nürnberg 277
47. Johann Andreas Venel. Praktiſcher Arzt zu Orbe 283

VI. Philoſophen.

48. Andreas Rüdiger. Churſächſiſcher Rath und Leibarzt 290
49. Jakob Brucker. Senior des Miniſteriums in Augsburg 295
50. Alexander Gottlieb Baumgarten. Profeſſor der Philoſophie zu Frankfurt an der Oder 301
51. Georg Friedrich Meier. Profeſſor der Philoſophie in Halle 307
52. Johann Georg Sulzer. Profeſſor und Direktor der philoſophiſchen Klaſſe der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin 314
53. Immanuel Kant. Profeſſor der Philoſophie in Königsberg 321
54. Sebaſtian Mutſchelle. Profeſſor am Lyceum in München 328

Seite
55. Salomon Maimon. Jude zu Berlin 335
56. Georg Berkeley. Biſchof von Cloyne in Irland 342
57. Jean le Rond d'Alembert. Beſtändiger Sekretair der Franzöſiſchen Akademie 349

VII. Freidenker, Naturaliſten und Schwärmer.

58. Johann Toland. Ein Freidenker 354
59. Anton Collins. Thomas Woolſton. Matthäus Tindal. Bernhard von Mandeville. Engliſche Freidenker 361
60. Johann Albert d'Archambaud, Graf von Buquoy. Hannöveriſcher Penſionär 369
61. Julien Offray de la Mettrie. Mitglied der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften 375
62. Johann Chriſtian Edelmann. Ein Naturaliſt 381

VIII. Gottesgelehrte.

63. Chriſtoph Matthäus Pfaff. Kanzler der Univerſität zu Gieſſen 388
64. Johann Friedrich Burg. Konſiſtorialrath, Inſpector und Ober-Paſtor zu Breslau 394
65. Siegmund Jakob Baumgarten. Profeſſor der Theologie in Halle 400
66. Paul Eugen Layritz. Biſchof der evangeliſchen Brüdergemeine zu Herrnhut 406
67. Johann Joachim Spalding. Oberkonſiſtorialrath und Probſt zu Berlin 411

Seite

68. Wilhelm Abraham Teller. Oberkonſiſtorialrath und Probſt in Berlin . 418
69. Ernſt Jakob Danov. Kirchenrath und Profeſſor der Theologie in Jena 424
70. Samuel Werenfels. Profeſſor der Theologie in Genf 430
71. Jakob Vernet. Profeſſor der Theologie und Prediger in Genf 435
72. Alexander Geddes. Doktor der Theologie in London 442
73. Gilbert Wakefield. Prediger der Diſſenters 449
74. Ludwig Bourdaloue. Königlich franzöſiſcher Hofprediger 455

IX. Geſchichtſchreiber.

75. Gottfried Arnold. Inſpektor und Prediger zu Perleberg 460
76. Jakob Mauvillon. Ingenieur-Obriſtlieutenant und Profeſſor in Braunſchweig 465
77. Karl Rollin. Rector der Univerſität zu Paris 471
78. William Robertſon. Principal der Univerſität zu Edinburg 477

Charakter-Zeichnungen

intereſſanter Menſchen.

Erſter Theil.

Leopold der Erſte.

Deutſcher Kaiſer.

Das Oberhaupt des deutſchen Reichs und zugleich der Beherrſcher der öſterreichiſchen Staaten, durch die letzte Hälfte des ſiebzehnten, und in die erſten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, war Kaiſer Leopold der Erſte — ein gütiger, frommer Regent, obgleich kein Genie auf dem Throne, kein Monarch von der perſönlichen Größe, wie ſein Namens-Nachfolger gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, Leopold der Zweite.

Er war ein Sohn des Kaiſer Ferdinand des Dritten und ſah das Weltlicht zum erſtenmal am 9ten Jun. des Jahres 1640. Da er als Jüngling zum Biſchofsſtabe, und nicht zum weltlichen Scepter beſtimmt geweſen war, ſo hatte er einen ſorgfältigern gelehrten Unterricht genoſſen, als ſonſt den Fürſten zu Theil zu werden pflegt. Er kannte und redete mehrere Sprachen, hatte von verſchiedenen Wiſſenſchaften, beſonders der Mathematik, einige aufgenommene Begriffe; und galt für einen Freund der Künſte, vornemlich der Tonkunſt. Wirklich war er nicht nur einer der fertigſten Klavieriſten ſeiner Zeit, ſondern auch ein ſehr geübter Komponiſt. In jeder Oper hatte er die

Partitur vor ſich, um nachzuſehen; und öfters ſpielte er den erſten Flügel, indem der Oberkapellmeiſter Fux hinter ihm ſtand, um ihm umzuwenden. Als einſt Fux, erſtaunt über ſeine Accurateſſe im Vortrage, bei einer ſolchen Gelegenheit ausrief: „Schade, daß Ihro Majeſtät kein Virtuoſe geworden ſind!“ gab ihm dieſer die treffende Antwort: „Ich ſteh mich ſo beſſer.“ — Uebrigens verdankte Leopold die Geſchicklichkeiten, welche er beſaß, ſeinen Erziehern, den Jeſuiten, war aber auch dafür auf Lebenslang der Sklave derſelben geworden.

Die ganze Regierung dieſes Kaiſers, welche mit dem Jahre 1657 ihren Anfang nahm, war kriegeriſch, denn immer lag er mit den Franzoſen und mit den Türken im Kampfe. Seine Feldherren waren Montecuculi, Ludwig von Baden, Hensler, Eugen u. a.; er ſelbſt führte ſeine Völker nie in ein Treffen, und wohnte niemals einer Belagerung bei. An dem Kriege mit den Türken, der ihn in ſo große Gefahr brachte, war er gewiſſermaſſen ſelbſt dadurch ſchuldig, daß er den Anſchlägen der Jeſuiten zu viel Gehör gab, unter denen ſeine Lieblinge Müller und Boccabella waren, und daß er ſowohl die Proteſtanten, als auch die vornehmen und reichen Familien in Ungarn unterdrücken wollte. Daher ſahen ſich dieſe, beſonders Tökely, der ein kleines Fürſtenthum mit 300,000 Gulden Einkünften beſaß, und deshalb hauptſächlich verfolgt wurde, genöthigt, die Türken um Hülfe zu rufen. Der Großvezier kam im Jahr 1683 mit mehr als 100,000 Mann vor Wien. Die Feinde berennten die Stadt, und brachten ſie, der tapfern Ge-

genwehr des Grafen von Stahremberg ungeachtet, in die äußerſte Noth, bis der König von Polen, die Churfürſten von Baiern und Sachſen, der Herzog von Lothringen und andere Prinzen die Stadt entſetzten und einen vollkommenen Sieg über die Türken erhielten. Dieſe verloren in den folgenden Jahren alles wieder, was ſie in Ungarn erobert hatten, und Leopold verdankte dem Heldenmuthe des Herzogs Karl von Lothringen und dem Patriotismus mehrerer deutſchen Fürſten ein höchſt unverdientes großes Glück, das ihm der Friede zu Karlowitz 1699 zuſicherte. Schon das folgende Jahr verwickelte ihn, wegen der ſpaniſchen Erbfolge, in einen weitausſehenden Krieg, der in Italien, Deutſchland und Spanien mit verſchiedenem Glück geführt wurde. Der Kaiſer erlebte aber das Ende deſſelben nicht, ſondern ſtarb den 5ten Mai 1705.

Der Ruhm eines frommen Monarchen war derjenige, auf den Leopold die größte Sorgfalt verwandte. Den Preis ſeiner Frömmigkeit ſetzte er aber darinn, ein Verehrer der heil. Jungfrau zu ſeyn. Er pflegte nicht ſelten zu Oettingen, Paſſau und Zell die Opfer ſeiner Andacht auf die Altäre derſelben zu bringen. In ſeinen Gebeten an ſie bediente er ſich gewöhnlich der Ausdrücke: „Ich größter aller Sünder, ich geringſte Kreatur, ich unwürdigſte Kreatur Leopold.“ Auch unterſchrieb er ſich wohl auf ſeinen Wallfahrten zu der Maria von Zell: „Der heil. Jungfrau Maria geringſter und unwürdigſter Knecht Leopold.“ Täglich hatte er drei Meſſen, und der Prozeſſion folgte er betend zu Fuß durch die ganze Stadt. Nie war ihm ein Geſchäft

ſo wichtig geweſen, daß er eine ſeiner gottesdienſtlichen Uebungen deshalb verſäumt, oder nur verſchoben hätte.

Auſſer den Religionsübungen beſtand ein beträchtlicher Theil der Beſchäftigungen des Kaiſers darinn, daß er die Aufſätze, welche man ihn über Staatsangelegenheiten in lateiniſcher Sprache vorlegte, in Rückſicht auf die Sprache ſorgfältig durchlas und eigenhändig korrigirte. Weit entfernt, die großen Ereigniſſe ſeiner Regierung im Ganzen zu überſehen, haftete ſein matter Blick an einzelnen, größtentheils geringfügigen Gegenſtänden. Schwierig und langſam im Erkennen, Ueberlegen und Beſchließen, ließ er ſich meiſtens die Gelegenheit, entſcheidende Unternehmungen auszuführen, entgehen. Stets wurden, durch zweckloſes Zögern, die Schwierigkeiten vergrößert und vervielfältigt; häufig das wichtigſte zu ſpat bemerkt, oder überſehen und vergeſſen. Mit dem zuviel verlangenden Vertrauen rechnete er auf die Wirkung des Gebets und die Vorſehung Gottes. „Gott wird helfen!“ war die Floskel, welche er bei allen widrigen Vorfällen im Munde führte. Auch pflegte er wohl zu ſagen: „es kann noch ſchlimmer werden; aber Gott wird uns gewiß helfen!“ Und dabei beruhigte er ſich, ließ die bedrängten Armeen ohne Unterſtützung, ſeine Staaten ohne hinlänglichen Schutz, die Maasregeln ohne Kraft und Nachdruck.

Die Unterſtützung der Armen, dieſer ſchöne Stein in der Krone des wahren Landesvaters, war unter der Regierung dieſes Kaiſers mehr blendend als ächt. Er zog ein Heer Bettler an ſeinen Hof und behandelte ſie mit mehr Aufmerkſamkeit, als die wichtigſten Staats-

angelegenheiten. Man theilte die Bettler in Audienzbrüder und in gemeine Bettler. Erſtere waren Leute von guter Herkunft — wenigſtens galten ſie für ſolche. Dieſe fanden ſich zweimal in der Woche am Hofe ein, wo ihnen der Kaiſer ſämmtlich Audienz ertheilte. Er ſtand gewöhnlich an einem Tiſche, auf welchem Päckchen mit 100, 50, 25 und mit 12 Dukaten lagen. Die Audienzbrüder trugen dem Kaiſer ihr Anliegen vor, und je nachdem er ihr Bedürfniß groß oder dringend fand, theilte er den Bittenden ein größeres oder kleineres dieſer Papierpäckchen oder Scharmützel (wie man ſie nannte) mit. Einſt hatte Leopold einem ſolchen Audienzbruder ein Päckchen, was er ſeinem Bedürfniſſe angemeſſen hielt, eingehändigt. Allein dieſer, anſtatt ſich zu entfernen, erklärte: es ſey ſeinem Bedürfniſſe nicht angemeſſen, langte ſelbſt ein zweites vom Tiſche und entfernte ſich, ohne daß der Kaiſer auch nur eine Erinnerung darüber gemacht, oder eine Befremdung geäuſſert hätte. Die Bettler vergeudeten natürlich das ſo leicht erhaltene Geld, kamen wieder, und empfingen von neuem aus der milden Hand des frommen Monarchen. Wagte man es, ihm Vorſtellungen darüber zu machen, ſo erklärte er: „auf der Wohlthätigkeit gegen die Armen beruhe die Wohlfahrt und Erhaltung des Hauſes Oeſterreich; er werde ſo fortfahren, ſo lange nur ein Athem in ihm ſey.“ Nie fuhr der Kaiſer aus, ohne einen großen Sack mit Siebenzehnern in ſeinen Wagen ſetzen zu laſſen, aus welchem er mit eigener Hand mittheilte. Die Bettler umringten den Wagen in ſo dichten Haufen, daß nicht ſelten die Pferde fortzugehen verhindert wurden. Wehe

Trabant noch Höfling durften es wagen, ſie zur Ordnung zu verweiſen, oder auseinander zu treiben. Selbſt als ſie einſt die Wagenfenſter einſtießen, litte er es nicht, daß die Wache ſie den gehörigen Reſpekt lehrte. Man ſollte die Leute nicht hindern, ihre Almoſen zu empfangen, und das Fenſter wieder machen laſſen, ſagte er, und fuhr ruhig fort auszutheilen.

So emſig und beharrlich er in dieſer Wohlthätigkeit war; ſo wenig kümmerte es ihn, ob das Verdienſt darbte, oder die nothwendigen und wichtigſten Staatsbedürfniſſe gehörig beſtritten werden konnten. Die Beſoldungen der Staatsbedienten waren ſämmtlich unverhältnismäßig gering. Seine Heere konnten nie vollzählig gemacht, ſelten gehörig bezahlt werden, und mußten oft, wenn ſie am eifrigſten für die Sache des Kaiſers fochten, an allen Bedürfniſſen Mangel leiden. Ungern und nie ohne Weigern und Zögern unterſchrieb er das Todesurtheil eines Verbrechers; allein Proteſtanten und andere Ketzer wurden verfolgt und hingerichtet; auf ſeinen Befehl und ohne ſeine Befehle. Unter dem Vorwande der Gewiſſensſorge miſchten ſich die Prieſter in alle Regierungsgeſchäfte und beſtimmten, ſelbſt mit Ausſchluß der Staatsräthe und Miniſter, faſt alle Vorſtellungen und Entſchlüſſe des Kaiſers. Seine ſchwache Urtheilskraft verlohr dadurch nach und nach die geringe Selbſtſtändigkeit völlig, welche ihm die Natur zur Ausſtattung gegeben hatte. Bemerkte er es auch einmal, oder wurde er durch andere überzeugt, daß man ihn hintergieng, ſo durften doch die, welche ſeine Gunſt beſaßen, oder ihn einmal von ſich abhängig gemacht hatten, kaum eine Rüge, nie aber eine Ahn-

dung oder gar die Entfernung von ſeiner Perſon um den Verluſt ſeiner Gunſt befürchten.

In ſeiner ganzen Lebensweiſe war Leopold der Mann nach der Uhr. Täglich ſtand er um dieſelbe Stunde auf, täglich hörte er, genau um dieſelbe Zeit, die Meſſe, oder verrichtete er ſein Gebet. Nie hat er zur andern, als der beſtimmten Zeit Audienz gegeben, oder war er in dem geheimen Rathe erſchienen, nie hat er ſich länger darinn verweilt. Die wichtigſten und dringendſten Ereigniſſe vermochten es nicht, ihn aus dieſer gewohnten Lebensordnung zu bringen. Nie war er zu einer andern Stunde ſpatzieren gefahren, oder hatte er dieſe Leibesbewegung unterlaſſen, oder gegen eine andere Vergnügung vertauſcht. Stets hatte er zu derſelben Stunde gegeſſen, war er in derſelben Minute ins Bette geſtiegen.

Die Regierung dieſes Kaiſers iſt der Zeitpunkt, da in Deutſchland (um das Jahr 1650) das Thee- und Kaffeetrinken, und das Tobackrauchen aufkam.

Friedrich Wilhelm der Erſte.

König von Preuſſen.

Vielleicht hat ſich nie ein Monarch ſo große Regenten-Verdienſte erworben, und iſt doch ſo ungerecht beurtheilt worden, als Friedrich Wilhelm I. Er war eigentlich der Schöpfer aller der glücklichen Einrichtungen im Staate, die erſt unter der Regierung ſeines großen Sohnes und Nachfolgers, Friedrichs II. die ſichtbaren Früchte trugen, wurde aber von ſeinem eigenen Zeitalter verkannt, und mehr gefürchtet als geliebt. Die Urſache davon war, daß er nur durch despotiſche Maasregeln ſeine Zwecke zu erreichen trachtete, die Achtung und Liebe ſeiner Unterthanen und die Stimme des Publikums für nichts rechnete, und die edlere Geiſteskultur vernachläßigte, wie ſie in ihm vernachläſſigt war.

Geboren wurde er am 15ten Auguſt 1688 zu Berlin, aus der zweiten Ehe Churfürſt Friedrich III. nachmaligen erſten Königs von Preußen, und der geiſtreichen Sophie Charlotte, einer gebohrnen Prinzeſſin von Braunſchweig-Hannover. Er wurde in der Fülle der Pracht, des Luxus und der Verſchwendung erzogen. Als einziger Sohn und Hauptgegenſtand

der Zärtlichkeit beider Eltern fehlte es ihm nicht an Veranlaſſung, ſich eben die Neigung zur Pracht und Verſchwendung zu eigen zu machen, durch die ſich ſein Vater auszeichnete. Gleichwohl entwickelten ſich bei ihm gerade die entgegengeſetzten Eigenſchaften. Niemand war in ſeiner ganzen Lebensweiſe frugaler und einfacher als er. Sein Vater ſchätzte Wiſſenſchaften und Künſte; er hegte die tiefſte Geringſchätzung gegen alles, was Wiſſenſchaft und wiſſenſchaftliche Bildung heißt, und die Künſte ſah er als einen Flitterſtaat an, der zwar ganz artig kleiden könne, aber doch als etwas gänzlich überflüßiges vermieden werden müſſe, ſobald man ſein Geld auf etwas nur im mindeſten Nützliches verwenden könne. Hierauf mußte ſich alles reduciren, was Anſpruch auf ſeine Schätzung machen wollte, und dieſer Charakter des Prinzen war der Charakter ſeiner ganzen Regierung. Die militäriſchen Tändeleien und einige andere eben ſo kleinliche Neigungen abgerechnet, hatte er eigentlich für nichts Sinn, als für das Nützliche.

Die Jugendjahre des Prinzen haben nichts auszeichnendes. Er vermählte ſich 1706 mit Sophien Dorotheen, einer Prinzeſſin König Georgs I. von Großbritannien, und wohnte um dieſe Zeit einigen kriegeriſchen Unternehmungen in den Niederlanden bei, ohne nach dem Ruhm des Helden zu ſtreben; ſo leidenſchaftlich er das Militär liebte, ſo friedfertig war im Grunde ſeine Geſinnung. Als er aber durch den Tod ſeines Vaters (den 25ſten Febr. 1713) zur Regierung kam, unternahm er die wichtigſten Reformen Schlag auf Schlag.

Friedrich Wilhelm brachte einen großen Hauptzweck mit zu ſeiner Regierung, nemlich den: eine beträchtliche und furchtbare Armee zu organiſiren. Nur durch Erſparungen, durch Ordnung in den Verwaltungen, durch Vermehrung der Population, durch Eröffnung neuer Quellen des Erwerbs und Erweiterung der alten war es möglich, dieſen Zweck zu erreichen, daher war auch ſeine Thätigkeit zunächſt und unablässig dahin gerichtet. Den Anfang ſeiner Reformen machte er damit, daß er ſich die Hofetats einreichen ließ, und ſie mit raſcher Hand völlig durchſtrich. Der zahlreiche und prächtige Hofſtaat wurde, durch den Zauberſchlag eines Machtworts, plötzlich beinahe völlig in ſein urſprüngliches Nichts zurückgeſchleudert. Tauſende, die vom Hof ihre Subſiſtenz zogen, wurden brodlos, und Schrecken erfüllte aller Herzen, da der frugale König nicht blos zu ſparen, ſondern eben ſo emſig zu gewinnen trachtete. Die beſtehenden Abgaben blieben nicht nur größtentheils, ſondern wurden zum Theil noch erhöhet und vermannigfaltiget. Alle Juwelen, Geräthe und andere Sachen von hohem Werth, deren Friedrich Wilhelms Vater ſo viele zuſammen gebracht hatte, wurden an den Meiſtbietenden verkauft, und dieſer Erlös gab die Grundlage des Schatzes, welchen dieſer wirthſchaftliche Monarch während ſeiner ganzen Regierung ſo ſorgfältig erhielt und ſo anſehnlich vermehrte.

Wenige Wochen nach ſeiner Thronbeſteigung traf der König Veranſtaltungen zu einer genauen und zweckmäſigen Vertheilung und Beſorgung der Staatsverwaltung der verſchiedenen Provinzen. Die Oberdirection aller Finanz- Juſtiz- Kirchen- Lehens- und Militair- An-

gelegenheiten wurden, nach den Provinzen, unter 6 Miniſter vertheilt. Der König blieb indeſſen die Seele der ganzen Verwaltung, in welcher er gleich anfangs ſeine Aufmerkſamkeit und Thätigkeit faſt allen Gegenſtänden auf gleiche Weiſe widmete. Alle Briefe und Berichte durchſah er ſelbſt, und erlaubte ſich keine andern Zerſtreuungen, ehe er dieſe Beſchäftigung, die er bis an den Tag vor ſeinem Tode fortſetzte, geendigt hatte. Sein wachſames Auge ſorgte überall für eine gute Wirthſchaft, für die Verbeſſerung des Juſtiz- und Polizeyweſens, für die Aufnahme der Handlung und für die Bevölkerung ſeiner Staaten. Er ſtiftete Almoſen-Kaſſen, Armen- Zucht- und Arbeitshäuſer, brachte die Grenzen mit den Nachbarn in Ordnung, ſetzte der Kleiderpracht Schranken, führte eine Trauerordnung ein, beſtellte Profeſſoren der Oekonomie auf den Univerſitäten, ſtiftete zu Berlin ein chirurgiſches und mediciniſches Kollegium, und publicirte zur Erhaltung guter Zucht und Ordnung in allen Ständen ſcharfe Edicte. Er hielt ſtrenge auf Recht und Gerechtigkeit, und ſchenkte nicht leicht jemand das Leben, der es verbrochen hatte. Auſſer den Steuern, der Accife, den Zöllen, Geleite und Impoſt-Gefällen, trugen ihm ſeine vielen Aemter und Domainen-Güter, das Salz- Salpeter- und Poſtweſen, Schiffahrt, Bergwerke, Stempelpapier, Kartenkammer, die angelegten Manufacturen und Fabriken, der Ertrag von den Ritterpferden und die ſogenannte Rekruten-Kaſſe ein ſehr großes ein. Um das Land deſto beſſer anzubauen, ließ er nicht nur ſumpfichte Gegenden zu den ſchönſten Wieſen und Auen machen, ſondern nahm auch viele Tauſend Koloniſten in ſein Land auf. Er zeigte bei allem,

was er vorhatte, eine Fähigkeit und Thätigkeit zu praktiſchen Geſchäften, die nicht nur Bewunderung, ſondern auch einen Dienſteifer erweckte, der bis dahin in allen Theilen dieſer Staatsverwaltung völlig unbekannt geweſen war. Bei der Wahl der Mittel, die er anwandte, um ſeine Plane auszuführen, ſchien ihm übrigens nur die Zweckmäßigkeit ein Gegenſtand der Prüfung zu ſein, und die waren ihm die zweckmäßigſten, durch welche er, wenn auch nur dem Anſcheine nach, am raſcheſten zu ſeinem Ziele gelangte.

Seine eigenen Ideen hielt Friedrich Wilhelm, gegen alle Vorſtellungen und Einwendungen, feſt und ſetzte ſie durch, mit einer Feſtigkeit, die nicht ſelten in Eigenſinn und Despotie ausartete. Militäriſche Subordination hielt er auch im Civildienſte für die Seele des Dienſtes und das einzige wirkſame Mittel, eine pünktliche und gewiſſenhafte Dienſtbeſorgung zu bewirken. Nicht raiſonniren, ſondern gehorchen! war das Prinzip, welches er überall wirkſam zu machen ſuchte. Er war auffahriſch, in hohem Grade jachzornig, und kannte im Anfalle des Zorns keine Selbſtbeobachtung und Mäßigung. Seine Herrſchſucht kannte keine Grenzen und verſchmähte jede Maaßregel der Milde und Sanftmuth, um zu ihren Zwecken zu gelangen. Sehr unangenehm war es, ihm auf der Straße zu begegnen. Man mußte Fragen gewärtig ſeyn, die zuweilen zu unangenehmen Erläuterungen führten. Merkte der König, daß ihm jemand abſichtlich aus dem Wege gehe, ſo ward er ſehr ungehalten, ließ den Flüchtling zurück holen, und wuſch ihn mit ſcharfer Lauge. Hingegen

ließ er ſich wohl mit unter kühne Wahrheiten ſagen, ohne daß er es übel aufnahm.

Auf ſeine Würde und Vorrechte war Friedrich Wilhelm ſehr eiferſüchtig; er hielt über den churfürſtlichen Stand, über das Recht, Geſandte vom erſten Range zu ſchicken und über die Begegnung derſelben mit einer Pünktlichkeit, welche für dieſe, iezt nicht mehr ſo wichtigen Gegenſtände, beinahe zu groß ſcheint. Die reformirte und überhaupt die proteſtantiſche Religion liebte er mit vieler Wärme, übte ſie aus, und beſchüzte ſeine an andern Orten gedruckten Glaubensgenoſſen ſo viel er konnte. Er war vielleicht der einzige Fürſt ſeiner Zeit, welcher thätigen Religionseifer mit Duldſamkeit und Verträglichkeit gegen anders Denkende zu verbinden wußte. Jeder, welcher die Pflichten eines guten Bürgers beobachtete, fand in ſeinen Landen Schuz, und dieſen Grundſaz, das gröſte Hülfsmittel der ſo ſchnell angewachſenen brandenburgiſchen Macht, hat er auf ſeine Nachfolger vererbt. In ſeinen Sitten war er regelmäſig. Dem damals in Deutſchland noch ſo allgemein herrſchenden Trunk war er nicht ergeben, und in der Liebe weiß man keine Ausſchweifung von ihm. Seine Tagesordnung war beſtimmt; er ſtand früh auf, nahm in den erſten Stunden ſeine Regierungsgeſchäfte vor, beſuchte dann die Wachparade, ſezte ſich um 12 Uhr zu Tafel, die nie länger als ein und eine halbe Stunde dauerte, beſchäftigte ſich nach der Tafel mit der Malerei und Mathematik, gab um 3 Uhr die Parole aus, ritt darauf gewöhnlich ſpazieren, ſpeiſete nie des Abends, als zuweilen ein Butterbrod, und legte ſich um 10 Uhr zu Bette. Er liebte den vertraulichen Umgang, beſuchte

daher gewöhnlich die Aſſembleen ſelbſt und ſpeißte auch gern bei ſeinen Generalen und Miniſtern. Im Winter machte ein ſogenanntes Tobackskollegium ſeine eigentliche Erhohlung aus, an welchem er nur ſeine vertrauteſten Generale und Staabsoffiziere Antheil nehmen ließ. Sein ganzes Aeußeres war übrigens vernachläßiget. In ſeinen Aeußerungen, in ſeinem Betragen, in ſeiner ganzen Lebensart ſank er nicht ſelten unter die Grenzlinie des Edlen und Schicklichen herab. So ſehr ſein Vater Ceremoniell und Zwang liebte, ſo ſehr haßte er alles, was dieſem ähnlich war. Und vielleicht war dieſes Gegenſtreben gegen allen Zwang die Veranlaſſung zu der Rohheit, auch wohl Niedrigkeit geworden, welche er nicht ſelten in ſeinen Sitten und in ſeiner Lebensart zu Tage legte.

Die Hauptleidenſchaft Friedrich Wilhelms, der ſelbſt klein war, waren große Soldaten, und ſo ſehr er ſonſt ökonomiſirte, ließ er ſich doch manchen großen Mann einige 1000 Reichsthaler koſten, um ihn in Potsdam, ſeinem Lieblingsorte, zu haben. Noch zwei Stunden vor ſeinem Tode, welcher den 31. Mai 1740 erfolgte, ließ er ſich in ſeinen Stuhlwagen ſetzen, und auf der Gallerie des Schloſſes herumfahren, um die im Hof paradirende Garde noch einmal zu ſehen, und gleichſam von ihr Abſchied zu nehmen. Dieß geſchah um 11 Uhr — und um 1 Uhr war er todt.

Chriſtian Ernſt.

Markgraf zu Brandenburg=Kulmbach.

Durch Heldenruhm und Regententreue bahnte ſich dieſer Sprößling eines alten berühmten Fürſtenſtammes den Weg zum Tempel der Unſterblichkeit. Er war am 27. Jul. 1644 zu Baireuth gebohren, von Sophie, des Markgrafen Joachim Ernſt zu Ansbach Tochter, und Erdmann Äugusts, Markgrafen zu Kulmbach Gemahlin. Schon im ſiebenten Jahre ſeiner beiden Eltern beraubt, wurde er ſeinem Großvater, dem Markgrafen Chriſtian, und da auch dieſer 1655 ſtarb, und er zur Regierung ſeiner Lande noch unfähig war, ſeinen Vormündern, dem Markgrafen zu Ansbach, Georg Albrecht, ſeines Vaters Bruder, und dem Churfürſten von Brandenburg Friedrich Wilhelm übergeben, welche für ſeine ſtandesmäßige Erziehung ſorgten und ihn dem Statthalter von Halberſtadt, Joachim Friedrich Freiherrn von Blumenthal anvertrauten, der ihn im Jahr 1656 mit ſich nach Halberſtadt nahm.

Schon im folgenden Jahre kam er, nach dem Tode des Statthalters, an den Berlinerhof, und dann nach Strasburg, wo er den Wiſſenſchaften huldigte, und rit-

terlichen Uebungen einen Theil ſeiner Zeit widmete. Geſchichte und Mathematik, beſonders aber Fortifikation und Religion beſchäftigten ſeinen Fleiß, und daß es ihm mit den Studien ein Ernſt war, mag unter andern daraus erhellen, daß er einmal öffentlich als Redner auf dem Katheder erſchien. Er handelte das gröſte Thema von der Regierungskunſt ab (de principatus bene regendi artibus,) und ſeine Rede iſt in lateiniſcher, deutſcher und franzöſiſcher Sprache mehrmals gedruckt worden.

Im Sommer des Jahres 1659 machte er eine Reiſe nach Frankreich, und verweilte mehrere Monate zu Angiers, um den Unterricht der Lehrer dieſer Akademie zu nutzen. Dann reiste er an die ſpaniſche Grenze, wo eben am Pyrenäiſchen Frieden gearbeitet wurde, und bei dieſer Gelegenheit lernte er die Könige Philipp IV. von Spanien und Ludwig XIV. von Frankreich perſönlich kennen. Als nun auch der Friede zwiſchen dem Kaiſer, dem Könige von Schweden und dem Churfürſten von Brandenburg zu Stande kam, ſtiftete er, zum Andenken dieſes zweifachen Friedens, bei ſeinem Aufenthalte in Bourdeaux den Orden de la Concorde, und begab ſich dann nach Paris, wo er die kirchliche und politiſche Verfaſſung Frankreichs kennen zu lernen bemüht war. Aehnliche Zwecke verfolgte er in Genf, wo er ſich beſonders mit der Schweizerverfaſſung bekannt machte. Dann bereiste er das Appenninen-Gebürg und die vorzüglichſten Städte Italiens. In Rom mußte man es für eine wichtige Acquiſition anſehen, einen ſo einſichtsvollen Fürſten in den Schooß der allein ſeligmachenden Kirche zurück zu führen, allein die Vorſtellungen und Ueberredungskünſte des päbſtlichen Beicht-

vaters

vaters Oliva wären dieſsmal umſonſt. Chriſtian Ernſt blieb ſeinem Glauben treu, reiste durch Frankreich und die Niederlande ins Vaterland zurück, und kam am 2ten Sept. 1662 zu Cleve an, wo ſich damals der churfürſtl. Hof aufhielt. Hier war es, wo der Churfürſt ſeiner Obervormundſchaft entſagte, und dem Prinzen die Regierung ſeiner Lande übertrug.

Chriſtian Ernſt bewies ſich gleich anfangs als einen ſehr thätigen Regenten, der die Wichtigkeit ſeines Berufs kannte, und ernſtlich bemüht war, ſeine erworbenen Einſichten zum Beſten ſeiner Unterthanen anzuwenden. Dazu gab es überall Gelegenheit genug; dennoch blutete das Land von den Wunden, die ihm der 30jährige Krieg geſchlagen hatte. Dem verfallenen Nahrungsſtand ſuchte er aufzuhelfen, es wurden Manufacturen errichtet, und als Freund der Wiſſenſchaften ſorgte er auch für die Kultur des Geiſtes. Zu Baireuth ſtiftete er ein Gymnaſium, das nach ihm benannt wurde, und überhaupt ſorgte er für die Verbeſſerung des Schulweſens mit Ernſt und Nachdruck. Um der Verwilderung in den Sitten und der Lebensart Einhalt zu thun, ließ er die alte Polizei-Ordnung wieder einſchärfen, und aus Eifer für die Religion ließ er eine ſcharfe Verordnung gegen die Entheiligung des göttlichen Namens, und wider die Flucher und Gottesläſterer kund machen; ſogar ließ er vor den Kirchen Brechen errichten, worein man dergleichen Verbrecher zur Strafe und Warnung einſperren ſollte. Wie wichtig ihm die Pflichten als deutſchen Reichsſtandes waren, gab er ſchon durch den am 31. October 1663 zwiſchen ihm und dem Markgrafen Albrecht zu Anſpach einge-

gangenen Vergleich wegen der Präcedenz zu erkennen, welche dieſer lebenslang auf dem Kreis-, er ſelbſt hingegen bei Reichs- und Deputations-Tagen haben, im übrigen aber jährlich abgewechſelt werden ſollte. Um ſeine Reſidenz Baireuth ließ er eine Stadtmauer führen, und die ruinirte Stadtkirche bekam eine neue Geſtalt. Durch ein Gelübde gebunden, das er ehemals in fremden Ländern gethan hatte, baute er eine vortrefliche Schloßkirche.

Im Jahr 1672 errichtete er mit dem Kaiſer Leopold, den Churfürſten zu Mainz, Trier und Sachſen und dem Biſchof zu Münſter, zur Erhaltung der deutſchen Freiheit und des beſtändigen Genuſſes des weſtphäliſchen Friedens, ein Bündniß, und ſchickte, da die Franzoſen in Deutſchland einfielen, zur Beſchützung von Cleve, dem Churfürſten von Brandenburg ſeine Truppen. Zu gleicher Zeit lag ihm auch, als kreisausſchreibendem Fürſten, da die deutſchen Reichsfürſten ihr Kontingent gegen eben dieſe Feinde ſtellen mußten, ob, Sorge zu tragen, daß der fränkiſche Kreis die beſtimmte Anzahl Kriegsvölker zur rechten Zeit ſtellen möchte. Und da ſich dieſe (am 7ten April 1673) bei Nürnberg verſammelten, gieng er dahin und erhielt als Obriſter vom Kreis nicht allein ein Regiment zu Pferd, ſondern das General-Kommando über die ſämmtlichen Kreistruppen, mit denen er den Einfall der Franzoſen in Franken bei Kronach verhinderte. Dann unterredete er ſich mit dem Kaiſer zu Eger, eilte aber, da die Franzoſen über den Rhein gegangen waren, nach Ochſenfurt, beſetzte den Mainpaß und beobachtete ſo fleißig, daß die Franzoſen vom weitern Vordringen ab-

gehalten und öfters mit großem Verluſt zurückgeſchla- gen wurden, weswegen ihn der Kaiſer zum General- wachtmeiſter ernannte.

Da indeſſen die kaiſerliche Armee zu ihm gekommen war, gieng er zur Belagerung von Bonn, welches die Franzoſen inne hatten, und wagte ſich hier ſo tief ins Treffen, daß er von dem Blute zweier Kanonier, welche eine aus der Stadt geſchoſſene Kanonenkugel mitten von einander riß, beſpritzt wurde. Indeſſen wurden Bonn und andere von den Franzoſen beſetzte Plätze unter ſeinem Kommando erobert, worauf er nach Baireuth zurück kam. Kurz darauf aber ſtand er ſchon wieder im Felde, beſetzte alle Päſſe des Landes, ſchlug die Franzoſen bei Zwingenberg, und bewährte ſei- nen Heldenmuth von neuem in dem berühmten Treffen bei Goldſcheuer (am 1. Aug. 1675), wo ihm das Pferd unter dem Leib erſchoſſen wurde. Als kaiſerlicher Gene- ralfeldmarſchall war er bei der Belagerung und Erober- ung von Philippsburg, und in der Abweſenheit des Markgrafen Friedrich von Baden übernahm er das völlige Kommando über die kaiſerliche und Reichsarmee.

Der Friede zu Niemwegen (am 5. Febr. 1679) machte endlich dem Blutvergießen ein Ende; allein der Markgraf fand auch in der Folge noch öfters Gelegenheit, Beweiſe ſeines Heldenmuthes zu geben. Bei der Bela- gerung Wiens durch die Türken im Jahr 1683 eroberte er mit eigener Hand einen türkiſchen Hauptroßſchweif, und wurde deswegen kaiſerlicher General der Kavallerie und bald darauf General-Feldmarſchall. Im Vaterlan- de ſelbſt machte er ſich nicht weniger durch gute Anord- nungen verdient, ſchützte mit Nachdruck die Gerechtſa-

men ſeines Hauſes und erweiterte von Zeit zu Zeit die Grenzen des Landes durch den Ankauf beträchtlicher Güter. Mit Nachdruck nahm er ſich der aus Frankreich entflohenen Reformirten an, erlaubte ihnen, ſich in Erlangen anzubauen, und ertheilte ihnen große Freiheiten, wodurch er der Stifter und zum Theil auch der Erbauer einer neuen Stadt wurde, in welcher am Ende des 17ten Jahrhunderts mit ſeiner Hülfe der Baron Gros von Troccau eine Ritterakademie anlegte.

Im ſpaniſchen Succeſſionskriege zog er gegen Frankreich zu Felde, und hatte 1707 das Oberkommando über die kaiſerlichen und Reichstruppen. Verdrüßlich darüber, daß er nicht nachdrücklich genug unterſtützt wurde, legte er das Kommando nieder, und lebte nun einzig für das Wohl ſeines Landes, deſſen Bergbau er in Aufnahme brachte, und deſſen Wohlſtand er überhaupt durch viele treffliche Verordnungen erhöhte. Bald nach der Feier ſeines Regierungs-Jubiläums ſtarb er zu Erlangen am 10. Mai 1712. Daß er ſich von einem Betrüger, von Krohneman, einem angeblichen Goldmacher, täuſchen ließ, iſt eine Schwachheit, die man ihm wohl verzeihen kann.

Johann Adolph,

Herzog von Weißenfels und Querfurth.

Ein ehrenvolles Denkmal gebührt auch dieſem Sprößlinge eines deutſchen Fürſtenhauſes, das mit ihm erloſchen iſt. Er war am 4ten Sept. 1684 gebohren, und der jüngſte unter den drei Söhnen des Herzogs Johann Adolph von Weißenfels und Querfurth. Frühe äuſerte ſich bei ihm eine Neigung zum Kriegsdienſte, und der Ausbruch des ſpaniſchen Succeſſionskriegs beſtimmte ihn, im Jahr 1701 bei den heſſiſchen Truppen als Kapitain ſeine militäriſche Laufbahn anzutreten. Schon vorher hatte er eine zweijährige Reiſe durch Holland und Frankreich gemacht, die zur Bildung ſeines Geiſtes und Charakters nicht wenig beitrug.

Der Prinz bewies bald, daß er von einem wahren Heldenmuthe beſeelt ſei. Er war bei der Belagerung Lüttichs, und als ein Sturm beſchloſſen wurde, traf ihn zum erſtenmale die Tour, als Hauptmann mit zu ſtürmen. Die Generalität ſuchte ihn zu ſchonen — allein der junge Held ließ ſich von dem ehrenvollen Poſten nicht abhalten, ſetzte ſich an die Spitze ſeiner Grenadiere, ſprang mit Hülfe eines ſeiner Bedienten über die Palliſaden in die Contreeſcarpe, brach in die Citadelle ſelbſt

mit ein, und half die darinn befindliche Beſatzung zu Kriegsgefangenen machen. Dieſer erſte Beweis ſeines Muthes erwarb ihm die Achtung Marleboroughs und der übrigen Heerführer, welche in dem kommenden Feldzuge (1703), wo er bei der Belagerung von Bonn am Backen eine Wunde bekam, noch erhöht wurde.

Als ſich der Krieg (1705) mit aller Macht in Italien ausgebreitet hatte, zog auch Johann Adolph mit den heſſiſchen Truppen dahin, und unter Kämpfen und Blutvergießen entwickelte ſich ſein militäriſcher Charakter immer mehr. Gleich anfangs ſchlug er bei Caſtiliane als Oberſter eines Regiments Reuterei die Franzoſen zurück und erbeutete mehrere Fahnen. Bei den Schlachten zu Turin, der Einnahme von Mailand, der Expedition von Toulon, der Eroberung Sauſas war er zugegen. Da es in Italien nichts mehr zu thun gab, gieng er nach Flandern, wohnte der Belagerung und Einnahme von Ryſſel bei, half bei dem Rückzuge Gent mit erobern, befand ſich mit bei der Belagerung von Tournai, in der blutigen Schlacht bei Malplaquet, und bei der Eroberung von Mons.

August II, König von Polen und Churfürſt von Sachſen, hatte Adolphs militäriſche Verdienſte bei der Belagerung von Ryſſel, wo er mit zugegen war, kennen gelernt, und ihm eine Stelle als Generalmajor in ſeiner Armee angeboten. Mit Vergnügen folgte er dem ſanften Rufe ſeines Herzens, zog die Dienſte ſeines Vaterlandes vor. Hier öfnete ſich ihm ein weites Feld, ſeinem ſtrebſamen Geiſte mehr Nahrung zu geben, und ſeine erlangten militäriſchen Kenntniſſe der Welt zu zeigen. Als der König Auguſt es für nöthig achtete, ſei-

ne kurſächſiſchen Lande vor den Drohungen des ſchwediſchen Generals von Craſſau durch einen Einfall in Vorpommern zu ſichern, ſo kam Adolph (1711) mit den ſächſiſchen Truppen dahin. Sogleich eroberte er mit ſeinem Corps die Pernamünder Schanze und machte die Beſatzung zu Gefangenen. Als Peter der Große vor Stralſund rekognoſcirte, und die Schweden einen ſtarken Ausfall aus der Feſtung thaten, gerieth der Czar in Gefahr gefangen zu werden, wenn ihm nicht Adolph zu Hülfe gekommen wäre, und die Schweden mit Verluſt in die Feſtung zurückgetrieben hätte. In dem Treffen bei Gadebuſch, wo die Schweden ſiegten, wäre die ganze Reuterei verloren geweſen, wenn nicht der Prinz ihrer Flucht Einhalt gethan hätte.

In den polniſchen Unruhen kommandirte Adolph ein eigenes Korps, und beſiegte die Konföderirten bei jeder Gelegenheit, bis 1717 die Ruhe wieder hergeſtellt war. Im folgenden Jahre zog er mit 6000 Mann Hülfstruppen, welche Auguſt dem Kaiſer Karl VI. zu dem damaligen Türkenkriege verſprochen hatte, nach Ungarn. Aber kaum war er daſelbſt angekommen, als der Friede zu Paſſarowitz (am 21. Jul. 1718) geſchloſſen wurde. Er führte nun das Korps wieder zurück, wählte das Städtchen Dahme im Fürſtenthum Querfurt zu ſeinem friedlichen Aufenthalte, und Johannen Antoinetten, Prinzeſſin von Sachſen-Eiſenach zur Gefährtin ſeines Lebens, die ihm aber nach wenig Jahren der Tod entriß.

In dem polniſchen Kriege, der nach dem Tode Auguſts II. (den 1. Febr. 1730) ausbrach, kommandirte er, als General der Kavallerie, eine Kolonne der

ſächſiſchen Völker, eroberte Poſen, und beförderte dadurch die Unterwerfung des Landes unter Auguſt III. Als die Krönung geſchehen war, zog er mit 12000 Mann nach Danzig, welche Veſte von den ruſſiſchen Truppen belagert wurde. Die Danziger hatten es ſeiner Vermittelung vornemlich zu danken, daß ihnen eine annehmliche Kapitulation zugeſtanden wurde, und da durch den Fall dieſer Stadt die meiſten Unruhen in Polen getilgt waren, ſo gieng Adolph im Auguſt 1734 wieder nach Sachſen zurück. Er erhielt noch in dieſem Jahre die Würde eines Generalfeldzeugmeiſters des deutſchen Reichs, und 1735 eines ſächſiſchen Generalfeldmarſchalls. In dieſer Zeit ſchlug er die noch unruhigen Polen an vielen Orten, dämpfte dadurch die Unruhen, und brachte alles unter den Gehorſam König Auguſt III.

Als am 28. Jun. 1736 ſein Bruder, Herzog Chriſtian zu Sangerhauſen ſtarb, ſo fiel die Regierung der Herzogthümer Weißenfels und Querfurth ihm zu. Dieſe Länder befanden ſich damals in der traurigſten Lage; Schulden hatten ſich auf Schulden gehäuft, und das Land ſeufzte unter ihrem Druck. Das Kammerweſen war in der größten Unordnung, und gewiſſermaſſen in völliger Unthätigkeit. Dieſe Lage nun erforderte die ganze Aufmerkſamkeit des neuen Fürſten. Sie war es, die ihn bewog, die churſächſiſchen Dienſte, doch mit Beibehaltung des Feldmarſchalls-Charakters, zu verlaſſen, und ſich ganz ſeinen Unterthanen zu widmen. Muthig und ſtandhaft ergriff er nun das Ruder, und zeigte bald, daß er gleich fähig in Regierungs- wie in Kriegsgeſchäften war. Er beſetzte mit

rechtſchaffenen Männern die Kollegien, beſuchte ſolche fleißig ſelbſt, verbeſſerte die Gerichtspflege, ſuchte ſein Kammerweſen in eine beſſere Verfaſſung zu bringen, und hob in kurzer Zeit das Land aus ſeinem traurigen Verfall wieder empor. Ein vortheilhafter Umſtand war hierbei, daß nach dem Abſterben ſeines Vetters Albrechts zu Barby (1739) dieſe Grafſchaft dem Herzoge zufiel, ſeine Revenüen vermehrte, und er ſich hierdurch noch mehr im Stande ſah, die große Schuldenlaſt nach und nach abzutragen.

In dieſer Lage brach (1740) der erſte ſchleſiſche Krieg aus, und Herzog Adolph übernahm, auf Verlangen des Churfürſten von Sachſen, das völlige Kommando über die in Böhmen ſtehende Armee wieder. Da aber durch Englands Vermittlung der Friede zwiſchen Preußen und Oeſterreich zu Breslau geſchloſſen wurde, ſo marſchirte er nach Sachſen zurück. Auch im 2ten ſchleſiſchen Kriege vereinigte er ſich mit den Kaiſerlichen in Böhmen, und ſeinen klugen Maaßregeln war es vornemlich zuzuſchreiben, daß die Preußen dieſes Königreich räumen mußten. In der Folge war ihm das Glück weniger günſtig, und nach dem unglücklichen Treffen bei Hohenfriedberg (1745) legte er die Befehlshaberſtelle nieder. Er ſorgte nun von neuem für das Wohl ſeines Landes, und hatte die Freude, es durch eine weiſe Oekonomie in blühende Umſtände zu verſetzen. Faſt alle Schulden waren bezahlt, ſeine Finanzen hoben ſich, und ſeine Erſparniſſe fiengen an ſich bedeutend zu mehren. In dieſer für das Land ſo glücklichen Lage überraſchte ihn zu Leipzig auf der Meſſe den 16ten May 1746 plötzlich, als er eben von der Mittagstafel aufgeſtanden war,

der Tod. Seine zweite Gemahlin Friederike, aus dem herzogl. Gothaiſchen Hauſe, mit der er ſich 1734 verheurathet hatte, ſtarb 1775 zu Langenſalza in 60ſten Jahre. Gerade für ſie nur war noch Raum in der nun auf immer verſchloſſenen Gruft im Schloſſe zu Weißenfels.

Ein tiefdringender viel umfaſſender Geiſt, eine ſeltene Leichtigkeit, verwickelte Geſchäfte auseinander zu ſezzen, Muth in den äußerſten Gefahren, verbunden mit einer außerordentlichen Kaltblütigkeit und Gegenwart der Seele, Philoſophie in Verein mit der Religion, waren bei Herzog Johann Adolph in einer ſeltenen Verbindung. Tag und Nächte ſchlaflos und nüchtern — ſo fand ihn oft das Heer und der Staat. Die ſich immer gleiche Ruhe ſeines Geſichts verbarg eine feurige geſchäftige Seele, einen fruchtbaren nie zu ermüdenden Geiſt, gewöhnt, im Glück und Unglück ſich immer gleich zu bleiben. Höflichkeit, edler Anſtand und Leutſeligkeit, herablaſſende Güte gegen Vornehme und Geringe verbreiteten eine gewiſſe Grazie über ſein ganzes Weſen. Mit einem freundlichen Gruß, mit einer lächelnden Miene bemächtigte er ſich des Herzens eines jeden Bürgers, deſſen wichtigere oder geringere Anliegen er mit gleich gewiſſenhafter Sorgfalt abwog.

Ernſt Ludwig, oder Ernſt der Zweite.

Herzog zu Sachſen-Gotha und Altenburg.

Deutſchland zählt den Herzog Ernſt Ludwig unter die ehrwürdigſten Männer ſeiner Nation, man betrachte ihn als Regenten, als Gelehrten oder als Menſchen. Er war am 30. Jan. 1745 gebohren. Sein Vater war der regierende Herzog Friedrich III.; ſeine Mutter, Louiſe Dorothee, war Herzog Ernſt Ludwigs zu Sachſen-Meiningen Tochter. Er war der Geburt nach nicht zur Regierung beſtimmt: ſondern der Tod ſeines ältern Bruders, Friedrichs, der im Jahr 1756 als Erbprinz im 21ſten Jahr ſeines Alters ſtarb, verſchafte ihm das Recht der Regierungsnachfolge. Er vermählte ſich mit einer Prinzeſſin von Sachſen-Meiningen, wie ſein Vater, nach deſſen Tode im Jahr 1772 er die Regierung antrat.

Der Name Ernſt iſt ſehr bedeutend und ſegensreich in der Gothaiſchen Regentenfolge. Noch immer dauern in Gothas glücklicher Verfaſſung die Spuren des weiſen Ernſt, den die Geſchichte den Frommen nennt. Durch gute Staatswirthſchaft heilte er die

Wunden, die der Krieg dem Lande geſchlagen hatte. Für ſich und ſeine eigenen Bedürfniſſe ſparſam und eingezogen, war er freigebig und großherzig, ſobald es der öffentlichen Sache und der Gründung und Förderung wohlthätiger Inſtitute für Staat und Kirche galt. Die ſchönen Reformen in Kirchen- und Schulſachen, welche Ernſt der Fromme begann, hat Ernſt der Redliche herrlich fortgeführt. Unter dieſem blühte das Gothaiſche Landesgymnaſium zu einer ſeltenen Verherrlichung auf. Die Generalſuperintendenten Koppe und Löffler wirkten trefflich zur Aufklärung und Erweiterung dieſer und anderer Anſtalten, und das Salzmanniſche Erziehungsinſtitut dankt ſein Gedeihen zum Theil der großmüthigen Unterſtützung Ernſt II. Auch das Altenburger Gymnaſium erhielt durch thätiges Eingreifen des guten Fürſten eine zweckmäßigere und erweiterte Einrichtung, und in Gotha blühte unter ſeinem Schutz noch manche öffentliche und Privatanſtalt zur Bildung und Erziehung der heranwachſenden Menſchheit.

Ernſt der Fromme liebte und übte vorzüglich die Mathematik; an dem zweiten Ernſt fand die Aſtronomie einen ihrer gelehrteſten und thätigſten Beförderer in Europa. Die von ihm auf dem Seeberg, eine halbe Stunde von Gotha, erbaute und mit den herrlichſten Inſtrumenten ausgerüſtete Sternwarte wurde unter der Direction des um alle Theile der Himmels- und Erdkunde hochverdienten Freiherrn von Zach bald der Mittelpunkt der wichtigſten Meſſungen und Beobachtungen in Europa. Der großmüthige Stifter und Unterſtützer dieſes Inſtituts bleibt es ſelbſt noch

nach ſeinem Tode durch ein wahrhaft fürſtliches Vermächtniß: „Ich habe, ſo ſchrieb er eigenhändig in ſeinem Teſtament, mit anſehnlichem Koſtenaufwand eine Sternwarte ohnweit Gotha auf dem Seeberg angelegt, und die Koſten davon aus meinen Erſparniſſen, ohne einen auch noch ſo geringen Beitrag irgend eines öffentlichen Fonds zu begehren, aufgebracht. Dieſes Inſtitut, das in kurzer Zeit allenthalben berühmt, und von auswärtigen Gelehrten beſucht worden iſt, wünſche ich noch nach meinem Tode fortgeſetzt, und zum Nutzen der Wiſſenſchaften erhalten und unterhalten zu ſehen. Ich ſetze daher aus demjenigen, was ich mit Recht mein Privatvermögen nennen kann, annoch ein Kapital von 40000 Reichsthalern dergeſtalt aus, daß der Stock ſelbſt unabläſſig bei hieſiger Kammerkaſſe ſtehen bleibe, die Zinſen aber zu vier Procent jährlich zur Beſoldung eines Gelehrten und zur Unterhaltung der Gebäude und nothwendigen Inſtrumente angewendet werden ſollen. Neue Inſtrumente müſſen freilich als eine unentbehrliche beſondere Ausgabe angeſehen werden, allein ſie bleiben ja als Inventarienſtücke und mithin dem Hauſe, zu deſſen Glanz und Ruhme in der gelehrten und wiſſenſchaftlichen Welt ſie nicht wenig beitragen werden. Ich empfehle daher meinen Erben und Nachfolgern dieß gelehrte, nützliche und dem Glanze des Hauſes zur Ehre gereichende Inſtitut aufs angelegentlichſte, und hoffe dabei keine Fehlbitte zu thun, weil ich hiemit ausdrücklich verordne, mir auf keinerlei Art und Weiſe ein anderes Denkmal, als durch die ſorgfältige Erhaltung der Sternwarte zu ſetzen. Dieſe Ei-

tekeit iſt verzeihlich, und um ſo verzeihlicher, da ſie wirklich zum Wohl und zur Ausbreitung nützlicher menſchlicher Kenntniſſe nicht wenig beitragen wird.“

Ernſt der Fromme legte den ſchönen Grund zur herzoglichen Bibliothek, aus deren Mitteln zum Theil ſchon Hartleder ſeinen Schmalkaldiſchen Krieg und der Baron von Seckendorf ſeine Kommentarien über Luthers Reformation ſchrieben. Ernſt der Zweite war ein unabläßiger Wohlthäter und Erweiterer dieſer bedeutenden Bücherſammlung, und bereicherte ſie durch die koſtbarſten Ankäufe von Incunabeln und Handſchriften. Dieſe Bibliothek, über deren Sälen der Fürſt ſelbſt ſeine beſtändige Wohnung hatte, und wohin er alle Morgen regelmäßig kam, war viele Jahre das Audienzzimmer, wo er ſich mit Fremden und Einheimiſchen am offenſten über die merkwürdigſten Ereigniſſe der Litteratur und Politik beſprach. Der Herzog beſaß außer dieſer öffentlichen Bibliothek noch eine koſtbare Privatbibliothek, und bewies ſich überall als Kenner und Beförderer ſeltener und prächtiger Werke.

Schon die Vorfahren Herzog Ernſt II. hatten den Grund zu einer Münzſammlung gelegt, die der Aufſeher derſelben, Liebe, in einem noch jetzt ſehr geſchätzten Münzwerke (Gotha numaria) ausführlicher bekannt machte. Der berühmte Münzkenner Schläger, war in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts Aufſeher und Ordner derſelben, die nun unter dem letzten Herzog durch Ankauf von fünf verſchiedenen antiken Münzſammlungen in den griechiſchen Städte- und Königsmünzen ſowohl, als in den Familien- und Kai-

ſermünzen eine ſolche Vollſtändigkeit erhalten hat, daß ſie bald unter den Sammlungen des erſten Rangs nicht zuletzt genannt werden wird.

Der Herzog hatte mit ſeinem jüngern noch lebenden Bruder Auguſt im Jahr 1767 eine Reiſe nach Holland, England und Frankreich gethan, und ſchon damals große Freude an Gemählden und andern Kunſtwerken gefunden. Er ſtand ſeitdem in beſtändiger Verbindung mit mehrern berühmten Kunſtfreunden, und der bekannte Kunſtkenner in Rom, Reifenſtein, ſtattete ihm eine lange Zeit hindurch regelmäßige Berichte ab, die, wenn ſie ſich erhalten haben, wohl einer öffentlichen Bekanntmachung werth wären. Durch ihn erkaufte er mehrere trefliche Gypsabgüſſe, die, wenn ſie ganz aufgeſtellt würden, ſchon für ſich ein Kunſtkabinet ausmachen würden, und erhielt ein erleſenes Portefeuille von Handzeichnungen der großen italiäniſchen Meiſter, die Mengs für ſich geſammelt hatte. Der Herzog unterſtützte Wilhelm Tiſchbein, den nachmaligen Direktor der Mahlerakademie zu Neapel, und Döll durch Penſionen bei ihren Reiſen und Studien in Italien. Auch Gemählde ſammelte der Fürſt, und viele Flüchtlinge aus den revolutionirten Ländern fanden in ſeinem Zimmer und in der Kunſtkammer ihre endliche Ruheſtätte. Ueberhaupt waren ſeine Zimmer als eben ſo viele Schmuck- und Schatzkäſten anzuſehen, wo auf jedem Tiſch und in jedem Winkel die köſtlichſten Pretioſen, Ringe mit geſchnittenen Steinen, und andern Bijouterien, die er ſehr liebte und häufig kaufte, herum zerſtreut lagen. Da ſtunden auch, in mehrern Kiſten verſchloſſen, die merkwürdigen Freimaurer- und

Illuminaten-Papiere, die der Herzog aus des geheimen Raths Bode's in Weimar Nachlaß an ſich gekauft, und noch mit andern wichtigen Papieren zur Geſchichte geheimer Ordensverbindungen vermehrt hatte. Der Herzog war mit allen Tendenzen und Abwegen der Freimaurerey vertraut, unterſtützte lange Zeit und mit Enthuſiasmus die Ordensverbindung, die ihm für Staat und Aufklärung wohlthätig ſchien, ſtand ſelbſt mit an der Spitze des auſſer Baiern ſich ausbreitenden Illuminatenbundes, und gab Weishaupt einen Zufluchtsort und eine Penſion, die er in Ruhe noch jetzt in Gotha fortgenießt.

Alle dieſe und noch mehrere andere Liebhabereien des Kunſt und Wiſſenſchaft eifrig fördernden Fürſten erhalten dadurch, daß er ſie blos aus ſeinen eigenen Mitteln und Erſparniſſen befriedigte, und nie eine Landeskaſſe dazu in Anſpruch nahm, einen noch bedeutendern Werth. Er war dabei ein abgeſagter Feind alles eitlen Gepränges, alles vergeudenden Luxus und jedes Aufwandes, der nur einen augenblicklichen Sinnkitzel beabſichtigt. Dieſe Strenge, die er zuerſt gegen ſich ſelbſt und in ſeinen perſönlichen Bedürfniſſen übte, wurde wohl zuweilen verkannt, hatte aber die wohlthätigſten Folgen für das ganze Land, das ſich bei dieſem Syſtem im blühendſten Wohlſtand befand. Selbſt in den Worten ſeines durchaus merkwürdigen letzten Willens liegen mehrere Beweiſe dieſer frugalen und alle eitle Oſtentation haſſenden Denkart. Bei Gelegenheit der ſchönen Stiftung für die Sternwarte äußerte er die Meinung, daß 800 Thaler Gehalt einem Gelehrten vollkommen gnügen müßte, und führt die

Hei-

Heizung und Beleuchtung unter die nothwendigen menſchlichen Uebel auf.

Die ſchauderhaften Auftritte der ausgearteten franzöſiſchen Revolution und ihre traurigen Folgen für die deutſche Verfaſſung erfüllten ſein redliches Fürſtenherz allmählig ſogar mit einer Bitterkeit, die ſonſt gar nicht in ſeinem milden und menſchenfreundlichen Charakter lag, ſcheuchten ihn, der zwar nie geräuſchvolle Vergnügungen geliebt hatte, in eine oft freudenloſe Einſamkeit, und hinderten ihn zuletzt, ſelbſt von ſeinen Sammlungen und Kunſtſchätzen den gemeinnützigen Gebrauch zu machen, was ſich mit ſeiner übrigens ſo lieberalen Denkart gar nicht vertragen hätte. Er ſtarb, ganz eigentlich an einem gebrochenen Herzen, den 21ſten April 1804. Seiner wiederholten teſtamentariſchen Verordnung gemäß wurde ſeine Leiche auf einer kleinen Inſel in ſeinem Park zu den Füſſen ſeiner ſchon früher geſtorbenen, gleichfalls dort begrabenen Kinder ohne Sarg blos in die Erde geſenkt, und ein einfacher Baum wird die Grabſtätte bezeichnen, zu welcher alle guten Menſchen gern wallfahrten möchten.

Karl Egon.

Fürſt zu Fürſtenberg.

Jeder gute und helldenkende Menſch, der ſich auf irgend eine Art um ſeine Zeitgenoſſen vorzüglich verdient macht, hat die gerechteſten Anſprüche auf ein dankbares Andenken. Iſt ein ſolcher Menſch Fürſt, d. i., hat er mehr als andere Menſchen Veranlaſſungen, Mittel und Verſuchungen, aufs höchſte mittelmäßig zu werden, ſo verdient er doppelte Aufmerkſamkeit. Billig ſteht daher auch das Bildniß des Fürſten Karl Egon im Tempel der Unſterblichen. Nicht im Schlachtgetümmel, ſondern im Schooße des Friedens und der Ruhe machte er ſich um das Vaterland und um die Menſchheit überhaupt verdient. Was er für gut und nützlich erkannte, beförderte er mit Enthuſiasmus und edlen Aufopferungen. Beſonders war er ein warmer Freund der Künſte und Wiſſenſchaften, unterſtützte ſie oft nach ſeinen beſten Kräften, und erwarb ſich ſelbſt in verſchiedenen Fächern achtungswerthe Kenntniſſe. Um ganz Mäzen zu ſein, fehlte ihm nur der Poſten eines Mäzens. Er that viel, und wenn er nicht alles that, ſo lag die Schuld davon nicht in ſeinem Willen, ſondern in Zufälligkeiten von ganz anderer Art.

Karl Egon, Reichsfürſt zu Fürſtenberg, Landgraf in der Baar und zu Stühlingen, Ritter des goldnen Vlieſes, k. k. Kämmerer und geheimer Rath, Präſident der böhmiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften ꝛc. war am 7ten Mai 1729 zu Prag gebohren. Was ſein Geſchlecht betrifft, ſo nannte ſchon Rudolph von Habsburg den Grafen von Fürſtenberg Heinrich ſeinen Oheim und Blutsbefreundten. Sein Vater, Joſeph Wilhelm Ernſt, war kaiſerlicher Principal-Commiſſarius zu Regensburg. Mit einem Herzen, das allen guten Eindrücken offen ſtund, und voll von einer edlen Begierde, ſeinen Verſtand mit nützlichen Kenntniſſen zu bereichern, kam Karl Egon in ſeinem 15ten Jahre auf die Akademie zu Leipzig, und widmete ſich drei Jahre lang dem Studium der ernſtern Wiſſenſchaften. Dann kam er auf die Ritterakademie zu Turin, und verweilte hier 18 Monate. Eben ſo viel Zeit brachte er auf einer Reiſe durch das übrige Italien zu, wo er ſich vornemlich dem Studium der Alterthümer und der Muſik widmete. Schon iezt, im Frühling ſeines Lebens, war er ein emſiger Sammler von Antiken, Münzen, Naturprodukten, Kupferſtichen und Büchern, und brachte bedeutende Schätze davon mit ins Vaterland zurück, die er zeitlebens zu vermehren bemüht war.

Von ſeinem Vater ſelbſt wurde er, nach der Rückkunft von ſeinen Reiſen zum deutſchen Staatsrechte angeführt, und bald vertrat er bei demſelben die Stelle eines geheimen Secretairs, bis er 1751 zu Prag bei der erſten Landesregierung als wirklicher Rath angeſtellt wurde. Seine Erhebung in den Reichsfürſtenſtand geſchah im Jahr 1760, und bis 1766 wurde er in den

wichtigſten Landesangelegenheiten gebraucht. In dieſem Jahre wurde ihm die Viſitation des Reichskammergerichts, als kaiſerlichem Prinzipal-Kommiſſarius, übertragen. Erſt nach wiederholtem Rufe nahm er dieſe Würde an, und beſtritt aus eignen Mitteln den Aufwand, den er derſelben ſchuldig zu ſeyn glaubte. Gewohnt, bei kaiſerlichen Miniſtern eine ſteife Gravität zu ſehen, machte man ſich zu Wetzlar auf eine ſtrenge Etikette gefaßt, und fand ſich angenehm getäuſcht, in dem weiſen Miniſter den liebenswürdigſten Kavalier und Menſchenfreund zu finden. Seine Verdienſte um das Reich bei dieſem in jedem Betracht verdrießlichen Geſchäfte machten ſeinen Namen aufs vortheilhafteſte bekannt. Wiederholte Verſicherungen von der Zufriedenheit ſeines Hofes und das goldene Vlies waren ſeine Belohnung.

Im Jahr 1771 wurde er Oberſt-Burggraf in Böhmen und Gubernial-Präſident in Prag, gerade in einer der traurigſten Epochen des 18ten Jahrhunderts, nicht allein für Böhmen, ſondern für einen großen Theil Europens. Bekanntlich verbreiteten die damaligen Misjahre eine ſchreckliche Hungersnoth in vielen Ländern. Karl Egon ſtellte ſich ſelbſt freiwillig an die Spitze einer Deputation, die nach Wien reißte, um die allerhöchſte Genehmigung zur Herſtellung der Landeswohlfahrt abzweckenden Vorſchläge zu erhalten. Darunter war auch der Vorſchlag zur Errichtung einer ſtändiſchen Leihebank, nach Art der ſchleſiſchen Creditkaſſe, der aber nicht angenommen wurde. Was der menſchenfreundliche Fürſt nicht für ganz Böhmen thun konnte, that er wenigſtens für das bedrängte Landvolk auf ſeinen Gütern und die Armen und Kranken in der Haupt-

ſtadt. Aus ſeinen eigenen Vorräthen vertheilte er zu vielen tauſend Gulden an das Volk, ohne ſich dabei zu nennen. Mit gleicher Menſchenliebe unterſtützte er eine Privatanſtalt zur Vorſorgung von Waiſen, die damals in Prag errichtet wurde.

Aus eigner Bewegung machte Karl Egon auf ſeinen Gütern den erſten Anfang zu einem beſſern Unterricht der Jugend — freilich war es der bekannte Normal-Unterricht, gegen den ſich ſo viel einwenden läßt, der aber damals doch ein großer Schritt zur Verbeſſerung war. Er ſchickte 1773 auf eigene Koſten einen Weltprieſter nach Sagan zu dem Abt von Felbiger, um Unterricht im Schulweſen zu erhalten. Er ließ auf allen ſeinen Herrſchaften Schulgebäude errichten, Lehrbücher in die böhmiſche Sprache überſetzen, und 1774 nach einem vom Abt ſelbſt entworfenen Plane mit dem Normal-Unterricht unter der Direktion jenes Weltprieſters den Anfang machen, auch die ſämmtliche Geiſtlichkeit und Schullehrer ſeiner Herrſchaften darinn unterweiſen. Der gute Fortgang reizte ihn, den Unterricht der Jugend in allen Landſchulen Böhmens nach dieſer Methode einzurichten. Die Ausführung unterbrachen Unruhen über die Frohndienſte. Der Fürſt legte den Ständen des Königreichs den Entwurf zu einer neuen Frohneinrichtung vor, und blos auf dem Ausſpruch der Regierung beruhete der Ausſchlag der Sache. Die Bewohner des deutſchen Gebirges, aus den Gegenden von Braunau und Trautenau drangen in das flache Land, bis vor die Hauptſtadt. Man mußte Gewalt gegen ſie brauchen, und die Ordnung ward durch ein neues Frohngeſetz wieder hergeſtellt.

Nach verſchiedenen kurz vorher gegangenen Misjahren drohte der baieriſche Erbfolgekrieg Böhmen eine unheilbare Entkräftung, wenn er nicht ſo bald geendigt worden wäre. Karl Egons Vorſorge für das Königreich milderte viele ſchlimme Folgen. Aber nach dem Tode der Kaiſerin Maria Thereſia, als Joſeph II. ſeine längſt entworfenen Plane mit raſcher Thätigkeit auszuführen anfieng, legte er wegen ſchwächlicher Geſundheit 1782 ſeine Aemter nieder. Von nun an theilte er ſeine Zeit zwiſchen der Bemühung, ſeine Güter zu verbeſſern, wo er ſchon lange vorher die Brache abgeſchaft und den Anbau der Futterkräuter eingeführt hatte, und zwiſchen den Künſten und Wiſſenſchaften. In jener Abſicht unternahm er Reiſen in auswärtige ihres Landbaues wegen berühmte Gegenden, und trat mit den bewährteſten Oekonomen ſeiner Zeit in Bekanntſchaft und Briefwechſel. Denn es war von jeher ſein Grundſatz, daß Emporbringung der Landwirthſchaft die Urquelle der Staatsglückſeligkeit ſey. Schubart, Holzhauſen und andere beſuchte er in Perſon, und ließ ſich von ihnen in ihren ökonomiſchen Grundſätzen unterrichten. Zu eigenen praktiſchen Verſuchen beſtimmte er ſein Gut Lahna.

Mit demſelben Eifer war er auch Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften. Die Büchersamınlung ſeines Vaters, welche ungefehr 2000 Bände enthielt, vermehrte er bis auf 20000 Bände, verfaßte darüber eigenhändig ein vollſtändiges Verzeichniß in 5 ſtarken Foliobänden, und machte ſie zu einer Majoratsbibliothek. Stets war er bemüht, die Schriften aus mehreren Fächern der Gelehrſamkeit, vorzüglich aber alle wichtige

ältere, desgleichen auch mehrere neue Hauptwerke der Geſchichte zu ſammeln. Auch viele koſtbare Handſchriften brachte er zuſammen. Als er einſt ein vortrefliches Manuſcript vom Virgil bei einem Prieſter fand, der es nicht kannte, machte er ſelbſt es ihm kund, gab ihm eine Summe Geldes und eine jährliche Penſion von 100 Thalern. Ueberhaupt war das philologiſche ſein Lieblingsfach, und Horaz ſein Lieblingsdichter. Er ſammelte von ihm einige 100 Ausgaben, und ließ ſogar eine ſehr ſchöne Handausgabe deſſelben auf eigene Koſten drucken, die er unter ſeine Freunde vertheilte. Zu Prag ſtiftete er ein öffentliches Naturalienkabinet, und ſchenkte ſeine eigene koſtbare Sammlung dazu; auch eine anſehnliche Sammlung von ältern und neuern Kunſtwerken, und ein ſehr vorzügliches Münzkabinet ſammelte er. Künſtler, die nach Prag kamen, ließ er aufſuchen, oder beſuchte ſie ſelbſt. Die durch ihre gelehrten Arbeiten bekannte böhmiſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, welche in Prag 1769 entſtanden war, und der er damals keine öffentliche Sanction hatte verſchaffen können, wählte ihn doch, nach ihrer Beſtätigung von Joseph II. 1784 einmüthig zum erſten ordentlichen Präſidenten, und er machte ſich auf ſo mancherlei Weiſe um ſie verdient, daß ſie ſich ſchon zwei Jahre darauf gedrungen fühlte, ihm ein öffentliches Denkmal in ihren Verſammlungsſaale zu errichten, welches beider würdig iſt. Er ſtarb am 2ten Juli 1787 zu Prag mit eben der Ruhe des Geiſtes, die immer einen Hauptzug in ſeinem Charakter ausgemacht hatte. Ein anderer liebenswürdiger Zug deſſelben war die Neigung, das für gut Erkannte zu verbreiten. So ließ er Schubarts Zu-

ruf an alle Bauern, die Futtermangel leiden, ins Böhmiſche überſetzen, und ſowohl böhmiſch als deutſch auf ſeine Koſten in Menge drucken und unentgeldlich austheilen. Daſſelbe that er mit vielen für die Geſundheit und das Wohl der Menſchen erfundenen bewährten Mitteln, die er aus gedruckten Schriften ausheben und beſonders drucken ließ.

Ludwig der Funfzehnte.

König von Frankreich.

Die Regierung dieſes Königs iſt ein Beiſpiel, wie weit Schwäche, Sittenloſigkeit, raſende Verſchwendung und ſchaamloſe Hintanſetzung alles deſſen, was recht und gut und edel heißt, an einem Hofe kommen können. Er war am 15. Februar 1710 zu Verſailles gebohren, und wurde zuerſt Herzog von Anjou genannt. Seine Eltern waren der Herzog von Burgund, ein Enkel Ludwigs XIV. und Marie Adelheid von Savoyen. Es ſchien anfangs nicht, daß er den Thron beſteigen würde, da er nicht nur einen ältern Bruder hatte, ſondern auch noch ſein Urgroßvater, Großvater und Vater am Leben waren. In einer Zeit von zwei Jahren ſtarben aber die beiden letztern und ſein älterer Bruder, daher wurde er ſchon im Anfange des Jahres 1712 zum Dauphin erklärt. Als er fünf Jahre alt war, ſtarb ſein Urgroßvater Ludwig XIV; und nun kam er zur königlichen Würde. Während ſeiner Minderjährigkeit führte indeſſen der Herzog von Orleans die Regierung.

In keinem Staate war es gleichſam ſo ſehr Syſtem, die Thronerben ſchlecht zu erziehen, als in Frankreich. Man lehrte ſie nichts kennen als den Hof und den Adel,

ruf an alle Bauern, die Futtermangel lei-
den, ins Böhmiſche überſetzen, und ſowohl böhmiſch
als deutſch auf ſeine Koſten in Menge drucken und un-
entgeldlich austheilen. Daſſelbe that er mit vielen für die
Geſundheit und das Wohl der Menſchen erfundenen be-
währten Mitteln, die er aus gedruckten Schriften aus-
heben und beſonders drucken ließ.

Ludwig der Funfzehnte.

König von Frankreich.

Die Regierung dieſes Königs iſt ein Beiſpiel, wie weit Schwäche, Sittenloſigkeit, raſende Verſchwendung und ſchaamloſe Hintanſetzung alles deſſen, was recht und gut und edel heißt, an einem Hofe kommen können. Er war am 15. Februar 1710 zu Verſailles gebohren, und wurde zuerſt Herzog von Anjou genannt. Seine Eltern waren der Herzog von Burgund, ein Enkel Ludwigs XIV. und Marie Adelheid von Savoyen. Es ſchien anfangs nicht, daß er den Thron beſteigen würde, da er nicht nur einen ältern Bruder hatte, ſondern auch noch ſein Urgroßvater, Großvater und Vater am Leben waren. In einer Zeit von zwei Jahren ſtarben aber die beiden letztern und ſein älterer Bruder, daher wurde er ſchon im Anfange des Jahres 1712 zum Dauphin erklärt. Als er fünf Jahre alt war, ſtarb ſein Urgroßvater Ludwig XIV; und nun kam er zur königlichen Würde. Während ſeiner Minderjährigkeit führte indeſſen der Herzog von Orleans die Regierung.

In keinem Staate war es gleichſam ſo ſehr Syſtem, die Thronerben ſchlecht zu erziehen, als in Frankreich. Man lehrte ſie nichts kennen als den Hof und den Adel,

ſprach ihnen nur von dem Umfange ihrer künftigen Gewalt vor, machte ſie mit dem wahren Intereſſe der Nation, mit der Verfaſſung anderer Staaten, den Mängeln oder Fehlern der ihrigen nicht gehörig bekannt, und ſchloß ſie wie in einen Park oder in einen kleinen Bezirk, wenige Stunden rings um Verſailles, ein, daß ſie das Land hinter den nächſten Hügeln nur aus Erzählungen kannten, und in den Cirkel der Höflinge eingeſchloſſen blieben, die ihnen vorſagten, was ihr egoiſtiſches Intereſſe foderte. So bildete auch der Kardinal Fleury Ludwig XV. Die Gemüthsart deſſelben war ſanft und nachgiebig, und man hat nicht bemerkt, daß er ſich in ſeinem ganzen Leben durch den Zorn hätte hinreiſſen laſſen. Er beurtheilte alle Dinge richtig; aber vermöge ſeiner ſanften und nachgiebigen Gemüthsart war er immer geneigt, die Meinung anderer der ſeinigen vorzuziehen — kein Wunder, daß er zeitlebens das Spiel ſeiner Miniſter und Maitreſſen war, die ihn blindlings regierten.

Im Jahr 1723 trat er die Regierung über Frankreich ſelbſt an, das unter ſeinem Vorfahren ſo verſchuldet worden war, daß die Zinſen jährlich 82,859,504 Livres betrugen. Seine Regierung war aber keineswegs dazu geeignet, das Elend der Nation zu vermindern; vielmehr ſtieg der Druck immer höher. Schon in den erſten Jahren mußte das Volk 41 Millionen für das ſogenannte Recht der glücklichen Thronbeſteigung bezahlen, und zugleich wurde noch eine andere Auflage, der 50ſte Pfennig regiſtrirt. Der erſte Miniſter Fleury war zwar ökonomiſch, beſonders weil er den Krieg vermied: aber er drückte nicht nur einzelne Familien ſehr hart,

als er die Leibrenten um den 6ten Theil herunter ſetzte, ſondern das Volk wurde auch durch die Reſtpacht oder Eintreibung der Reſte, die man 1721 nicht hatte herausbringen können, bis aufs Blut ausgeſaugt. Die Generalpächter bereicherten ſich dadurch auf eine unglaubliche Art. Aber bei dieſen Auflagen blieb es nicht. Bei dem Ausbruche des Kriegs wegen der Kaiſerwahl (1741) wurde der zehnte Pfennig eingeführt; nach Endigung des Kriegs hob man ihn zwar dem Namen nach, aber nicht wirklich auf, weil dafür ein 20ſter Pfennig auf unbeſtimmte Zeit und andere neue Abgaben eingeführt wurden. Alles murrte! die Stände von Bretagne weigerten ſich, ſie wurden kaſſirt, und die Abgaben durch Intendanten gehoben. Ein Krieg mit England machte neue Auflagen nöthig, und es wurden auf einmal 3 Geldedicte regiſtrirt. Dabei war es die Menge der Auflagen nicht blos, was die Unterthanen ſo ſchrecklich drückte. Die Generalpächter, Intendanten und Unterpächter preßten noch einmal ſo viel von dem Volk heraus.

Niemand war bei dem allgemeinen Elende gleichgültiger als der König, der mit ſeinen Maitreſſen ſchwelgte, und von ſeinen Schmeichlern in dem Wahne erhalten wurde, daß er der Vielgeliebte ſey. Die Geſchichte kann Ludwigen von der zügelloſeſten Neigung zum andern Geſchlecht durchaus nicht freiſprechen. Am längſten genoſſen ſeine Liebe die berüchtigte Pompadour, die Herzogin von Chateauroux und die Gräfin Dubarey, die ſich durch ihre Buhlſchaften unermeßliche Reichthümer erwarben, und wie Blutigel das Land ausſogen. Die Marquiſe de la Tournelle, eine der er-

ſten Maitreſſen des Königs liebte Choiſy; es ſollte da gebauet werden und der König hatte einen Bauanſchlag von 1,200000 Livres in der Taſche, den er dem Generalkontrolleur Orry nicht ſelbſt zu geben wagte, ſondern ihm nachſchickte. „Ich erſtaune darüber, daß dieſe Summe nicht höher iſt, ſagte dieſer; ich habe 1,300,000 Livres dazu bei Seite gelegt.“ Und doch war dieſer Orry für die Pompadour noch viel zu ſparſam. Er mußte alſo weg, und es kam ein anderer an ſeine Stelle, der alles bewilligen mußte, was die Deſpotin verlangte. Auf eben die Art wurden alle Stellen beſetzt. Rouille, der nie einen Hafen geſehen hatte, wurde Seeminiſter; St. Florentin hatte das geiſtliche Departement, und alle Stellen wurden, mit Vorwiſſen der Pompadour, durch ſeine Maitreſſe Sabbatin verkauft. Die Generale, die ſie im ſiebenjährigen Krieg wählte, waren die untauglichſten. Um dieſen allgemeinen Einfluß zu behalten, wandte Pompadour auch alles an, damit der König immer zerſtreut, durch Vergnügen betäubt und durch Wolluſt abgeſtumpft wurde. Blos zur Beluſtigung des Königs ließ ſie die Porzellainfabrik zu Seves mit unermeßlichen Koſten anlegen; und mancher erhielt eine einträgliche Stelle, blos damit er viel Porzellain kaufen konnte. Ueberall wurden Luſtſchlöſſer aufgebaut, und mit einem, noch zu Ludwigs XIV. Zeiten ganz unbekannte Luxus meublirt. Belle-Vue wurde für die Pompadour gebauet, das an Pracht ſeines gleichen nicht hatte. Die Edelſteine auf dem Kleide des Königs, als er einem türkiſchen Geſandten Audienz gab, waren 25 Millionen Livres werth. Nichts machte indeſſen mehr Aufwand, als das berich-

tigte, die Sitten einer ganzen Nation verderbende Serail; der ſogenannte Hirſchpark, wo Mädchen aus allen Ständen und Gegenden des Reichs durch tauſend Spione zuſammengebracht, der unerſättlichen Wolluſt des entnervten Königs aufgeopfert und hernach verſorgt wurden. Man hat berechnet, daß er nicht viel weniger, als 1000 Millionen gekoſtet haben könne.

Ludwig XV. wurde allmählich ſo abgeſtumpft, daß er ſein und des Reichs Intereſſe völlig für zweierlei hielt, und gegen Ehre und Schande ganz gleichgültig war. Als man ihm einſt ſagte, ſeine eigenen Bedienten bettelten, erwiederte er: „das wundere ihn nicht, ſie werden auch nicht bezahlt!“ Dagegen nahmen die Dubarry und ihre Verwandten aus dem öffentlichen Schatze ſo viel ſie wollten; ein bloßes Billet von ihrer Hand war genug, um Millionen auszubezahlen. Sie hatte einen goldnen Putztiſch; ihre Wohnung im Pallaſt einer Prinzeſſin von Geblüt war ihr nicht gut genug; ſie ließ ſich eine neue bauen, wovon die Koſten nicht berechnet werden können, weil alles nach den Grillen einer übermüthigen Fantaſtin gemacht war. Man weiß 18 Millionen, die ſie außerordentlich aus dem königlichen Schätze gezogen hat, ohne die ungeheuren Geſchenke, die ihr der König machte.

Schon war der Einfluß Frankreichs auf die Mächte Europens ſehr geſchwächt, als der König zu Trianon, wo ihn eine Luſtparthie gewohnter Art hingezogen hatte, in eine tödtliche Krankheit verfiel. Wundärzte mochten über die Vergnügungen dieſes Fürſten und die Wahl der Mädchen, die im Hirſchpark unterhalten wurden, noch ſo ſehr die Aufſicht führen; der König gab ſich dießmal

aufs Gerathewohl einem kleinen Mädchen hin, das ſeit einigen Stunden die Pocken hatte und wodurch er ſie nun zum zweitenmal eingeimpft bekam. Zur Wiedervergeltung theilte er ihr ſeine übel geheilte Krankheit mit, die ihn ſeit einigen Jahren ſchon langſam verzehrte.

Madame Dubarry kam nicht von dem Bette ihres Liebhabers weg, der die erſten Tage, weil er ſeinen Zuſtand nicht wußte, ſich immer mit ihren weißen zarten Händen ſeine Eiterbeulen ſtrich, und noch iezt ſeinen Wollüſten fröhnte. Als er aber die Annäherung des Todes fühlte, da fieng er an, ſich vor dem Gerichte Gottes zu fürchten, und geſtand, er ſehe ſeinem Schickſal in der andern Welt mit Furcht und Schrecken entgegen. Bisweilen entſchlüpften ihm Aeußerungen von Hofnung, aber bald folgten die heftigſten Ausbrüche von Verzweiflung, die die ſchrecklichſten Symptome ſeiner Krankheit vermehrten. Alsdann ſchwebte ihm der Tod in ſeiner ganzen Schreckensgeſtalt vor Augen, und er ſprach von nichts als von dem Feuerpfuhl, der ſich ihm zur Strafe für ſein bis zum lezten Augenblick üppiges und wollüſtiges Leben öfne. Sein Leib löste ſich vor ſeinen ſichtlichen Augen auf; ſeine Arme und Beine giengen in Verweſung über; ſeine männlichen Theile zerfielen in Stücken. Dabei hatte er bisweilen doch noch Hofnung zu Gott, wie er ſagte; aber bald wieder, wenn ſeine Sünden ihm vorſchwebten, war er vor Schrecken erſtarrt. Da verſprach er denn, wenn er wieder aufkommen ſollte, ſeinem Volk ein erbauliches Exempel zu geben. Er ſchlug an ſeine Bruſt, verlangte nach einem Crucifix und nach Weihwaſſer, womit er ſich und ſein Bette beſprengte, um die Teufel fortzuja-

gen. Er ſandte Geld nach St. Sulpice, nach Notre Dame und zu den Kapuzinern, um für ſeine Errettung Meſſen leſen zu laſſen, und alle Tage ließ er den Reliquienkaſten der Patronin von Paris öfnen. Sein Leben war ein ſteter Wechſel von Ausſchweifung und Devotion geweſen. Der Tod fand ihn am 10ten Mai 1774 in dem ſchrecklichſten Kampfe zwiſchen Hofnung und Verzweiflung.

Sein Leichnam wurde nach St. Denis geführt. Die Begleiter jagten mit ihm über Stock und Block, wie er es bei ſeinem Leben mit ihnen gemacht hatte. Leichter und luſtiger hat man wohl noch keinen todten Monarchen gefahren. Die Wirthshäuſer waren voll von Betrunkenen, welche ſangen.

Ludwig.

Dauphin von Frankreich.

Mit Wohlgefallen weilt man bei dem Bilde eines Prinzen, deſſen Leben eine Reihe edler Thaten war, und der, von warmer Menſchenliebe durchdrungen, keinen höhern Beruf, kein reineres Vergnügen kannte, als Glück und Freude in der Nähe und in der Ferne zu verbreiten. Nicht gedungene Lobredner, ſondern die unbeſtochene Stimme der Geſchichte, ſetzt in dieſe Reihe den Dauphin Ludwig, Vater des unglücklichen Regenten, deſſen Blut unter dem Mordbeile der Guillotine floß.

Er war ein Sohn Ludwigs XV. und am 4. September 1729 zu Verſailles gebohren. Die Natur gab ihm einen wißbegierigen Geiſt, heftige Leidenſchaften und dem Anſcheine nach eine trotzige Gemüthsart; allein die Liebe zu den Wiſſenſchaften und eine ſorgfältigere Erziehung und Bildung, als die Kinder der franzöſiſchen Könige gewöhnlich genoſſen, machten ihn zu einem der liebenswürdigſten Prinzen. Schon in ſeinen jungen Jahren äußerte er eine ſo aufrichtige Tugendliebe, daß ſeine Mutter, die Königin, öfters ſagte: „Der Himmel hat mir nur Einen Sohn gewährt, aber er gab mir dafür einen ſolchen, als ich nur immer wünſchen konnte.“

Die-

Dieſen Lobſpruch rechtfertigte beides, ſein Herz, wie ſein Verſtand. Er fühlte ſich von Ludwig dem Heiligen und von Heinrich dem Vierten entſproſſen, und ſeine Geburt leiſtete für ſein ganzes Leben Bürgſchaft. Der Herzog von Chatillon war ſein Oberhofmeiſter. der Biſchof Boyer von Mirepoix ſein Oberpräceptor, und der Abt von St. Cyr der zweite. Unter den ſchönen Künſten liebte er vorzüglich die Muſik, wodurch er ſeiner Seele eine Empfindſamkeit einprägte, die ihn an den Schickſalen der Menſchen in einem hohen Grade theilnehmend machte. Unter den philoſophiſchen Schriften waren die Werke des Descartes, Malebranche und Locke ſeine liebſten Bücher, die er nicht nur las, ſondern ſtudierte. Die Religion hatte an ihm einen aufrichtigen Verehrer, am meiſten aber lag ihm die Beobachtung ihrer Vorſchriften am Herzen.

Im Jahr 1745 heurathete er die ſpaniſche Infantin Marie Thereſie, und als dieſe ſchon im erſten Wochenbette ſtarb, verband er ſich mit Marie Joſephe, einer Tochter Friedrich Auguſts, Königs von Polen und Churfürſten von Sachſen, die ihm acht Kinder gebahr. Als er 1745 mit dem König zu der Armee nach dem Niederlanden gieng, gewann er alle Herzen durch ſeine Herablaſſung gegen die Soldaten und das Wohlwollen, das aus jedem ſeiner Blicke hervorleuchtete. Wenn ſeine Gens d' Armes aufzogen, that er gewöhnlich die Dienſte mit. In der Schlacht bei Fontenoi zeigte er ſich als Held. Doch gleichwie man die Bourbons nicht loben darf, daß ſie als Prinzen gebohren ſind, eben ſo wenig iſts Lob für ſie, daß ſie tapfer ſind.

Als der Dauphin zurück kam, war er als Vater

ganz mit der Erziehung ſeiner Kinder beſchäftigt. Noch hat man's noch nicht ganz vergeſſen, mit welcher Lehre er die Ceremonie der Taufe derſelben begleitete. Er ließ die Regiſter der Pfarrkirche ſich bringen. „Seht ihr, ſprach er, euer Name ſteht zur Seite des Armen und Dürftigen. Religion und Natur machen alle Menſchen gleich, den Unterſchied die Tugend allein. Vielleicht iſt derjenige, der vor euch ſteht, in den Augen Gottes größer, als ihr es in den Augen der Völker nie ſeyn werdet." — Führt, ſprach er öfters, meine Kinder in die Hütte des Landmanns, zeigt ihnen alles, was ſie rühren kann. Sie ſollen das ſchwarze Brod ſehen, mit dem ſich der Unglückliche nährt; mit ihren Händen ſollen ſie das Stroh befühlen, das ihm zum Lager dient! Sie ſollen weinen lernen! Ein Prinz, der niemals Thränen vergoß, kann niemals gut ſeyn. — „Statt der Feierlichkeiten bei der Geburt ſeiner Kinder vertheilte er das Geld in Almoſen, und ſtattete arme Mädchen aus. Bei einem ſolchen Feſte ſagte er dem ſpaniſchen Geſandten: „Sollte ein Fürſt bei einer dieſer Gelegenheiten reine Wonne fühlen, ſo müßte er entweder die ganze Nation bewirthen, oder wenigſtens, wenn er ſich zur Tafel ſezte, verſichert ſeyn, daß keiner der Unterthanen ohne Nachteſſen zu Bette geht."

Nichts hielt er für ſo ſchwer, als zu regieren. „Ach, ſagte er einſt zum Abbé von St. Cyr, wie viele Mühe koſtets, die Menſchen unter ſich einig zu machen! Der Hirte ſezt durch ein einziges Zeichen ſeine ganze Heerde in Bewegung, und ſie folgt ihm. Was aber die Umſchmelzung eines Staats faſt unmöglich macht, iſt der Umſtand, daß zwei gute Regierungen auf einander fol-

gen müßten, die eine nur, um die Misbräuche auszurotten, die andere, um ihr neues Wachsthum zu verhüten.

Wie ſehr er dem Landmann und ſeine Arbeit ſchäzte, beweißt folgende Anekdote: er befahl ſtets, bei der Jagd die Felder zu ſchonen. Einſt bemerkte ein Alter, daß der Dauphin einen großen Umweg machte, um nichts zu verderben. „Ha! rief er: ſeht, wie unſer guter Dauphin unſer Korn ſchont!“ — „Seht, ſprach Ludwig zu ſeiner Begleitung, die Leute danken uns ſchon, daß wir ihnen keinen Schaden thun.“ So ſehr er aber die Jagd liebte, ſo opferte er doch ſeine Lieblingsneigung von dem Augenblicke an auf, da er das Unglück hatte, einen ſeiner Stallmeiſter zu erſchießen. Lange war er darüber untröſtlich. „Sagt, was ihr wollt, antwortete er denen, die ihn zu tröſten ſuchten, der arme Mann iſt aber todt — todt von einem Schuſſe, der aus meiner Hand fuhr. Nein, nie kann ich mir's verzeihen. Noch ſeh ich den Ort, wo der ſchreckliche Auftritt vorfiel. Ich höre noch das Gewimmer des armen Unglücklichen, und jeden Augenblick ſeh ich ihn ſeine blutenden Hände ausſtrecken und mir zurufen: was that ich dir zu Leide, daß du mir das Leben raubſt? Es iſt mir, als ob ich ſeine troſtloſe Frau fragen hörte: warum machſt du mich zur Wittwe? ſeine weinenden Kinder: warum machſt du uns zu Waiſen?“

Ludwig glaubte mit Mark Aurel: Fürſten müſſen den Göttern ähnlich werden, erſtlich darinnen, daß ſie wenige Bedürfniſſe haben, und zweitens, ſo viel Gutes thun als möglich. Wer kann, was er will, iſt glücklich; und groß iſt, wer will, was er kann. Mit phi-

loſophiſchem Auge beobachtete er die Leidenſchaften der Menſchen, beſonders derjenigen, welche die Fürſten umringen, um die Ausflüſſe der Gnade auf ſich zu leiten und die Kanäle für andere abzugraben. „Sie ſind glücklich, ſprach er einſt zu ſeinem Vorleſer, dem Abbé von Marbeuf, Sie ſehen oft Menſchen.“ — Sie auch, gnädiger Herr! — „Nein, was ich ſehe, ſind nur Automaten, die durch geheime Federn in Bewegung geſetzt werden.“

Misvergnügt über alle Veränderungen, die der Herzog von Choiſeul, der unter ſeinem ſchwachen Vater das Ruder der Geſchäfte führte, vornahm, ſah er mit Schmerzen, daß man die Auflagen vervielfältigte, um die Ausgaben der Departements des Kriegs- und Seeweſens beſtreiten zu können, bei denen der Miniſter ſeinen Kreaturen Plätze mit anſehnlichen Gehalten anwieß. Er ſah das allgemeine Unglück und die Schwierigkeit voraus, es unter ſeiner Regierung entfernen zu können. Dieſem Zeitpunkte hatte niemand mehr Urſache mit banger Furcht entgegen zu ſehen, als Choiſeul und die königliche Maitreſſe Pompadour. Die letztere, welche der Prinz mit der ganzen Nation gleich ſehr verabſcheute, und für deren Ausſchweifungen ſein eigenes muſterhaftes, eheliches Leben ein ſteter Vorwurf ſein mußte, ſah in dem künftigen Regenten nur ihren Verfolger in ihren ſpätern Lebenstagen.

So war denn der hölliſche Plan entworfen, den Prinzen von der Krone zu entfernen, und nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß Choiſeul ſelbſt das Werkzeug ſeiner Vergiftung war. Ludwig fühlte in ſich eine immer zunehmende Mattigkeit. Schon ſeit dem Jahre

1760 zehrte ein ſchleichendes Uebel an ſeiner Geſundheit, davon man ſich den Grund nicht anzugeben wußte. Sein Embonpoint, ein Gegenſtand der Verwunderung des Hofes, ſeine friſche Haut, ſeine blühende Geſichtsfarbe ſchwanden allmählig dahin; er wurde blaß und bekam ein leichenartiges Anſehen, Vorboten ſeines früh herannahenden Todes. Als er ſich demſelben nahe fühlte, hatte er den Schmerz, ſeine Gemahlin an derſelben Krankheit leiden zu ſehen. Dieß beſchleunigte ſein Uebel noch mehr. Beide ſchwanden dahin, und hatten den Kummer, ſich gegenſeitig zu überzeugen, daß ihre Krankheit keinen natürlichen Grund habe. Der Prinz verſchied am 20. Nov. 1765. Sein Leichnam wurde nach Sens, und ſein Herz nach St. Denys gebracht.

Selbſt ſein Vater gab ihm das Zeugniß der Tugend, das um ſo herrlicher iſt, da es aus dem Munde eines Fürſten floß, der nicht durch Tugenden ſeinen Namen verewigt hat. — „Wie iſt es möglich, ſagte der Herzog von Orleans zum Könige, daß man an den Pforten des Todes ſo viel Heiterkeit und ſo tiefen Seelenfrieden zeigen kann?„ — „Das muß wohl ſo ſeyn, antwortete Ludwig XV, wenn man in ein ganzes Leben ohne Vorwürfe zurück denken kann!“ — Wie ſehr ſprach er ſich hier ſelbſt das Urtheil.

Wilhelm der Dritte,

König von Großbritannien.

Er war ein Sohn Wilhelms des Zweitens, Prinzen von Oranien, und der Maria, einer Tochter Karls des Erſten, Königs von Großbritannien. Die erſten Jahre ſeines Lebens verkündigten ihm eben keine glückliche Zukunft. Er war 8 Tage nach ſeines Vaters Tode, am 14ten Nov. 1650, gebohren — zu einer Zeit, da die letzten väterlichen Eingriffe in die Freyheit des Landes alle Gemüther mit lebhaftem Unwillen erfüllt hatten. Der Unwille über den verſtorbenen Vater pflanzte ſich, nach dem natürlichen Lauf der Dinge, auf den lebenden Sohn fort. Prinz Wilhelm fühlte daher einen großen Theil ſeiner Jugend hindurch den Druck einer mächtigen Gegenparthey. Indeſſen ſammelte ſich allmählig um ihn eine beträchtliche Schaar muthvoller Vertheidiger, und noch hatte er ſein 22ſtes Jahr nicht völlig zurück gelegt, ſo war er Statthalter von Holland und oberſter Befehlshaber über die holländiſchen Armeen, um den ſchnellen Eroberungen König Ludwigs XIV. von Frankreich Einhalt zu thun, welches ihm aber nicht ganz nach Wunſch gelang.

Wilhelm war unſtreitig ein tapferer Krieger, aber

ein unglücklicher — wohl auch in manchem Betrachte ungeſchickter Feldherr. Man ſagt von ihm, er habe nie eine Schlacht geliefert, ohne ſie zu verlieren, nie eine Belagerung unternommen, ohne ſie unverrichteter Sache wieder aufzuheben. Ohne Zweifel fehlte es ihm an derjenigen Ueberſicht des Ganzen und ruhiger Entſchloſſenheit, welche allein den großen Feldherrn bildet.

Von Ehrgeiz und Ruhmbegierde am ſtärkſten angetrieben, war Wilhelm gegen alles übrige, vorzüglich gegen Pracht und Vergnügungen, gleichgültig. Er beherrſchte zwar einen Staat, den Könige ehrten: aber er war Königen nicht gleich. Der Beſitz eines Throns mußte ihm ungemein reitzend dünken, und unvermuthet zeigte ſich ihm ein Weg, zu einem Throne zu gelangen. Freilich konnte dies nur durch Intriken und Faktionen bewirkt werden; freilich mußte ein Gegner, der im Beſitz war, geſtürzt und verdrängt werden, und dieſer — war der Vater ſeiner Gemahlin. Allein welche Verhältniſſe ſind dem Ehrgeitze heilig!

Jakob der Zweite, mit deſſen Tochter Maria ſich Prinz Wilhelm ehelich verbunden hatte, ſaß auf dem Throne Großbritanniens. Er war Katholik und wollte auch ſeine Unterthanen zu Katholiken machen. Seine Bigotterie und ſein Religionseifer war ſo groß, als ſeine Politik unvorſichtig und für eine freie Nation empörend. Immer unerträglicher wurden den Britten ſeine hierarchiſchen und politiſchen Despotismusverſuche. Sie verbanden ſich im Geheim, und riefen den Prinzen Wilhelm von Oranien um Beiſtand an. Dieſer unterließ nicht, dem reizenden Rufe zu folgen. Ein Jude zu Amſterdam, Namens Schwarzau, ſchoß

ihm zu der Expedition zwei Millionen Gulden mit den Worten vor: „Sind Ew. Durchlaucht glücklich, ſo weiß ich, Sie werden dankbar ſeyn, wo nicht, ſo mag ihr Verluſt auch der meinige ſeyn.“ Auf Vorſtellung des Rathspenſionairs Fagel ließen die Holländer eine Flotte ausrüſten. Ihre Beſtimmung wurde aufs geheimſte gehalten; man verbreitete, ſie ſollte gegen Frankreich dienen. Als Wilhelm von der holländiſchen Küſte abſegelte, trieb ihn ein widriger Wind in den Hafen zurück. Ein kleinerer Geiſt hätte dieſes für ein ſchlimmes Anzeichen gehalten, und die Schiffe wieder abtackeln laſſen. Aber er gieng mit ſeiner Flotte von neuem unter Segel, und landete am 15ten Nov. 1680 glücklich bey Torbey. Seine Ankunft war entſcheidend, und faſt alles ergriff ſeine Parthey. Der General-Lieutenant Churchil, der nachmals unter dem Namen des Herzogs von Marlborough ſo berühmt geworden, der Liebling des Königs, der Bruder ſeiner Maitreſſe, gieng mit ſeinen Truppen zuerſt zu Wilhelm über. Der unglückliche Jakob ſah ſich von aller Unterſtützung entblößt. Selbſt ſeine liebſte Tochter, die Prinzeſſin Anna, verließ ihn mit ihrem Gemahl. Thränen des Kummers und Bitten halfen dem unglücklichen Vater nicht.

So verfolgt von einem ſeiner Schwiegerſöhne, verlaſſen von dem andern, verlaſſen von ſeinen Töchtern, von ſeinen eigenen Freunden, und gehaßt von dem Volke, blieb Jakob kein weiteres Rettungsmittel übrig, als die Flucht. Und ſelbſt dieſe war noch demüthigend für ihn. Er wurde eingeholt, in Verwahrung gebracht, vom Volke beſchimpft und gemißhandelt, indeß ſein Schwiegerſohn auf den Ruinen ſeiner Würde triumphir-

te. Dieſer ließ ihm inzwiſchen Gelegenheit, nach Frankreich zu entkommen.

Wilhelm war nun König von England, und fühlte ſich als ſolcher weniger frey, weniger mächtig, wie er ſich als Statthalter von Holland gefühlt hatte. Die Nation hatte ihn auf den Thron geſetzt, hatte ihn mit Sehnſucht zu ihrem Regenten gewünſcht, und als er es war, liebte ſie ihn nicht. Sein holländiſches finſteres Phlegma, ſeine Zurückhaltung und ſeine Unpopularität mißfielen. Dieſe Abneigung, der Partheygeiſt, die Widerſetzung im Parlamente, verurſachten dem Könige manche Unannehmlichkeiten. Die Rechte der Krone waren eingeſchränkt und feſter beſtimmt worden. Der franzöſiſche Witz nannte ihn daher einen König von Holland und Statthalter von England. Er legte den Hauptgrund zu der Statthalterſchen Macht. Im Schooße ſeines Vaterlandes genoß er die Liebe, die er bei den Engländern nicht fand. In dieſen Verhältniſſen war es ſehr natürlich, wenn ſich ſein Intereſſe nach und nach von England ganz ab, und mehr nach Holland wandte. Seine Anhänglichkeit an dieſe Nation zeigte ſich durch ſeine öftern Reiſen dahin, durch ſeine Begünſtigung ausgezeichneter Perſonen dieſer Nation auch in England, durch ſeine ganze Lebensweiſe, und die wenige Rückſicht, welche er auf den National-Charakter, die Sitten und die Wünſche der Engländer nahm. In Holland konnte er faſt alles, was er wollte, und hier fand er nach eben dem Verhältniſſe mehr Schätzung und Beifall, als er ſeine Wirkſamkeit übte. Seine Anhänger in Holland erhoben ſelbſt das in ſeinem äußern Betragen, was nicht blos ſeine Widerſacher in England, ſon-

dern die ganze engliſche Nation mit dem lauteſten Tadel rügte. Sein finſteres, einſilbiges Weſen nannte man hier kluge Vorſicht: ſeine launiſche Begünſtigung, beſonders der Niederländer, die ihn umgaben, und ſeine Erhebung und Bereicherung derſelben durch engliſche Titel und Güter, wurde ihm hier als lobenswerther Patriotismus angerechnet; ſein Stolz, ſeine eigenſinnige Beharrlichkeit auf ſeinen Meinungen, ſeine Unverſöhnlichkeit und unbiegſamer Steifſinn als lobenswerthe Feſtigkeit des Charakters und Eigenthümlichkeiten eines groſʒen Geiſtes.

Wilhelm wandte ſich endlich mißmuthig ganz von einer Nation ab, die ſeine Erwartung ſo ſehr getäuſcht hatte. Er entzog ſich mehr und mehr den Regierungsgeſchäften, die ihm zuwider waren, weil es nur ein Theil der Regierungsgeſchäfte war und die übrigen, zum Theil die wichtigſten, ſeiner Willkühr entrückt, und mit ſichtbarer Sorgfalt, auch wohl mit merkbarem Mißtrauen vor derſelben bewahrt wurden. Größtentheils in die Einſamkeit zurückgezogen, überließ er ſich egoiſtiſchen Spekulationen, oder einer finſtern, übeln Laune, die nur durch die Thätigkeit der Jagd oder des Kriegs verſcheucht werden konnte. Die engliſche Nation rechnete ihm als eine Trägheit und Geſchäftsſcheue an, was nur ein Widerwille gegen beſchränkte und geſetzliche Wirkſamkeit, nur eine Folge getäuſchter Erwartung war.

Wilhelm war — ſagt der Geſchichtſchreiber und Lobredner Ludwigs XIV., ein furchtbarer General, obgleich er viele Schlachten verloren hatte. Erfinderiſch an Hülfsmitteln, wachſam ſeine Einbußen zu erſetzen,

glich er der immer wieder auflebenden Hydra; nach ſeinen Niederlagen wurde er von ſeinen Feinden ſo geſchätzt, als Ludwig nach ſeinen Siegen. Immer bedächtig und ſyſtematiſch in ſeinem Betragen und nie hitzig als am Tage einer Schlacht, regierte er England friedlich, weil er nicht unumſchränkt ſeyn konnte. Er verſtand alle Sprachen von Europa, ſprach aber keine mit Anmuth und beſaß mehr Nachdenken und Tiefſinn, als Einbildungskraft. Schmeicheleyen und Lobreden gefielen ihm nicht, ſo ehrgeitzig er war. Sein Ruhm war von einer andern Art, wie der des franzöſiſchen Monarchen. Die, welche die Auszeichnung höher ſchätzen, ein Königreich ohne Recht erlangt zu haben, die Seele und der Anführer von halb Europa geweſen zu ſeyn, die Einſicht eines Generals und die Tapferkeit eines Soldaten beſeſſen, keinen Menſchen wegen der Religion verfolgt, allen Aberglauben verachtet zu haben, und ungekünſtelt und ſtill im Betragen geweſen zu ſeyn, — die werden ohne Zweifel Wilhelm über Ludwig ſetzen. Die hingegen, welchen Glanz und Pracht des Hofes, freygebige Ermunterung der Künſte und Wiſſenſchaften, und die Leidenſchaft des Ruhms mehr gefällt, die von der Größe mehr eingenommen ſind, mit der Generale auf einen Befehl ihres Königs ganze Provinzen eroberten, mit der ein Reich ſich ſo vielen Mächten widerſetzt — die werden Ludwig den Vorzug geben.

Wilhelm ſtarb im Anfange des 18ten Jahrhunderts, im Jahre 1702. Ein Sturz vom Pferde auf der Jagd verurſachte oder beſchleunigte wenigſtens ſeinen Tod. Er hatte einige Jahre vorher das Vergnügen gehabt, ſich auch von Frankreich als König aner-

kannt zu ſehen. Dieß war in dem auf dem Schloſſe Ryswick beym Haag im Jahr 1697 geſchloſſenen Frieden geſchehen, der nach einem ſiebenjährigen Kriege dem weſtlichen Europa die Ruhe wieder gab. Einige Monate vor Wilhelm war ſein Schwiegervater, der Exmonarch Jakob in Frankreich geſtorben. Wider den geſchloſſenen Frieden erkannte Ludwig deſſen Sohn als König, und Wilhelm machte ſich zu einem neuen Kriege bereit, deſſen Führung er aber ſeiner Nachfolgerin, der Königin Anna, überlaſſen mußte.

Friedrich der Erſte.

König von Schweden.

Schon in den älteſten Zeiten wurde zwar Schweden von Königen regiert, allein die Könige wurden von dem Volke oder deſſen Repräſentanten gewählt, und in ihrer Gewalt ſehr eingeſchränkt. Ein Senat hatte gewiſſermaßen die ganze ausübende Gewalt, und auf den Reichstagen führten die Abgeordneten der Geiſtlichkeit, des Adels und des Mittelſtandes die Aufſicht über das Ganze. In der Folge erweiterten die Könige ihre Gewalt, und im Anfange des 18ten Jahrhunderts trieb Karl XII. den Despotismus ſo hoch, daß er mit Hintanſetzung aller Formen in jeder Sache eigenmächtig entſchied, ohne den geringſten Widerſpruch ertragen zu wollen. Auf der einen Seite durch heroiſche, auf der andern durch tollkühne Thaten ſtürzte er Schweden von dem Gipfel der Macht und des Anſehens bis in den Abgrund des Elends. Zur Entſchädigung für die erlittenen Widerwärtigkeiten ſtellte das Volk nach ſeinem Tode (1718) die alte Verfaſſung wieder her. Seine Schweſter Ulrike Eleonore erhielt die Krone nicht anders, als durch freie Wahl des Reichstags, und unter allen ehemals üblichen Einſchränkungen. Mit Einwilligung der

Reichsſtände übergab ſie das Scepter ihrem Gemahl, dem Landgrafen Friedrich von Kaſſel.

Dieſer war ein Sohn des Landgrafen Karls von Heſſenkaſſel und der Herzogin von Curland Marie Amalie. Am 28. April 1676 ward er gebohren, und als er das Jünglingsalter erreicht hatte, nahm er Kriegsdienſte. Seinen erſten Feldzug that er 1694 unter Wilhelm III., bei dem er Adjutanten-Dienſte verrichtete. Als General-Lieutenant im Dienſte der Generalſtaaten eroberte er (1702) Zulpich und Andernach, und bei der Belagerung von Lüttich war er der erſte, der über die Mauern eindrang. Das Glück kehrte ihm in der Folge den Rücken zu, beſonders in den Schlachten am Speierbache und bei Caſtiglione. Friedrich mochte es wohl ſelbſt fühlen, daß er auf den Namen eines großen Generals keinen Anſpruch machen dürfte. Er ſprach zwar Zeitlebens gerne von ſeinen Feldzügen, aber doch mit vieler Beſcheidenheit. Als ein Geiſtlicher einſt in einer öffentlichen Rede ſeiner vielen glorreichen Siege erwähnte, ſagte er lächelnd: „der gute Mann weiß gewiß nicht daß ich nur zweimal allein kommandirt, und beidemal Schläge bekommen habe.“

In der bekannten Schlacht beim Schellenberge wurde er tödtlich verwundet. Die Wunde war kaum halb geheilt, als ſie ihm in der Schlacht bei Höchſtädt zufälliger Weiſe beinahe das Leben koſtete. Der Prinz erhitzte ſich nämlich während des Treffens ſo heftig, daß die Wunde zu bluten anfieng. Um das Blut zu ſtillen, und um durch einen chirurgiſchen Verband keine Zeit zu verlieren, ließ er geſchwind ein Pechpflaſter darüber ſchlagen, das bei der Ablöſung ihm nicht nur die heftig-

ſten Schmerzen, ſondern wegen eines dazu getretenen Fiebers auch die größte Gefahr zuzog. Auch in Norwegen wurde er in der Folge gefährlich bleſſirt. Als der Wundarzt ihm dort die Kugel aus der Hüfte nahm, ſchlug er ihm bei jedem Schnitte mit geballter Fauſt ins Geſicht. Der Chirurg konnte auf ſolche Art nicht arbeiten, und dem Patienten war es, wie er ſagte — bei der Heftigkeit ſeiner Schmerzen unmöglich, dieſe mechaniſche Bewegung ſeiner Hand zu unterlaſſen. Man holte daher einen Grenadier, der ſich für einige Dukaten ſo lange ſchlagen ſchließ, bis die Operation vorbei war.

Die ſchwediſche Krone, welche ihm im Jahr 1720 aufgeſetzt wurde, trug eben nicht viel dazu bei, ſeine Zufriedenheit zu vermehren, denn er hatte zwar den Namen des Königs, aber in der That herrſchten die Stände, welche wieder von dem Einfluſſe fremder Kabinete abhängig waren. Die engen Schranken ſeiner königlichen Gewalt und ſeine politiſche Ohnmacht waren daher unſtreitig die vornehmſte Urſache, daß ihm die Regierungsgeſchäfte zuwider wurden, und daß er alles mit einem ſichtbaren Unwillen betrieb. Er ſcherzte oft ſelbſt über die Unbedeutenheit ſeiner Autorität, und führte bei ſolcher Gelegenheit eine Bittſchrift an, die er unter der Adreſſe: à son Excellence, Excellence, Excellence le Roi de Suède, erhalten. „Der Narr, ſagte er, hat mich zur dreifachen Excellenz gemacht, und ich bin doch nur eine doppelte, da ich nicht mehr als zwo Stimmen im Reichsrath habe.“ Ein andermal ſprach er vertraut mit dem Biſchof Schwedberg, und dieſer ſagte zu ihm: „die Nation wundert ſich, Ew. Majeſtät ſo ſelten in dem Reichsrathe zu ſehen.“

— „Das iſt nicht zu verwundern, war die Antwort, ich habe da 16 Präceptores.“

Wiſſenſchaften und Künſte fanden an ihm einen großmüthigen Beförderer, und die Aufnahme, die er beiden gewährte, iſt die glänzendſte Seite ſeiner Regierung. Unter ihm entſtand die nachdem ſo berühmt gewordene Akademie der Wiſſenſchaften, wie auch die Mahler- und Bilhauerakademie in Stockholm. Den Handel beförderte er durch Anlegung einiger Kanäle und durch die Verbindung Stockholms mit Gotheburg. Er erneuerte auch die alten Ritterorden, den Seraphinen-Schwerdt- und Nordſternorden — vermuthlich um die Vornehmen durch Gnadenbezeugungen dieſer Art gewinnen zu können.

Friedrich liebte die Pracht und lebte groß, aber nicht zum Schaden, ſondern zum Vortheil ſeines Landes, da er ſeinen Aufwand aus ſeinen eigenen Mitteln beſtreiten konnte. Eine übertriebene Jagdluſt verleitete ihn oft Geſchäfte zu verſäumen. Er fand einen Ruhm und eine Freude darinn, mit eigener Hand über 200 Bären erlegt zu haben. Dieſen Ruhm kann man ihm gönnen, da er auf dieſe Art dazu beitrug, das Land von dieſen Ungeheuern zu ſäubern. Auf dieſen Jagden hatte er den damaligen Biſchof von Weſträs, der ein beſſerer Schütze, als Theologe war, oft in ſeiner Geſellſchaft, und der Biſchof war bei ſolchen Parthieen nie ohne Begleitung ſeines Küſters. Graf Rochus von Lynar ſah beide geiſtliche Herren einmal auf einer ſolchen königlichen Jagd einen lebendig gefangenen, dem Küſter aber wieder entſprungenen Haſen in eigener Perſon hetzen.

Ohne

Ohne Maitreſſe konnte König Friedrich eben ſo wenig leben, als ohne die Jagd. Die Gräfin Taube, mit der er ſich heimlich trauen ließ, war lange ſeine Vertrauteſte; aber als des Königs Bigamie offenbar wurde, ward die ganze Nation darüber aufgebracht. Man ſprach von dieſer Sache nur mit Abſcheu und innerer Empörung: man glaubte, dieſe ungebührliche Verbindung müſſe durchaus Plage und Unglück über das Land bringen. Das Fräulein ſah ſich endlich (1740) genöthigt, da das Murren des Volks zu laut wurde, mit ihren beiden Söhnen *) zu fliehen. Sie wurden auf die heſſiſchen Güter gebracht, die für ſie angekauft waren. Vorher hielten ſie ſich noch eine kurze Zeit zu Malmö bei Nyköping auf, wohin ihre Mutter ihnen folgen ſollte. Allein die Trennung von ihr war dem Könige unmöglich. Er verfiel in einen Trübſinn, der bedenklich wurde. Der Fanatiſmus, der die Maitreſſe kurz vorher mit Freuden auf den Scheiterhaufen gebracht hätte, verwandelte ſich jetzt in Mitleiden und in jenen bizarren Patriotiſmus, der den Königen alles geſtattet, wenn ſie nur einſehen, daß ſie nicht ganz unabhängig von der Meynung des Volks ſind. Jetzt konnte das Fräulein Taube bleiben. Man nahm an ihrer Verbindung keinen Anſtoß mehr, und die famöſen Gerüchte, die man vorher von Tage zu Tage über ſie ausſprengte, hatten auf einmal ein Ende. Nunmehr bewarb man ſich ſelbſt um die Gunſt einer Perſon, die

*) Friedrich Wilhelm, gebohren 1737 und Karl Eduard, gebohren 1739. Sie wurden während des ſächſiſchen Reichsvicariats 1741 in den Reichsgrafenſtand erhoben.

man vorher mit Abſcheu genannt hatte. Sie vermochte über den König alles, und war nachher auch gegen diejenigen, die während jener Unruhen ihre Parthey gehalten und für ſie geſprochen hatten, dankbar.

Ulrike Eleonore ertrug die Geringſchätzung ihres Gemahls mit einer beiſpielloſen Geduld. Kein Mangel der Erwiederung war im Stande, ihre unbegrenzte Liebe zum Könige zu mindern. Sie ſtarb im Jahr 1741, und ihr Gemahl folgte ihr am 25 März 1751 in einem Alter von 74 Jahren. Schon im Februar 1748 hatte er einen Anfall vom Schlage, und von dieſer Zeit an war er immer kränklich. Am 19ten März 1751 rührte ihn der Schlag zum drittenmale, und zwar ſo heftig, daß ſeine ganze rechte Seite gelähmt wurde, und Sprache und Gedächtniß ihm vergiengen. Letzteres hatte ſchon ſeit geraumer Zeit gelitten. Selten konnte er ſich zuletzt auf den Namen, oder auch nur auf die Charge einer Perſon beſinnen, ſondern nannte alles Doctor. „Laßt mir den Doctor kommen“ ſagte er, und weil niemand wußte, wen er meinte, ſo mußte man ſo lange fragen, bis man es errieth. Einſt wollte er unter dieſer Benennung den Oberjägermeiſter gerufen haben, und da niemand auf denſelben fiel, ſo machte er ſich endlich dadurch verſtändlich, daß er hinzuſetzte: „den Doctor von den Hirſchen.“

Friedrich hatte übrigens das geſelligſte und ungezwungenſte Weſen eines Privatmannes, und man ſah es ihm an, daß er nicht erzogen worden war, um König zu ſeyn, und daß er in der Jugend gedient hatte. Die Aerzte hatten es nicht gut bei ihm, wenn er krank,

ſo wie auch ſeine Jäger nicht, wenn er übler Laune war. Der Baron Hövken ſagte daher einſt mit jovialiſcher Freimüthigkeit zum Könige ſelbſt: „Wenn er ſich etwas wünſchen ſollte, ſo wäre es, des Königs Arzt zu ſeyn, wenn er ſich auf der Jagd, und ſein Jäger, wenn er ſich krank befände.“

Kjen Long.

Kaiſer von China.

In dem Welttheile, worinn Kjen Long regierte, war er für ſein Zeitalter eine ſeltene Erſcheinung, denn er ſtrebte nicht blos nach dem Ruhme des Helden, ſondern auch nach der ohne allen Vergleich edlere Zierde, ein Vater ſeines Volks zu ſeyn. Die Wiſſenſchaften liebte und kannte er, und im Umgange mit ihnen ſtärkte er ſich zur Erfüllung ſeiner Regentenpflichten.

Die Zeit ſeiner Geburt fällt in das Jahr 1710. Er ſtammte aus dem tatariſchen Geſchlechte Tſim, das den Chineſern vier Kaiſer gab, die durch ihr Waffenglück und ihre Regententugenden ſich ſo hervorthaten, daß wenige Fürſtenhäuſer eine ſo ununterbrochene Reihe großer Monarchen aufſtellen können. Kjen Long beſtieg den Thron 1735; er trat in die Fußſtapfen ſeiner großen Vorgänger, und regierte ſeine Millionen Menſchen als ein wahrer Vater des Vaterlandes. Eingedenk der guten Lehren ſeines Vaters Yum-tſchin bemühte er ſich, die Reichsverwaltung zu verbeſſern, und ihr ſeine ganze Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Er erreichte in dieſer Hinſicht den Ruhm ſeiner großen Vorgänger, und durch die Begünſtigungen des Glücks übertraf er ſie bei weitem in ſeinen Eroberungen.

Bis zum Jahr 1754 regierte er ruhig; von der Zeit an aber war er faſt immer mit mehrern der benachbarten Reiche in Kriege verwickelt, die er faſt immer glücklich führte, und große Eroberungen machte. Zuerſt ward er in einen Krieg mit den Songaren verwikkelt, der von ſo glücklichen Folgen begleitet war, daß er nicht nur die fürchterliche Macht dieſer Völker völlig zu Grunde richtete, ſondern ſich auch ihre Landſchaften unterwarf. Kjen Long nahm nun die ganze Kalmückey in Beſitz, und ſein Reich wurde dadurch, daß er ſeine Grenzen bis an Siberien und die Bucharey ausdehnte, auch das Gebiet des Großlama in dieſelbe einſchloß, das weitläuftigſte in ganz Aſien. Ein Theil der Songaren, die unter ſineſiſcher Herrſchaft blieben, wurde unter die Bucharinſchen Städte, wie auch unter die in andern Gegenden eingeſetzten Befehlshaber vertheilt, und es wurden ſolche Einrichtungen getroffen, welche neuen Empörungen dieſes Volks vorbeugen konnten. Der übrige Theil der Songaren begab ſich nach Rußland, und ward daſelbſt als Unterthanen aufgenommen. Die Sineſer breiteten hernach ihre Eroberungen zwiſchen 1757 bis 1760 noch weiter im weſtlichen Aſien aus. Sie überzogen die mahomedaniſchen Fürſten von Kasgar und Jerken, der große und kleine Hotchem genannt, unter dem Vorwand, daß ſie Amurſanan beigeſtanden hätten, ſchlugen und nöthigten ſie, ihre Zuflucht zum Sultan und Badaſchan zu nehmen, wo der große an ſeinen Wunden ſtarb, der kleine von dieſem Sultan hingerichtet, und ſeine Haut an Kjen Long ausgeliefert ward. Die Eroberung der Kalmückey gab dem Kaiſer auch zur Beſitznehmung von Tibet Gelegen-

heit. In dieſem Lande hatten ſeine Vorfahren ſchon lange ſich in die Händel bei der Wahl des Groß-Lama gemiſcht, und überhaupt den wichtigſten Antheil an den Regierungsgeſchäften ſich angemaßt. Kjen Long übte gleiche Handlungen der Oberherrſchaft daſelbſt aus, und da in der Folge mehrere Mißhelligkeiten hinzu kamen, ſo ſchloß er den nordöſtlichen Theil in die Grenzen ſeines Reichs ein, und beſetzte Tibet, gleich dem eroberten ſongariſchen Lande, mit ſeinen Befehlshabern und Beſatzungen.

Kjen Long, durch ſein Waffenglück der Schrecken ſeiner Nachbarn, mußte doch auch die Launen des Schickſals erfahren. Die Bramas von Ava fielen im Jahr 1768 in ſein Land, eroberten viele Feſtungen, und hieben alle Einwohner nieder. Als der Statthalter von Canton ſich rüſtete, um ihren Gewaltthätigkeiten Einhalt zu thun, zogen ſie mit ihrer Beute davon. Eine andere kriegeriſche Expedition gegen die Nation der Miaotſer im ſüdlichen Theil von China gereicht eben nicht zum Lobe der chineſiſchen Tapferkeit. Denn hier vertheidigt eine einzelnes Weib eine Bergfeſtung 2 Monate lang durch Flintenſchüſſe und herabgerollte Steine gegen die chineſiſche Armee.

Die Rechtmäßigkeit der Kriege, die Kjen Long führte, dürfte wohl immer ein hiſtoriſches Problem bleiben, da uns die Data fehlen, um darüber zu urtheilen. Weniger problematiſch iſt das, was den Charakter des Kaiſers betrift. Menſchenliebe und Sanftmuth waren die Grundzüge deſſelben, und ganz unverdient haben ihn Einige als ein Ungeheuer von Grauſamkeit und Tyranney geſchildert. Er hat mehrere Millionen

an ſeine durch Mißwachs und Ueberſchwemmung ins Elend geſtürtzte Unterthanen vertheilt. Sein vortrefliɥcher Charakter zeigt ſich in dem eigenhändigen Briefe, den er an den Unterkönig der Landſchaft von Fou Kim geſchrieben, wovon folgendes ein Auszug iſt: „Das Unglück, das meine Inſel Ray Onan (Formoſa) den 22ten May 1782 betroffen, iſt mir zu Ohren gekommen. Ich befehle euch alſo, daß ihr euch aufs genaueſte nach dem Schaden, den die übrig gebliebenen Einwohner der unglücklichen Inſel erlitten, erkundiget, und mir ſolches geſchwind meldet, damit ich ſchleunige Hülfe leiſten könne. Die durchs Waſſer verwüſteten Häuſer und Gebäude ſollen auf meine alleinige Koſten wieder aufgebaut, und die beſchädigten ausgebeſſert werden. Den unglücklichen Menſchen ſollt ihr alle erforderlichen Lebensmittel auf Koſten meines Beutels reichen.

Dieſe meine Hülfe ſollt ihr allen ohne Ausnahme angedeihen laſſen. Schmerzen würde es mich, wenn ein Einziger vergeſſen wäre. Sie ſollen wiſſen, daß mein Auge auf ſie alle ſieht, und daß ich ſie zärtlich liebe. Sagen ſollt ihrs ihnen, daß ihnen von mir geholfen wird, ihrem Fürſten und Vater. Auch ſollt ihr ſo viel Kriegsſchiffe und Magazine, als der allergewaltige Arm durch Sturm und Wogen mitgenommen, aus dem Schatze des Staats wieder bauen laſſen. Drücket keinen, ich verbiete euchs, und meldet mir, wie ihr meinen Willen befolgt habt.

Wiſſenſchaften und Künſte ehrte und begünſtigte Kjen Long, vorzüglich liebte er die Mathematik und Mahlerey, und ſo oft ihm ein neuer Miſſionar vorgeſtellt wurde, mußten ihm jedesmal künſtliche Maſchinen

überreicht werden. Mit verſchiedenen Theilen der Gelehrſamkeit beſchäftigte er ſich ſelbſt, und zeigte ſich unter andern als ein großer Naturforſcher und Dichter. Er hat eine große Menge Bücher geſchrieben; wie man ſagt, gegen acht und dreißig. Ein Kaiſer hat zwar nöthigere Dinge zu thun, als Bücher zu ſchreiben; aber in einem Gedicht über eine Reiſe, die er zu den Gräbern ſeiner Vorfahren gemacht, um ſich daſelbſt zu ſeiner eigenen Bildung an ihre Tugenden, Verdienſte und Regierungskunſt zu erinnern, klagt Kjen Long über ſein Unvermögen, ſeine Unterthanen ſo glücklich zu machen, als er wohl möchte. Er bittet ſeine Räthe, ihm zu Hülfe zu kommen, und wünſcht jene glänzenden Beiſpiele immer vor Augen zu behalten. In einem kurzen Gedichte über den Thee, das auf einigen Theetaſſen ſteht, die von ihm nach Paris geſchickt ſind, und das er verfertigte, als er auſſer der großen Mauer bei den Tartaren auf der Jagd war, ſagt er: könnte ich doch wie ein Weltweiſer des Alterthums von der Frucht einer Art Tannen leben, um mit Muße und Bequemlichkeit mit mir ſelbſt umzugehen, und weiter nichts zu verlangen.

Kjen Long legte auch eine Bibliothek von 600,000 Bänden an, Abſchriften von allen nützlichen Schriften im ganzen Königreiche. Zu dieſem Zwecke verſammelte er um ſich die angeſehenſten Gelehrten, berief die geſchickteſten drüber nach Peking, und ernannte zum Vorſteher des ganzen Werks einige Wangs (kleine Könige) und ſeinen ſechsten Sohn, ſetzte auch Strafen auf die von den Druckern begangenen Fehler. In dieſe Sammlung nahm er unter andern auch drei Bücher auf, welche von Jeſuiten über die chriſtlichen Religionslehren ge-

ſchrieben worden, und in China großen Beifall erhalten hatten. Auf ſeine Veranſtaltung kam auch die Beſchreibung des chineſiſchen Reichs heraus, die in Büſchings Magazin (Band 14 S. 409) eingerückt iſt. Durch die Kupferſtecherkunſt wollte er das Andenken ſeiner Siege verewigen, und er trug franzöſiſchen Meiſtern die Kopie der Gemählde auf, welche ſie vorſtellten. König Ludwig XV. von Frankreich ließ ſie aber auf ſeine Koſten für ihn ſtechen. Der Nachſtich davon iſt 1785 von Hellmann in Paris auf 16 Platten, nebſt einer Beſchreibung, angekündigt worden.

Die Lebensweiſe des Kaiſers war einfach. Gewöhnlich ſpeiste er allein, ohne jemand um ſich zu haben, als die zur Aufwartung beſtimmten Verſchnittenen. Er liebte Einſamkeit und Ruhe. Die Mittagstafel hielt er um 8 Uhr des Morgens, die Abendtafel um 2 Uhr Nachmittags. Auſſer dieſen beiden Mahlzeiten genoß er den ganzen Tag nichts als einige Getränke, und gegen Abend leichte Erfriſchungen. Nie trank er Wein oder andere berauſchende Getränke; bei der Mahlzeit war Thee der gewöhnliche Trank. Ohngeachtet der Menge von Gerichten, womit ſeine Tafel beſetzt war, brachte er bei Tiſche doch nie länger als eine Viertelſtunde zu. Viele gelehrte Europäer und Künſtler zog er in ſein Land und bediente ſich ihrer Talente bei wichtigen Unternehmungen. Hallerſtein, einen Deutſchen, machte er zum Präſidenten des Tribunals der mathematiſchen Sachen, und erhob ihn zum Mandarin. Als er ein halbes Jahrhundert den Thron beſeſſen hatte, ſtarb er 1786 zu Peking in einem Alter von 76 Jahren.

Eberhard Chriſtoph Balthaſar von Dankelmann.

Königl. Preußiſcher Staatsminiſter.

Sehr lehrreich iſt die Geſchichte geſtürzter Günſtlinge, wenn ſie, mit philoſophiſchem Geiſte entworfen, in das Detail der Hofkabalen hineingeht. Dann iſt ſie ein Spiegel, der uns das ganze Spiel menſchlicher Leidenſchaften entwickelt, aber freilich unſre Achtung gegen das Menſchengeſchlecht nicht erhöhet. Hier nur einige Züge aus dem Leben eines geſtürzten Günſtlings.

Dankelmann war ein Sohn des churbrandenburgiſchen und fürſtlich oraniſchen Raths und Landrichters der Grafſchaft Lingen, Sylveſters Dankelmann, und im Jahr 1643 am $\frac{23}{13}$ November gebohren. Er war der mittelſte von 7 Brüdern, die durch ihn alle zu den angeſehenſten Staatsämtern gelangten. Sein Geſchick führte ihn nemlich bald nach dem Schluſſe der akademiſchen Jahre an den Hof des Churfürſten Friedrich Wilhelm des Groſſen von Brandenburg, der ihn im Jahr 1663 zum Hofmeiſter und Privatſecretär des Churprinzen Friedrich ernannte. Dankelmann war dieſem wichtigen Poſten vollkommen ge-

wachſen, denn er vereinigte mannichfaltige Kenntniſſe mit einem gebildeten Geiſte, und um ſeinen fürſtlichen Zögling erwarb er ſich noch das beſondere Verdienſt, daß er ihm einſt in einer gefährlichen Krankheit durch Einſicht und Muth das Leben rettete. Aus Dankbarkeit wurde er mit vielen Gnadenbezeugungen überhäuft. Der Churfürſt gab ihm im Jahr 1669, wie es hieß, zur Vergeltung ſeiner vielfältigen Dienſte, die Anwartſchaft auf die dem Grafen von Limpurg bis dahin verliehene und auf den Fall geſtandene Lehen zu Hauſen, ohnweit Hall in Schwaben, die Kaiſer Joſeph I. 1670 beſtätigte. Da er 1683 dem Churfürſten Anleitung gab, dem Churprinzen 30,000 Rthlr. an ſpaniſchen Subſidien-Geldern und Staßfurthſchen Salzkoſten zu ſchenken, und ſolches auch geſchah: ſo wollte ihm letzterer das dem Amte Köpenick gehörige Gut Marzahn erb- und eigenthümlich ſchenken, welches er aber abſchlug. Der Churprinz ſchenkte ihm dagegen im Jahr 1674 das Dorf Etzin, und erhub ihn beim Antritte ſeiner Regierung als geheimen Kriegs- Kammer- und Lehnsrath, wozu er 1675 war ernannt worden, zum Ober-Präſidenten, wirklichen geheimen Staats- und Kriegsrath zu Cleve und Amtshauptmann zu Neuſtadt an der Doſſe.

Das Vertrauen, welches der Churfürſt in ihn ſetzte, war unbeſchränkt. Er überließ ihm nicht nur die ganze Staatsverwaltung beinahe völlig und ausſchließlich, ſondern er unternahm auch in ſeinen Privatangelegenheiten nichts ohne den Rath deſſelben. Kein Bauplan wurde entworfen, keine Gartenanlage gemacht, keine Kunſtwerke wurden in Beſtellung gegeben oder gekauft,

kein Hoffeſt und keine Feierlichkeit wurde angeordnet, ohne ſein Gutachten darüber eingeholt zu haben.

Dieß gewährte dieſem Manne einen ſo mannichfaltigen und allgemeinen Einfluß, daß ihm, in Betreff der Ausführung ſeiner Pläne, von Seiten des Churfürſten und des Hofes, durchaus nichts in den Weg treten und er ſich allerdings leicht über jede Kabale erhaben dünken konnte. Zur Hinwegräumung jedes Hinderniſſes, das ihm in den verſchiedenen untergeordneten Verwaltungszweigen entſtehen konnte, halfen ihm ſeine 6 Brüder getreulich, die er an die Spitze der verſchiedenen Provinzial-Verwaltungen, nach Maaßgabe ihrer Talente und Fähigkeiten, zu ſtellen gewußt hatte, aber ſtets in einem ſubordinirten Verhältniſſe erhielt. Johann war Cleve-Märkiſcher geheimer Regierungs- und kurprinzlicher geheimer und Kammerrath; Thomas Ernſt, Gograf und Landrichter der Grafſchaft Lingen; Sylveſter Jakob, geheimer Rath, Kammergerichts- und Konſiſtorial-Präſident; Daniel Rudolph, geheimer Staats- und Kriegsrath und Konſiſtorial-Präſident; Nicolaus Bartholomäus, geheimer Rath und Regierungs-Präſident des Herzogthums Magdeburg; Wilhelm Heinrich, geheimer Rath und Kanzler des Herzogthums Minden.

Die Dankelmanniſche Familie wurde auf dieſe Weiſe nicht nur als die vorzüglich begünſtigte, ſondern als die allgemein und ausſchließlich regierende angeſehen. Natürlich wurde dadurch der Neid aufgeregt, ungeachtet er ſich lange nicht anders, als in leiſem Murren und höchſtens einem witzigen Einfalle der Höflinge an ſie wagte. Dieſe nannten die Dankelmanns ſpottend das Sie-

bengeſtirn, und hätten ihnen gern allerlei Uebels angedichtet, wenn ſie nur jemanden gefunden hätten, der ihnen ſein Ohr dazu geliehen hätte. Allein der Churfürſt hatte dieſen Brüdern ſein ganzes Vertrauen geſchenkt, und im Publikum achtete man ſie als rechtſchaffene, talentvolle Männer.

Der Oberpräſident insbeſondere ſtund in großem perſönlichen Anſehen, und nicht mit Unrecht. Er war ein Mann von kräftigem, emporſtrebenden Geiſt, und behauptete einen ehrenvollen Platz unter den Staatsmännern von Einſicht und Verdienſt zu ſeiner Zeit. Er hatte einen hellen Blick, und — die afrikaniſche Handelsgeſellſchaft abgerechnet, welche nach Aufopferung großer Summen ſcheiterte — kann man ihm nicht vorwerfen, daß er blendende Ideen aufgehaſcht, und ſie auf gutes Glück zur Ausführung befördert hätte. Vielmehr ſuchte er ſtets hauptſächlich das Mißverhältniß zwiſchen der Einnahme und Ausgabe, durch Beſchränkung der letztern und Ordnung und Regelmäßigkeit in Verwaltung der erſtern auszugleichen. Unabläßig arbeitete er dahin, den Churfürſten von übermäßigen und unnützen Geldausgaben zurück zu halten. Allein, ſo viel Gewalt er auch noch immer über ſeinen ehemaligen Zögling hatte, und ſo ſehr er dieſelbe zu benützen verſtand; ſo war doch der Hang des Churfürſten zu entſchieden, und es wurde dem Miniſter, von Seiten der Höflinge, zu ſtark und mannichfaltig entgegen gearbeitet, als daß er in dieſer Hinſicht ſeinen Zweck ſo ganz hätte erreichen können. Deshalb bemühte er ſich, dieſen Aufwand mehr auf ehrenvolle und nützliche Gegenſtände, hauptſächlich zum Vortheile der Künſte und Wiſſenſchaften, welche beide

er kannte und ſchätzte, zu lenken. Die Verſchönerung Berlins, die Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften, die Errichtung der Univerſität Halle, die Bibliotheken und Kunſtkammern ſind größtentheils ſeine Werke und werden ſeiner Verwaltung lange ein dankbares und ehrenvolles Andenken erhalten.

So einſichtsvoll Dankelmann war, ſo verſah er es doch darinn, daß er ſich allein auf ſich ſelbſt und ſein perſönliches Gewicht bei dem Churfürſten verließ. Die Höflinge behandelte er faſt alle mit Stolz und Geringſchätzung, und foderte ſie dadurch gleichſam ſelbſt heraus, ihm zu ſchaden. Er verachtete ſelbſt den Kunſtgriff, den Lieblingsfehlern und Neigungen, der Eitelkeit und Pracht und Verſchwendungsliebe ſeines Herrn zu ſchmeicheln. Das Steckenpferd deſſelben war die Königswürde, die er anzunehmen gedachte. Wilhelm III. war aus einem Prinzen von Oranien und Statthalter von Holland König von England geworden. Auguſt II. hatte ſich, als Churfürſt von Sachſen, auf den polniſchen Königsthron geſchwungen. Warum ſollte ein Churfürſt von Brandenburg nicht ein König von Preußen werden können? — Da aber dieß, nach den damaligen Umſtänden, mehr ſchädlich als nützlich ſeyn konnte, ſo beſtritt Dankelmann den Wunſch Friedrichs mit ſeinem ganzen Anſehen, und blieb ſo beharrlich bei ſeiner Meinung, daß es den Höflingen endlich gelang, ihm die Gunſt des Fürſten zu entziehen.

Der Miniſter foderte (1697) ſeinen Abſchied, und erhielt ihn mit einer Penſion von 10,000 Thalern. Das war aber nicht nach dem Sinne ſeiner Feinde.

Sie boten daher alle Künſte der Intrike auf, um den Churfürſten zu ſtrengern Maaßregeln gegen ihn zu bewegen, und es gelang ihnen. Auf ſeinen Befehl wurde Dankelmann verhaftet und nach Spandau geführt. Man ſetzte eine Anklageacte gegen ihn auf, die aus 31 Artikeln beſtand und ließ ihm förmlich den Proceß machen. Die Klagepuncte waren theils unbedeutend, theils aus der Luft gegriffen, theils ohne hinlänglichen Beweis. Hauptſächlich betrafen ſie ſeinen Stolz, ſeine Herrſchſucht, ſeinen Nepotiſmus, ſeine Bereicherungsſucht. Man hatte beſchloſſen, ihn ſträflich zu finden, und ſo kam denn auf die Beſchuldigungen und auf die Beweiſe der Beſchuldigungen wenig an. Seine Verurtheilung fiel dahin aus, daß er zeitlebens Staatsgefangener bleiben, ſeiner Güter und ſeines ſämmtlichen Vermögens, ſo wie der ihm anfangs zuerkannten Penſion, verluſtig gehen ſollte. Erſt nach 10 Jahren wurde ihm eine Penſion von 2000 Thalern bewilliget. Eingekerkert blieb er indeſſen, bis zu der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms I., zu welcher Zeit er, nach 16jähriger Gefangenſchaft, die Genugthuung erfuhr, von dem König nach Berlin berufen und mit beſonderer Auszeichnung an den Hof aufgenommen zu werden. Hier ſtarb er am 31 März 1722 in einem Alter von 79 Jahren.

Der Schlag, der ihn zu Boden geworfen hatte, traf ſeine Brüder, doch nur ſtreifend, mit. Man entſetzte ſie anfangs ebenfalls ihrer Aemter. Indeſſen, da die Beſchuldigungen, mit welchen man die Kabale gegen den Oberpräſidenten ſchon dürftig genug

beſchönigte, auf ſie gar keine Anwendung litten; ſo fand man für gut, Männer, von denen man nichts zu befürchten hatte, nicht ungerecht zu behandeln, um gerecht zu ſcheinen. Sie wurden in ihre Aemter wieder eingeſetzt und behielten ſie in der Folge unangetaſtet, und mit ihnen die erhöhte Achtung des Publikums.

Johann Klefeker.

Syndikus in Hamburg.

Hamburgs Glück und Wohlſtand war das Ziel, auf das dieſer eben ſo rechtſchaffene als einſichtsvolle Mann in ſeinem ganzen Leben hinarbeitete. Sein ganzes Daſein war ein raſtloſes Wirken zum gemeinen Beſten. Ihm gebührt ein ehrenvoller Platz in den Annalen der berühmten Stadt, der er ſeine ganze Thätigkeit opferte, und folglich auch unter den merkwürdigen Männern deutſcher Zungen und deutſchen Stammes. Es iſt die Wahrheit, die dieſen Kranz um ſeine Urne flicht.

Klefeker wurde am 14. Auguſt 1698 zu Hamburg gebohren. Er hatte das Glück, in ſeinem Vater, der das Amt eines Kämmereiſchreibers verwaltete, nicht nur einen Ernährer, ſondern auch einen weiſen Erzieher und Bilder ſeiner Jugend zu beſitzen. Der Vater liebte die Wiſſenſchaften, und beſchäftigte ſich in ſeinen Erholungsſtunden am liebſten mit der Mathematik. Von ſeiner geographiſchen Kenntniß und Geſchicklichkeit im Zeichnen zeugen unter andern zwei ſaubere Karten von den Ländereyen der Stadt Hamburg, welche in dem Archive verwahrt werden. Der Sohn beſuchte zuerſt das Johanneum ſeiner Vaterſtadt, und bildete dann ſeine Talente auf dem Gymnaſium weiter aus. Der berühmte Fabricius nahm ſich des wißbegierigen Jünglings

vorzüglich an, der bereits in ſeinem 19ten Jahre ein zahlreiches alphabetiſches Verzeichniß frühzeitiger Gelehrten (Bibliotheca Eruditorum praecocium) durch den Druck bekannt machte. Dann ging er nach Tübingen, und widmete ſich hier dem Studium der Rechtswiſſenſchaft.

Kaum hatte Klefeker die Hörſäle ſeiner Lehrer verlaſſen, ſo wurde er in das geſchäftige Leben hineingezogen. Im Jahr 1721 reiste er nach Braunſchweig, wohin von dem kaiſerlichen, ruſſiſchen, ſchwediſchen und kurbraunſchweigiſchen Hofe Miniſter geſandt waren, um zur Beförderung des Friedens im Norden einen Kongreß zu halten. Zwar blieb dieſer fruchtlos, aber Klefeker fand doch Gelegenheit, ſich als einen kenntnißreichen jungen Mann bekannt zu machen. Er begleitete die hamburgiſchen Deputirten nach Wien, war der Gehülfe des Agenten ſeiner Vaterſtadt am kaiſerlichen Hofe, und verſah nach deſſen Tode die Stelle deſſelben. Sein Talent zur Führung wichtiger Geſchäfte — ſonſt nur die Frucht langer Erfahrung — zeigte ſich in einem ſo hervorſtechenden Grade, daß man ihn bei ſeiner Rückkehr von Wien mit vieler Auszeichnung empfing, und 1725 zum Syndikus ernannte.

Ein halbes Jahrhundert lang beförderte jetzt Klefeker das Wohl ſeiner Vaterſtadt mit beiſpielloſer Kraft, Thätigkeit und Klugheit. Was die einheimiſchen Geſchäfte anlangt, ſo erwarb er ſich die größten Verdienſte um Hamburgs Geſetzgebung und die Vervollkommnung der öffentlichen Anſtalten und Einrichtungen. Mit gleicher Einſicht umfaßte er Juſtiz- und Polizeiſachen, kirchliche und Handlungsangelegenheiten, das Münz- Zoll-

Poſt= und Mühlenweſen. Mehrere Jahre lang leitete er die Kriminalproceſſe ein, und einen großen Theil ſeiner Zeit widmete er einer gründlichen Unterſuchung der wichtigſten Rechtsſachen, um ſie entweder durch einen Vergleich zu ſchlichten, oder dem Senat vorzutragen. Bei allen ſeinen Berichten aus den verworrenſten Acten, und bei der Beurtheilung gerichtlicher und außergerichtlicher Streitigkeiten bewies er eben ſo ſehr Gründlichkeit und Gerechtigkeit, als ein menſchenfreundliches Streben, Weitläuftigkeiten, Verdruß und Koſten möglichſt zu verhüten. Die Einigkeit zwiſchen den Vätern der Stadt und ihren Bürgern zu befeſtigen, und überall einen edlen Gemeingeiſt zu beleben, war er unabläßig bemüht. Auf dieſen Zweck arbeitete er beſonders dann mit dem größten Nachdrucke hin, wenn er gewiſſen Departements zur Unterhaltung weſentlicher Einrichtungen des Staats als Präſes vorgeſetzt war.

Außerdem, was er für Hamburgs inneres Wohl that, machte er ſich auch noch um die Geſchichte der Staatsverfaſſung und Geſetze ſeines Staates durch ſeine vollſtändige und mühſame Sammlung der Hamburgiſchen Geſetze und Verfaſſungen (in 13 Bänden), und durch die Sammlung der von dem Senat der Stadt Hamburg vom Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts ausgegangenen Mandaten, Befehle und Beſcheide (in 6 Bänden), höchlich verdient. Man kann die bürgerlichen und kirchlichen Verfaſſungen eines für ſich beſtehenden Staats nicht vollſtändiger und in beſſerer Ordnung beiſammen finden, als in dieſen Werken.

Fürſten und ihre Miniſter ehrten den Mann, der die auswärtigen Angelegenheiten Hamburgs mit nicht

gemeiner Einſicht leitete. Er machte öfters große Reiſen an auswärtige Höfe, und fand leicht die wirkſamſten Mittel, die am ſicherſten zum Ziele führten. Ihm war es gegeben, günſtige Umſtände vortheilhaft zu brauchen, die ſtärkſten Schwierigkeiten zu heben, Gefahren zu entfernen, und die Rechte und Beſitzungen ſeines Staats möglichſt zu befeſtigen. Da er einen ausgebildeten Verſtand, ein heiteres Gemüth und eine rege Empfindungskraft hatte, ſo begrif er auch die wichtigſten Angelegenheiten bald, beurtheilte ſie leicht und konnte ohne viele Vorbereitung ſeine Gedanken darüber aufſetzen, Entwürfe machen und die nöthigen Maaßregeln geſchwind und vollſtändig angeben. Er beſaß eine natürliche Beredſamkeit, die von der Lebhaftigkeit des Geiſtes, der Stärke des Gedächtniſſes, und der ausgebreiteten Kenntniß und Erfahrung immer mehr Nahrung erhielt, und, wenn er von einer wichtigen Angelegenheit redete, ungemein reichhaltig war. Zugleich ſprach er mit großem Nachdruck und unaufhörlicher Munterkeit und Freimüthigkeit. Dieſe begleiteten ihn auch dann, wenn er mit den Großen der Erde und ihren Miniſtern redete, oder an ſie ſchrieb; und dieß war ihm ſo natürlich uud leicht geworden, daß er zugleich ihre Gemüthsart, Geſinnungen und Anſchläge zu erforſchen vermochte. Dabei wußte er ſie für ſich und ſeine gute Sache bald einzunehmen, und dadurch ſchon auf die Zukunft ſich Beförderungs- und Erleichterungsmittel zur Ausführung heilſamer Entwürfe zu verſchaffen.

Es iſt kaum glaublich, wie mancherlei äußerſt wichtige und zum Theil eben ſo ſehr verwickelte Dinge er in

ſehr kurzer Zeit bearbeitete. Es hinderte ihn im Arbeiten nicht, wenn verſchiedene Perſonen in dem Zimmer, wo er arbeitete, laut mit einander redeten. Ob er gleich alles hörte, zuweilen ſelbſt mit ihnen ſprach, und alles was vorgieng, ſo lebhaft bemerkte, daß er ſich deſſen hernach genau zu erinnern wußte, ſo behielt er doch den Faden ſeiner Gedanken, und fuhr im Schreiben oder Dictiren ununterbrochen fort. Um ſich in den frühen Morgenſtunden den Angelegenheiten des Staats widmen zu können, gieng er ſehr ungern und ſeit vielen Jahren nie des Abends in Geſellſchaft. Hatte er etwas unternommen, ſo ruhte er nicht eher, bis es zu Stande gebracht war. Fünf bis ſechs Stunden hinter einander konnte er in der Ausfertigung der wichtigſten Deductionen unermüdet fortſchreiben oder ſie einem andern diktiren. In dieſem Fleiß ließ er ſich durch nichts, ſelbſt nicht durch die Nothwendigkeiten des Lebens, ſtören. Kam er z. B. vom Rathhaus oder andern Stadtgeſchäften zurück, und fand in ſeinem Hauſe neue auf ihn wartende Geſchäfte, ſo gieng er, wenn gleich die Zeit des Eſſens, und die Mahlzeit bereitet war, nicht eher zu Tiſch, als bis er wenigſtens den Entwurf zur Ausführung fertig gemacht hatte. Konnte aber die Sache bald ausgerichtet werden, ſo that er es entweder gleich oder während des Eſſens ſo, daß es ihm hernach deſto leichter ward, ſie zur Vollkommenheit zu bringen. Dieſer Fleiß dauerte, wie ſeine Leibes- und Gemüthskräfte, bis in ſein hohes Alter. Er feierte am 6ten July 1775 den 51ſten Gedächtnißtag ſeiner Erhebung zum Syndikat, und am 25ten October eben dieſes Jahres ſtarb er.

Kleſeker hatte einen wohlgebildeten Körper von mittlerer Größe und einem vollkommenen Verhältniß der Gliedmaßen. Bis ins Alter gieng er ſehr gerade. In ſeiner Miene war Ernſt, der, mit Freundlichkeit verbunden, Ehrerbietung und Zutrauen erweckte. Dieſer Ernſt war ihm beſonders in ſeinen Geſchäften zur Natur geworden. Seine Bruſt war ſtark, ſeine Stimme klingend und männlich, ſein Geſicht ſcharf. Bis an ſein Ende beſaß er ein außerordentliches Gedächtniß. Neben der griechiſchen und lateiniſchen, war er der franzöſiſchen und italiäniſchen Sprache mächtig, verſtand die engliſche, und hatte ſich bei einem kurzen Aufenthalte in Dännemark und Schweden eine ziemliche Kenntniß der Sprachen dieſer Länder erworben. Er war ein Freund der Muſik und Mahlerey und ſeine Schriften über die Geſchichte, der Literatur, der Landkarten zeugen von der nützlichen Anwendung ſeiner Erholungsſtunden. Als glücklicher Vater von ſechs glücklich verheuratheten Kindern erlebte er eine zahlreiche Nachkommenſchaft. Mit ſeinen Kenntniſſen, Geſchicklichkeiten und Kräften war er ſo wenig zurückhaltend, daß er ſich vielmehr eine Freude daraus machte, was er wußte, andern mitzutheilen, guten Rath zu geben, in Verlegenheiten beizuſtehen, Unterdrückte aufzurichten und Unglücklichen zu helfen. Wer ihn kannte, ehrte und liebte ihn, und jeder Patriot beklagte ſeinen Tod.

Chriſtoph Karl Kreß von Kreſſenſtein.

Kaiſerl. wirklicher Rath, Mitglied des geheimen Raths in Nürnberg ꝛc.

Einer der talentvolleſten, gelehrteſten und thätigſten Staatsmänner ſeiner Zeit, der in einer anſehnlichen deutſchen Republik durch ſeine Klugheit eine lange Reihe von Jahren hindurch ſeinen Meinungen Nachdruck zu geben, und ſeiner Parthei das Uebergewicht zu verſchaffen wußte. Bereits ſeine Vorfahren hatten ſeit mehr als 500 Jahren dem deutſchen Reiche, dem Kaiſer und vornemlich der freien Reichsſtadt Nürnberg ſehr erſprießliche Dienſte geleiſtet und ſich immer auf eine rühmliche Art ausgezeichnet. Die Stimmen über ſein Verdienſt waren freilich getheilt. Aber bekannt mit dem Schickſale aller Staatsmänner und beſonders aller Republikaner, die eine mit Ueberlegung ergriffene Parthey mit Wärme vertheidigen, und folglich wieder vielen edlen, auch das Gute wollenden, aber nach andern Grundſätzen handelnden Mitbürgern entgegen ſtreben, ertrug er das Loos, von vielen getadelt zu werden, mit Ruhe und Seelengröße. Und das konnte er, ſobald er nach reifer Ueberlegung und mit einem auf das Gute gerichteten

Willen glaubte, daß ſein Syſtem auf Gerechtigkeit ruhe und ſein Vaterland beglücken werde.

Er war am 10. Januar 1723 in der freien Reichsſtadt Nürnberg gebohren. Nachdem er neun Jahre lang das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und zugleich die Vorleſungen der Profeſſoren im Egydianiſchen Auditorium beſucht hatte, bezog er die Univerſität Halle und hörte da einen Ludwig, Böhmer und Wolf, hatte auch das Glück mit dem in der Folge ſo berühmten Grafen von Herzberg in einem Hauſe zu wohnen. Ehe er in ſeine Vaterſtadt zurückkehrte, beſuchte er die meiſten Höfe und faſt alle Univerſitäten in Deutſchland und Holland. Auf dieſer gelehrten Reiſe lernte er viele Gelehrte und Staatsmänner kennen und trat mit ihnen in der Folge in einen Briefwechſel.

Nach ſeiner Zurückkunft in die Vaterſtadt legte er ſich vorzüglich darauf, die Stadtarchive genau kennen zu lernen, um ſich zu einem künftigen Amte vorzubereiten, das er im Senat bekleiden könnte. Man lernte ſehr bald die Verdienſte dieſes jungen Mannes kennen, und ſuchte ſie nach Würden zu belohnen. Daher ernannte man ihn 1749 zum Aſſeſſor bei dem Land- und Bauerngerichte, und zwei Jahre darauf zum Weg- und Stegamtmann, womit man zugleich die Oberaufſicht über die weichen Steinbrüche der Stadt verband. Hierzu kam noch die Adjunctur bei dem Loſungsamte, und gegen das Ende des nemlichen Jahres 1751 die wirkliche Stelle eines Loſungsrathes.

Man merkte bald, daß er ein Mann war, der zu brauchen wäre, daher ſchickte man ihn als Abgeord-

neten des Senats nach Wien, um dort bei dem Reichshofrath dem Recursproceſſe der nürnbergiſchen Kaufleute eine für den Senat günſtige Wendung zu geben. Er beendigte dieſes Geſchäfte zu dem größten Beifalle des Magiſtrats. Nachdem er mehrere Jahre dieſes Geſchäftes wegen in Wien geweſen war, kam er 1754 nach Nürnberg zurück, und nahm Beſitz von der Senator- und nachmaligen Bürgermeiſterwürde, die man ihm in ſeiner Abweſenheit ohne ſein Anſuchen ertheilt hatte. Von dieſer Zeit an ſtieg er von Stuffe zu Stuffe, wurde Kriegsoberſter, d. i. Präſident des Kriegskollegium, und endlich zweiter Loſunger. Dazu bekam er die einträglichſten Deputationen, z. B. das Zinsmeiſteramt, die Pflege der Mendeliſchen zwölf Brüder-Stiftung bei der Karthauſe, und als Loſunger das Waizenbrauamt, und die Pflege der beiden Klöſter Pillenreuth und St. Clara.

Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß ein Mann, dem man ſo viele Aemter und Würden anvertraute, nicht geringe Talente und Einſichten haben mußte. Beides konnte niemand dieſem Staatsmanne abſprechen. Sein langer Aufenthalt in Wien hatte ihn mit den Geſchäften des Reichshofraths vertraut gemacht und ihm Kenntniſſe verſchaft, deren ſich Wenige ſeiner Mitbürger rühmen konnten; eben daher war er das Orakel für den Magiſtrat in den öftern Proceſſen, die dieſer in Wien zu führen hatte. Der Senat trug ihm alle Sachen von Wichtigkeit auf, weil er wohl wußte, daß kein anderer als Kreß ſie zur Zufriedenheit beſorgen würde. Er war bei dieſen vielen Geſchäften und Aufträgen un-

ermüdet thätig und arbeitete öfters Nächte durch, wenn die Sache von einer ſolchen Wichtigkeit war, daß ſie ſchnell beſorgt werden mußte.

Als er die Regierung ſeines Vaterlandes übernommen hatte, deſſen oberſte Gewalt in den Händen des kleinern oder adelichen Raths iſt, ſuchte er dieſe beinahe uneingeſchränkte Gewalt aufrecht zu erhalten, weil er ſich feſt überzeugt hatte, daß dieſelbe in der alten, vom Kaiſer und Reich beſtätigten Verfaſſung gegründet und daß ſie dem Staate vortheilhaft ſey. Der größere Rath oder der bürgerliche Magiſtrat, welcher als Repräſentant der Bürgerſchaft anzuſehen iſt, wollte dieſe Gewalt dem adelichen Rath ſtreitig machen, als dieſer letztere der Bürgerſchaft noch eine außerordentliche Steuer auferlegte, da die doppelte Steuer ſchon ſeit 29 Jahren unter großen Seufzen von den gedrückten nürnbergiſchen Bürgern gegeben wurde. Die Sache gab zu einem Prozeß Gelegenheit, welcher bei Kreſſens Tode noch nicht entſchieden war.

Dieſer Mann von ſo großen Talenten und Kenntniſſen, der beinahe alle europäiſchen Sprachen verſtand, der viele Geſellſchaft mit Gelehrten hielt, der ſich auch durch Errichtung eines Arbeitshauſes und durch mehrere nützliche Veranſtaltungen um ſein Vaterland allerdings ſehr verdient gemacht hatte, war nichts weniger als ſtolz, weder durch ſein äußeres Betragen, noch in Anſehung ſeines Ausdrucks. Er verſtand vielmehr die große Kunſt, die jeder Staats- und Geſchäftsmann lernen ſollte, ſich in die Laune verſchiedener Menſchen aus allen Ständen zu finden, ohne ſich merken zu laſſen, wie viele Vorzüge er wirklich vor ihnen habe.

Er war ein Freund und Verehrer der Religion und zeigte dieß durch ſeine Handlungen ſowohl, als durch häufige Beſuchung des öffentlichen Gottesdienſtes. Er nahm jedesmal ſein griechiſches Teſtament mit in die Kirche. Mit hellem Geiſte ſuchte er die Religion wieder zu ihrer erſten einfachen Geſtalt zurück zu führen, und unterſtützte mit hinreiſſenden Vorträgen jede Verbeſſerung kirchlicher Anſtalten, die dahin abzweckte. Die Armen hatten an ihm einen Wohlthäter; viele erfuhren erſt nach ſeinem Tode, daß er es war, der ihnen Unterhalt und Mittel zum Fortkommen zuwendete. In der großen Kunſt, ſeine Zeit einzutheilen, war er Meiſter, und dadurch wurde es ihm eben möglich, ſo viel zu arbeiten. Jede Minute wurde weislich genutzt, jede Stunde hatte ihr beſtimmtes Geſchäft. Er hielt ſich ein genaues Tagebuch, das er in franzöſiſcher Sprache ſchrieb, und in welches er noch in ſeiner letzten Krankheit alle Recepte franzöſiſch eintrug. Seiner Familie war er zärtlich ergeben, und vergnügte ſich gern in ihrem Kreiſe. Keine Mühe war ihm zu groß, die er ihrentwegen nicht gern über ſich nahm. Er erhöhte ihren Glanz dadurch, daß er ihr das Patronatrecht über die anſehnliche Pfarrey Kraftshof zuwendete, auf welches die Kreſſiſche Familie ſchon ſeit ungefähr 100 Jahren Anſprüche gemacht hatte. Eben ſo thätig und unermüdet war er auch für diejenigen, die ſich einmal ſeinem Schutze und ſeiner Fürſprache anvertrauten.

Als Kunſtkenner hatte er ſich eine Gemähldeſammlung angelegt, in der einige Stücke von großen Meiſtern befindlich waren. Als Schriftſteller iſt er nun eben nicht bekannt, man müßte denn ein paar kleine Schrif-

ten dahin rechnen, allein das Verdienſt eines Gelehrten wird man ihm wohl ſchwerlich abſprechen können. Nach ſeinem Tode hat man verſchiedene ausgearbeitete Schriften von ihm im Manuſcript gefunden. Den Umgang mit Gelehrten ſuchte und ſchätzte er. Viele Jahre hindurch unterhielt er in ſeinem Hauſe eine wöchentliche Geſellſchaft mit Gelehrten, welche die engliſche genannt wurde, weil man darinn engliſche Bücher las. Er beſchloß ſein thätiges Leben am 14ten März 1791, beweint von ſeinen Kindern und Freunden, und von manchem redlichen Bürger betrauert. Welche von beiden politiſchen Partheien, die ſeinige oder die ſeiner Gegner, die Wahrheit am richtigſten eingeſehen, und die wirklich beſten Mittel ergriffen habe, wird vielleicht die Zukunft entwickeln.

Johann Gottfried Reyger.

Bürgermeiſter in Danzig.

Die ehemalige Republik Danzig zählt Reygern unter ihre treflichſten Patrioten, unter ihre einſichtsvolleſten Regenten in einer ſehr gefahrvollen Periode. Er ſtammte aus einem Geſchlechte, deſſen Ahnen ſeit mehrern Menſchenaltern ſich zu Danzig in hohen Würden und Aemtern durch bewährte Treue und Rechtſchaffenheit ausgezeichnet haben. Sein Vater war Bürgermeiſter, und der Sohn, von dem hier die Rede iſt, wurde am 3. April 1725 gebohren. Er brachte ſeine erſtern Vorbereitungsjahre in der Marienſchule und auf dem akademiſchen Gymnaſium in Danzig zu, und verließ dieſes letztere nicht eher, als bis er bei ſchon reifendem Geiſte ſich in den Stand geſetzt hatte, mit Sicherheit ſeinen Hauptzweck zu verfolgen, und ein brauchbarer Rechtsgelehrter und Staatsmann zu werden. In dieſer Abſicht gieng er erſt in ſeinem 23ten Jahre auf die Univerſität nach Leiden, und unternahm nach zweijährigem Aufenthalte daſelbſt eine Reiſe durch Holland, England, Frankreich und Deutſchland.

Reyger wünſchte, als er 1751 in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt war, ſich von allen höhern Ehren-

ſtellen entfernt zu halten, und lieber im Stillen Gutes zu wirken. Mancherlei Umſtände vereitelten aber die Erfüllung ſeines Wunſches, und nachdem er mehr als einmal ſeine Wahl zu einer Staatsbedienung hintertrieben hatte, ließ er es endlich geſchehen, daß er 1762 in das Kollegium der hundert Repräſentanten der Bürgerſchaft gewählt wurde. Von der Zeit bekleidete er jedes Amt, das ihm übergeben wurde, mit seltener Redlichkeit und Treue. Aber nur die dringendſten Bitten des ganzen Senats und vieler einzelner Mitbürger konnten ihn bewegen, im Jahr 1780 die wichtige Stelle eines Bürgermeiſters zu übernehmen.

Seine Geſinnungen gegen den vaterländiſchen Staat, zu deſſen Verwaltung er ſich einmal berufen ſah, war ganz die treue Ergebenheit eines von Patriotiſmus belebten Republikaners, wie wir davon nur immer Beiſpiele in der Geſchichte finden können. So zeigte er ſich bei der Verwaltung der gewöhnlichen Aemter, die mit ſeiner Würde verbunden waren, beſonders in dem Präſidium der Stadt, das er dreimal geführt hat, aber noch mehr durch willige Uebernehmung außerordentlicher Aufträge, wobei ſeine Thätigkeit wirklich alle Erwartung übertraf. Ganz vorzügliche Proben davon gab er in den Jahren 1783 bis 1787 und 1793; denn in dieſen beiden bedenklichen Perioden, in welchen ſeine Vaterſtadt von Preußiſchen Truppen ſtreng blokirt wurde, und man mit dem Hofe in Berlin in Unterhandlungen ſtand, führte er nicht nur das Kriegspräſidium, ſondern auch den Vorſitz in den für die öffentlichen Angelegenheiten ausgeſetzten Deputationen, und war folglich mit neuen und ungewöhnlichen Geſchäften ganz überhäuſt.

Seine Weltklugheit und Menſchenkenntniß machte, daß er ſich auch in ſehr bedenkliche Lagen zu ſchicken, und Zeit und Umſtände zum Vortheile der guten Sache mit der gehörigen Wachſamkeit zu nützen verſtand. Doch war er durch ſeine natürliche Gutmüthigkeit geneigt, andere Menſchen, ſo lange es möglich war, für ehrlich zu halten und ſie zu vertheidigen. Wurde er dann durch unredliche Heuchler hintergangen, ſo verſetzte das ſeinem gefühlvollen Herzen eine tiefe Wunde, indem ſich ihm ein neuer Grund aufgedrungen hatte, an Menſchengüte Zweifler zu werden. Und doch machte ihn das für die Folge nicht leicht mißtrauiſcher gegen dieſelben Perſonen, ſobald ſie nur einige Erkenntniß ihres Fehlers zeigten.

Allgemein anerkannt war ſeine ſtrenge Unbeſtechbarkeit. Oefters ſagte der fromme Mann im Zirkel der Seinigen: „Er ſuche ſeine Aemter ſo zu führen, daß ſie ihn einſt vor Gottes Richterſtuhle würden vertreten müſſen.“ Er ſchützte nicht blos den Unſchuldigen und gab dem verkannten Verdienſt den Vorzug, ſondern auch gegen Perſonen, die ihn gröblich beleidigt hatten, war er unpartheiiſch genug, ihren guten Eigenſchaften alle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Nichts machte ihm mehr Freude, als ſtreitige Partheien durch gütlichen Vergleich zu vereinigen; wenn er aber auch ſtrafte, ſo geſchah es aus Gerechtigkeitsliebe, und deshalb wurde der Beſtrafte ſelten dadurch ſein Feind; ſo wie ihm hingegen alles Nachtragen nach dem vollzogenen Urtheile fremd blieb. Seine Entſchließungen waren immer das Reſultat kalter Ueberlegung nach durchdachten Grundſätzen, und blieben deswegen gemeiniglich unverändert; doch war er auch bereit, eine vielleicht zu harte Begegnung ſogleich wieder

gut zu machen, wenn ihn ſein lebhaftes Temperament etwa einmal im gemeinen Leben zu Aufwallungen des Zorns verleitet hatte.

Bei ſeiner großen Arbeitſamkeit kam ihm ſein, ſich bis auf Kleinigkeiten erſtreckendes Gedächtniß, ſeine Leichtigkeit im Arbeiten und ſein natürlicher Scharfblick in Geſchäften, ſehr zu ſtatten; deswegen ſchätzte er auch dieſe Eigenſchaften vorzüglich wieder an andern, und verlangte, mit eben der Pünktlichkeit von ihnen behandelt zu werden. Was er verſprach, hielt er ſicher, und ſeine Glaubwürdigkeit war erprobt, wie ſeine Verſchwiegenheit. In und außer den Amtstagen ſtand ſein Haus von früh bis an den ſpäten Abend auch dem Geringſten offen, und da er ganz den öffentlichen Angelegenheiten lebte, ſo entſagte er bei den, mit jedem Jahre wachſenden Geſchäften faſt allen geſellſchaftlichen Vergnügungen, und war daher auch zu jeder Zeit in ſeinem Hauſe zu finden. Er rechnete dieſes ſo ſehr zu ſeiner Pflicht, daß er in den letzten 20 Jahren es ſich nicht verſtattete, nach dem Beiſpiel ſeiner Kollegen, ſeine verſchiedenen Landhäuſer zu bewohnen, ungeachtet ſie nur in geringer Entfernung von der Stadt lagen; ja in den letzten 10 Jahren hat er ſie kaum durch Beſuche von wenigen Stunden benutzt. Selbſt bei geringern Krankheiten wohnte er noch den Rathsſeſſionen und den Geſchäften, die in ſeinem Hauſe verrichtet wurden, unausgeſetzt bei.

Er hörte jeden, der etwas zu ſuchen hatte, ſelbſt an, ſprach als Freund und Rathgeber mit ſeinen Mitbürgern. Wurde ein von ihm gegebener Rath nicht pünktlich befolgt, ſo beleidigte ihn das nicht, und er ließ ſich ein andersmal wieder bereitwillig finden, auf Erfordern ſeine

Mei-

Meinung mitzutheilen; denn er ehrte die natürliche Freiheit eines jeden, und wollte in Fällen, wo er nicht als Obrigkeit einen Ausſpruch that, niemanden durch ſeine Urthelle binden. Er ſprach dann mit einer gewiſſen Herzlichkeit und Innigkeit, die ſich durch Händedruck, Klopfen auf die Schultern ꝛc. ꝛc. äußerte. Er war ein erklärter Feind alles Pompes und Stolzes, und des großen Abſtandes, in welchem andere Männer ſeines Ranges ſich oft von den geringern Ständen zu halten ſtrebten; und ſo wichtig er für ſeine Republik in der That war, ſo vermied er doch in allen ſeinen Unternehmungen nichts ſo ſorgfältig, als den Schein der Wichtigkeit. Dieſe ächte Popularität bewirkte nun gegenſeitig, daß die Herzen aller Bürger an ihm hiengen, und daß ſie ihn oft ausſchließlich ihren Bürgermeiſter nannten. Er beſaß überhaupt die bei Geſchäftsmännern ſo ſeltene Gabe, daß ihm trotz der überhäufteſten Arbeiten ſtets die froheſte Laune zu Gebote ſtand, daß er jeden Kummer und jede Sorge vergaß, ſobald er in die Geſellſchaft trat, und eben dadurch alles um ſich her erheiterte. Daher hiengen ſogar die Kinder an ihm, weil er ſich in ihre einfachen Spiele zu miſchen und mit ihnen vorzüglich gern zu ſcherzen pflegte. Kam er mit jüngern Perſonen zuſammen, ſo war er kein einſeitiger Lobredner der vergangenen Zeit; er tadelte das Unſchickliche und Geſchmackwidrige des vorigen Zeitalters, und erkannte gern das Zweckmäßige an manchen neuen Einrichtungen. Selbſt in ſeiner Kleidung richtete er ſich, ohne ein Anhänger der neueſten Mode zu ſeyn, nach der jedesmaligen Sitte. Mit der Literatur ſeines Zeitalters hielt er durch überlegte Auswahl der nützlichſten Lectüre gleichen

Schritt, und ſelbſt die Aufklärungen der Philoſophie entgiengen ihm nicht. Viele ſeiner Erholungsſtunden waren dem Nachdenken über ſich und dem Gange der Vorſehung mit ſich und andern gewidmet.

Die widrigen Schickſale, die Danzig in den neueſten Zeiten trafen, zerriſſen dem Patrioten das Herz. Wenn eine ſo wichtige Regierungsveränderung, als dieſe Republik erfuhr, im Allgemeinen auch wirklich zum Vortheil derſelben ausſchlagen ſollte, ſo wird doch niemand leugnen, daß ſie mit großen Aufopferungen vieler Einzelnen verbunden iſt. Der von Jugend auf an dieſe Ordnung der Dinge gewöhnte, thätige Patriot ſieht daher eine ſolche Kataſtrophe gewiſſermaßen für den politiſchen Tod ſeines Staats, und wenn er von lebhaften Empfindungen iſt, halb für ſeinen eigenen an. Zu dieſem Kummer im Allgemeinen kamen noch die übermäßigen Anſtrengungen, die ihm das letzte Jahr ſeiner Amtsverwaltung (1793) verurſachte. Mannichfaltige Verdrießlichkeiten ſtürmten auf ihn ein, und als die Oberherrſchaft an Preußen übergieng, ſuchte er ſeine Entlaſſung. Der ſchnelle Uebergang von Anſtrengung zur Ruhe wirkte nachtheilig auf ſeine Geſundheit. Die erſten vier Tage nach ſeiner Entlaſſung war er ungewöhnlich froh und heiter; am fünften überfiel ihn ein gallichtes Faulfieber, und am ſiebenten war er eine Leiche. Sein Leichenbegängniß, obgleich früh Morgens und ohne allen Prunk veranſtaltet, zeigte doch durch die freiwillig ſich anſchließenden Bürger, daß man einen Patrioten begrub, auf den ſo viele mit Dankbarkeit und Hofnung hingeſehen hatten.

Andreas Graf von Oſtermann.

Ruſſiſch kaiſerlicher Staatsminiſter.

Kein Reich iſt im 18ten Jahrhundert ſo fruchtbar an Regierungs-Revolutionen geweſen, als das ruſſiſche, und nirgends haben ſich ſo viele unbekannte Menſchen, beſonders Ausländer, aus dem Staube zu den erſten Würden des Staats emporgeſchwungen, als in Rußland. Aber nur wenige wußten ſich auf der ſchwindelnden Höhe zu erhalten. Viele von ihnen ſanken, durch eigene Schuld oder durch Kabale geſtürzt, in den Abgrund des Verderbens hinab, und endigten ihr Leben im Elend. Oſtermann gehört in die Klaſſe dieſer Unglücklichen, der ſein hartes Schickſal nicht verdiente.

Er wurde in dem Städtchen Bockum in der Grafſchaft Mark in Weſtphalen gebohren; ſein Vater war evangeliſch-lutheriſcher Prediger daſelbſt. Er bekam in der Taufe den Namen Heinrich Johann Friedrich, die er in der Folge in Rußla.. .egen den Namen Andreas umtauſchte, weil die Ruſſen ihn denjenigen beilegen, die Heinrich heißen. Seine Erziehung war ſorgfältig, und daß der Vater ſich ernſtlich bemüht habe die Fähigkeiten ſeines Sohnes auszubilden, hat die

Folge gelehrt. Dieſer kam im Jünglingsalter nach Jena, um hier ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung weiter zu verfolgen; aber ein trauriger Zufall änderte unvermuthet ſeine Plane und ſein Schickſal. Er hatte das Unglück, im Duell einen Studenten zu erſtechen, mußte fliehen, und verbarg ſich in Holland vor den Verfolgungen der Gerechtigkeit. In Amſterdam lernte ihn im Jahr 1704 der ruſſiſche Admiral Cruys kennen, faßte Zutrauen zu ihm, machte ihn zu ſeinem Secretair, und nahm ihn mit ſich nach Rußland.

Als ein Mann von Genie, der viel Kenntniſſe beſaß, konnte Oſtermann dem Czaar Peter, der die Ausländer ſchätzte, nicht lange verborgen bleiben. Er war kaum zwei Jahre in Rußland geweſen, als er ſchon die ruſſiſche Sprache mit Fertigkeit ſprach. Einſt ſtattete er in derſelben dem Czaar einen weitläuftigen und deutlichen Bericht ab, welches dem Monarchen ſo wohl gefiel, daß er ihn von dem Tage an in die Kanzlei nahm, und weil er ſeine Treue und Geſchicklichkeit aus vielfältigen Proben erkannte, ſo erhöhte er nicht nur von Zeit zu Zeit ſeine Ehrenämter und Beſoldungen, ſondern vertraute ihm auch Geheimniſſe von großer Wichtigkeit. „Nie habe Oſtermann etwas verſehen oder ſchlecht gethan, ſagte der Czaar einſt öffentlich von ihm. Wenn er ihm aufgäbe, etwas entweder in deutſcher, franzöſiſcher oder lateiniſcher Sprache zu entwerfen, und an auswärtige Höfe oder an ſeine bei denſelben befindlichen Miniſter zu ſchicken, ſo müßte er es zuerſt in ruſſiſcher Sprache aufſetzen, um daraus wahrzunehmen, ob er die rechte Meinung getroffen? Und auch hier habe er ſeine Sache immer aufs Beſte gemacht.“

Oſtermann leiſtete wirklich dem Monarchen, der ſeine Talente ſo ſchätzte, im Krieg und Frieden die wichtigſten Dienſte. Als der Czaar 1711 in die Moldau mit ſeinem Kriegsheere eindrang, war auch Oſtermann als ein Glied in der Kanzlei der auswärtigen Staatsſachen bei ihm, und als das ruſſiſche Heer ſich bei dem Fluſſe Pruth von der äuſſerſt zahlreichen türkiſchen Armee ohne alle Rettung umgeben ſah, wurde er von dem Czaar mit dem Vicekanzler Schaffirof an den türkiſchen Großvezier geſandt, um einen Frieden zwiſchen Rußland und der ottomanniſchen Pforte zu ſchließen, welcher dem Großvezier bald nachher das Leben koſtete. Die Friedensunterhandlungen, welche der Czaar von 1718 bis 1721 mit Schweden pflog, giengen hauptſächlich durch Oſtermanns Hände, und waren ſein Werk, ungeachtet der General-Feldzeugmeiſter von Bruce der erſte Czaariſche Bevollmächtigte war. Bei dem Nyſtädtiſchen Friedensſchluſſe (1712) war Oſtermann wirklicher geheimer Kanzleyrath. Der Czaar hatte ihm hunderttauſend Stück Speciesducaten mitgegeben, um die ſchwediſchen Miniſter auch durch Geſchenke willig zu machen, den Frieden auf die von Rußland verlangte Weiſe zu Stande zu bringen. Oſtermann wußte, wie viel ſein Regent von einer guten Oekonomie hielt, und ſah auch der ſchwediſchen Miniſter Dürſtigkeit um jene Zeit; er gieng alſo mit den ihm anvertrauten Dukaten ſo ſparſam und klug um, daß er mit zehen tauſend Stück die Abſicht ſeines Monarchen erreichte, und dieſem neunzig tauſend Stück zurückbrachte. Bei den großen Feierlichkeiten, welche wegen des Nyſtädter Friedens angeſtellt wurden, machte der nunmehrige Kaiſer Peter unſern

Oſtermann zum Baron, und ſchenkte ihm auch ein anſehnliches Gut.

Von dieſer Zeit an ſchwang ſich Oſtermann am ruſſiſchen Hofe immer höher und beſorgte bei allen Regierungsveränderungen die auswärtigen Angelegenheiten, die ihm anvertraut wurden, mit ſeltener Einſicht und dem beſten Erfolg. Peter empfahl ihn noch in der Nähe des Todes, als einen für das Reich unentbehrlichen Mann, und Katharina I. erhob ihn (1725) zum Reichs-Vicekanzler und wirklichen geheimen Rath. Bei öffentlichen Decreten und Depeſchen unterſchrieb er meiſtens in der Kaiſerinn Namen, da Katharina ſelbſt nicht ſchreiben konnte; aber ſein Einfluß wurde bald ſehr vermindert, da Menzikof das Vertrauen der Monarchin ganz beſaß, und in ihrem Namen unumſchränkt regierte. Dennoch wußte er ſich durch ſeine Klugheit zu erhalten, und ſchwang ſich nach Katharinens Tode und Menzikofs Sturz bis zur Würde eines geheimen Kabinetsminiſters. Die meiſten auswärtigen Angelegenheiten ſtunden unter ſeiner Leitung, er wurde mit ſeinen Nachkommen in den ruſſiſchen Grafenſtand erhoben, und 1740 ernannte man ihn zum Großadmiral von Rußland. Jetzt war er aber unvermuthet am Ziel ſeiner glänzenden Laufbahn. Die Prinzeſſin Eliſabeth, Peters Tochter, ſchwang ſich durch eine ſchlau angelegte Revolution auf den Thron, und die Günſtlinge der vorigen Regierung fielen. Oſtermann wurde ſogleich gefangen genommen, aller ſeiner Güter beraubt und zum Rade verurtheilt. Auf einem ſchlechten Schlitten wurde er zum Richtplatze geführt, und hier wurde ihm angekündigt, daß die Kaiſerin ſeine Strafe gemildert, und

in die Enthauptung verwandelt habe. Schon hob der Scharfrichter das Beil, als ihm Gnade! zugerufen wurde. Man brachte ihn in ſein Gefängniß zurück, und führte ihn bald darauf nach Bereſowa am Ausfluſſe des Oby, in Sibirien. Hier lebte er mit Menzikof an einem Orte, bis ihn im Jahr 1745 das Elend tödtete. Seine beiden Söhne, die in Petersburg zurückgeblieben, waren von der Garde, bei der ſie dienten, als Kapitains bei den Feldregimentern angeſtellt worden.

Friedrich der Große urtheilt von Oſtermann ſo: „Die Erfahrung hatte unter Peter I. einen Mann gebildet, der dazu gemacht war, die Regierungslaſt unter den Nachfolgern dieſes Regenten zu tragen. Dieß war der Graf Oſtermann. Als ein geſchickter Steuermann lenkte er ſtets ſicher das Staatsruder während der Stürme der Revolutionen. Er war in Weſtphalen von niedrigen Eltern gebohren — allein die Natur vertheilt ihre Gaben ohne Rückſicht auf Stammtafeln.“

Jakob Necker.

Franzöſiſcher Finanzminiſter.

Necker war der Sohn eines Profeſſors zu Genf, der ihm eine ſehr gute Erziehung gab; gebohren wurde er im Jahr 1732. Schon in ſeinen Kinderjahren zeichnete er ſich durch ſeine Fähigkeiten aus, und gewann auf der Schule ſehr oft den Preis. Noch ſehr jung kam er in das Handlungshaus ſeines Onkels Vernet zu Paris, nachher als Handlungsbedienter zu dem reichen Bankier Thelusſon, mit einem ſehr kleinen Gehalt. Er lebte ordentlich, war fleißig und rechnete vortreflich. Durch dieſe Eigenſchaften erhob er ſich zu der Stelle des erſten Handlungsbedienten ſeines Herrn, die ihm endlich einen Antheil an ihrer Handlung überließen. Bei ſeiner ökonomiſchen Art zu leben, bei der Menge und dem glücklichen Fortgang ſeiner Geſchäfte nahm ſein Vermögen beträchtlich zu. Im Jahr 1765 heurathete er die Tochter eines ſchweizeriſchen Landpredigers Curchod, eine Dame von feinem Verſtand und vortreflichen Herzen. Von dem beſtändigen Rechnen und Geldzählen abgemattet, las Necker des Abends gute Schriften, und machte ſelbſt kleine Aufſätze, in denen er ſeinen Styl nach großen Muſtern bildete.

Als die franzöſiſche Akademie einen Preis auf die beſte Lobrede auf Colbert ſetzte, erhielt Necker 1773 den Sieg, und ſeine Schrift erwarb ihm eine Menge Bewunderer. Bald nachher ſchrieb er eine Abhandlung über den Kornhandel, wovon in einem Monate vier Auflagen gedruckt wurden, und von der Zeit an hielt man ihn für den erſten ſpekulativen Bankier in Frankreich.

Der Herzog von Orleans ſuchte bald darauf ſeine Geſellſchaft, und bahnte ihm den Weg zur Stelle eines Finanzminiſters. Kaum war Necker an dieſer Stelle, als er die Bankiers und die Generalpächter von allen Seiten einſchränkte. Sie hatten ihn, als er noch Handlungsbedienter war, beleidigt, und nun rächte er ſich. Dieß konnte niemand beſſer thun als er, dem alle ihre Schliche bekannt waren. Das Publikum billigte ſeine Maasregeln, und er hatte das Vergnügen, ſich beklatſcht zu ſehen, indem er nichts weiter als ſeine Privatrache befriedigte. Er wiederholte aber zu gleicher Zeit ſo oft, daß er großmüthig, uneigennützig und blos zum Beſten des Staats arbeitete, daß endlich niemand mehr daran zweifelte.

Neckers Seele war keine von den großen, vielumfaſſenden, entfernte Folgen zum voraus berechnenden, zur Herrſchaft über andere geſchaffenen Seelen. Zum Herrſcher fehlte es ihm an Menſchenkenntniß. Sein thätiger, aber eingeſchränkter Geiſt, war zwar gewohnt, Zahlen, aber nicht Ideen zu verbinden. Die Erhebung machte ihn ſtolz. Seine Eitelkeit, ſeine Prahlerei, ſeine eingebildete Größe und die Verachtung, womit er auf alle Plane, die nicht von ihm ſelbſt her-

kamen, herabſah, machten ihn bald allen, die um ihn waren, unerträglich; um ſo viel mehr, da er am Hofe lebte, und gar nicht die mit Höflichkeit verbundene Unerſchrockenheit beſaß, die den Mann von Welt ſo vorzüglich charakteriſirt. Er ſtrebte Ordnung in die Finanzen zu bringen, hielt richtige Rechnungen über Einnahme und Ausgabe, über Gläubiger und Schuldner, und wenn Geld in der Kaſſe war, ſo gab er es, ſo lange es entbehrt werden konnte, auf Zinſen aus. Als Banquier war er gewohnt, jährlich einmal eine Rechnung über Gewinn und Verluſt zu machen. Das that er nun auch als Finanzminiſter; daher erſchien der berühmte Compte rendu, ein Werk, das unglaubliche Wirkung that, weil man damals noch nicht wußte, was jetzt bekannt iſt: daß die Rechnung unrichtig war.

Durch öffentliche Lobpreiſungen ſchwindelnd gemacht hielt ſich Necker nun für einen großen Staatsmann, da er doch im Grunde nur ein großer Rechner war. Er glaubte alles zu können und alles fordern zu dürfen. Er forderte daher für ſeine Frau ein Tabouret im Staatsſaale der Königin unter den Herzoginnen, und für ſich eine Stelle im Staatsrathe. Dieſe Forderungen brachten ihn um ſeine Stelle.

Nach ſeiner Entlaſſung gieng er in die Schweiz, und kaufte die Baronie Coppet in einer reitzenden Gegend am Genferſee. Hier ſchrieb er ſein Werk: über den Einfluß religiöſer Meinungen; eine Schrift, die man mit Vergnügen lieſt, auch dann, wenn man mit dem Verfaſſer über das Reſultat ſeiner Unterſuchungen nicht einverſtanden iſt. Er blieb in ſeiner Einſamkeit, bis man in Frankreich ſeine Zurückberu-

ſung in vollem Ernſt verlangte. Er weigerte ſich anfangs zwar, nahm jedoch auf wiederholtes Anſuchen den Ruf an, und wurde zum zweitenmal Finanzminiſter.

Gleich nach ſeiner Ankunft in Paris veranlaßte er, daß die Stände zuſammen berufen wurden, weil, wie er glaubte, dieß jetzt noch das einzige Mittel ſey, den Staat zu retten. Es geſchah, und Necker hielt eine Rede an die verſammelten Reichsſtände, die begierig erwartet wurde, aber den Erwartungen gar nicht entſprach, weil man ſeine Vorſchläge nicht paſſend fand, und weil die Schwäche der Regierung und des Finanzminiſters überall durchzublicken ſchien. Seinen Verſprechungen traute man nicht, weil ſie zu groß waren, als daß ſie hätten erfüllt werden können. Schnell verlor er nun einen großen Theil ſeines Anſehens, und nur kurze Zeit konnte er ſich in ſeinem Poſten erhalten. Er erhielt bald wieder Befehl, das Königreich zu verlaſſen, und mit ihm erhielten zugleich die bisherigen Miniſter Montmorin, de la Lucerne und St. Prieſt ihren Abſchied.

Necker reiste ſogleich ab. Als ſich aber das Gerücht von ſeiner Entfernung verbreitete, war ein allgemeines Schrecken die Folge davon. Faſt alle Gemüther waren gleich wieder für ihn geſtimmt, und man mishandelte ſogar diejenigen, welche die erſte Nachricht von ſeiner Abreiſe ins Palais Royal brachten. Kaum hatte alſo der Exminiſter Paris verlaſſen, als man ſchon wieder von ſeiner abermaligen Zurückberufung ſprach, und ſie im Konvent verlangte. Der König ſah ſich gleichſam gezwungen, den Bitten, die wahre Foderungen wurden, nachzugeben, und Neckers Zu-

rückberufung zu bewerkſtelligen. Er ſchrieb deshalb ſelbſt an ihn, und dieſem Briefe legte die National-Verſammlung ein ſchmeichelhaftes Schreiben bei. Dieſer Einladung konnte Necker nicht widerſtehen, und am 27. Jul. 1789 zeigte er der National-Verſammlung ſeine nahe Ankunft an. Die Ableſung ſeines Schreibens wurde mit den lebhafteſten Freudensbezeugungen und mit unausgeſetztem Beifallklatſchen angehört. Seine Rückreiſe war ein ununterbrochener Triumph; von Baſel bis nach Verſailles war die Straſſe ganz mit Volk beſetzt, welches ihn als den Schutzgott Frankreichs empfieng, und ihn mit Zurufen und Glückwünſchen begleitete.

Als Necker in Paris ankam, gieng ihm die Bürgermiliz zu Pferde und zu Fuß, begleitet von einer unzählbaren Menge Volks, entgegen. Ein unermeßlicher Haufe drängte ſich um ſeinen Wagen, und die Luft ertönte von dem Geſchrei: „Hoch lebe die Nation! hoch lebe Necker!“ So gieng es fort bis an das Rathhaus. Auf der Treppe deſſelben kamen ihm 12 Rathsherren entgegen, um ihn zu empfangen. Als er in den Saal trat, war das Beifallklatſchen und Beifallgeſchrei über alle Beſchreibung groß. Necker hielt eine Rede an die Verſammlung, die ihm der Präſident beantwortete. Er wollte den Enthuſiasmus, worinn die Verſammlung gerathen zu ſeyn ſchien, nützen, und bat für ſeinen im Arreſt liegenden Landsmann Beſenval; der Konvent bewilligte die Bitte, allein bei dem Volke erregte es den lauteſten Unwillen. Es ſah dieſe Begnadigung als einen Eingriff in ſeine Rechte an, und ſchrie faſt unaufhörlich: Necker, Necker, wir wollen Neckern

ſehen.“ Er war genöthiget, ſich dem Volke zu zeigen, um es nur einigermaßen wieder zu beruhigen; mit der Nationalkokarde am Huth ſtellte er ſich an ein Fenſter, und ſprach, ſo viel es der Lärm geſtattete. Gleich erhob ſich ein Freudengeſchrei und Vivatrufen, das beinahe ohne Aufhören war, und er zog mit vollen Zügen das Vergnügen ein, welches ihm der Anblick ſo vieler tauſend Menſchen verſchafte, die ihm alle zuriefen, daß er ein großer Mann und der Schutzengel Frankreichs ſey. Allein der Triumph währte nicht lange. Der Pöbel murrte von neuem, und beklagte ſich über die von Necker zugeſtandene Befreiung Beſenvals. Man war unzufrieden über den Miniſter, daß er die Befreiung Beſenvals verlangt hatte; man machte ſeine Geſinnungen verdächtig, und die Ruhe wurde nicht eher wieder hergeſtellt, bis die Befreiung Beſenvals widerrufen wurde.

Nun fühlte es Necker, wie ſehr er die Gunſt des Volks verloren hatte, und ſah es ſchon im voraus, daß er ſich in ſeinem Poſten abermals nicht würde halten können. Er bat daher im September 1790 um Urlaub, um, wie er vorgab, ſeine zerrüttete Geſundheit wieder herzuſtellen, aber im eigentlichen Sinn, um nie wiederzukommen. Der Urlaub wurde bewilliget, und ſo entgieng Necker dem Beile der Guillotine, welches ihm wahrſcheinlich zu Theil geworden wäre. Er reiste wieder auf ſein Gut Coppet, wo er ſeit dieſer Zeit in philoſophiſcher Ruhe lebte, und ſich zur Erholung mit der Schriftſtellerey beſchäftigte. Im Jahr 1796 gab er ein Werk in 4 Bänden über die franzöſiſche Revolution heraus, welches aber bei keiner Par=

thel viel Beifall fand. Seine irdiſche Laufbahn endigte ſich am 9ten April 1804.

Necker war von mittlerer Größe, aber von ſtarkem Körperbau. Seine Manieren hatten etwas Rauhes; in ſeinen Audienzen begegnete er den Leuten verächtlicht und oft ſpöttiſch. Aber ein ganz anderes Betragen beobachtete er gegen jene, deren Einfluß auf die große Welt ihn bewog, behutſam gegen ſie zu ſeyn, und die Kunſt, die er in dieſen Umſtänden anwendete, war eines ſeiner wirkſamſten Mittel, um die Köpfe zu erhitzen, und ſich Anhänger, die ihn vergötterten, zu verſchaffen.

Graf Clermont-Tonnere.

Mitglied der National-Verſammlung zu Paris.

Geburt und Talente machen dieſen Grafen zu einem merkwürdigen Mann, und ſein kläglicher Tod erfüllt jedes fühlende Herz mit Wehmuth. Er war ein Sohn des berühmten Marſchalls von Frankreich, Herzog Clermont-Tonnere, und wurde im Jahr 1755 gebohren. Seine Jugendjahre widmete er dem Studium der ſchönen Wiſſenſchaften, und in jedem Cirkel genoß er die Achtung und den ungetheilten Beifall, den ein Mann von einer ſo einnehmenden Geſtalt, und von einem ſo gebildeten Geiſt, als er beſaß, nicht verfehlen konnte.

Die junge Marquiſe von Sorau, mit welcher ſich Clermont-Tonnere vermählte, brachte ihm ein anſehnliches Heirathsgut mit. Obgleich ſeine Familie zu dem Hofadel gehörte, und er ſelbſt vom Hofe eine anſehnliche Penſion zog, ſo hielt ihn dieß doch nicht ab, beim Ausbruche der Revolution ſich zu der dem Hofe entgegen wirkenden Parthey zu ſchlagen, und noch vor der Zuſammenberufung der Generalſtände zu ihrem Beſten einige Schriften heraus zu geben, die eben ſowohl wegen ihres kühnen Tones, als durch die Eleganz des Ausdrucks gefielen. Dieſes und ſein ſonſt häufig erwieſener

warmer Eifer für eine neue Ordnung der Dinge hatte die Folge, daß er von der Wahlverſammlung des Pariſer Adels zu ihrem Präſidenten und dann zum Deputirten der konſtituirenden National-Verſammlung erwählt wurde.

Als die verſchiedenen Stände noch getrennt waren, und wegen des Votirens ſowohl, als wegen der Vorrechte in heftigen Streit geriethen, ſchlug ſich Clermont-Tonnere auf die Seite des dritten Standes, als welcher nur Eine Kammer und das Votiren nach den Köpfen verlangte, und Clermont war unter den 27 Mitgliedern, die unter Anführung des Herzogs von Orleans am 25. Jun. 1789 ſich mit dem dritten Stande freiwillig vereinigten. Als Mitglied des Konſtitutionsausſchuſſes hatte er mit mehrern den Plan: das Syſtem von zwei Kammern einzuführen, wobei die National-Verſammlung periodiſch zuſammen berufen und ein bleibender Senat errichtet worden wäre, der dieſelbe in ihrer Abweſenheit vorſtellen ſollte. Der Erfolg krönte nicht ſeine Erwartung. Vermöge ſeines ſanften Charakters und ſeiner Rechtſchaffenheit konnte er während der kämpfenden Partheyſucht der ſogenannten rechten und linken Seite in der National-Verſammlung ſich nur zu denen halten, welche die Sprache der Mäßigung redeten und unter ſeinem Panier ſich die Unpartheiiſchen nannten. Man hat in dieſer Rückſicht noch die ſchönen Worte von ihm aufbehalten, die er einſt in Beziehung auf beide Partheyen in der National-Verſammlung ſagte: „Weder hier noch dort iſt Wahrheit; wir müſſen ſie ſuchen.“

Als das Jagen und Treiben des Jakobinerklubbs nach einer republikaniſchen Regierungs-Form immer

ſicht-

ſichtbarer wurde, ſo brachten ihn ſeine Grundſätze von der eingeſchränkten Monarchie auf den Gedanken, einen monarchiſchen Klubb zu ſtiften, welches ihm den Haß der Jakobiner zuzog, die ihn denn bald unter ihre prädeſtinirten Schlachtopfer ſetzten.

Nachdem die conſtituirende Verſammlung aus einander gegangen und der monarchiſche Klubb aufgelößt worden war, zog ſich Clermont-Tonnere in die ländliche Einſamkeit ſeiner Güter zurück, von welchen er bisweilen nach Paris reiſte, wo er jedoch bei den Jakobinern und ihrem Publikum für einen heimlichen Ariſtokraten galt. Jeder, der mit den Greueln der franzöſiſchen Revolution nur einigermaſſen bekannt iſt, erinnert ſich noch der Abſcheulichkeiten des 10ten Auguſts 1792, an welchem die Wuth der ſiegenden Parthey faſt alle Grenzen überſchritt; wo ſie, noch nicht genug geſättigt in dem Blute der braven Schweizer, die als Opfer der Revolution dieſes Tages und ihrer Treue fielen, ihre Frevelhände auch an andere ſchuldloſe Menſchen legte oder doch gern gelegt hätte; wo Rouſſillon, ein Kanonier aus der Vorſtadt St. Marceau, mit ſeinem Trupp kaum noch von einigen Mitgliedern der National-Verſammlung zurück gehalten werden konnte, daß er nicht ſelbſt in den Saal der Verſammlung ſtürzte, und hier ſeinen Blutdurſt in der Ermordung des Königs und ſeiner Familie ſtillte; wo mehrere Anhänger des Hofes und Freunde der Monarchie oder antijakobiniſchen Grundſätze ihr Leben verloren.

Unter den Opfern dieſes fürchterlichen Tages fiel auch Clermont-Tonnere. Er war gerade in Paris,

und indem er Vormittags über die Boulevards ausgieng, ward er von einem Schwarme Pikenmännern für verdächtig erkannt und nach einer Wache geführt. Hier ererklärte er laut seine Unschuld, daß er weder mit den ariſtokratiſchen Klubbs, noch mit den Emigrirten in Verbindung ſtehe; er übergab zugleich die Schlüſſel, um ſeine Papiere in ſeiner Wohnung durchſuchen zu laſſen. Als man hier keinen Beweis gegen ihn fand, erlaubte man ihm die Wachtſtube wieder zu verlaſſen. Ein junger Nationalgarde faßt ihn zugleich beim Arme, und erbietet ſich, ihn nach Hauſe zu begleiten. Sie kommen beim Herausgehen auf die Straſſe unter einen Haufen von Leuten, die nach einem neuen Schlachtopfer lechzten. Ein Böſewicht, der als Koch bei Clermont-Tonnere in Dienſten geſtanden hatte, und fortgejagt worden war, ſtößt ihm rachgierig ſeine Pike in den Leib.

Clermont-Tonnere ſank, ohne einen Laut, an der Seite ſeines Begleiters, der ihn vergebens mit ſeinem Gewehr zu ſchützen ſich bemühte, und das Ungeheuer fiel über den Leichnam her, und hieb ihm den Kopf ab. Dieß war das tragiſche Ende eines Mannes, der es mit ſeinem Vaterlande redlich meinte. Seine rührende, obgleich nicht hinreiſſende Beredſamkeit, gab ihm einen Platz unter den geiſtreichſten Rednern der konſtituirenden Verſammlung, und er hat auch ſeine Reden drucken laſſen. Er erwarb ſich durch ſeinen Patriotiſmus den Namen eines tugendhaften Bürgers, und Frankreich verlor durch den an ihm begangenen Mord einen der redlichſten Vertheidiger der Wahrheit.

John Wilkes.

Schatzmeiſter von London.

Wilkes wurde am 17ten October 1727 in London gebohren. Er war der Sohn eines reichen Brandweinbrenners, der auf einem ſehr glänzenden Fuße lebte, mit Sechſen fuhr, und ſeine Freunde oft köſtlich bewirthete. Da der Knabe ſehr viel Talent verrieth, ſo ſollte er die Rechte ſtudieren, und wurde in dieſer Abſicht nach Leiden geſchickt. Hier verdankte er ſeine Bildung mehr ſich ſelbſt als den Lehrſtunden, die er beſuchte. Durch eignen Fleiß wurde er vorzüglich mit den lateiniſchen Klaſſikern bekannt, ungeachtet er gar kein Fremdling in den griechiſchen war, und durchs ganze Leben blieben die unſterblichen Schriften der Alten ſeine Lieblingslektüre. Mit dieſen Kenntniſſen verband er feine Sitten, eine unverſiegbare Laune und die innigſte Bekanntſchaft mit den Schätzen ſeiner Mutterſprache. Die letztere hatte er ſich ganz durch eignen Fleiß und unermüdete Aufmerkſamkeit erworben.

Aus Leiden machte er eine Reiſe durch Holland, die öſtreichiſchen Niederlande und einen Theil Deutſchlands, und als er 1749 nach London zurück gekommen war, feſſelte er ein reiches Frauenzimmer, ehlichte ſie, trennte

ſich aber nach wenig Jahren von ihr, weil ſie kein Wohlgefallen an dem wüſten und verſchwenderiſchen Leben fand, das er jezt führte. Von Natur war er kein böſer Menſch, aber der Umgang mit einigen reichen Wolluͤſtlingen verdarb ihn.

Im Jahr 1757 brachte er es dahin, daß ihn die Stadt Aylesbury zu ihren Stellvertreter im Parlamente wählte. Das koſtete ihn 7000 Pfund, ob er gleich ſeinen Siz nicht mehr als 3 Jahre behalten konnte; er kam ſchon jezt in ökonomiſche Verlegenheiten, die ſein ausſchweiſendes Leben vergrößerte. Als Parlementar hätte er indeſſen Gelegenheit, die Anzahl ſeiner Freunde zu vermehren. Graf Temple wurde beſonders ſein Gönner und verhalf ihm zu den Poſten eines Obriſtlieutenants in der Miliz der Grafſchaft Budingham. Die neue Repräſentantenwahl für Aylesbury koſtete ihn wieder viel Geld. Als Parlementsglied mußte er auf einem Fuße leben, wozu ſein Vermögen nicht hinreichte, ſo daß ſeine Schulden von einem Jahre zum andern wuchſen. Deshalb ſah er ſich ſehr ernſtlich nach einem Poſten im Staate um, durch den er ſich wieder erholen könnte. Er wünſchte beſonders Geſandter in Konſtantinopel zu werden, weil dort ſeine Gläubiger nicht im Stande waren, ihn zu beläſtigen: aber der damalige Staatsſecretair Lord Bute war ihm darinn immer entgegen. Dieß brachte ihn natürlich ſehr auf, und er ließ deswegen keine Gelegenheit ungenuzt, Bute's verkehrte Miniſterſtreiche dem öffentlichen Tadel Preis zu geben.

Wilkes ſchrieb etwas über den ſpaniſchen Krieg, das gut aufgenommen wurde: aber ungemeines Auffe-

hen machte 1763 eine ſatiriſche Dedikation an Lord Bute, die im North Briton erſchien. Als ſich nemlich Bute an die Spitze der Schatzkammer ſtellte, (den 29ten May 1762), nahm er mehrere Gelehrte in Sold, die ſeine Maasregeln rechtfertigen ſollten. Hätten ſie ſich blos hierauf eingeſchränkt, ſo würde man ſie nicht geſtört haben; aber ſie ſchienen gemiethet, die Miniſter des verſtorbenen Königs, Georgs II, zu verunglimpfen. Noch an dem Tage, wo Lord Bute ſeinen Poſten antrat, kam die erſte Nummer einer politiſchen Wochenſchrift unter dem Titel The Briton heraus. Es war voraus zu ſehen, daß ein anerkanntes verleumderiſches Miniſterialblatt Gegner erregen mußte: wirklich blieben ſie nicht aus. Wilkes, der mit den Exminiſtern in Verbindung ſtand, konnte es nicht gelaſſen anſehen, daß ſeine Freunde von Lord Bute's Söldnern ſo unwürdig behandelt wurden. Er beſchloß ſogleich ein Gegenblatt, der North Briton heraus zu geben, und ſchrieb es mit ſo viel Witz und Anzüglichkeit, daß es gleich vom Anfange ſtark geleſen wurde. Das 45ſte Stück dieſer periodiſchen Schrift aber verſchafte ſeinem Verfaſſer die größte Celebrität, und machte ihn zum Liebling der Nation, die ihn von der Zeit an ſchwärmeriſch anhing, weil es ihn als die Stütze ſeiner Freiheit betrachtete.

Als der König 1763 in einer Rede vom Thron, die von den Miniſtern verfertigt war, dem Parlement den Frieden verkündigte, bediente er ſich des Ausdrucks: Nachdem ich mit Einſtimmung meines guten Bruders, des Königs von Preußen den Frieden geſchloſſen habe, u. ſ. w. Man wußte wohl, daß dieſe Einſtimmung

ungegründet war, aber nur Wilkes wagte es, dies in ſeiner Schrift (North Briton N. 45) eine Lüge zu nennen. Bute bediente ſich des Vorwandes, daß der König perſönlich angegriffen wäre, und ließ Wilkes nach dem Tower bringen. Solche Verhaftnehmungen hatten ſich ſchon vorher engliſche Miniſter bei außerordentlichen Gelegenheiten erlaubt, wenn nemlich von Hochverrath die Rede war. Die Geſetzmäßigkeit dieſer Macht wurde in dem Proceß des Wilkes unterſucht und beſtimmt, der wenig Tage nach der Arretirung vor ſich gieng. Ganz England war dabei intereſſirt, da es hier auf die Rechte eines jeden Engländers ankam. Die größten Rechtsgelehrten des Königreichs erkannten ſeine Verhaftung für ungerecht, er wurde losgeſprochen, und die beiden Miniſter, welche den Verhaftsbefehl unterzeichnet hatten, mußten eine Geldſtrafe von 5000 Pfund Sterling bezahlen.

Man war ſo weit gegangen, ſeine Papiere zu durchſuchen, weshalb Wilkes nach ſeiner Loslaſſung zum Oberfriedensrichter gieng, die Miniſter als Räuber anklagte, die ſein Haus ſpolirt hätten, und einen Kriminal-Verhaftsbrief wider ſie verlangte. Dieß Geſuch wurde zwar abgeſchlagen, allein die Kühnheit des Schritts machte ihm Ehre. Einige bei ihm gefundene Papiere veranlaßten indeſſen ſeine mächtigen Feinde, einen Proceß gegen ihn anzuſpinnen, dem er ſich nicht unterziehen wollte, und deshalb England verließ. Er hielt ſich einige Jahre in Frankreich und Italien auf, während welcher Zeit er als nicht erſcheinend verdammt, und ſein Name durch die dem Hofe ergebene Majorität in der Parlementsliſte ausgeſtrichen wurde. Der Geld-

mangel und ſeine ausländiſchen Gläubiger trieben ihn endlich nach England zurück. Er ſtellte ſich ſelbſt vor Gericht, und unterwarf ſich gutwillig dem Urtheil eines zweijährigen Gefängniſſes in der King's Bench.

Von dem Augenblicke, da Wilkes verhaftet wurde, verſammelte ſich täglich eine Menge Volks, aus Neugier ihn zu ſehen. Es entſtanden bedenkliche Tumulte, und wahrſcheinlich würde der Pöbel das ungeheure Gebäude, in welchem ſein Liebling eingeſperrt war, der Erde gleich gemacht haben, wenn nicht dieſer es ſelbſt zu verhüten bemüht geweſen wäre. Da der Auflauf des Volkes nicht nachließ, wurden Soldaten geſandt, es floß von beiden Seiten Blut, und mehrere verloren ihr Leben. Fortdaurend wurde der Gefangene von vielen angeſehenen und verdienſtvollen Perſonen beſucht, die ihm ihre Dienſte anboten. Da er ſich in ſehr eingeſchränkten Geldumſtänden befand, ſo ſchoßen ſeine Freunde zuſammen, und eine patriotiſche Geſellſchaft bezahlte ſogar ſeine beträchtlichen engländiſchen Schulden. Eine ſehr ehrenvolle Auszeichnung, die ihm noch im Gefängniſſe wiederfuhr, beſtund darinn, daß er zum Repräſentanten der Grafſchaft Middleſex erwählt wurde.

Wilkes hätte leicht ein Catilina werden können, wenn er nur gewollt hätte. Dieß zeigte ſich ſehr deutlich bei ſeiner Loslaſſung im Jahr 1770. Mehrmals erklärte man ihn für unfähig, im Parlemente zu ſitzen, und immer beharrten die Wähler bei ihrem Entſchluſſe. Von Hunderttauſenden begleitet hätte er ohne Zweifel ſeinen Sitz mit Gewalt einnehmen und behaupten können: aber er wich allen gewaltſamen Maaßregeln aus, und hatte dafür die Genugthuung, im Jahr 1774 zum

Lord-Major von London ernannt zu werden. War gleich ſein Ehrgeiz hierdurch befriedigt, ſo war doch der Haupttheil ſeines Entwurfs, Reichthüm, noch zurück. Auch hierinn glückte es ihm, da er 1778 den überaus einträglichen Poſten als Kämmerer oder Schatzmeiſter von London erhielt. Dieſe Stelle iſt auf lebenslang, und befriedigte alle Wünſche des enthuſiaſtiſchen Patrioten, der die Rechte und Freiheiten ſeines Vaterlandes mit Kühnheit und unerſchütterlichem Muth vertheidigte. Die Eigenſchaften, die er bei vielen Gelegenheiten erprobte, ſind: viel Verſtand, eine große Kenntniß der Rechte ſeines Landes, Muth, Entſchloſſenheit und eine unbeſiegende Standhaftigkeit.

Die Liebe, mit der er zeitlebens die klaſſiſchen Werke des Alterthums las, veranlaßte ihn noch im hohen Alter zu einer bemerkenswerthen Unternehmung. Er ließ 1788 eine ſehr ſchöne und ganz druckfehlerloſe Ausgabe des Catulls drucken: es wurden nur 103 Exemplare abgezogen, die er an ſeine Freunde und an berühmte Männer verſchenkte; 1789 und 1790 ließ er mit gleicher Schönheit 103 Exemplare von Theophraſts Charakteren ohne Accente drucken, welche er auch verſchenkte. Ein ſchönes Landhaus, das er auf der Inſel Wight hatte, bewohnte er gewöhnlich jeden Sommer einige Monate. Bis ins 70ſte Jahr war er thätig, und am 26ten December 1797 ſtarb er nach einer Krankheit von wenigen Tagen.

James Caulfeild, Graf von Charlemont.

Parlamentsglied in London.

Die Verdienſte, die ſich Graf Charlemont um Irlands Glück und Wohlſtand erwarb, machen ſeinen Nahmen achtungswerth. Er wurde am 28. Auguſt 1728 gebohren. Als er ſeine Studien geendigt hatte, begab er ſich auf Reiſen, und beſuchte in den Jahren 1746 bis 1754 die vornehmſten Länder Europens. Nach ſeiner Rückkunft wurde er Doctor der Rechte, und bald darauf Gouverneur der Grafſchaft Armagh, und Mitglied des geheimen Raths von Irland. Auch nahm er in demſelben Jahre Sitz im Parlement, und 1763 wurde der bisherige Viſcount zum Grafen erhoben. Von dieſer Zeit an war ſein ganzes Leben dem Vaterlande und ſeiner aus drei Söhnen und einer Tochter beſtehenden Familie gewidmet. Die Verdienſte um ſein Vaterland waren um ſo ſchätzbarer, da er mit einem kränklichen, durch Gift einer eiferſüchtigen Italienerinn geſchwächten Körper zu kämpfen hatte, der die ſtrengſte Diät erforderte.

Vom Anfange ſeines politiſchen Lebens an war das Intereſſe Irlands die einzige Richtſchnur des Gra-

ſen von Charlemont. Dieſes zeigte ſich in Hinſicht auf das Parlament in ſeiner Wahl des Repräſentanten ſeiner Beſitzung Charlemont, des berühmten oft ungerechter Weiſe verleumdeten Redners Grattan, und in ſeinem eigenen Betragen im Oberhauſe, auf das er zwar nicht durch Beredſamkeit, deſto mehr aber auf andere Art Einfluß hatte. Auch erwarb er ſich eine ſo große Popularität, daß zu der Zeit, da die Beſorgniß eintrat, daß die Freiheit und Unabhängigkeit Irlands nur durch die Waffen würde entſchieden werden, das ganze Reich ſeine Augen auf den Grafen Charlemont als den Anführer warf, dem das Schickſal des Vaterlandes anvertraut werden dürfte, ohne zu befürchten, daß Gefahren ihn ſchrecken, oder Beſtechungen Einfluß auf ihn haben würden. Einmüthig ernannte ihn das Volk zum Befehlshaber von 80000 Freiwilligen mit Inbegrif der Adelichen und vornehmſten Bürger. Auch wurde er mehrere Jahre nach einander von neuem zu dieſem Kommando gewählt, bis unter den Patrioten eine Spaltung in den politiſchen Meinungen über die Frage entſtand: ob man die Katholiken an der Verbindung Theil nehmen laſſen dürfte, die ihn bewog, das Kommando über die Freiwilligen niederzulegen, deren Korps von dieſer Zeit an immer mehr in Verfall geriethen.

In ſeinen Meinungen wegen der Unabhängigkeit Irlands und der Nothwendigkeit einer Parlements-Reform blieb ſich der Graf immer gleich. Bei der Unterſuchung der Frage über die Regentſchaft war er mit andern dafür, daß Irland das Recht hätte, ſeinen eigenen Regenten zu ernennen; und da dieſe Meinung die Oberhand gewann, wurde er mit dem Grafen Leinſter dazu ge-

wählt, die Regentſchaft dem Prinzen von Wales anzutragen. Auch unterſtützte er immer den Grafen von Moira in ſeinen friedlichen Anträgen, ohne jedoch der Regierung da hinderlich ſeyn zu wollen, wo Widerſtand dem Ruhme oder dem Intereſſe Großbrittanniens entgegen zu ſeyn ſchien. Uebrigens war er ganz unabhänhig vom Hofe zu St. James, von dem er ſein ganzes Leben hindurch nichts weiter, als den St. Patrikorden, annahm.

So tadellos ſein Charakter als Politiker war, ſo ehrenvoll waren ſeine Bemühungen, die Literatur und die Künſte zu befördern. Ihm verdankt Irland die Errichtung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Dublin, die 1786 durch einen königlichen Freibrief zu einer Korporation erhoben wurde. Eigentlich entſtand die Akademie aus einer 1782 errichteten Geſellſchaft, deren Mitglieder größtentheils zur Univerſität gehörten. Die vorher errichteten Anſtalten dieſer Art waren alle nicht von Dauer. Die 1682 von Will. Molineaux nach dem Muſter der Londner geſtiftete Societät wurde ſchon 1688 durch die damaligen Unruhen zerſtört. Eben ſo wenig dauerhaft war die im Anfange des 18ten Jahrhunderts von dem damaligen Lordlieutenant, Grafen vom Pembroke errichtete philoſophiſche Geſellſchaft im Dubliner Kollegium. Eine feſtere Konſiſtenz ſcheint die gehörig organiſirte neue Akademie zu haben, deren Transactions ſeit 1787 herauskommen. Charlemont, der die Sache vorzüglich betrieb, wurde gewiſſermaßen ihr beſtändiger Präſident; denn ungeachtet jährlich eine neue Wahl vorgenommen wurde, ſo behielt er doch dieſe Würde immer. Auch betrieb er die damit verknüpften Geſchäfte ſehr gern, wohnte beſtändig den Sitzungen

der Akademie bey, verwaltete ihre Angelegenheiten mit våterlicher Sorgfalt, und lieferte von Zeit zu Zeit eine Abhandlung zu deren Schriften. Der von ihm gedruckten Aufſåtze, außer denen noch viele in der Handſchrift liegen, ſind drei: einer betrift eine beſtrittene Stelle im Herodot; ein anderer eine alte Sitte in Meteline; der dritte handelt vom Alterthume der Wollenmanufakturen in Irland, aus einem italiåniſchen Dichter des 14ten Jahrhunderts bewieſen.

Unter den Kunſtbefôrderern behauptete der Graf ebenfalls eine Stelle. In ſeinem Hauſe zu Dublin befand ſich eine anſehnliche Sammlung von alten und neuen Gemåhlden und Bildhauerarbeiten, und von ſeinem Geſchmacke in der Baukunſt zeugt ein Tempel in der Nåhe von Dublin.

Charlemont war kein Parlamentsredner, aber in freundſchaftlichen Unterredungen zeigte er ſich ungemein geſpråchig. Uebrigens gieng er mit ſeiner Zeit ſehr ſparſam um; jede Stunde hatte ihre angewieſenen Geſchåfte, und ſeine Spatzierritte waren ſo regelmåßig, daß man tåglich genau wiſſen konnte, wo man ihn ſehen würde. Er hatte eine ehrwürdige, dabei aber einnehmende Geſtalt. Sein Tod erfolgte am 4ten Auguſt 1799, in einem Alter von 71 Jahren. Von der Achtung, die er genoß, iſt kein geringer Beweis der, daß, ungeachtet ſeine Leiche in aller Stille beerdigt werden ſollte, doch auf dem Wege zur Grabſtåtte ein ungewôhnlich ſtarker Zug ſich anſchloß, der aus den von ihm kommandirten Yeomen, 250 an der Zahl, einer Menge von Wagen und aus 600 Perſonen zu Pferde, beſtand.

Arved, Graf von Horn.

Königl. Schwediſcher Reichsrath.

Aus einer der älteſten und angeſehenſten Familien in Schweden entſproſſen, vereinigte Graf Horn mit den Vortheilen ſeiner Geburt die ſeltenſten perſönlichen Vorzüge. Bei den gründlichſten Kenntniſſen hatte er die höchſte Feinheit eines Hofmanns, und mit dieſem Requiſit der großen Welt verband er Eigenſchaften, die — wenn man anders den Urtheilen und Bekenntniſſen geweſener Höflinge trauen darf — unter dem Einfluſſe der Hofluft nicht allemal gedeihen. Er war rechtſchaffen und aufrichtig und unintereſſirt. Das Wohl des Vaterlandes überwog bei ihm jede andere Rückſicht, und die Kunſtgriffe, die in ſeinen letzten Lebensjahren ſo viele ſeiner Mitbürger treulos gegen ihr Vaterland anwandten, waren bei ihm nicht anwendbar. Sein einziger Fehler war, daß er dieſen Patriotismus oft zu weit trieb, und an einzelnen Perſonen darüber ungerecht wurde. Dieß läßt ſich aber damit entſchuldigen, daß Horn durch die fatalen Lagen, worinn das Vaterland war, und durch die Lebhaftigkeit ſeines Eifers, dieſem Vaterlande wieder zu helfen, zu Ungerechtigkeiten verleitet wurde, an denen bei ihm wirklicher Irrthum, aber nicht überlegte und abſichtliche Bosheit Theil hatte.

Er war im Jahr 1664 gebohren, widmete ſich anfangs dem Dienſte des Vaterlands als Soldat, und ſchwang ſich bis zur Würde eines Generals. Allein zeitig verließ er dieſe Laufbahn, und diente dem Vaterlande als Staatsmann. Der Zeitpunkt, in dem er ſich dazu beſtimmte, war ſehr geſchickt, einem Mann von ſeinen Talenten Gelegenheit zur Auszeichnung zu geben. Er war im Jahr 1704 ſchwediſcher Ambaſſadeur in Warſchau, und hatte an den großen Begebenheiten, welche den Aufenthalt Karls XII. in Polen unvergeßlich machen, ſtarken Antheil. Damals betrieb er die Wahl des Grafen Lesczinski lebhaft; aber ſein Intereſſe für dieſen unglücklichen König hörte auf, ſobald das Beſte des Vaterlandes ihm ein anderes rieth. Daher die gleichgültige Unthätigkeit Schwedens, als Stanislaus nach dem Tode August II. von neuem ſeine Anſprüche geltend machen wollte. Horn hintertrieb jetzt alle Bemühungen des franzöſiſchen Hofes zum Beſten eines Fürſten, deſſen Freund er war, und deſſen Wahl und Krönung er mit gefeiert hatte; er hintertrieb ſie — aus Liebe für ſein Vaterland, das den Stolz, fremde Kronen zu vergeben, ſchon einmal ſchwer gebüßt hatte, und dießmal von ſeinem Partheinehmen ſicher auch keine Vortheile geerndet haben würde.

Karl XII. lernte Horns Talente bei dieſer Gelegenheit in Warſchau näher kennen. Die Folge davon war, daß Horn nach Stockholm zurück geſchickt, und ſchon im folgenden Jahre 1705 in den Reichsrath aufgenommen wurde — eine Ehre und eine Auszeichnung, die er zwar vollkommen verdiente, die aber für ſein damaliges Alter ungewöhnlich war.

Ohngeachtet Horn ein eifriger Anhänger des Königs war, ſo entgiengen ihm die unausbleiblichen Folgen der tollkühnen Unternehmungen Karls XII. doch nicht. Wo und wann er konnte, ſprach er daher für den Frieden. Allein diese Sprache durfte nicht laut geführt werden, und Horn hatte Klugheit und Ueberwindung genug, ſich immer ſtillſchweigend in den Willen des Königs und ſeiner nächſten Rathgeber zu fügen. Der Verdruß, den er damals unterdrücken mußte, wenn er ſich nicht ſelbſt unglücklich machen wollte, wirkte indeß zweifach, nachdem Karl im Jahr 1718 ſein unruhiges, abentheuerliches Leben beſchloſſen hatte, zu einer Zeit, da Schweden an dem Abgrund des Verderbens gekommen war.

Die Wahl Ulrikens Eleonorens zur Nachfolgerin auf den Thron war hauptſächlich Horns Werk, und an der neuen Konſtitution, die das Reich gegen Gewalt und Despotismus ſchützen ſollte, hatte er nicht minder den größten Antheil. Er war es auch, der der Königin die neue Konſtitution vorlegte, und ihr nachdem bei ihrer Krönung den Eid wegen Haltung und Beobachtung dieſer Regierungsform vorlas und abnahm. Er war es ebenfalls, der dem Gemahl der Königin, dem Erbprinzen Friedrich von Heſſen-Kaſſel, am 4. April 1720 die königliche Krone verſchafte. Dieſe Dienſte konnten dem königlichen Hauſe nicht gleichgültig ſeyn. Horn vermochte daher alles bei Hofe. Er war der Liebling, und man darf ſagen, der genaueſte Freund des Königs und der Königin. Ein paarmal fielen freilich zwiſchen ihm und der Königin, einmal auch mit dem Könige, Auftritte und Expectorationen vor, die das gute Vernehmen auf eine Zeit lang ſtörten. Allein man fühlte

von beiden Seiten die gegenſeitige Unentbehrlichkeit, und Horn hätte, einen kurzen Zeitpunkt ausgenommen, wo der König den Grafen Gyllenborg und ſein Syſtem begünſtigte, bis zu ſeinem Abgange die Gnade ſeines Fürſten.

Dreimal hatte Horn die Ehre, zum Reichstags-Marſchall ernannt zu werden. Die Stände waren jedesmal mit ſeinem Betragen über alle Maſſen zufrieden. Dieſe Zufriedenheit gieng bei dem Reichstage 1720 ſo weit, daß ſie 4 goldene Medaillen, jede 50 Dukaten ſchwer, mit ſeinem, ſeiner Gemahlin und ſeiner beiden Kinder Bildniſſen prägen ließen, deren Inſchriften bis zur Schmeicheley giengen. Von dieſem Zeitpunkte an dirigirte er alle inländiſche und auswärtige Geſchäfte. Alle fremde Miniſter addreſſirten ſich an ihn, und ſeine Meinung entſchied immer im Senate. Als aber die franzöſiſche Parthei anfieng, die Oberhand zu gewinnen, nahm er im Jahr 1739 ſeinen Abſchied, und verließ ſogleich die Hauptſtadt, die jetzt ein Tummelplatz der Kabalen und Intriken der kämpfenden Partheien war. Der würdige Staatsmann lebte nun noch einige Jahre in philoſophiſcher Ruhe auf ſeinem Landgut Eckebyholm, und hatte die Satisfaction, ſein Syſtem in den traurigen Erfolgen, welche die politiſche Gallomanie ſeiner Gegner unmittelbar nach ſeinem Abgange über ſein Vaterland brachte, gerechtfertiget zu ſehen. Er ſtarb am 19. April 1742, in einem Alter von 78 Jahren und 11 Tagen.

Lud-

Ludwig Wilhelm, Markgraf von Baden.

Kaiſerl. königl. und Reichs-Feldmarſchall.

Große Männer gab es überall, zu allen Zeiten und in allen Verhältniſſen nur wenige, und ſelten mehr als einen oder einige neben einander. Es gehört gar zu viel zu einem großen Manne, und die Natur pflegt gewöhnlich an einem dieſer Art, wenn auch nicht ſich zu erſchöpfen, doch wenigſtens ſo viel zuzuſetzen, daß ihr zu gleicher Zeit höchſtens noch Stoff zu einigen vorzüglichen und ausgezeichneten Menſchen übrig bleibt. Merkwürdige Männer hingegen, die ſich durch Verdienſte aller Art auszeichneten, giebt es in jedem Zeitalter nicht wenige, und mancher, dem die unpartheiiſche Nachwelt — weniger vom Scheine geblendet, als die Zeitgenoſſen — das Attribut des großen Mannes nicht beilegen kann, bleibt doch immer ein merkwürdiger Mann. Dieß gilt vollkommen von dem Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden, der zu ſeiner Zeit für einen großen Feldherrn galt, da er iezt nur unter den merkwürdigen ſeine Stelle einnimmt.

Er war der einzige Prinz des Markgrafen Ferdinand-Maximilians, und der Prinzeßin Louiſe Chriſtiane aus dem Hauſe Savoyen Karignan. Er wurde am 8ten April 1655 zu Paris gebohren, aber gegen den Wunſch der Mutter, weſche ſich nicht überreden ließ, Frankreich zu verlaſſen, ſchon in ſeinem dritten Monate nach Deutſchland gebracht und daſelbſt erzogen. Der Vater ſelbſt machte es ſich zu einem Hauptgeſchäfte, ſeinen Prinzen zu bilden; er unterrichtete ihn in der Geſchichte, Heraldik und Genealogie. Nach dem Tode des Vaters war der Großvater eben ſo beſorgt, ſeinen Enkel noch ausgebreitetere Kenntniſſe zu verſchaffen — aber nicht zunächſt in der Abſicht, ihn zum künftigen Regenten zu bilden, ſondern aus ihm einen Helden zu ſchaffen. Dieſen einſeitigen Plan begünſtigten die Neigungen des Prinzen, der in ſeinem 19ten Jahre die militairiſche Laufbahn betrat. Er begab ſich zu der deutſchen Armee am Oberrhein, um gegen die Franzoſen zu fechten. Hier zeigte er die erſten Proben ſeines Muths; er fühlte eine große Begierde, ſich im Kriege hervorzuthun, und wohnte deswegen den Feldzügen des großen Montecuculi bei. Bald zeichnete er ſich ſo rühmlich aus, daß ihm der Kaiſer aus eigener Bewegung ein Regiment gab.

Als der Prinz eben angefangen hatte, ſich bei der Armee einigen Ruf zu erwerben, erhielt er eine dringende Veranlaſſung, dieſen gefährlichen Weg zu verlaſſen und eine friedlichere Bahn zu betreten. Sein Großvater Wilhelm ſtarb im Jahr 1678, und dieſer Tod verſchafte ihm den Beſitz der Badenſchen Lande. Allein ſchon hatte ein leidenſchaftlicher Hang zum Kriegsruhm

ſeinen Geiſt ergriffen, und ihm für das große, aber geräuſchloſe Verdienſt eines Landesvaters und Beglückers ſeiner Unterthanen wenig Empfänglichkeit gelaſſen.

Hätte Ludwig Wilhelm von Kindheit an eine zweckmäßige Ausbildung und Richtung ſeiner Talente auf die Regenten=Beſtimmung und die belohnende und menſchenfreundliche Wirkſamkeit für das Wohl eines Volks erhalten, er würde Sinn und Nutzbarkeit für dieſe hohe Beſtimmung erlangt, ſich auch unter den Regenten ausgezeichnet haben. Die Anlagen ſeines Kopfes, wie die ſeines Herzens, waren gut und hinlänglich, um ihm den edelſten Ruhm des Menſchenbeglückers und den ſchönſten Kranz der Unſterblichkeit zu erwerben. Allein ſo genügte ihm dieſer nicht, weil er keinen Sinn dafür hatte. So überließ er die Regierung ſeiner Staaten größtentheils der Willkühr ſeiner Diener und lebte ſelbſt als Diener am Hofe des Kaiſers, oder trieb ſich in Kriegszügen umher, um den Heldenruhm zu erringen, der ſeine Beſſerung nicht war. Die meiſte und anhaltendſte Beſchäftigung dieſer Art gewährte ihm der lange und hartnäckige Kampf Oeſtreichs gegen die Türken. Das wechſelnde Glück und die hohe Anſtrengung der gegenſeitigen Beſtrebungen gab dieſem Kriege, für den Theilnehmer, wie für den Beobachter, allerdings ein hohes Intereſſe. Der Markgraf wurde in demſelben durch die erhöhte Achtung und Wirkſamkeit, welche er ſich darinn erwarb, noch beſonders gefeſſelt. In ihm erlangte er die Würden eines kaiſerlichen General=Feldmarſchalls (1686) und eines kaiſerlichen General=Lieutenants (1691). In ihm führte er mehrere Jahre hindurch mit ziemlichen Glücke ein Oberkommando. Der

Ausbruch des Reichskriegs gegen Frankreich zog ihn endlich (1692) einmal wieder in die Nähe ſeiner Staaten; aber freilich nur, um die Anführung des kaiſerl. und Reichsheeres am Oberrhein zu übernehmen.

Der Markgraf verdiente mit Recht den Namen eines fähigen, muthvollen und tapfern Kriegers und Feldherrn. Sein Name wurde den Feinden ſo furchtbar, daß es bei dem gemeinen Manne zum Sprüchworte diente: „Die Franzoſen würden die von ihm errichteten Linien nicht zu beſteigen gewagt haben, wenn er auch nur ſeinen Huth darauf gepflanzt hätte.“ Ueber die Türken nicht allein, ſondern auch über die Franzoſen im ſpaniſchen Succeſſionskriege erlangte er mehrere bedeutende Vortheile. Unter ſeinen Verrichtungen gegen jene ſind die Siege bei Salankement und an der Morawa die wichtigſten, und gegen dieſe die Eroberung Landau's 1702 nebſt der Action am Schellenberge. Allein das, wornach dieſer Feldherr ſo ſehr trachtete, und was er ſich zu ſeyn dünkte, ein großer Held, war er wohl nicht. Den ganzen Feldherrn-Ruhm, den er ſich auf ſeiner langen und mühevollen kriegeriſchen Laufbahn erworben hat, wiegt das Gefühl der Nutzbarkeit und des zufriedenen Hinſchauens auf die emporwachſende Saat nicht auf, welche ihm ein einziges Jahr wohl angebrachter Regenten-Wirkſamkeit hätte verſchaffen können. Bei allem Egoismus, den er als Feldherr hatte, konnte er auf dieſem Wege nie zu der Zufriedenheit gelangen, welche er als Regent bei halbem Aufwande von Kräften und Betriebſamkeit, die er als Feldherr übte, ſicher würde erworben haben, wenn ſeine Seelenkräfte frühzeitig genug die erforderliche Richtung erhalten hätten.

Das Schickſal wollte überdieß, daß die letzten Jahre ſeiner kriegeriſchen Wirkſamkeit ihm noch den Ruhm und das Selbſtgefühl verkümmern ſollten, welches er ſich in ſeinen glücklichern Jahren erworben hatte.

Als Anführer der Reichsarmee mußte er einen beträchtlichen Theil ſeiner beſten Jahre und Kräfte an den Kampf mit den Hinderniſſen verſchwenden, welche der unverbeſſerliche Zuſtand der Kriegsverfaſſung des deutſchen Reichs einem jeden Feldherrn in den Weg legt. Indem er ſich hierdurch in ſeiner Wirkſamkeit aufgehalten fühlte, hatte er daneben noch den Verdruß zu ſehen, daß andere Feldherren große Thaten verrichteten und die Aufmerkſamkeit und Bewunderung der Welt auf ſich zogen. Beſonders war er eiferſüchtig auf den wachſenden Ruhm Eugens. Da dieſer in Ungarn unter ihm gedient hatte, ſo ſah er ihn als ſeinen Schüler an, und konnte nicht leiden, daß der Jünger über ſeinen Meiſter ſeyn wollte oder erhoben würde. Stets war er der entgegengeſetzten Meinung von der, welche Eugen äußerte, und nichts hätte ihn bewegen können, dem Rathe deſſelben zu folgen, oder eine Anweiſung von ihm anzunehmen. Eugens Geſchmeidigkeit wußte ihn, ſeines Steifſinns und ſeiner Anmaſſungen ohnerachtet, zu ſeinen Zwecken zu leiten. Er übte darinn das Recht, was Geiſtesüberlegenheit auſſerordentlichen Menſchen vorausgegeben hat, und der Markgraf erfuhr eben darinn ein Schickſal, dem ſubordinirte Köpfe, bei aller Selbſtſtändigkeit des Charakters, nie entgehen.

Verdrüßlichkeiten mannichfaltiger Art nagten an ſeinem Leben und beſchleunigten ſein Ende. Er glaubte

ſich durch den wiederholten Gebrauch des Schlangenbades wieder herzuſtellen, ſtarb aber bald nach ſeiner Zurückkunft am 4ten Jan. 1707 in ſeinem 52ſten Jahre zu Raſtadt, nachdem er 26 Feldzügen, 25 Belagerungen und 13 Hauptſchlachten beigewohnt hatte. Ein prächtiges Denkmal von ihm ſieht man in der Kirche zu Baden.

Als Ludwig XIV. die Nachricht von dem Tode des Markgrafen erhielt, ſoll er geſagt haben: „Ich beklage ihn, er hatte Muth und Fähigkeit; allein er war nicht glücklich.“ Ohne Zweifel gehört dieſes Urtheil, wenn es authentiſch iſt, zu den richtigſten und ſchönſten Sentenzen dieſes Monarchen. Sie hätte ſeine Grabſchrift werden können. Er war unglücklich, weil er von einer ſichern und ebenen Bahn zum Tempel des Ruhms abwich, und dieß Ziel auf einem Wege ſuchte, wo es nur unter unabläßigen Mühſeligkeiten erreicht und dennoch in einem Augenblicke, und mit ihm der Lohn vieler mühevollen Jahre verloren werden kann. Er war unglücklich, weil er dieß Schickſal wirklich erfahren mußte. Die Feldherrenſtelle, welche er in den beiden letzten Kriegen bekleidete, war für ihn eine Quelle von unaufhörlichen Verdrüßlichkeiten. Er mußte in ihr faſt ununterbrochen das höchſt unangenehme Gefühl nähren, was ein unabläßiger Kampf mit überwiegenden Hinderniſſen veranlaßte und unterhielt. Bei dem ſteten Durſt nach neuem und höherm Ruhme, ſah er nach und nach den ſchon erlangten ſchwinden, und ſich manchem, ohne Zweifel größtentheils unverdienten Tadel ausgeſetzt. Dennoch vermochte er nicht, ſich loszureiſſen und ſich in ſeinem

Staaten ruhig auf die früh erworbenen Lorbeeren niederzulegen.

Die Gemahlin des Markgrafen war eine Tochter des letzten Herzogs von Sachſen-Lauenburg, eine Dame, die mit der Frömmigkeit ihres Zeitalters Geiſt und Einſicht verband, und in Abweſenheit ihres Gemahls viel zur Verſchönerung des Landes that.

Joſeph Wenzel, Fürſt von Lichtenſtein.

Kaiſerl. königl. Generalfeldmarſchall.

Der Fürſt von Lichtenſtein war einer der edelſten Männer unter dem öſtreichiſchen Adel; ein verdienſtvoller Krieger, ein warmer Patriot, und ein thätiger Menſchenfreund. Sein Grundſatz war: Geburt und Reichthümer dürfen nur dann auf die Achtung des Publikums Anſpruch machen, wenn man ſie zur Ehre und zum Dienſte des Vaterlandes verwendet — und wahrer Adel müſſe ſich durch Patriotiſmus, Liebe für den Landesfürſten, durch Wohlthun und Beförderung des Guten und Schönen auszeichnen. Seine Handlungen bezeugten es, daß es wahrhaft ſein Grundſatz war.

Er war am 10ten Auguſt 1696 gebohren. Sein Vater, Philipp Erasmus, der im Jahr 1704 als kaiſerl. Generalfeldmarſchall ſtarb, war ein apanagirter Prinz; Joſeph Wenzel wurde aber einer der reichſten Fürſten. Im Jahr 1712 ſtarb der letzte Fürſt von Lichtenſtein Caroliniſcher Linie. Seine beträchtlichen Güter fielen alſo auf die Gundaccariſche Linie, und größtentheils an ſeines Vaters Bruder, An-

ton Florian. Der Enkel deſſelben ſtarb aber auch im Jahr 1748 ohne einen männlichen Erben; daher bekam Joſeph Wenzel die geſammten Lichtenſteiniſchen Herrſchaften, und wurde regierender Fürſt mit Sitz und Stimme auf dem Reichstage. Indeſſen hatte er ſchon in verſchiedenen Feldzügen vom Jahr 1716 an einen unerſchrockenen Muth gezeigt, und erwarb ſich beſonders eine große Kenntniß und Erfahrung im Artilleriewesen. Er ſtieg daher von einer Stufe zur andern, und wurde endlich 1745 Generalfeldmarſchall, Chef vom Artillerie-Regiment, Gouverneur von Mailand und kommandirender General in Italien. Als er darauf von dem Grafen von Schulenburg das Kommando über die kaiſerl. Armee in Italien übernahm, machte er viele gute Anſtalten bei derſelben, hatte aber zu wenig Volk, als daß er dem überlegenen Feinde Widerſtand thun konnte. Aber im März des folgenden Jahres nöthigte er die Spanier, Mailand zu verlaſſen, und am 16ten Junius ſchlug er den Marſchall von Maillebois ſamt dem Grafen von Gages bei Piacenza. Gleich nach der Schlacht wurde er krank, und mußte daher das Kommando niederlegen.

Wegen ſeiner Verdienſte um das öſtreichiſche Artilleriewesen, welches er in einem hohen Grade verbeſſerte, verewigte die Kaiſerin Maria Thereſia ſein Andenken durch eine Bildſäule im Zeughauſe zu Wien, und Friedrich II. von Preußen, der Meiſter in der Kriegskunſt, rühmte öffentlich ſeine Geſchicklichkeit nach den Schlachten bei Prag und Collin.

Große Verdienſte erwarb ſich Lichtenſtein auch als Staatsmann. Im Jahr 1737 wurde er kaiſerl.

geheimer Rath, nachdem er ſchon als Geſandter am preußiſchen Hofe und in verſchiedenen andern Geſchäften ſeine Geſchicklichkeit bewieſen hatte. Da er ein Mann war, der das Hofleben vollkommen verſtand, und der mit Verſtand einen Aufwand machen konnte, ſo wurde er beſonders zu großen Geſandtſchaften gebraucht. Am Ende des Jahres 1737 gieng er als kaiſerlicher Geſandter nach Paris, und blieb daſelbſt, bis der franzöſiſche Hof in der öſtreichiſchen Succeſſionsſache auf die Seite Baierns trat. Er hatte ſich an dieſem Hofe Hochachtung und Bewunderung erworben, und war viel um den König. Wie edel und großmüthig er überhaupt in Frankreich ſich betragen, und welche Wohlthaten er da ausgeſpendet habe, bezeugt ein im fürſtlichen Archive noch vorhandenes eigenhändiges Schreiben von Ludwig XV. an den Kaiſer. Im Jahr 1760 kam Lichtenſtein als Geſandter nach Parma, wo er die Vermählung der Prinzeſſin Iſabelle mit dem Erzherzog Joſeph zu Stande brachte. Um 1764 war er kaiſerlicher Principal-Kommiſſarius bei dem churfürſtlichen Kollegialtag, der wegen der römiſchen Königswahl angeſtellt wurde. Auf demſelben wurde dem deutſchen Reich der nachmalige Kaiſer Joſeph II. zu ſeinem Oberhaupt gegeben. Im Jahr 1769 hatte er die Freude, dieſen Menſchenfreund Joſeph auf ſeinem Gute Poſeritz in Mähren zu bewirthen, und ihn ein Stück ſeines Feldes mit dem Pfluge bearbeiten zu ſehen. Das Andenken an dieſe Begebenheit verewigte der Fürſt durch ein marmornes Denkmal. Nicht lange hernach ſtarb er am 9ten Februar 1772.

Wie großmüthig Lichtenſtein war, beweiſet unter andern folgende Anekdote. Als er im Jahr 1734 am Rhein ſtand, gerieth er mit dem Kronprinzen von Preußen, nachmaligen König Friedrich II., in Bekanntſchaft. Dieſer Prinz, den ſein königlicher Erzeuger etwas zu ſchmal hielt, brauchte öfters gewiſſe Gefälligkeiten. Lichtenſtein hatte Gelegenheit, ihm ſo eine Gefälligkeit zu erweiſen — und ſie war nicht klein. Es waren viele Jahre vorüber, als König Friedrich dem Fürſten Kapital und Intereſſe mit dem Beiſatze zuſchickte: daß er dieſe Schuld in ſeinem Portefeuille gefunden habe. Lichtenſtein, der, ohne König zu ſeyn, königlich dachte, nahm nur das Kapital an. Dieſe Großmuth gefiel dem König, er wollte nicht minder großmüthig handeln, und überſchickte nun dem Fürſten ein porzellainenes koſtbares Tafelſervis aus ſeiner eignen Fabrike, mit einem ſchmeichelhaften Handbillet, worinn Friedrich unter andern witzigen Gedanken den Wunſch äußerte: „daß ſeine Freundſchaft dauerhafter ſeyn möge, als dieſes Porzellan." Lichtenſtein, der dem Könige durchaus keine Verbindlichkeit haben wollte, machte ihm nun mit einer Statue von Bronze ein Gegengeſchenk, die den Antinous, den Liebling des Kaiſers Adrian, vorſtellte, für die ihm der König einſt 30,000 Gulden angeboten hatte, die Lichtenſtein aber ausſchlug.

Seine Bravour brachte ihn öfters in Lebensgefahr. In einem Treffen zwiſchen Czaslau und Chotuſitz führte er den rechten Flügel der Cavallerie an, und half die Cavallerie des Königs von Preußen zu Grunde richten. Er verfolgte einen feindlichen Trupp eine große

Strecke. Sein Feuer führte ihn zu tief in die Schlacht, ſo daß man ihn einige Stunden für todt hielt, bis er endlich mit dem General Birkenfeld aus dem Gemenge wieder zum Vorſchein kam. Wie tapfer er gefochten habe, zeigte ſeine ganz mit Blut beſprützte Uniform und ſein Degen.

Fürſt Lichtenſtein bewies ſich als einen einſichtsvollen Freund der Künſte, und als einen Beförderer des guten Geſchmacks. Jeder Künſtler hatte freien Zutritt zu ihm. Er belohnte den Erfinder und vollendeten Künſtler, und ermunterte durch Geſchenke das emporſtrebende Genie. Viele zogen einen lebenslänglichen Gehalt von ihm. Er wollte aber, daß ſich der Künſtler beſchäftige, und beſtellte daher oft Arbeiten, die er nicht brauchte, um das Talent in Thätigkeit zu erhalten.

Nichts übertraf das Mitleiden des Fürſten gegen Arme. Die Summe, die er jährlich für die leidende Menſchheit hingab, gieng in die Tauſende. Eine Menge armer Witwen wurden von ihm unterhalten, und viele verlaſſene Waiſen auf ſeine Koſten erzogen. In Feldſperg ließ er ein beſonderes Waiſenhaus für 20 arme Knaben herſtellen, die er im Leſen und Schreiben unterrichten, verköſten, kleiden und dann auch nach ihrer Neigung und Fähigkeit ein Handwerk lernen ließ. Es gab täglich gewiſſe Stunden, wo die Armen ſich vor den Fenſtern ſeines Pallaſtes verſammelten, die dann auch nie ohne reichliches Almoſen wegkamen. Er hatte den Satz angenommen, daß Leute, die ihn um Hülfe anſprächen, wenigſtens dürftig ſeyn müſſen, und daß ein gutes Herz nicht unterſuchen ſoll, ob ſie es durch oder ohne ihre Schuld ſind. Er ſah es auch (ſo ſehr er ſelbſt

die Geſetze des Landes ehrte) gar nicht gerne, wenn die damalige Sicherheitswache ihm die Armen verſcheuchte; ja, er gab wohl auch, ſobald er die Annäherung dieſer Aufſeher merkte, den Armen den Wink, ſich aus dem Staube zu machen. Wenn er ausgieng oder ausfuhr, mußten ſeine Bedienten die Taſche voll Münze haben. Es ſtand der Verluſt ſeiner Gnade darauf, wenn ſie einen Armen unbeſchenkt wegließen. Erfuhr er, daß es irgendwo verſchämte Hausarme gab, ſo ſchickte er ihnen, ohne ſich erſt darum anſprechen zu laſſen, oft beträchtliche Summen zu.

Folgende Anekdote legt ſein theilnehmendes Herz für die leidende Menſchheit ganz an den Tag. Gleich außer Feldſperg liegt ein Kloſter der barmherzigen Brüder. Bei dieſem ſah Lichtenſtein im Vorbeifahren einen Kranken vor der Pforte liegen. Er hielt ſtill, und als er vernahm, daß man dieſen Kranken aus Mangel an hinlänglichen Betten nicht ins Kloſter aufnehmen könne, ließ er den Prior an die Kutſche kommen.

Warum nehmt ihr dieſen Elenden nicht in euer Krankenzimmer?

Weil wir kein leeres Bett mehr haben, war des Priors Antwort.

Wo ſchlafen Sie? fragte Lichtenſtein.

In meinem Bette, erwiederte der Pater.

Gut, ſagte Lichtenſtein, in eurer Regel ſteht geſchrieben, daß ihr euch auf die Erde und die Kranken in euer Bett legen ſollt. — Sie werden alſo augenblicklich dieſen armen Menſchen nach Ihrem Bette bringen. — Hier half keine Widerrede. Der Kranke wurde ins Kloſter gebracht, und es wird ſich wohl ein leeres Bette gefunden haben.

In ſpätern Jahren war Lichtenſtein, ſagt ſein Biograph, ganz das Bild des gutherzigen Murrkopfes, den Goldoni uns ſo liebenswürdig ſchilderte. Er jagte bei übler Laune oft wegen Kleinigkeiten Leute aus dem Dienſte, ließ ihnen aber lebenslänglich ihren Gehalt; andere durften nicht mehr vor ſeinem Geſichte erſcheinen; aber er bedachte ſie in ſeinem Teſtamente, und viele gewannen durch ſeine Ungnade mehr, als ſie vielleicht durch ſeine Gnade gewonnen hätten. Er hinterließ keine Familie; und ſein Bruder Emanuel war vor ihm am 14ten Januar 1771 geſtorben. Dieſer war ſeit 1736 Oberhofmeiſter der Kaiſerin Wilhelmine Amalia. Nach ihrem Tode aber lebte er zu Wien ohne Bedienung. Seine Gemahlin war Maria Antonia, gebohrne Gräfin von Dietrichſtein, mit welcher er drei Prinzen erzeugte. Der älteſte, Franz Joſeph, folgte ſeinem Onkel, Joſeph Wenzel, in der Regierung. Er wurde am 26ten November 1726 gebohren, und 1750 mit Maria Leopoldina, Gräfin von Sternberg vermählt. Am kaiſerlichen Hofe war er geheimer Rath und Kämmerer. Die Regierung hatte er 9 Jahre; er ſtarb am 18ten Auguſt 1781. Deſſen jüngerer Bruder, Johann Joſeph, kaiſerl. königl. Generalfeldmarſchall-Lieutenant, ſtarb in eben dem Jahre im Januar, in einem Alter von 46 Jahren.

David Hotze.

Kaiſerl. königl. Feldmarſchall-Lieutenant.

Hotze war ein Schweitzer, aus einer bürgerlichen Familie entſproſſen, und gebohren in einem Municipalſtädtchen am Ufer des Züricherſees. Beſtimmt, ſich dem Dienſt der Kirche zu weihen, beſuchte er die Univerſität Tübingen, als er plötzlich den Wiſſenſchaften und der Vorbereitung auf ſeinen friedlichen Beruf entzogen wurde. Der Herzog Karl von Wirtemberg, der damals in der kriegeriſchen Periode ſeines Lebens ſtand, ſah einſt den ſchön und groß gewachſenen Jüngling, las in dem feurigen Geſichte deſſelben ſeinen ächt martialiſchen Geiſt, und wußte ihn zu beſtimmen, bei ſeinen Truppen eine Stelle anzunehmen.

Ein ſo feuriger Kopf fand hier nicht genug Spielraum; er gieng daher in preuſſiſche und aus dieſen in ruſſiſche Dienſte über. In den letztern war er bis zum Grade eines Majors geſtiegen, als Kaiſer Joſeph II. bei dem Beſuche, den er der Kaiſerin Katharina zu Cherſon machte, ihn kennen lernte. Hotze war ganz von dem Schlag Leute, wie der raſtloſe Kaiſer ſie liebte: offen, thätig, voll Muth und Feuer. Joſeph nahm ihn daher, mit Katharinens Bewilligung, in ſeine

Dienſte, und ließ durch ihn ein Uhlanen-Regiment errichten. Hotze ward jedoch nachher bald dieſem, bald jenem Regimente zugetheilt; er ſelbſt ſagte einſt einem Freunde im Scherz: er habe faſt die ganze Muſterkarte der kaiſerlichen Uniformen durchgemacht.

Im Anfange des letzten Krieges gegen Frankreich kam er als Obriſt des Küraſſier-Regiments Hohenzollern an den Rhein, wo er bei Wurmſers Armee ſtand, und gleich darauf zum General-Major ernannt wurde. In dieſer Eigenſchaft machte er den Feldzug von 1793 mit, deſſen Anfang und Fortgang ſo viel verſprachen, und deſſen Ende ſo kläglich war. Die Tapferkeit, womit er ſich bei der Wegnahme der Weiſſenburger Linien auszeichnete, erwarb ihm den militairiſchen Thereſien-Orden. Wurmſer ſtand ſchon im Angeſicht von Strasburg, Hotze drang gegen das Gebirge vor, welches Elſas von Lothringen trennt, Fort-Louis (jetzt Fort-Vauban) war gefallen, jeden Tag ſah man der Uebergabe von Landau entgegen, — als die Franzoſen, damals gerade in der höchſten Exaltation ihres Enthuſiasmus, nach bewirkter Vereinigung ihrer beiden Armeen vom Rhein und von der Moſel unter Pichegru und Hoche, nach täglichen wüthenden Angriffen, endlich (denn 22. December) die öſtreichiſchen Verſchanzungen hinter der Motter, bei Fröſchweiler, Reichshofen und Wördt (wo General Hotze kommandirte), durchbrachen, Landau entſetzten, und die Wurmſer'ſche Armee zu einem wilden Rückzuge über den Rhein nöthigten.

Ein ſo ſchmäliches Ende eines mit ſo großen Hoffnungen geführten Feldzugs machte das Mißverſtändniß, das vorher ſchon zwiſchen den öſtreichiſchen und preußiſchen

ſchen Heerführer geherrſcht hatte, nun vollends ſo laut, daß man im Grunde ſchon jetzt die Koalition als getrennt betrachten konnte. Die Oeſtreicher warfen die Schuld der Verunglückung des Feldzuges auf die Preußen, und die Preußen auf die Oeſtreicher. Ein „offizieller Bericht über die Kriegsereigniſſe vom 13ten December 1793 bis 4ten Januar 1794, mit Anmerkungen eines als Augenzeuge dabei geweſenen Offiziers,“ den der Kapitain von Kampz vom preußiſchen Generalſtaab herausgab, veranlaßte ſogar einen Zweikampf zwiſchen dieſem letztern und dem General Hotze. Um ſowohl ſich als Wurmſern über den unglücklichen Ausgang der Operationen im Elſaß zu rechtfertigen, ſetzte Hotze eine kurze „Geſchichte des Feldzugs der Wurmſerſchen Armee am Oberrhein im Jahr 1793“ auf, die in Poſſelts Lexicon der franzöſiſchen Revolution (I. B., S. 172. ff.) abgedruckt iſt.

Im Feldzuge von 1794 fielen die entſcheidenden Schläge in Belgien vor; am Rhein beſchränkte ſich von beiden Seiten alles auf Poſtengefechte. Das Mißverſtändniß zwiſchen den Oeſtreichern und Preußen dauerte hier noch immer fort. In den Niederlanden war das Kriegsglück ſo beharrlich und ſo entſcheidend auf Seiten der franzöſiſchen Armeen, daß dieſe endlich auf allen Punkten bis an den Rhein vordrangen; Mainz ward blokirt, und die Rheinſchanze von Mannheim belagert.

Hotze hatte indeſſen das Kommando des Sperrkordons erhalten, den man gegen die Schweiz anordnete, damit Frankreich ſich durch dieſe Zwiſchenhand nicht mehr mit Bedürfniſſen aller Art möchte verſorgen können, und den er ſehr treffend moutarde après diner nannte.

Zu Anfang des Decembers ward er von Lörrach eilig ins Hauptquartier nach Heidelberg abgerufen. Ereigniſſe beſonderer Art — Paraliſirung der vorgehabten Unternehmungen zur Ableitung der Mannheim und Mainz drohenden Gefahren von Seiten der Alliirten — verlängerten ſeinen Aufenthalt, worauf er nach Lörrach zurückkehrte, einen Standpunkt, der gerade damals für einen denkenden Beobachter ſehr intereſſant war, weil in dem kaum 2 Stunden von Lörrach entfernten Baſel um dieſe Zeit von der Kette der Koalition eines ihrer Hauptglieder abgelöſt wurde.

Der Feldzug von 1795 gieng faſt ganz in gegenſeitiger Beobachtung hin. Erſt in der Nacht vom 5ten auf den 6ten December ſetzte Jourdan bei Düſſeldorf über den Rhein, trieb die öſtreichiſchen Truppen am Nieder-Rhein vor ſich herauf, und ſchloß Mainz auch auf dem rechten Rheinufer ein, worauf dann auch Püchegru bei Mannheim auf das rechte Rheinufer übergieng. Ein beträchtliches Korps Truppen, wobei Hotze ſich befand, zog nun vom Oberrhein her dem General Clerfayt am Main in Eilmärſchen zu Hülfe; die Folge davon war, daß Jourdan ſich ſchleunig wieder nach Düſſeldorf zurück ziehen mußte.

Im Feldzuge von 1796 ſtand Hotze bei der Armee des Erzherzogs Karl. Er zeichnete ſich in den Treffen aus, die während Moreaus Vordringen durch Schwaben, bei Eſtlingen und bei Heidenheim vorfielen; und als der Erzherzog ſein ſchönes Manövre ausführte, mittelſt deſſen er, den General Latour, der franzöſiſchen Rhein- und Moſelarmee gegenüber, hinter dem Lech zurücklaſſend, plötzlich bei Ingolſtadt wieder über die

Donau gieng, um der Sambre- und Maasarmee in die Flanke zu fallen, kommandirte Hotze eine der Kolonnen, die Jourdans übereilten Rückzug bewirken halfen. Er nahm, unter dem Oberbefehl des Erzherzogs, an den weitern Ereigniſſen dieſes thatenreichen Feldzuges Theil. In dem kurzen Feldzuge von 1797 kommandirte er, als Feldmarſchall-Lieutenant, das Reſervelager zu Ulm.

Kaum war zu Campo Formio der Definitivfriede zwiſchen Oeſtreich und der franzöſiſchen Republik abgeſchloſſen, als die damaligen wilden Machthaber in Frankreich Hotzes geliebtes Vaterland, die Schweiz, revolutionirten. Daß der Ariſtokratismus in den größern Kantonen einer Reform nach den unabtreiblichen Forderungen des Zeitgeiſtes bedürfe, hatte Hotze ſelbſt ſchon lange erkannt. Allein die Art, wie das franzöſiſche Directorium ſich bei dem Umſturz der alten Verfaſſungen in der Schweiz benahm, die zügelloſe Frechheit und Raubſucht, womit die Rapinats und Conſorten gegen ein biederes, ſeit Jahrhunderten unbeleidigtes und unbeleidigendes Volk verfuhren, hatten nothwendig ſein vaterländiſches Gefühl empören müſſen. Auch war er beim Wiederausbruche des Krieges im Jahr 1799 die Seele der öſterreichiſchen Operationen, welche auf die Vertreibung der Franzoſen aus der Schweiz gerichtet waren. Er zuerſt drang durch den Lucienſteig und Graubünden in die eigentliche Schweiz ein, ſchlug ſich mit Maſſena bei Frauenfeld und bei Winterthur, wo der Erzherzog Karl mit der öſtreichiſchen Hauptarmee ſich mit ihm vereinigte, und hierauf nach mehrern blutigen Treffen die Räumung von Zürich durch die Franzoſen bewirkte. Maſſena zog ſich auf den nahen Albis. Nach

einiger Zeit verließ der Erzherzog mit dem größten Theil ſeiner Macht die Schweiz, wo jedoch Hotze mit einem ſtarken öſtreichiſchen Armeekorps zurück blieb, welches in Verbindung mit der bereits bei Zürch angekommenen ruſſiſchen Armee unter dem General Korſakow, und der von Italien aus über den Gotthard heranziehenden Armee des Feldmarſchall Suworow, den entſcheidenden Schlag gegen den General Maſſena vollbringen ſollte. Allein kaum einen oder zwei Tage, ehe Suworow auf dem Punkt eingetroffen war, wo dieſe kombinirte Unternehmung ſtatt haben ſollte, kam Maſſena derſelben zuvor, indem er am 25ten September vor Anbruch des Tages über die Limmat und Linth ſetzte, und die beiden Armeekorps der Generale Korſakow und Hotze gänzlich ſchlug. Dem letztern gegenüber waren zuerſt 200 franzöſiſche Schwimmer, die Säbel mit den Zähnen, die Piken in der Hand haltend, noch in der Nacht über die Linth gegangen, und hätten Alarm im öſtreichiſchen Lager verbreitet. Hotze, der ſogleich aus ſeinem Hauptquartier herbei eilte, ward ſchon vor 5 Uhr Morgens, im erſten Anfang des Gefechts, unweit Schännis getödtet. Sein Körper ward einige Stunden nachher auf dem Schlachtfeld gefunden.

Selbſt die Feinde ehrten den Tod eines ſo tapfern Kriegers, und ſeine Freunde betrauerten in ihm einen Mann von hellem Kopf, von ächtſchweizeriſcher Biederkeit mit großer Welt- und Menſchenkenntniß gepaart, dem man nichts als vielleicht ein, ſelbſt im Alter von 60 Jahren manchmal noch zu raſch aufbrauſendes Feuer, vorwerfen konnte.

Samuel, Graf von Schmettau.

Königl. Preußiſcher Generalfeldmarſchall.

Dieſer Edle gehört zu den ausgezeichneten Männern des alten deutſchen Adels, welche gleich einem Sickingen und Hutten nicht blos ihren Werth in die nur von ihren Ahnen erworbenen Verdienſte zu ſetzen bedurften. Er war am 26ten März 1684 zu Berlin gebohren. Der Vater, mit ihm gleiches Vornamens, ſtammte aus einem ſehr alten adelichen ungariſchen Geſchlechte. In der Jugend hatte er ſich dort durch Tapferkeit ausgezeichnet, und ſich nachmals in der Grafſchaft Glatz niedergelaſſen. Unter Friedrich I. von Preußen ward er geheimer Rath. Die Mutter war Marie de la Fontaine Vicard.

Schon in den früheſten Jahren bemerkten die aufmerkſamen Eltern ſehr glückliche Anlagen an ihrem Sohne. Dieſen gemäß ward daher ſeine Erziehung ſcientifiſcher eingerichtet, als es damals gewöhnlich war. Vorzugsweiſe widmete ſich der junge Schmettau der Geſchichte, der Erdkunde und den mathematiſchen Wiſſenſchaften. Schon im 15ten Jahre entzog ihn indeſſen ſein Hang zu den Waffen den ſtillen Muſen; er trug ein ganzes

Jahr lang als Kadet die Muſkete, war anderthalb Jahre Fähnrich, und eben ſo lange Lieutenant und Kapitain-Lieutenant. In der Schlacht bei Höchſtädt zeichnete er ſich ſo rühmlich aus, daß man ihn auf dem Wahlplatze zum Kapitain und Chef einer Kompagnie ernannte. Bis zum Jahre 1714 nahm er einen rühmlichen Antheil an allen kriegeriſchen Ereigniſſen dieſer Zeit, trat dann in königlich-polniſche Dienſte, und trug bald in vier verſchiedenen bedeutenden Affairen anſehnliche Vortheile davon. Im Jahr 1717 ward er als Volontair nach Ungarn geſandt, und hier erwarb er ſich die Achtung des Prinzens Eugens in einem ſolchen Grade, daß dieſer große Mann alles anwandte, ihn in kaiſerliche Dienſte zu bringen. Er beſiegte wirklich zuletzt Schmettaus Weigerung, und verſchafte ihm 1719 die Stelle eines kaiſerlichen General-Majors.

Seine neue Laufbahn begann zuerſt nicht auf das glücklichſte. Er gieng nemlich ſogleich nach Sizilien, und mußte dort die widrige Schlacht erleben, in welcher die kaiſerlichen unter dem Kommando des Grafen Mercy, von den Spaniern bei Francavilla geſchlagen wurden. Dagegen hatte er den Triumph, durch ſeine Direction der Belagerung von Meſſina, dieſe wichtige Stadt fallen zu ſehen.

Bis jetzt hatte der General Schmettau nur Gelegenheit gehabt, ſeinen Muth und ſeine militairiſchen Kenntniſſe zu zeigen. Durch den Frieden eröfnete ſich nach der Einnahme von Sizilien für ihn eine neue ehrenvolle Laufbahn. Der Kaiſer trug ihm nemlich auf, eine Charte von Sizilien zu entwerfen. Mit

dem regeſten Eifer übernahm er dieſes mühſame Geſchäft, und führte es auf das ehrenvolleſte aus. Noch bis jetzt iſt dieſe Charte das Beſte, was die Geographie über jene höchſt intereſſante Inſel aufzuweiſen hat. Bald darauf machte er eine Reiſe nach Ungarn, und ward dort von dem Grafen von Mercy und dem Herzoge von Würtemberg über die Befeſtigung von Temeswar und Belgrad befragt. Und da er bei neuen Unruhen nach Oberitalien, unter dem Oberkommando des Grafen Daun als General gieng, ſo benutzte er dieſe Gelegenheit auch als Geograph. Er brachte eine vollſtändige Charte des genueſiſchen Gebiets der ſogenannten Luncgiana nach Wien zurück. Zwei Jahre darauf beendigten ſeine klugen Operationen die in Korſika ausgebrochenen Unruhen. Die Republik Genua bewies durch eine anſehnliche Belohnung, wie ſehr ſie den Werth dieſes Unternehmens ſchätzte, und Eugen gab dem Grafen ſeinen Beifall nicht blos dadurch zu erkennen, daß er ihn zum Feldzeugmeiſter erhob, ſondern er trug ihm für den Winter von 1735 die Beſchützung von Schwaben auf. Die Ritterſchaft von Franken, Schwaben und dem Oberrhein äußerten ihm ihre Dankbarkeit dadurch, daß ſie ihn unter die Ihrigen aufnahmen.

Nach dem Frieden mit Frankreich erndtete er neue Lorbeeren in dem Kriege gegen die Türken bis zum Frieden 1737. In dieſem Kriege fand er Gelegenheit, den ihm angebohrnen Edelſinn an den Tag zu legen. Während der Uebergabe von Belgrad an die Türken, veranlaßte der zurückgehaltene Sold eine Empörung der Janitſcharen gegen den dortigen Paſcha.

General Schmettau ſchoß den Türken dieſe Summe ſogleich vor, und ſtillte ſelbſt den Aufruhr. Dieſes edle Benehmen ward von Wien dadurch belohnt, daß man ihm die Stelle eines Hauptkommiſſairs bei der Beſtimmung der Grenzen beider Reiche anvertraute.

Der Tod Kaiſer Karls VI. führte für unſern Helden verſchiedene minder günſtige Umſtände herbei; und obgleich man ihm die Würde eines Feldmarſchalls ertheilte, ſo ſann er dennoch darauf, durch ſeinen Freund, den Grafen von der Schulenburg, in Venetianiſche Dienſte zu treten. Dieß kam indeß nicht zu Stande, und nun gieng er zu Friedrich dem Großen. Einen Feldherrn, der in mehr als 50 Affairen, Schlachten, Belagerungen, Eroberungen und kleinern Gefechten ſich ſo ausgezeichnet hatte, der auſſerdem einer der erſten Geographen ſeiner Zeit war, und ſich auch als geſchickter Geſchäftsmann gezeigt hatte, konnte König Friedrich ſicher nur mit offenen Armen empfangen. Er machte ihn daher ſofort zum Chef der Artillerie, und beehrte ihn mit dem ſchwarzen Adlerorden. Er bediente ſich ſeiner bei wichtigen Angelegenheiten theils in Frankreich, theils bei Kaiſer Karl VII., der dafür ihn und ſeine Nachkommen in den Grafenſtand erhob.

Kaum hatten Friedrichs Waffen den erſten ſchleſiſchen Krieg glücklich beendigt, ſo wandte dieſer einzige Fürſt ſogleich ſein Auge auf die Seele der Staaten, auf die Wiſſenſchaften. Um durch die Wiederherſtellung der Akademie der Wiſſenſchaften das Fortſchreiten der Talente, der Induſtrie und des Handels zu befördern, wählte Friedrichs Kennerblick den Gra-

ſen Schmettau, den man mit Recht als den eigentlichen Urheber dieſer für die Wiſſenſchaften ſo wichtigen Epoche anſehen darf. Schmettau war der erſte Präſident der Akademie, auch hielt ſie ihre erſten Zuſammenkünfte in dem Hotel des Grafen. Sein Eifer für große wiſſenſchaftliche Unternehmungen, und vorzüglich für das Fortſchreiten der Erdkunde, lenkte ſeine Aufmerkſamkeit ſogleich auf eine der Akademie würdige Arbeit. Sie ſollte in nichts geringerem beſtehen, als in der Meſſung eines Meridians vom Baltiſchen Meere bis zum Mittelländiſchen.

Bedenkt man die Größe und Koſtſpieligkeit des Unternehmens, ferner den damaligen Mangel an Aſtronomen und an guten Werkzeugen überhaupt, und beſonders in unſerm Vaterlande; endlich die vielfachen Schwierigkeiten, die ſich in Rückſicht der verſchiedenen Herrſchaften, durch deren Lande dieſe große Meſſung unternommen werden mußte, zeigten, ſo könnte dieſes ruhmvolle Vorhaben des Grafen Schmettau, deſſen glückliche Ausführung vielmehr das Meiſterſtück einer ſchon lange blühenden, als einer kaum errichteten jungen Akademie, genannt werden darf, wohl für den charakteriſtiſchen Wunſch eines ſeltenen für große Unnehmungen enthuſiaſtiſchen Mannes angeſehen werden, dem aber die Zeit und mehrere Lokalumſtände unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg gelegt haben würden. So ſahe es auch Maupertuis an, der als wirklicher Weltenmeſſer alle die Schwierigkeiten genau kannte, mit welchen er bei einer weit kleinern ähnlichen Meſſung zu kämpfen gehabt hatte, ſo ſehr er übrigens dem Verdienſte des Grafen wegen des von

ihm vorgeſchlagenen Unternehmens vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren ließ.

Dieſe Hinderniſſe hemmten indeß den Eifer des Grafen für die Geographie nicht. Er dachte um das Jahr 1748 auf bedeutende Meſſungen in unſerm Vaterlande. Schon hatte er einen Quadranten nach Ilſenburg bringen laſſen, nicht allein um den Brocken genau zu meſſen, ſondern hauptſächlich dieſe Meſſung der Harzgegend mit andern im Heſſiſchen durch Signalfeuer in Verbindung zu bringen, und hiedurch einen anſehnlichen Theil Deutſchlands geographiſch richtig niederzulegen. Zu dieſer Abſicht gieng er auch mit guten Inſtrumenten verſehen, nebſt verſchiedenen Ingenieuren, nach Caſſel, um ſich ſelbſt von der Richtigkeit der erſten Dreyecke zu überzeugen. Allein auch dieſes ſchätzbare Unternehmen ward durch unbillige Eiferſucht, die Kenntniß der Länder zu verheimlichen, verhindert. Bald darauf ward der Graf von einer gefährlichen Krankheit befallen. Bei ſo vielfältigen großen Anſtrengungen ſanken die körperlichen Kräfte ſtets tiefer herab. Indeß behielt er ſelbſt in den größten Leiden bis zu ſeinem Hintritte einen ruhigen, heitern Geiſt. Er ſtarb am 18. Auguſt 1751 im 68ſten Jahre ſeines Alters.

Bei dem Grafen Schmettau entſprach eine männliche ſchöne Geſtalt ſeinem edlen Geiſte. Stets auf große und nützliche Unternehmungen und Zwecke jeder Art gerichtet, entgiengen ſeinem Scharfblicke faſt niemals die dazu am richtigſten führenden Mittel; und obgleich faſt in Schlachten und dauernden Kämpfen alt geworden, blieben dennoch auf eine höchſt ſeltene

Art in ihm der kühne Heldenmuth mit der größten Menſchenliebe und Heiterkeit der Seele verſchwiſtert. Noch lebt der Graf in ſeinem berühmten Sohne, dem königl. preußiſchen Generale Karl Friedrich Wilhelm, fort, der ſich um das geographiſche Studium durch mehrere muſterhafte Charten ungemein verdient gemacht hat. Ihm dankt man beſonders eine genaue und ſchöne topographiſche Charte der beiden mecklenburgiſchen Herzogthümer in 25 Blättern.

Ludwig Franz, Herzog von Bouflers.

Pair und Marſchall von Frankreich.

Im Tempel des Nachruhms erblickt man den Namen des Marſchalls Bouflers neben den Namen der größten Helden ſeiner Zeit, und was die unpartheiiſche Geſchichte bei weitem nicht von allen Helden rühmen kann, das rühmt ſie von ihm: er war auch ein edler Menſch!

Seine Familie war eines der älteſten adelichen Geſchlechter in der ehemaligen Provinz Picardie, wo Ludwig Franz im Jahr 1644 gebohren wurde. Da er ſich frühzeitig für den Kriegsdienſt beſtimmte, und Ludwig XIV. ſeiner Familie beſonders wohl wollte, ſo gieng er ſchnell durch die untern Stufen, bildete ſich unter den größten Helden Frankreichs mit Sorgfalt und unermüdeter Beſtrebſamkeit aus, und erſchien in den folgenden Kriegen als einer der würdigſten Schüler jener großen Meiſter. Im Jahr 1669 wurde er Oberſter eines Regiments Dragoner, und an der Spitze dieſes Korps erwarb er ſich die Achtung des großen Turenne. Nach dem Zeugniſſe deſſelben hatte er großen

Antheil an der Schlacht bei Ensheim (1674), wo er gefährlich verwundet wurde.

Das Glück unterſtützte ſeine Verdienſte und erhob ihn von einer militairiſchen Stufe auf die andere; ja ſelbſt aus ſeinen Unfällen wußte er weſentlich größere Vortheile für ſich zu ziehen. Einen Beleg hierzu liefert ſeine Gefangenrehmung bei der Uebergabe von Namour im Jahr 1695. Bouflers hatte ſich mit 7 Dragoner-Regimentern in dieſe Feſtung, die von dem Könige Wilhelm III. belagert wurde, geworfen und ſeine ganze Thätigkeit und Beharrlichkeit angewandt, um den Belagerer zu ermüden. Dennoch ſah ſich der Kommendant nach einigen Monaten genöthigt, die Stadt zu übergeben. Bouflers zog ſich mit dem Ueberreſte der Garniſon in die Citadelle zurück, und vertheidigte dieſe noch einen Monat lang mit der ihm ſo ſehr eigenen Thätigkeit und Ausdauer. Endlich, nachdem die Garniſon von 16,000 Mann auf 5600 herabgeſunken war, und es dieſem traurigen Ueberreſte an allem fehlte, übergab er auch die Citadelle auf Kapitulation. Der Garniſon wurde ein ehrenvoller Abzug zugeſtanden, aber indem Bouflers an der Spitze derſelben auszog, ließ ihn König Wilhelm gefangen nehmen. Erſtaunt fragte er nach der Urſache dieſer Ungerechtigkeit, und bekam zur Antwort: es geſchehe darum, weil die auf Kapitulation übergebenen Garniſonen der Städte Deynſe und Dixmuyden noch nicht ausgeliefert worden ſeyen. „Wenn das iſt, ſagte Bouflers, ſo behalte man meine Soldaten und nicht mich.“ — „Man ſchätzt Sie höher, war die Antwort, als 10,000 Mann.“ Doch ſchon nach 14 Tagen wurde

er wieder frei, und als er in dem königlichen Pallaſte zu Verſailles erſchien, lief alles zuſammen, um ihm ſeine Freude zu bezeugen. Der König ſelbſt empfing ihn mit auszeichnender Gnade, umarmte ihn mehrere male, tröſtete ihn über die erlittenen Unfälle, und um ſeinen Beruhigungsgründen noch mehr Nachdrück zu geben, erhob er die Erbgüter Bouflers zu einem Herzogthume und beſchenkte ihn mit einer ſehr anſehnlichen Geldſumme.

Der ſpaniſche Succeſſionskrieg gab ihm mannigfaltige Gelegenheit, ſeinen großen Charakter und ſeinen Heldengeiſt zu entfalten. Die glänzendſten Thaten in dieſem Kriege ſind ſeine Vertheidigung von Ryſſel (1708) und ſein Betragen in dem Feldzuge des folgenden Jahrs, beſonders in der ſchrecklichen Schlacht bei Malplaquet. Seit 4 Jahren hatte er kein Kommando begleitet, und mit mehrern ältern und ſehr verdienten Marſchällen das Schickſal getheilt, jüngern und weniger verdienſtvollen nachgeſetzt zu werden. Dennoch war er ſo bereitwillig, dem Winke des Königs zu folgen, als er ihm den gefahrvollen und höchſt mißlichen Auftrag gab, Ryſſel zu vertheidigen, daß er unmittelbar abreiſte und ſich nicht einmal die Zeit nahm, ſeine Familie vorher erſt noch zu ſehen. Die Tapferkeit und Ausdauer, mit welcher er die Feſtung vertheidigte, verdient um ſo mehr Bewunderung, da Bouflers ſich jetzt ſchon ſehr dem Greiſenalter näherte; ſo wie die unermüdliche Geduld und der Gleichmuth, welchen er dabei bewies, um ſo gerechtere Anſprüche auf eine ehrenvolle Erwähnung verdient, da ſo wenig zu ſeiner Unterſtützung geſchah, und er der Eiferſucht und unanſtändigen Zwiſtigkeit der

Feldherren der franzöſiſchen Entſatz = Armee aufgeopfert wurde.

Das Elend, was die Belagerten in der Citadelle, in welcher ſie in der letzten Zeit zuſammengedrängt waren, auszuſtehen hatten, wuchs mit jedem Tage, und endlich muſste ſich Bouflers ergeben. Die Bedingungen, welche ihm Eugen zugeſtand, zeugten hinlänglich von der hohen Schätzung des Helden, den — wie ſich der Sieger ſelbſt nicht verbergen konnte — nicht ſowohl die Tapferkeit der Feinde, als die Feigheit und Unentſchloſſenheit ſeiner Vertheidiger zur Unterwerfung unter ſein Schickſal zwang. „Es iſt mir lieb, ſagte Eugen zu Bouflers, daß Ryſſel in meine Hände gekommen iſt, aber lieber noch möcht' ich den Platz vertheidigt haben, wie Sie.“ Der König belohnte ihn, wie wenn er eine Schlacht gewonnen hätte; er verlieh ihm die einzige für ihn noch zu erlangende Ehrenwürde eines Pairs von Frankreich. Als er unter die Zahl derſelben, in einer feierlichen Sitzung des Pariſer Parlements aufgenommen wurde, begleiteten ihn die meiſten Offiziere, die unter ihm, während der Belagerung in Ryſſel, gedient hatten. Der Marſchall wandte ſich zu ihnen mit dem ihm eigenen Anſtand und ſagte: „Die Ehre, welche mir jetzt wiederfährt, verdanke ich Ihnen, meine Herren; an Sie fällt dieſelbe zurück. Sie ſind es, die man belohnt, und mir bleibt nur der Ruhm, an der Spitze ſo vieler tapferer Männer gefochten zu haben.“ Als ihm während der Belagerung ein Partheigänger zu verſtehen gab, es dürfte nicht ſchwer werden, den Prinzen Eugen aus dem Wege zu räumen, ſagte er: „Dein Glück iſt gemacht, wenn du ihn gefangen nimmſt, aber du

wirſt aufs ſtrengſte beſtraft, wenn du ihm nach dem Leben trachteſt; ja ich würde dich ſogleich auf deine ganze Lebenszeit einſperren laſſen, wenn ich vermuthete, daß du dieß im Sinne hätteſt.“

Großmüthig eilte er noch einmal zur Armee in die Niederlande und verſah mit der vollkommenſten Pünktlichkeit den Dienſt eines General-Lieutenants bei dem weit jüngern Obergeneral Villars. Es galt für ſeinen König und für ſein Vaterland: den erſten verehrte er, das letztere liebte er über alles. So verſtummte jede andere Betrachtung. Allgemein verehrt ſtarb er 1711 zu Fontainebleau, 68 Jahre alt.

Bouflers kriegeriſche Talente hatten vielleicht mehr die Ausbildung eines Helden aus den glänzendſten Zeiten der Chevallerie, als die eines großen Feldherrn nach der neuern Art Krieg zu führen. Er hatte ſich perſönliche Tapferkeit, Thätigkeit, Ausharren in einem hohen Grade zu eigen gemacht. Sein Geiſt zeigte, auch in den hitzigſten und ungeſtümmſten Zeitpunkten der Schlacht, eine Kraft und eine Beſonnenheit, die wenig ihres Gleichen hatte. Niemand war geſchickter als er, einen gefahrvollen Rückzug mit Klugheit anzuordnen und mit Feſtigkeit auszuführen; niemand fähiger als er, eine belagerte Feſtung zu vertheidigen, den Feind durch raſtloſe Thätigkeit, durch kühne Ausfälle zu ermüden und auch gegen die entſchiedenſte Uebermacht bis auf den äußerſten möglichen Punkt hinzuhalten. Indeſſen ſcheint es, daß er mehr geübt war, nach Vorſchriften zu handeln, als eigene Pläne zu entwerfen. Er war im hohen Grade pünktlich in der Ausführung der erhaltenen Aufträge. Strenge Diſciplin zeichnete ſeine Heere aus,

Thä-

Thätigkeit, Ordnung, Wetteifer war überall ſichtbar. Der Feldherr war in Allem das Muſter der Soldaten, der Soldat in Allem das Nachbild des Feldherrn. Der Soldat achtete ihn ſehr hoch, folgte ihm überall in das heftigſte Feuer, harrte mit ihm aus gegen Hunger und Elend; — aber fürchtete ihn mehr als er ihn liebte. Er wußte, daß der Feldherr überall nur auf den König, den Dienſt und die Ehre, nie aber auf ihn, Rückſicht nahm. Allein ſie wußten auch, daß er eben ſo wenig auf ſich ſelbſt Rückſicht nahm, nichts von ihnen verlangte, als was er ſelbſt leiſtete und ihnen jede Beſchwerde durch die noch ſtrengere Erfüllung ſeiner eigenen Pflichten wegnahm. Daher murrten ſie zwar nicht, aber ſie liebten ihn deshalb doch auch noch nicht. Die Strenge, mit welcher er auf gute Sitten, ein regelmäßiges Betragen drang; die Pünktlichkeit, mit welcher er überall auf Subordination hielt, die Ordnung und Gerechtigkeit, die er auch in Feindes Land beobachtet wiſſen wollte — dieß alles waren ſo viele abſtoßende Eigenſchaften für Untergebene, die nur durch Familiarität und Nachſicht gewonnen werden konnten.

Er ſelbſt war ein Muſter der äußerſten Sittlichkeit, wie der Pünktlichkeit und des Dienſteifers. Jede unedle Leidenſchaft, jede Niedrigkeit war von ſeinem Charakter fern. Er war ſo rein, daß auch die Verleumdung ihn nie zu beſchmutzen gewagt hat. Er kannte den Eigennutz nicht, er ließ ſich keine Ausſchweifung irgend einer Art zu Schulden kommen. Er war der feinſte Hofmann, wie der tapferſte Krieger. Was man am Hofe Ludwigs XIV. feinen Hofton nannte, beſaß er im höchſten Grade. Er war unterthänig gegen den König

und die, ſo ihm angehörten; aber nur aus Pflichtgefühl, nicht aus Niederträchtigkeit oder eigennützigen Abſichten. Die Ehre gieng ihm über alles. Sie war das Ziel ſeiner raſtloſen Beſtrebungen; jede Bemühung, jede Aufopferung, die er für ſie machte, wurde ihm leicht; keine Belohnung hatte einen Werth für ihn, als die, welche ſie ihm gewährte.

Ludwig Hector, Herzog von Villars.

Marſchall von Frankreich.

Villars wurde im Jahr 1653 zu Moulins gebohren. Als Sohn eines königl. Staatsraths, den Ludwig XIV. ſchätzte, trat er mit Anſprüchen in die Welt, die durch ſeinen natürlichen Charakter ſehr beträchtlich erhöht wurden. Er hatte eine kräftige Geſtalt, eine angenehme Bildung, einen raſchen, wenn auch nicht ſehr tiefgreifenden Verſtand und eine lebendige Phantaſie. Sein Muth war groß, aber ſeine Eitelkeit war es nicht weniger, und von früher Jugend an ſpornte ihn ein raſtloſer Ehrgeitz. So ſehr auch das Glück ſeine Anſprüche begünſtigte, ſo verfuhr es ſeinem Ehrgeitz noch immer zu langſam und zu mäßig.

Die militairiſche Laufbahn dünkte ihm die ſicherſte, um ſeine hochfliegenden Abſichten zu erreichen, und er irrte ſich nicht. Er zog noch ſehr jung mit den franzöſiſchen Truppen zum Kampfe aus, und bewährte bald ſeinen perſönlichen Muth, ſeine Thätigkeit und Brauchbarkeit, in den Feldzügen gegen die Niederländer. „Es iſt als ob der Burſche aus der Erde ſchlüpfte, wenn's

etwas zu thun giebt“, ſagte Ludwig XIV, und eine Folge dieſes günſtigen Urtheils war, daß Villars ſchnell von einer Stufe der militairiſchen Ehrenſtellen zur andern ſtieg.

Während des Friedens wurde er zu verſchiedenen ehrenvollen Miſſionen gebraucht, auf welchen er ſich die Aufmerkſamkeit und den Beifall des Königs noch mehr erwarb. Indeſſen ließ ihn ſein Streben nach Kriegsruhm auch nicht einmal in den kurzen Zwiſchenräumen des Friedens ruhen, welchen Frankreich unter der eroberungsſüchtigen Regierung Ludwigs genoß. Der Türkenkrieg lockte ihn nach Ungarn, wo er ſich an den Fürſten von Baiern anſchloß, und auch hier ſich Auszeichnung und Ehre erwarb. Durch ſeine Aufnahme in Wien und eine perſönliche Auszeichnung des Kaiſers ſehr geſchmeichelt, kehrte er in ſein Vaterland und an den Hof von Verſailles zurück. Sein ſtets reger Ehrgeitz trieb ihn jetzt, ſich unter den Höflingen ſo auszuzeichnen, wie unter den Kriegern; und ſein geſchmeidiger Geiſt ließ ihn ſich in jedes Verhältniß mit Leichtigkeit fügen. Niemand konnte damals bei Hofe einiges Glück machen; es ſey denn, daß er der Frau von Maintenon gefiel, und niemand konnte ihr gefallen, als wer ſich einen Anſtrich von Frömmeley und Sittſamkeit zu geben wußte. Villars hatte das Glück und die Geſchicklichkeit, ſich ihrer Gunſt vollkommen zu erwerben. Er wußte ſelbſt ſeinen Witz und ſeine Lebhaftigkeit ihr angenehm zu machen, und durch dieſe auszuführen, was ſeine ſcheinbare Frömmigkeit begründete. Die Auszeichnungen, die er erhielt, nährten ſeine Eitelkeit, und

dieſe wirkte auf ſeine Phantaſie. Er hielt ſich ſelbſt für den witzigſten Kopf, wie für den größten Helden.

Der Krieg, welcher im Jahr 1688 ausbrach, entzog ihn dem Hofleben wieder. Zuerſt wurde er an den Hof des Churfürſten von Baiern geſandt, mit dem Auftrage, ihn von Oeſtreich abzuziehen und wenn nicht mit Frankreich zu verbinden, doch wenigſtens zu einer Neutralität zu bewegen. Da dieß fehl ſchlug, gieng er zur Armee, und fand bald Gelegenheit, ſich die Achtung ſeiner Oberfeldherrn und des Feindes zu erwerben. Zuerſt wurde ihm die Vertheidigung der Linien bei Tournay anvertraut, und bald nachher nahm er einen ſehr ehrenvollen Antheil an der Schlacht bei Leuze. In den folgenden Feldzügen reitzte ihn ſein unruhiges Streben, ſich auszuzeichnen und ſich empor zu ſchwingen, immer mehr; und der glückliche Erfolg, welcher verſchiedene ſeiner gewagten Unternehmungen begleitete, machte ihn immer kühner, aber auch immer anmaßender. Im Anfange des Feldzuges 1692 gelang es ihm, in einen Zuſammentreffen mit einem kleinen abgeſandten Korps, unter dem Grafen von der Lippe, dieſen zu ſchlagen und den Adminiſtrator von Wirtenberg zum Gefangenen zu machen. Bald nachher wurde er General-Lieutenant.

Nach dem Ryſwicker Frieden kam **Villars** als außerordentlicher Geſandter an den Wienerhof, und er blieb hier bis zum Jahr 1701, da der Ausbruch des ſpaniſchen Succeſſionskriegs alle gütlichen Verhandlungen vereitelte, und unſern Helden Gelegenheit gab, ſeine militairiſchen Talente in ein ſehr glänzendes Licht zu ſetzen, und ſeinem Vaterlande wahrhaft nützlich zu wer-

den. Denn, ungeachtet man von ihm behauptet, er habe die Taktik nicht ſehr verſtanden, ſondern mehr geprahlt, als wirkliche Einſicht eines Feldherrn gehabt, ſo hat er doch die Schlacht bei Fridlingen gegen den Prinzen von Baden (den 13ten Oct. 1702) und bei Höchſtädt gegen den Grafen von Styrum (den 20ſten Sept. 1703) gewonnen. Da er ſich bei der letztern Gelegenheit mit dem Churfürſten von Baiern entzweite, ſo wurde er von der Rheinarmee zurück berufen, und erhielt den Auftrag, dem hartnäckigen Krieg ein Ende zu machen, den die Camiſſards im Innern des Reichs veranlaßt hatten. Sehr viel Ehre macht es ihm, daß er die Empörer mehr durch Güte als durch Schärfe zum Gehorſam zurück zu bringen ſuchte. Es gelang ihm auch, auf dieſe Weiſe den Hauptanführer, Cavalier, zu gewinnen, und dadurch die Flamme des Bürgerkriegs auf eine zeitlang zu dämpfen. Indeſſen vernichtete der Fanatiſmus bald die Folgen ſeiner Bemühungen. Das Feuer brach ſtärker wieder hervor. Villars ſah ſich gezwungen, gewaltſame Mittel anzuwenden, und trug dennoch nicht den Ruhm davon, dieſer verderblichen und greuelvollen Fehde ein Ende gemacht zu haben.

Gleichwohl hatte er die Genugthuung, als Beweiſe der Zufriedenheit des Königs, den Titel Duc (Herzog) mit der erblichen Uebertragung auf ſeine Güter zu erhalten, und zum Ritter der königl. Orden ernannt zu werden. Es war jetzt nur noch eine Stufe übrig, die ein Privatmann damals erreichen konnte, nemlich die Würde eines Pairs des Reichs. Dieſe wurde ihm fünf Jahre nachher, gleichſam als Verband für ſeine in der

Schlacht bei Malplaquet erhaltene Wunde, und zum Erſatz für den Verluſt der Siegerehre zu Theil. Dieſer neuen Erhebung folgte unmittelbar die Verleihung des Gouvernements zu Metz, Tull und Verdun.

Das Jahr 1712 krönte alle ſeine kriegeriſchen Thaten durch die berühmte Schlacht bei Denain, die ihm den Ruhm eines Retters des Vaterlands erwarb. Bereits ſtund Eugen an der Grenze der Picardie und Champagne, und nur von der Eroberung der kleinen Feſtung Landreci hieng es ab, ob die Benennung der Landſtraße nach Paris, welche die Deutſchen ihren Linien gaben, wahr werden ſollte, oder nicht? als ein gewagter und nöthiger Angriff, den Villars auf die abgeſonderten Schaaren der Holländer unternahm, der ganzen Sache eine andere Geſtalt gab. Der Marſchall macht die Maske, als ob er den Prinzen angreifen wollte, und bewegt ihn, ſeinen rechten Flügel von der Schelde weg nach ſeinem linken hin zu ziehen. Dieß war's, was Villars wünſchte. Er eilt über die Schelde, überfällt die Holländer, die ſich faſt alle ergeben müſſen, und Eugen, der die Abſichten des Feindes zu ſpät bemerkt, iſt Zeuge der Niederlage, welche er an niemand, als ſeinen Manſchetten rächen kann, die er im Zorne zerriß. Ermuntert durch den glücklichen Erfolg erobert Villars Marchiennes in wenigen Tagen, nebſt andern haltbaren Plätzen, nöthigt den Prinzen, ſich von Landreci zu entfernen, und ſpielt den Krieg in andere Gegenden. Der Friede zu Raſtat, dem Villars als Bevollmächtigter beiwohnte, endigte am 6ten May 1714 den langwierigen blutigen Kampf.

Nach dem Tode Ludwigs XIV. wurde der Marſchall zu einem Mitgliede des Regentſchaftsraths und zum Präſidenten des Kriegsraths ernannt. Als dieſer jedoch bald nachher wieder aufgehoben wurde, blieb ihm kein Antheil weiter an den öffentlichen Angelegenheiten. Allein er wußte ſich doch in einer gewiſſen Achtung bei dem Regenten und ſeiner ſchwärmenden Rotte zu erhalten; auch von Zeit zu Zeit ihre und des Publikums beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Bei den folgenden Veränderungen der Verhältniſſe am Hofe lebte er ungeſtört und genoß ſelbſt einer allgemeinen perſönlichen Achtung, die ſein mit dem zunehmenden Alter geſetzteres und ernſteres Weſen, ſeine Feſtigkeit und Gradheit, ſein hoher Rang, als erſter Marſchall von Frankreich, ſein Kriegsruhm und ſein großes Vermögen ihm erhielten.

In ſeinem hohen Alter wurde er noch einmal aus der Ruhe des Privatlebens aufgeſtört, um bei dem (im Jahr 1733) aufs neue zwiſchen Oeſtreich und den bourbonniſchen Mächten ausgebrochenen Kriege das Kommando in Italien zu führen. Allein die Zeit ſeiner Thätigkeit und ſeines Ruhms war dahin. Schon im Anfange des zweiten Feldzugs war die wenige noch übrige Lebenskraft des 82jährigen Greiſes völlig erſchöpft. Er unterlag der Laſt, welche ſelbſt jugendlichen Schultern nicht ſelten zu ſchwer wird. Er ſuchte ſeine Zurückberufung und erhielt ſie. Allein ſeine Geſundheit erlaubte ihm nicht die Rückreiſe nach Frankeich fortzuſetzen. Er blieb zu Turin

und ſtarb daſelbſt, nach einer Krankheit von eini- gen Wochen, am 17ten Juni 1734. Als er ſter- ben ſollte, ſprach er: er bedaure nichts mehr, als daß er nicht mit den Waffen in der Hand ſterbe — „und ſo behielt er, ſagt der Privatgeſchichtſchreiber Ludwigs XV, bis an ſein Ende die ihm zur Natur gewordene Prahlerey bei, die er oft übertrieb!“

Thomas Arthur, Graf von Lally.

Franzöſiſcher Gouverneur von Oſtindien.

Die blutdürſtige Regierung des Kardinals Richelieu und insonderheit die Tragödie der engliſchen Revolution, hatte ganz Europa ſeit der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts in Aufruhr gebracht, und es formirte ſich eine mächtige Meinung gegen Staatsverbrechen, welche die Regierungen nöthigten, darauf die Strafe öffentlicher Hinrichtung, wie auf gemeinen Mord und Straßenraub, zu ſetzen. Ludwig XIV. beſtrafte nun die Felonie des Ritters von Rohan mit dem Tode, und dieſer würde doch noch von ihm begnadigt worden ſeyn, wenn man ihn darum gebeten hätte. Während der Regentſchaft wurden von dem ſchlechten und unverſöhnlichen Dubois Schaffotte in Bretagne errichtet; aber unter Ludwig XV., dem während der Adminiſtration des Kardinals Fleury nur friedliche Bilder vorgehalten wurden, herrſchte das Syſtem der Milde. Um ſo auffallender war die Hinrichtung des Generals Lally, welche über ganz Europa Entſetzen verbreitete.

Thomas Arthur, Graf von Lally, war ein gebohrner Irländer, und ſtammte aus einer ſehr angeſehenen Familie ab. Aus Ergebenheit gegen das Haus Stuart, das vom engliſchen Throne ausgeſchloſſen wurde, knüpfte er ſein Schickſal an das Schickſal dieſes Hauſes. Er wählte Frankreich zu ſeinem zweiten Vaterlande, und nahm daſelbſt im Jahr 1720 unter einem irländiſchen Regimente Dienſte. Daß es ihm nicht an Muth fehlte, bewies er bei verſchiedenen Gelegenheiten, beſonders in dem Kriege gegen die Engländer 1740. Hier zeichnete er ſich vorzüglich dadurch zu ſeinem Ruhme aus, daß er die berühmte feindliche Kolonne in der Schlacht bei Fontenai über den Haufen warf. Dieſe That ſah Ludwig XV. und gab ihm ein Regiment.

Das franzöſiſche Miniſterium hatte von Lallys Treue, Muth und Unerſchrockenheit eine ſo gute Meinung, daß es ihm im Jahr 1757 zum Gouverneur der franzöſiſchen Beſitzungen in Oſtindien ernannte. Aber dieß war der Weg zu ſeinem Verderben. England war damals mit Frankreich im Krieg verwickelt, und die Franzoſen ſuchten den Engländern hauptſächlich in Oſtindien wehe zu thun. Nach ſeiner Ankunft daſelbſt war daher die Erdberung von Kudulur, St. David, und andern engliſchen Plätzen auf der koromandelſchen Küſte Lallys erſtes Geſchäfte. Er verheerte alles, und ſetzte die Länder in ſtarke Kontribution. Allein bald änderte ſich die Scene, und die Franzoſen erlitten, trotz ihrer Uebermacht an Truppen, einen Verluſt nach dem andern.

Lally war bei dieſen Unfällen nicht ohne Schuld.

Seine Hauptfehler waren mürriſcher Eigenſinn, Mißtrauen und Strenge, womit er alles in Indien gegen ſich aufbrachte. Nach der Eroberung von St. David war es ſein erſtes geweſen, Arkot einzunehmen. Das ließen die Engländer in Madras immerhin bei ihrem Truppenmangel geſchehen, ſetzten ſich aber dagegen in Thinglapet feſt, deſſen Wichtigkeit zu ſeiner vorhabenden Belagerung von Madras Lally zu ſpät einſah. Lally fand kein Geld in der öffentlichen Kaſſe, und ward auch von den Mitgliedern der franzöſiſchen Regierung, weil er ſie ohne Ausnahme des Betrugs beſchuldigte, nicht unterſtützt. So blieb die große Uebermacht an Truppen, die er vor den Engländern hatte, unthätig. Ja dieſe konnten, nach erhaltener Verſtärkung aus England und zwei vor Arkot gewonnenen Seeſchlachten ſich nun im Felde wieder ſehen laſſen. Seine koſtbare Belagerung des Forts George bei Madras mußte er mit Verluſt aufheben. Alles lief unglücklich für die Franzoſen ab, ſo tapfer und eifrig für ſeinen Dienſt Lally auch war. Der Haß und Spott ſeiner Untergebenen verfolgte ihn immer mehr, und er mochte thun, was er wollte, ſo ward es getadelt oder verwünſcht. Seine Kavallerie mutinirte, und Einige giengen zu den Engländern über. Geld hatte er nicht, und ſelbſt die Mittel, etwas zu bekommen, wurden vom Conſeil zu Pondichery nicht gebilliget. Er wurde zuletzt in Pondichery eingeſchloſſen, und mußte (am 16ten Januar 1761) Stadt und Garniſon den Feinden preis geben. So ſah Lally von den Engländern das ausgeführt, was er ſich nach der Eroberung des Forts David zu thun vorgenommen hatte. Nem-

lich ſtatt die Engländer aus Oſtindien zu vertreiben, mußte er ihnen alles überlaſſen, ſo daß nicht ein Häuschen hier übrig blieb, welches unter franzöſiſcher Auctorität in Indien hätte handeln können.

Lallys Schickſal verdient bei allen ſeinen Fehlern dennoch Mitleiden. Es fehlte ihm nicht an Treue, Talenten für einen Europäiſchen Krieg und großer Thätigkeit; aber es fehlte ihm ganz an der Liebe ſeiner Untergebenen. In Frankreich verlangte er eine Unterſuchung ſeines Verhaltens vor einem Kriegsgerichte; aber er erhielt es nicht, und ward in die Baſtille geſperrt. Die militairiſchen Zeugniſſe der Crillons, der Montmorency, welche Kriegsgefährten des Generals in Indien geweſen waren, wurden nicht geachtet; man hörte dafür die Auſſagen eines Stallknechts und eines Kochs von Lally, die mit einem Herrn unzufrieden waren, der gegen ſie einen harten Charakter gezeigt hatte. Erſt nach einem 18monatlichen Gefängniſſe konfrontirte man ihn mit ſeinen Anklägern. Aber durch die Heftigkeit, die er gegen ſeine Richter brauchte, und die er mit Stolz und Verachtung behandelte, machte er ſeine Lage ſchlimmer. Es vergiengen abermals 18 Monate, da denn das Parlament in Paris ihn verurtheilte, den Kopf zu verlieren, weil er das Intereſſe des Königs, des Staats und der oſtindiſchen Kompagnie verrathen, und ſeine Auctorität durch Erpreſſungen und Mißhandlungen der Einwohner von Pondichery gemißbraucht hätte.

Aus Verzweiflung über ein ſolches Urtheil ſtieß ſich Lally einen Zirkel, den er eben zur Verfertigung indiſcher Karten brauchte, in die Bruſt. Er gieng aber

nicht durch das Herz. Nun brach er in die ſchrecklichſten Verwünſchungen gegen ſeine Richter und Ankläger aus. Er ward aber noch an eben dem Tage (den 19ten Mai 1766) als ein gemeiner Miſſethäter nach der Richtſtätte geſchleppt. Als er hier angekommen war, verrichtete er ſein Gebet. Aber ehe er es noch geendigt hatte, hieb der Scharfrichter ein, verfehlte ihn aber, ſo daß ihrer drey ihn ergreifen, und ihm den Kopf herunter ſäbeln mußten. Lally hatte dieſes Schickſal nicht verdient, und Voltaire nennt mit Recht ſeine Hinrichtung einen Juſtizmord.

Jean Charles Pichegru.

Franzöſiſcher Obergeneral.

Arbois in der Franche Comte iſt der Geburtsort dieſes Generals, der eine Zeit lang Europa mit dem Ruhme ſeiner Thaten erfüllte. Er betrat ſeine irdiſche Laufbahn im Jahr 1761. Seine Eltern waren arm, aber die Franziskanermönche des Orts nahmen ſich ſeiner an, und gaben ihm eine gute Erziehung. Nachdem er ſchon großen Fortgang in den abſtrakten Wiſſenſchaften gemacht hatte, ſchickten ihn dieſe Geiſtlichen nach Brienne, wo ſie ein Kollegium hatten, um hier Philoſophie und Mathematik zu ſtudieren. Vermuthlich rührt daher das Gerücht, er ſey ein Mönch geweſen.

Noch ziemlich jung trat er zum Militair. Hier wurde er bei der Artillerie angeſtellt, und gelangte bald zum Grade eines Unteroffiziers. Er ſchwang ſich nun, nach dem Ausbruche der Revolution, durch ſein eigenes Verdienſt von einer Stufe zur andern, und wurde gegen das Ende des Octobers 1793 zum Obergeneral der Rheinarmee ernannt. Hier grif er in Verbindung mit Hoche, der die Moſelarmee kommandierte, die Oeſtreicher täglich an, ſchwächte und ermüdete dadurch dieſelben immer mehr, überſtieg endlich am 22ſten De-

cember die Weiſſenburger Linien, und zog am 28ſten in Landau ein: die Oeſtreicher giengen am letzten Tage des Jahrs bei Philippsburg über den Rhein zurück, und die Preuſſen zogen ſich am Gebirge gegen Mainz hinunter.

Pichegru wurde nun General der Nordarmee, die, 150,000 Mann ſtark, an der belgiſchen Grenze ſtund. Mehrmals von den Oeſtreichern zurück geworfen, wagte er immer neue kühne Angriffe, und die berühmte Schlacht bei Fleurus (den 26ſten Juni 1794) entſchied das Schickſal Belgiens; die Kaiſerlichen zogen ſich nach Maſtricht zurück. Die Holländer unter dem Erbprinzen von Oranien, die Engländer und Hannoveraner unter dem Herzog von York, hatten ſich in das Gebiet der vereinigten Niederlande gegen Herzogenbuſch und Breda zurückgezogen, um dieſe Vormauern Hollands zu decken. Pichegru rückte ihnen immer nach, ſchlug am 14ten Sept. den Herzog von York bei Boxtel, und zwang ihn, ſich hinter die Maas zurück zu ziehen. Sogleich gieng er auf Herzogenbuſch los, beſetzte Nymegen, und verſuchte noch im December über die Maas und Waal zu ſetzen, welches aber aus Mangel der nöthigen Fahrzeuge unterbleiben mußte. Kaum war indeſſen das Eis auf dieſen Flüſſen ſtark genug, um mit Sicherheit Truppen darüber hinführen zu können, als in der Nacht vom 26ſten auf den 27ſten Dec., in fürchterlicher Kälte, die Nordarmee auf der ganzen Linien von Nymegen bis Breda ſich in Bewegung ſetzte. Der kühne Uebergang gelang, die Feinde wurden überall zurück geworfen, und ſchon am 19ten Januar rückte Pichegru in Amſterdam ein. In einer Proklamation

tion an die Batavær wurde nicht nur Ehrfurcht für das individuelle Eigenthum verſprochen, ſondern auch noch erklärt, daß die Franken als Freunde und Bundsgenoſſen des bataviſchen Volks eingerückt ſeyen. Und zum Schluſſe hieß es: „das bataviſche Volk allein wird, indem es ſeiner Souveränität ſich bedient, ſeine Regierungsform ändern oder modificiren können." Dieſe letzte Phraſe war das Signal zu einer allgemeinen Revolution im ganzen Umfange der vereinigten Niederlande. Sie verſchafte den Franken unbedingtes Vertrauen, und Eroberungen, wozu ſonſt kaum eine Reihe von Jahren geführt haben würde. In etwas mehr als einem Monate waren ſie Meiſter aller Feſtungen der ſieben vereinten Provinzen. Nichts von dem ganzen unermeßlichen Vorrath an Lebensmitteln in dieſem Lande war ihnen entgangen; kein Schiff war bei ihrer Ankunft geflohen; den Engländern war von nun an ihr Hauptberührungspunkt mit dem feſten Lande abgeſchnitten; dagegen hatten die Franken ſich den Zuwachs einer beträchtlichen Marine erworben.

Pichegru war am 3ten März 1795 zum Obergeneral der Rhein- und Moſelarmee ernannt worden. Er kam nach Paris, um den Plan des bevorſtehenden Feldzuges zu verabreden, gerade in dem Augenblick, da die Partheien im größten Kampfe waren. Es entſtand ein Aufruhr, die Nationalgarden verſammelten ſich, und Pichegru ward zum Oberbefehlshaber derſelben ernannt. Sein Muth und ſeine Thätigkeit ſtellte, von dem Eifer der Nationalgarde unterſtützt, die Ruhe bald wieder her, und nach zwei Tagen ſchien Paris gar nicht mehr dieſelbe Stadt zu ſeyn.

Jetzt reiſte Pichegru zur Armee ab, aber erſt im September gieng er über den Rhein; der Mittelpunkt und rechte Flügel ſeiner Armee beſetzte Mannheim und hatte dadurch ein furchtbares Thor in das innere Deutſchland gewonnen. Der linke Flügel, der ſchon ſeit langer Zeit Mainz blokirt hielt, ſtand daſelbſt in einem verſchanzten Lager, woran ſchon ſeit Ende Octobers 1794 gearbeitet worden war. Am 24ſten Sept. erfolgte ein allgemeiner Angriff der Franken auf beiden Ufern des Neckers. Aber er mißlang, und in der Nacht vom 28. auf den 29. October überſtieg Clairfait die für unüberwindlich gehaltenen Linien von Mainz. Pichegru ſammelte die zerſtreuten Truppen, und zog mit ſeiner Armee zwiſchen dem Donnersberg und Worms an die Pfrim vor. Aber auch aus dieſer Stellung wurde er von den Oeſtreichern verdrängt, und Mannheim mußte ſich ergeben. Es erfolgten von beiden Seiten wiederholte heftige Angriffe, und man ſah einem der blutigſten Winterfeldzüge entgegen, als in den letzten Tagen des Jahrs 1795 ein Waffenſtillſtand geſchloſſen wurde. Nach der darinn beſtimmten Demarkationslinie ſollten die öſtreichiſchen Armeen ihre Poſition vom linken Rheinufer, längs dem Speierbache, über Neuſtadt bis Kaiſerslautern, und von da über Kürn, Stromberg bis Dreyenlechhauſen unterhalb Bingen haben.

Hier endigt ſich Pichegru's militairiſche Laufbahn. Das Vollziehungsdirektorium rief ihn von der Armee ab und bot ihm die Großbothſchaftersſtelle in Stockholm an; aber da ſich die Verhältniſſe zwiſchen Frankreich und Schweden wölkten, ſo fand er es nicht für gut, ſie

anzunehmen, ſondern zog ſich in den Schoos ſeiner Familie, auf ein Gütchen bei Beſançon zurück, das nicht einmal ſein eigen war. Aber im Jahr 1797 wurde er dieſer Dunkelheit wieder entzogen, und von den Wahlbürgern des Jura=Departements zum Mitgliede des Raths der 500 ernannt. Er reiste daher wieder nach Paris, und als er das erſtemal im Verſammlungsſaale dieſes Raths erſchien, erhoben ſich alle Mitglieder aus Achtung für ſeine Perſon, und er ward einſtimmig zum Präſidenten ernannt.

Während er im Rathe der Jüngern ſaß, widerſetzte er ſich immer ſtandhaft den widerrechtlichen Eingriffen des Direktoriums in die Konſtitution, und war ſtets von der gemäßigten Parthei, die ernſtlich Friede und Eintracht in ihr Vaterland zurück kehren ſehen wollte. Die drei Mitglieder des Direktoriums, Reubell, Barras und Reveillere=Lepaux, die dadurch ihre Projekte gehemmt fanden, ſuchten nun eine Gelegenheit, ihn und mehrere ſeiner Kollegen, die nicht von ihrer Parthei waren, zu ſtürzen. Er wurde endlich von denſelben eines heimlichen Einverſtändniſſes mit den Emigranten, um das Königthum in Frankreich wieder einzuführen, beſchuldigt, und ohne alle Beweiſe mit mehrern andern Gliedern beider Räthe und andere Perſonen in der Nacht vom 3ten auf den 4ten September 1797 arretirt, und übers Meer nach Cayenne abgeführt.

Nach Erduldung zahlloſer Beſchwerden entkam er dem ſchrecklichen Orte ſeiner Verweiſung, und irrte nun unter fremden Namen in verſchiedenen Gegenden und

Ländern umher. Da er ſich nirgends ſicher wähnte, wandte er ſich endlich nach England, und trat hier einem Bunde zur Ermordung des jetzigen Kaiſers Napoleon bei. Im Anfange des Jahrs 1804 kam er heimlich nach Paris, aber das Komplott wurde entdeckt, und am 28ſten Febr. fiel er der Gerechtigkeit in die Hände. In dem mit ihm angeſtellten Verhören war er zu keinem Geſtändniſſe zu bringen, obgleich viele Zeugen gegen ihn auftraten, und den fernern Unterſuchungen entgieng er am 6ten April durch einem freiwilligen Tod. Pichegru hatte auf wiederholtes Bitten, und nachdem er ſein Ehrenwort gegeben hatte, die Hand nicht an ſich ſelbſt zu legen, die Entfernung ſeiner Wächter zur Nachtzeit bewilligt erhalten. Jeden Morgen kam ein Aufwärter in ſein Zimmer, um ihm mit Reisholz Feuer anzumachen. Einer der vorhergegangenen Morgen hatte Pichegru ein Reiſig aus der Welle auf die Seite geſchaft. Am fünften legte er ſich, nachdem er eine ſtarke Mahlzeit zu ſich genommen hatte, um Mitternacht ſchlafen; kaum aber war der Aufwärter weggegangen, als er ein unter ſeinem Kopfküſſen verborgen gehaltenes ſeidenes ſchwarzes Halstuch hervor langte, ſich daſſelbe um den Hals band, an die beiden Enden deſſelben das bei Seite geſchafte Reiſig befeſtigte, und dieſes ſo lange an den drüſigen Theilen des Halſes herum drehte, bis der Athem ſtockte; nun befeſtigte er das Reiſig hinter ſeinem Ohr, und legte ſich auf daſſelbe, um zu verhindern, daß dieſe Art von Knebel nicht los gieng. Pichegru war etwas fett, ſehr vollblütig, und hatte ſtark

zu Nacht gegeſſen; ſo war es unvermeidlich, daß er zuletzt in dieſer Lage den Tod fand, den er ſuchte.

Pichegru's Aeußeres war ernſt für den erſten Blick, aber es ſänftigte ſich bei der nähern Unterhaltung und flößte das größte Zutrauen ein. Seine Höflichkeit war nicht die der Etikette; er war gefällig ohne Kunſt.

Richard, Graf Howe.

Großbrittanniſcher Admiral.

Dieſer brittiſche Seeheld wurde im Jahr 1725 gebohren, als der zweite Sohn des Vicomte Howe und Baron von Clonawly, der Gouverneur von Barbados war. Schon in ſeinem 14ten Jahre trat er in den Seedienſt, und begleitete bald darauf den Admiral Anſon bei einem Zuge nach der Südſee: er zeichnete ſich hier und bei andern Gelegenheiten ſo vortheilhaft aus, daß er ſchon in ſeinem 20ſten Jahre Kapitain ward. Als ſolcher nahm er 1757 das franzöſiſche Linienſchiff Alcide weg, eroberte zwei Jahre ſpäter die Inſel Chauſey an der Normandie, und erwarb ſich bald darauf, unter dem großen Hawke, bei verſchiedenen Landungen auf den franzöſiſchen Küſten, ſo großen Ruhm, daß er die Stelle eines Oberſten bei den Marinetruppen erhielt.

Während des Friedens verwaltete er mehrere Jahre das Amt eines Schatzmeiſters der Marine, und 1770 wurde er zum Kontreadmiral von der blauen Flagge und zum Befehlshaber der Flotte im mittelländiſchen Meere ernannt. Seit dem Tode ſeines Bruders, der 1758 erfolgte, führte er den Titel eines Lords, ſaß

aber, als Abgeſandter des Fleckens Dartmouth im Unterhauſe, bis ihn der König 1782, unter dem Titel Vicomte Howe von Langar in Nottingham, zum Peer erhob. Er hat ſich in den beiden Parlamentshäuſern nicht beſonders ausgezeichnet und immer für die Miniſter geſtimmt. Zum Peer erhob ihn der König wohl beſonders wegen der guten Dienſte, die er in dem Kriege mit den Kolonien geleiſtet hatte, wo er nicht nur zur See brav that, ſondern auch (1776) als Bevollmächtigter nach Amerika geſandt wurde, um mit ſeinem jüngern Bruder Wilhelm, der die Landtruppen kommandirte, die Abtrünnigen zur Annehmung des angebotenen Generalpardons zu bewegen. Sein Meiſterſtück in dieſem Kriege, und der wichtigſte Dienſt, den er dem Vaterlande je geleiſtet, war der ſo oft und mit ſo viel Recht bewunderte Entſatz von Gibraltar.

Als dieſe Feſtung von den ſchwimmenden Batterien bedroht, und von 48 Linienſchiffen und einer großer Menge kleinerer Kriegsfahrzeuge aller Art blokirt wurde, verließ Howe (den 11. September 1782) den Hafen von Portsmouth mit einer Flotte von 300 Segeln, wovon 70 Transportſchiffe nach Gibraltar, 11 große Kauffahrteifahrer nach Oſtindien, viele Schiffe nach Oporto, und die übrigen nach Weſtindien beſtimmt waren. An Kriegsfahrzeugen gehörten zu dieſer großen Flotte 34 Linienſchiffe und 8 Fregatten, mit welcher es dem kühnen, verſchlagenen Howe, begünſtigt vom Winde, gelang, der großen Ueberlegenheit des Feindes ungeachtet, Gibraltar mit neuen Truppen, mit Ammunition und mit Lebensmitteln aller Art

reichlich zu verſehen. Die kombinirte Flotte erhielt am 8ten October 1782 bei Algeſiras Nachricht von der Annäherung des Lords Howe, und war entſchloſſen, ihn vor der Bay anzugreifen und zu ſchlagen; in der Nacht auf den 11ten aber litt ſie durch einen heftigen Sturm großen Schaden, und kam ganz in Unordnung, worauf Howe Nachmittags um 2 Uhr in die Meerenge hineinſegelte, und noch an demſelben Tage zwei Fregatten und 4 Transportſchiffe in Gibraltar einlaufen ließ. Tages darauf ſtellte ſich der engliſche Admiral wieder, dem Feinde gegenüber, in Schlachtordnung, und ſandte, zum Erſtaunen deſſelben, nicht nur gegen Abend abermals eine ſchnell ſegelnde Fregatte und 5 Transportſchiffe in Gibraltar hinein, ſondern gieng auch gleich darauf mit der ganzen Flotte aus der Meerenge heraus in die mittelländiſche See, welches man, des ſtarken Nordweſtwindes wegen, für unmöglich gehalten hatte. Die Alliirten waren erſt am andern Morgen ſegelfertig und im Stande ihn zu verfolgen, erreichten ihn jedoch ſchon um 4 Uhr Nachmittags auf der Höhe von Mallaga.

Howe, der bei aller ſeiner Kühnheit den Kriegsgeſetzen zufolge, mit dem überlegenen Feinde kein Treffen eingehen durfte, ſuchte den Wind immer ſo nutzen, daß er nicht angegriffen werden konnte, und ſegelte nach der afrikaniſchen Küſte hin. Die kombinirte Flotte folgte ihm in einer Entfernung von 4 bis 5 Meilen; erſt nach einem dreitägigen Zuge gelang es den Britten, in den Strömen an der afrikaniſchen Küſte, etwas weiter voraus zu kommen, da denn Howe, mit einem bewundernswürdigen Manöver, in der Nacht vom 18.

Oktober, um den Feind herum, und wieder durch die Meerenge ſegelte, nachdem er die meiſten Transportſchiffe in Gibraltar, und einige in andere Häfen eingebracht hatte. Die Feinde folgten ihm eilig nach, ließen einige ſchwerfällige ſpaniſche Schiffe, um nicht aufgehalten zu werden, zurück, und erreichten die Britten etwa 16 Meilen weit von Kadiz, und Howe, der den Kampf auf eine ehrenvolle Art endigen wollte, legte um und ſchickte ſich zu einem Treffen an, dem die Nacht, nach einer Kanonade von 3 Stunden, ein Ende machte. Glücklich erreichte Howe ſein Vaterland wieder, nachdem er faſt ohne Verluſt eine der wichtigſten und kühnſten Unternehmungen ausgeführt hatte.

Als es bald nachher zum Frieden kam, wurde der Seeheld, der indeſſen Admiral von der blauen Flagge geworden war, erſter Lord der Admiralität; er bekleidete dieſes Amt bis zum Jahre 1788, da ihn der König in den Grafenſtand erhob, ſo wie er ihn 1792 zum Viceadmiral von Großbritannien beſtellte, und ſchon 5 Jahre früher zum Admiral von der weißen Flagge ernannt hatte.

Noch in ſeinem hohen Alter ſammelte Howe in dem franzöſiſchen Revolutionskriege neue Lorbeern. Er ſchlug am 1ten Juni 1794 auf der Höhe von Queſſant den ihm überlegenen Admiral Villaret-Joyeuſe, nachdem er in den vorhergehenden Tagen in kleineren, doch heftigen Gefechten, ſeine Geſchicklichkeit bewieſen, die Franzoſen jedesmal beſiegt, und 5 von ihren Linienſchiffen außer Stand geſetzt hatte, an dem Haupttreffen Theil zu nehmen. Die Franzoſen fiengen deſſen ungeachtet die Schlacht mit einer überlegenen Macht

an: ſie kämpften nemlich mit 26 Linienſchiffen gegen 25 engliſche von ähnlichem Range, und hatten 398 Kanonen und über 8000 Mann an Truppen mehr als die Engländer an Bord; Howe aber grif ſie mit ſolcher Heftigkeit an, und brachte ihre Flotte durch das bekannte Manöver des großen Rodney in eine ſo große Verwirrung, daß ſie ſich, des Löwenmuths ungeachtet, mit dem ſie fochten, zurückziehen, 6 Linienſchiffe mit 456 Kanonen den Britten, 2 dem Meere überlaſſen mußten, und gegen 10,000 Mann verloren haben mochten, von denen 4000 in brittiſche Gefangenſchaft gerathen und über 1000 ertrunken waren.

Die Engländer wollen nur 284 Todte und 804 Verwundete gehabt haben, und ihre Flotte litt beſtimmt ſehr wenig. So brav ſich auch alle unter Howe dienende Offiziere gehalten hatten, ſo verdanken die Engländer doch ſeinem Muth und ſeiner Geſchicklichkeit beſonders dieſen wichtigen Sieg: denn er nöthigte den überlegenen Feind, der das Treffen gern vermieden hätte, zur Schlacht, und erzwang den Sieg, indem er die Linie deſſelben durchbrach und mit ſeinem Schiffe ſo hart auf das franzöſiſche Admiralsſchiff la Montage losſegelte, daß es einen großen Leck bekam und ſich zurück ziehen mußte. Die Niederlage und der Rückzug dieſes Schiffs, des größten in der franzöſiſchen Marine, entſchied den Sieg. Wenn man auf das Vorgeben der Franzoſen achtet, als hätten ſie das Treffen gern verloren, um nur die Weſtindiſche Kauffahrtheiflotte, die bald nach demſelben in Breſt einlief, zu retten, ſo muß man von dem Einfluſſe, den ein verlornes, noch dazu ſo entſcheidendes Seetreffen, und

von dem Werth, den eine Flotte von 31 Linienſchiffen hat, gar keinen Begriff haben.

Die Britten vereinigten ſich auf eine ſeltene Art zum Preiſe des Siegers; ſelbſt der Herzog von Bedford und Fox erhoben ihn, als ihm und ſeinen Gefährten Dankaddreſſen in den beiden Häuſern des Parlaments bewilligt wurden. Der König beſuchte mit ſeiner ganzen Familie die Howeſche Flotte, beſchenkte ihren Anführer mit einem koſtbaren Degen, 3000 Guineen an Werth, und einer großen goldnen Kette, und ließ noch zwei Jahre ſpäter Medaillen zum Andenken an dieſen Sieg prägen, der von den Admiralen, die ihn erfechten halfen, an einem, um den Hals geſchlagenen Bande getragen, von den Kapitains in einem der obern Knopflöcher befeſtigt werden. Schon im Anfange des Jahrs 1796 wurde Howe zum Admiral von der Flotte und zum General von den Marinetruppen ernannt; ein Jahr ſpäter erhielt er den Orden des blauen Hoſenbandes, und überließ dem Lord Bridport das Kommando über ſeine Flotte, um ſich in London zur Ruhe zu ſetzen, wo er den 5ten Auguſt des Jahres 1799 ſtarb.

Howe war nicht blos ein kühner, tapferer Anführer zur See, er ſchaffte auch viele auf der Flotte herrſchende Mißbräuche ab, führte ganz neue, einfachere Signale ein, und half die engliſche Seemacht auf die hohe Stufe bringen, auf der ſie ſich, zum Schrecken der Welt, jetzt befindet. Selten haben ſich Vorſicht mit thätiger Entſchloſſenheit, Verſchlagenheit mit kühnem Muth in dem Grade bei einem Manne vereinigt, wie bei Howe; und an nicht zu erſchütternder Kaltblütigkeit übertraf ihn keiner von ſeinen Zeit-

genoſſen. Seines ernſthaften Betragens ungeachtet wußte er den Untergebenen Zutrauen einzuflößen und beſaß ihre Liebe, ſo wie er ſeiner beſcheidenen Denkungsart, ſeiner einfachen Lebensweiſe, ſeiner regelmäßigen Aufführung wegen, allgemeine Achtung verdiente.

Johann Peter von Ludewig.

Kanzler der Univerſität Halle.

Hohenhard, ein Dorf in dem Gebiete der ehemaligen Reichsſtadt Schwäbiſch-Hall, war der Geburtsort dieſes berühmten Publiciſten und Hiſtorikers. Sein Vater war daſelbſt Amtmann, und er wurde am 15ten Aug. 1668 gebohren. Bei einer ſorgfältigen häuslichen Erziehung wurde er mit den Anfangsgründen der Wiſſenſchaften bekannt gemacht, die eigentliche Vorbereitung zur Akademie erhielt er auf der Schule zu Creilsheim und auf dem Gymnaſium zu Schwäbiſch-Hall.

Ludewig irrte zuerſt in der Theologie und den ſchönen Wiſſenſchaften umher, bis er dasjenige Feld fand, zu deſſen Anbau ſeine Talente beſſer taugten. Er abſolvirte den theologiſchen Kurſus auf den Univerſitäten zu Tübingen und Wittenberg, wurde Magiſter, und fieng an Philoſophie, Beredſamkeit und Sprachen zu lehren. Als der berühmte Rechtslehrer Stryk in Wittenberg im Jahr 1692 nach Halle gieng, um die Direction der neuen Univerſität zu übernehmen, begleitete ihn Ludewig dahin, und hier eröfneten ſich ihm bald Ausſichten zu ſeinem künftigen Glücke; nach-

dem er einige Zeit Adjunct der philoſophiſchen Fakultät geweſen war, wurde er Profeſſor der Logik, Metaphyſik und Dichtkunſt. Erſt jetzt fieng er, auf Stryks Rath, an, ſich mit der Jurisprudenz bekannt zu machen, und ſeinem guten Kopfe wurde es nicht ſchwer, ſich in dieſes neue Fach hineinzuarbeiten. Beſonders wandte er ſeinen Fleiß auf das deutſche Staatsrecht und die Geſchichte, und in beiden bahnte er ſich ſeinen eigenen Weg.

Ein günſtiges Ereigniß für Ludwig, um ſich auf der neu betretenen Bahn praktiſch zu üben und zum künftigen Staatsrechtslehrer vorzubereiten, waren die Friedensunterhandlungen zu Ryswick im Jahr 1697. Er hielt ſich drei Viertel Jahre lang im Haag auf, und benutzte hier den Umgang mit den berühmteſten Staatsmännern und die Einſicht der wichtigſten Schriften, die dieſe ihm verſchaffen konnten. Der kaiſerl. Geſandte Graf von Strattmann brachte ihn zu dem damaligen Erbprinzen von Schwarzenberg, mit welchem er die bei der Friedensunterhandlung vorkommende Punkte durchgehen mußte. Er ſchrieb damals eine Abhandlung für Lothringen gegen Frankreich, und fing auch eine Geſchichte von Oranien an. Allein durch die ſchleunige Beendigung des Friedenskongreſſes war ſowohl dieſe Arbeit, als die ihm von dem ſchwediſchen Miniſter aufgetragene völlige Beſchreibung der Friedensunterhandlungen unterbrochen.

In Halle wuchs ſein Anſehen in wenigen Jahren, er wußte ſich am Berliner Hofe Gönner zu erwerben, und erlangte einen bedeutenden Einfluß in Brandenburgiſche Staatsſachen. Er war nicht nur Zeuge der bei-

den merkwürdigſten Begebenheiten dieſes Hauſes, der Erhebung zur Krone 1701 und der Eroberung von Schleſien 1741, ſondern durfte ſich auch ſchmeicheln, beide durch ſeine Schriften befördert und in ein günſtiges Licht geſetzt zu haben — jene durch die Tractate de Jure reges appellandi und de Auspicio regum; dieſe durch das, was er lange vor Karls VI. Tode in ſeinem Germania princeps geſchrieben hatte, und durch die Deduktion, die Friedrich II. bei ſeinem Eintritte in Schleſien ausgehen ließ. Seine Verdienſte um das preußiſche Haus fanden auch den verdienten Lohn. Er bekam im Jahr 1703 den Lehrſtuhl der Geſchichte, und nach 2 Jahren wurde er ordentlicher Profeſſor der Rechte und überzähliger Beiſitzer in der Juriſtenfakultät; bald darauf erhielt er den Charakter eines königl. Raths und die Aufſicht über das magdeburgiſche Archiv. Um ſich den Weg zu neuen Beförderungen zu bahnen, übernahm er freiwillig viele Fakultätsarbeiten und ſuchte durch eine fleißige Bearbeitung der Urtheile und Gutachten ſeine Geſchicklichkeit zu bewähren. Oefters kam er dabei mit ſeinem Kollegen in Verdrießlichkeiten, beſonders mit Gundling und Thomaſius, da ſeine Gemüthsart nicht eben die freundlichſte war; nur zu oft ließ er eine Herrſchſucht und einen Stolz blicken, der die Gemüther von ihm abwandte, und ihn auch in mancherlei gelehrte Fehden verwickelte.

Sonderbar durchkreuzen und widerſprechen ſich die Urtheile, die ſeine Zeitgenoſſen über Ludwigs gelehrte Verdienſte fällen, und es iſt ſichtbar, wie viel Privatrückſichten und das ſtolze Benehmen des Mannes auf dieſe Urtheile Einfluß hatten. Während die Einen ihn

als einen höchſt unzuverläßigen, partheiiſchen und in ſeinen angekündigten neuen Entdeckungen unerträglich eiteln und prahleriſchen Schriftſteller verſchrieen, erhoben die andern ſeinen Fleiß, ſeinen Scharfſinn, die vielen Bereicherungen, die die Gegenſtände, welchen er ſeine Bearbeitung widmete, von ihm erhielten, und den leichten fließenden Vortrag, in welchem ſeine Schriften geſchrieben waren. — Auch hier liegt, wie faſt immer, die Wahrheit in der Mitte.

Ludwig behauptete unſtreitig, wenn auch nicht als Geſchichtſchreiber, doch gewiß als Geſchichtskundiger, zu ſeiner Zeit eine der erſten und vorzüglichſten Stellen. Er beſaß ausgebreitete Kenntniſſe in der Geſchichte und den damit verbundenen Hülfswiſſenſchaften. Mit Mühe hatte er eine Menge Diplomen und Schriften durchſtudiert, die bis zu ſeiner Zeit wenig oder gar nicht genutzt waren, und bei dieſem Studium hatte er manche neue Entdeckungen und Beobachtungen gemacht, die um ſo mehr Senſation machten, da er ſie mit vielem Geräuſch vortrug. Ueberhaupt ſchätzte er den Werth ſeiner Arbeiten lauter und höher, als er gethan haben würde, wenn er die Stimme der Beſcheidenheit nur einigermaſſen gekannt hätte. Für die Periode, in welcher er lebte, beſaß er einen ſehr guten Vortrag, und der Vorwurf der Einſeitigkeit, den man ſeinen Arbeiten machte, wäre nur dann gerecht, wenn man überhaupt treue Anhänglichkeit an ein Syſtem — Ludwig hatte das von Cocceji zur Gründung des ſeinigen angenommen — mit dieſem Namen belegen dürfte; aber freilich war dieſes Syſtem, welches die Rechte der Stände des deutſchen Reichs gegen die kaiſerl. ins Licht ſtellte, zu jenen Zeiten

auf-

auffallender als in den unſrigen. Nicht frei iſt er dagegen von der Beſchuldigung, daß er ſich einige Verfälſchungen in ſeinen Beziehungen auf Urkunden und andere Autoritäten erlaubte. Jeder Zeuge, deſſen Beiſtandes er gerade nöthig hatte, war ihm willkommen; ohne ihn weiter zu prüfen, ward er angeführt. In allen ſeinen Schriften findet man eine Menge Schriftſteller unter einander, oft recht in bunter Reihe, angeführt: man läßt ſie die Muſterung paſſiren, und oft iſt kaum einer, der beweiſen könnte. Er las zu viel, zu flüchtig, und hatte nicht Zeit und Muße, über die Verhältniſſe der Schriftſteller nachzudenken. Ueberhaupt waren ſeine Beſchäftigungen zu weitläuftig, ſeine Arbeiten zu mannichfaltig, als daß er bei den Zeugniſſen ſeine Vorgänger hätte verlaſſen, einen neuen Weg wählen, und uns mit ſeiner Auswahl in Beweiſen ſtillſchweigend die Kennzeichen des Wahren charakteriſtiſch hätte angeben ſollen. Man muß aber bei der Beurtheilung ſeiner Verdienſte um die Geſchichtskunde nie die traurige Beſchaffenheit aus den Augen verlieren, in welcher er dieſes Studium fand. Und erwägt man, daß er derjenige war, welcher demſelben eine ganz neue Lehrart gab; welcher mit ſeinen Schriften den Geſchmack zur Geſchichte unter unſern Landsleuten beförderte; der mit ſeinen Bemühungen andere auf Schriftſteller und Urkunden aufmerkſam machte; der uns ſelbſt durch ſeine Irrthümer zum Nachdenken, zur Erforſchung des Wahren gewöhnte; der uns eine richtige Zergliederung hiſtoriſcher Begriffe lehrte, und uns zuerſt den Nutzen einer jeden Begebenheit bei der Anwendung zeigte: ſo verdient er mit ſeinem beſtändigen Gegner Gundling der Stifter der Geſchichtskunde in Deutſchland genannt zu werden.

Von ſeinen Schriften, die zuſammen über 100 Alphabete umfaſſen, verdienen, wegen ihres allgemeinen Intereſſe bemerkt zu werden: Germania princeps (1702, 1711 und 1752. 8.) das die Verhältniſſe der Churfürſten gegen Kaiſer und Reich ins Licht ſetzt. — Vollſtändige Erläuterung der goldenen Bulle. (1716—1719. 4. 2 Th.) ein Kommentar über jenes Grundgeſetz, das wenige Gegenſtände des Staatsrechts unberührt läßt und ein Zeugniß von der ausgebreiteten Gelehrſamkeit und Beleſenheit des Verfaſſers giebt, aber auch viele Dinge, die nicht zur Sache gehören, enthält. — Vita Justiniani M. (1730. 4.) ein gleichfalls ſehr gelehrtes Werk, das eigentlich einen Kommentar über die Inſtitutionen eröffnen ſollte, der aber nicht zur Vollendung kam. — Mehrere Urknndenſammlungen, die für die deutſche Geſchichte von großer Wichtigkeit ſind, z. B. Scriptores rerum Bambergensium, scriptores rerum Germanicarum, Reliquiae Msc. medii aevi etc.

Ludwig war zuletzt königl. preußiſcher Geheimer-Rath, Kanzler des Herzogthums Magdeburg, und der Univerſität zu Halle oberſter und erſter Profeſſor der Rechte, und Ordinarius oder Präſes der Juriſtenfakultät, Erb- Lehn- und Gerichtsherr zu Bendorf, Pretzſch und Gotterſtädt. Kaiſer Karl VI. erhob ihn im Jahr 1719 in den Reichsadelſtand und am 6ten September 1743 ſtarb er. Er hinterließ eine der zahlreichſten und koſtbarſten Bibliotheken in Deutſchland, die ſich auf 13,476 Bände gedruckter Bücher und 802 Handſchriften belief. Das Verzeichniß davon wurde 1745 in 4 Octavbänden gedruckt.

Johann Gottlieb Heineccius.

Königl. Preußl. Hofrath und Profeſſor der Rechte in Halle.

Die großen und reellen Verdienſte, die ſich Heineccius durch ſeine Schriften, vorzüglich aber durch ſein Lehrbuch der Inſtitutionen, um die Jurisprudenz erworben hat, ſind allgemein anerkannt und entſchieden. Noch immer blüht ſein Name in der ganzen juriſtiſchen Welt, und nur der Undank kommender Zeiten könnte ſeinen wohl erworbenen Ruhm ſchmälern.

Er wurde am 11ten Sept. 1681 zu Eiſenberg im Fürſtenthume Altenburg gebohren, wo ſein Vater dritter Kollege an der Stadt- und Landſchule war. Dieſer ſchrieb ſeinen Namen beſtändig Heinecke, allein der ältere Sohn, der ſich unter den Theologen ſeiner Zeit einen Namen gemacht hat, verwandelte ihn in Heineccius, und unſer Johann Gottlieb ahmte ihm darinn nach. Der letztere trieb die Schulwiſſenſchaften zu Eiſenberg und auf dem Auguſteum in Weiſſenfels. So oft er ſich in der Folge an ſeine zu Eiſenberg verlebten Schuljahre erinnerte, dachte er auch an einen Lehrer, der, ob er gleich nicht ohne Kenntniſſe, beſonders im Griechiſchen, war, ſich ſo lächerlich be-

trug, daß man ihm unter den Orbilen alter und neuer Zeiten einen der erſten Plätze anweiſen kann. Er konnte den ungemeinen Fleiß und die ungewöhnliche Wißbegierde des jungen Heineccius durchaus nicht vertragen und benahm ſich wie ein Raſender, wenn derſelbe eine beſſere Ausarbeitung als ſeine Mitſchüler lieferte, oder von einem ſeiner übrigen Lehrer mit einem Lobſpruche beehrt wurde. Mehrmals trat er deſſen zur Korrectur überreichten Aufſätze mit Füſſen, ſpottete ihn aus und ſpie ihn an — nicht, weil er deſſen Aufſätze ſchlecht fand, ſondern weil ſie ſeine Erwartung übertrafen. Zuletzt gieng er gar ſo weit, daß er den Aufſeher der Schule, den Superintendent Franken, inſtändigſt bat, den ſich ſo ſehr auszeichnenden jungen Mann aus ſeiner Klaſſe wegzunehmen und in eine höhere zu ſetzen. „Ich bin äußerſt zu beklagen, ſagte er, denn er fragt mich um Dinge, die ich ſelbſt nicht weiß, und ſo werde ich den Schülern oft zum Gelächter. Der heilige Geiſt iſt ganz gewiß in dem Knaben.“

Heineccius beſchloß, ſich dem Studium der Theologie zu widmen, und die nähere Vorbereitung dazu erhielt er von ſeinem ältern Bruder, der damals Prediger in Goslar war. Dann gieng er im Jahr 1700 nach Leipzig, verfolgte mit Eifer die theologiſche Laufbahn, und wurde nach drei Jahren Magiſter. Um dieſe Zeit erfuhr er, daß zu Frankfurt am Mayn eine Konrektorſtelle vakant ſey. Er hielte mit Adam Rechenbergs Empfehlungen verſehen, um dieſelbe an, und mußte ſehen, daß ihm ein anderer vorgezogen wurde.

In ſeinen Hofnungen getäuſcht, wandte er ſich wie-

der zu ſeinem Bruder nach Goslar, benutzte deſſen Bibliothek und übte ſich im Predigen, wie er ſchon in Leipzig mit Beifall gethan hatte. Nach einiger Zeit übernahm er die Stelle eines Hofmeiſters bei einem jungen Rechtsgelehrten, und begleitete ihn nach Halle. In Geſellſchaft ſeines Eleven beſuchte er die juriſtiſchen Hörſäle, fand an den neuen Studien Geſchmack, und beſchloß nun ernſtlich, die theologiſche Laufbahn zu verlaſſen, und ſich ausſchließend dem Studium der Rechte zu widmen. Bei den gründlichen Sprach- und Sachkenntniſſen, die er beſaß, und dem angeſtrengten Eifer, mit dem er die neue Bahn verfolgte, machte er bald große Fortſchritte, wurde bereits im Jahr 1708 Adjunkt der philoſophiſchen Fakultät, und 1713 ordentlicher Profeſſor der Philoſophie.

Beifall und Ehre war gleich anfangs der Lohn des talentvollen Docenten. Als er über Buddeus Anfangsgründe der Philoſophie zu leſen anfieng, bereitete er ſich ſo angelegentlich auf die zu haltenden Lectionen vor, daß er alles, was er vortragen wollte, dem Gedächtniß einverleibte, und dieß war ihm zu der deutlichen und gründlichen Lehrart, wodurch er ſich in der Folge auszeichnete, ungemein beförderlich. Durch das Anſehen des berühmten Chriſtian Thomaſius verführt, befliſſen ſich viele junge Studierende ſeiner Zeit einer rauhen und ungebildeten Schreibart, indem ſie wähnten, es vertrüge ſich nicht mit dem Ernſte eines Philoſophen und Rechtsgelehrten, um einen zierlichen Styl beſorgt zu ſeyn. Heineccius aber ließ ſich durch den Zeitgeiſt keineswegs hinreißen, ſondern gab ſich alle Mühe, nicht nur ſeinen Styl zu bilden, ſondern ſich

auch mit Chriſtian Cellarius und Nic. Hier. Gundling der überhand nehmenden Barbarey zu widerſetzen.

Eine ordentliche juriſtiſche Lehrſtelle, mit dem Charakter eines königl. preußl. Hofraths, bekam Heineccius im Jahr 1721. Da ſich aber ſein Ruf als Lehrer und Schriftſteller immer weiter verbreitete, ſo beriefen ihn nach wenig Jahren die Staaten von Weſtfriesland zum ordentlichen Profeſſor der Rechte nach Franeker. Er gieng hin, erndtete auch hier einen allgemeinen Beifall, allein ſeine Geſundheit litt von der rauhen Seeluft, und ſeine Gattin wurde das Opfer derſelben. Da ihn nun der König wieder in ſeine Staaten zu ziehen wünſchte, ſo folgte er nach drei Jahren dem Rufe deſſelben als Profeſſor der Pandekten und Philoſophie (der Logik und Moral) nach Frankfurt an der Oder. Er brachte die Akademie in Aufnahme, und gefiel ſich in ſeiner neuen Lage ſo wohl, daß er nichts mehr wünſchte, als ſie nie wieder verlaſſen zu dürfen. Allein der Wille des Königs war nicht der ſeinige; er mußte im Jahr 1733 nach Halle zurückkehren. Verſchiedene Anträge zu Lehrämtern zu Marburg, Kopenhagen und einigen holländiſchen Univerſitäten, welche ihm in verſchiedenen Zeitperioden geſchahen, lehnte er ab, blieb in einer ununterbrochenen literariſchen Thätigkeit in Halle, und ſtarb daſelbſt am 31ſten Auguſt 1741 an einem Geſchwür am Fuße, wozu ſich noch andere Zufälle ſchlugen.

Heineccius verdankte ſeinen Ruhm einer tiefen Kenntniß aller Theile der Rechtswiſſenſchaft, vorzüglich aber der römiſchen und deutſchen Rechte, zu denen er ſich durch ein ernſthaftes Studium der Philoſophie

vorbereitet hatte, und womit er eine nicht gemeine Kenntniß der alten Sprachen und der Alterthümer und Geſchichte der Völker, von deren Rechten die Rede war, verband. Die geſchickte Verkettung, die er zwiſchen den Rechtsſätzen der ſie erläuternden antiquariſchen und hiſtoriſchen Wahrheiten herzuſtellen wußte; die reine flieſſende Latinität, in welcher er ſeine Lehren vortrug; die logiſche Ordnung und der Zuſammenhang, die in ſeinen Darſtellungen herrſchten — alles dieß zeichnete ſeine Lehrbücher um ſo mehr aus, je weniger dieſe Eigenſchaften den juriſtiſchen Schriften ſeiner Zeitgenoſſen und Vorgänger gemein und je ſeltener ſie in dieſer Verbindung anzutreffen waren. Der nicht gemeine Beifall, den hierdurch Heineccius als akademiſcher Lehrer ſich erwarb, blieb ſo unverändert, als das Anſehen, das die obenerwähnten Eigenſchaften ſeinen Schriften gaben. Einzelne Lehrbücher, vorzüglich ſeine Elementa juris civilis (ein nach Ordnung der Inſtitutionen verfaßtes Kompendium des neuern römiſchen Rechts) behaupten noch immer unter minder oder mehr (von Biener, Eſtor, Höpfner und Waldeck) veränderter Geſtalt, ihren Platz auf den juriſtiſchen Kathedern. Eben ſo iſt ſein Syntagma antiquitatum romanarum jurisprudentiam illustrantium (Halle 1719 und in der Folge mehrere male aufgelegt) noch immer ein vorzügliches Handbuch eleganter Juriſten. Außer einem ausführlichern Lehrbuche, welches das römiſche Recht, neben den vorhin erwähnten Elementen von ihm erhielt (Elementa juris civilis secundum ordinem Pandectarum 2 Thle) ſchrieb er gleichfalls für das deutſche, für das Wechſel- und für das Natur- und Völkerrecht eigene Lehrbücher. Unter

ſeinen übrigen Schriften aber zeichnen ſich ſein Commentarius ad L. Juliam et Papiam Poppaeam und ſeine Ausgabe von Brisonius de verborum significatione aus.

Von ſeinen nicht juriſtiſchen Schriften iſt keine berühmter geworden, als ſeine Fundamenta styli cultioris, die in ſehr zahlreichen Ausgaben auf den meiſten proteſtantiſchen Schulen Deutſchlands und an vielen Orten des Auslands die Grundlage des Unterrichts über den Styl geblieben ſind, bis Scheller an vielen Orten ihre Stelle eingenommen hat.

Folgender Vorfall in Heineccius Leben kann jeden jungen Mann an die Vorſichtsregel erinnern, im Umgange mit Unbekannten ſeiner Zunge nicht freien Lauf zu laſſen, weil man nicht wiſſen kann, wen man vor ſich hat. Heineccius war zu Amſterdam bei dem gelehrten Buchhändler Wetſtein eingekehrt und von ihm zum Abendeſſen geladen worden, wo er noch einen ihm unbekannten Gaſt fand. Wetſtein fieng an, mit Heineccius von Bynkershöck zu ſprechen, und der deutſche Profeſſor zollte dem gelehrten Holländer das gebührende Lob. Hierauf wandte ſich Wetſtein an den andern Gaſt und ſagte ihm, er werde bald die Ehre haben, den berühmten Heineccius zu bewirthen, und Bynkershöck, ſo hieß der Gaſt, machte unſerm Heineccius große Lobeserhebungen und äußerte den Wunſch, ihn zu ſehen und zu ſprechen. Beide wunderten ſich, ſo ehrenvoll von ſich urtheilen zu hören. Sie nahmen den Wirth bei Seite und erfuhren endlich, daß Bynkershöck mit Heineccius bei Wetſtein zu Amſterdam geſpeiſet habe.

Johann Heumann von Teutſchenbrunn.

Profeſſor der Rechte in Altdorf.

Die Akademie zu Altdorf zählt dieſen berühmten Rechtslehrer unter ihre größten Zierden, und Deutſchland rechnet ihn unter die kleine Zahl der Gelehrten, welche das Gebiet des menſchlichen Wiſſens erweitert und neue Zweige der Gelehrſamkeit gebildet haben.

Er wurde am 11ten Februar 1711 zu Muggendorf im Baireuthiſchen gebohren. Sein Vater, der erſte Gerichtsſchöpf im Amte Streitberg, brachte ihm die erſten Kenntniſſe bei, und beſchloß ihn dann auf das Seminarium nach Erlangen zu bringen. Der Tag zur Abreiſe war ſchon angebrochen, und nach wenig Stunden wollte der Sohn ſeine Eltern verlaſſen, als er durch einen unglücklichen Fall den Arm brach. Dieß verzögerte natürlich ſeine Abreiſe, und als er wieder geneſen war, kam er in ſeinem 10ten Jahre zu dem Advokaten Georg Heumann, ſeines Vaters Bruder, nach Nürnberg. Da ſich bei dem Knaben ausgezeichnete Talente mit anhaltendem Fleiß paarten, ſo machte er in Kurzem die größten Fortſchritte, und brachte es unter andern im La-

teiniſchen, Griechiſchen, Hebräiſchen, Chaldäiſchen und Samaritaniſchen ſo weit, daß er in allen dieſen Sprachen Ausarbeitungen liefern konnte. Seine Denkkraft ſchärfte er durch Mathematik und Philoſophie, und zur Erholung übte er ſich in der Muſik, im Zeichnen, in der lateiniſchen und deutſchen Poeſie; ja ſelbſt dem Studium der italiäniſchen, engliſchen, holländiſchen und franzöſiſchen Sprache opferte er die Stunden auf, die von andern Geſchäften unbeſetzt waren, und man verſichert, daß er es darinn ohne mündliche Anweiſung zu einer bewundernswürdigen Fertigkeit gebracht habe.

Auf der Akademie zu Altdorf widmete ſich Heumann ſeit dem Jahre 1730 dem Studium der Rechte, und als er ſich hierinn nicht gemeine Kenntniſſe erworben hatte, gieng er als Erzieher junger Edelleute nach Wien. Hier wußte er ſich nicht allein den Zutritt zur kaiſerlichen Bibliothek zu verſchaffen, ſondern er fand auch Gelegenheit, die Verfaſſung des deutſchen Reichs, die Verhandlungen des Reichshofraths, und die Verbindung des kaiſerlichen Hofes mit den übrigen europäiſchen Mächten genauer kennen zu lernen. Seine ausgebreiteten Sprachkenntniſſe erweiterte er noch durch die Erlernung der böhmiſchen, ſpaniſchen und ſlaviſchen Sprache.

Heumann war im Jahr 1739 noch nicht lange von Wien nach Altdorf zurückgekommen, als man ihn, da er ſich bereits durch ſeine Geſchicklichkeit viele Gönner erworben hatte, zum herzoglich-Weimariſchen Rath und Amtmann ernannte. Allein die Akademie, auf der er ſich gebildet hatte, wünſchte ihn auch als Leh-

rer zu beſitzen, und vereitelte deswegen den Weimariſchen Ruf dadurch, daß ſie ihm eine außerordentliche Profeſſur der Rechte und die Stelle eines Beiſitzers im Schöppenſtuhl anbot. Nach wenig Jahren erhielt er die ordentliche Profeſſur der Inſtitutionen, und als er 1746 eine ſehr ehrenvolle Vokation nach Utrecht ausſchlug, ertheilte man ihm das Lehramt des Staatsrechts und in der Folge auch noch der Pandekten. Die Reichsſtadt Nürnberg wählte ihn zu ihrem Konſulenten, der Markgraf Friedrich von Baireuth ertheilte ihm den Charakter eines Kulmbachiſchen Raths, und der Kaiſer erhob ihn unter dem Zunamen von Teutſchenbrunn in den Adelſtand, um die Verdienſte zu belohnen, die er ſich durch ſeine unermüdete und glückliche Bearbeitung des deutſchen Reichs erworben hatte. Da er nicht nach Ruhm und Anſehen geitzte, nahm er nicht nur das Rectorat der Univerſität nie an, ſondern wieß auch verſchiedene ſehr vortheilhafte Anträge in Regierungen und auf Akademien ab. Doch würde er einem Rufe nach Erlangen gefolgt ſeyn, wenn nicht ganz unvermuthet am 29ten September 1760 ſein Leben ſich geendigt hätte.

Heumanns großer Gelehrſamkeit in allen Theilen der Jurisprudenz lag eine ſehr gründliche und ausgebreitete Sprachkenntniß zum Grunde. Er ſprach und ſchrieb mit einer außerordentlichen Feinheit und Beſtimmtheit im Ausdruck Deutſch, Lateiniſch, Franzöſiſch, Italiäniſch und Spaniſch. Unter den Alten waren Tacitus, Virgil, Plato und Sophocles ſeine Lieblingsſchriftſteller. Den ſtudirenden Jünglingen nützte er nicht nur durch ſeine öffentlichen Vorle-

ſungen, ſondern auch durch ſeine vortrefliche Bibliothek, auf die er den größten Theil ſeines Vermögens verwendet hatte, und die jedermann zu Gebote ſtand. Die Schwächlichkeit ſeines Körpers, mit der er von Jugend auf zu kämpfen hatte, hielt ihn nie ab, ſeinen Pflichten aufs gewiſſenhafteſte nachzukommen. In Sachen, die ihm zur Entſcheidung übertragen wurden, zögerte er weder, noch ſprach er wider Einſicht und Gewiſſen. Er liebte ſtrenge Unpartheilichkeit, und nahm ſich der bedrängten und gekränkten Unſchuld nachdrücklich an.

In ſeinen gelehrten Schriften bearbeitete er vornemlich die deutſchen Alterthümer und die Diplomatik, und um die letztern erwarb er ſich, ſelbſt nach Gatterers Urtheile, ſehr große Verdienſte, beſonders durch ſeine Comment. de re diplomatica Imperat. et Regum Germanic. und Imperatricium Augustarum ac Reginarum Germaniae. Dieſe Schriften ſind redende Beweiſe von ſeiner gründlichen Beurtheilungskraft, ſeinen tiefen kritiſch-diplomatiſchen und hiſtoriſchen Einſichten und von ſeinem außerordentlichen Fleiße. Ohne jemals ein Archiv beſucht zu haben, lehrte er die Methode, wie Diplomen ſchicklich zu analyſiren und im politiſchen, geiſtlichen und gelehrten Fache zu benutzen ſind, und durch ſeine Bearbeitung der Special-Diplomatik der deutſchen Königinnen und Kaiſerinnen bereicherte er das Feld der deutſchen Diplomatik mit einer neuen Kultur. Er entwarf zuerſt eine Sphragiſtik (Lehre von den Siegeln der alten Urkunden), wagte in mehrern ſeiner Schriften große und kühne Schritte im Felde der Rechte, und das alte, mitlere und neuere Staats- und Privatrecht verdankt ihm viele Aufklärungen. Sein deutſches

Polizeyrecht (Initia juris politiae Germanorum 1757), das erſte in ſeiner Art, enthält viele vortrefliche Winke; er entdeckte viele Polizeyfehler, die jetzt abgeſtellt ſind, und gab manchen Vorſchlag, der jetzt genau und mit Nutzen befolgt wird. In ſeinem Geiſte der Geſetze der Deutſchen (2te Aufl. 1779) prüfte er die Sitten und Geſetze der Deutſchen älterer und neuerer Zeiten nach dem Geiſt der Geſetze.

Aber hochachtungswerth war der ſittliche Charakter dieſes gelehrten Mannes. Dienſtfertig, wohlthätig, freundlich, beſcheiden, einfach in ſeinen Sitten und in ſeiner Lebensweiſe, ein Freund der Ordnung genoß er auch als Menſch die Liebe aller, die ihn kannten.

Hermann Börhaave.

Profeſſor der Arzneiwiſſenſchaft in Leiden.

Die Arzneiwiſſenſchaft hat in ältern und neuern Zeiten viele wackere Männer gehabt, die ſich durch ausgebreitete Kenntniſſe in allen, oder doch einzelnen Theilen auszeichneten, die Natur und den Gang der Krankheiten mühſam aufſpürten, und die ſchicklichen Heilungsmittel, nach Zeit und Umſtänden geordnet, ausfindig zu machen wußten, kurz, ſich als wahre Prieſter der Natur bewährten. Sie beſtritten die gefährlichſten Plagen des Körpers. Sie erleuchteten die größten Dunkelheiten in dem Gebiete der Kunſt, und ebneten die Bahn, die jeder Arzt betreten muß, wenn er mit Glück und Ehre arbeiten will. So waren ſie ihren Zeitgenoſſen ſchätzbar, und den Nachkommen ehrwürdig. So drang ihr Ruf bis zu den äußerſten Erdbewohnern, die, ſo ſehr ſie auch Barbaren und Wilde zu ſeyn ſchienen, dennoch die Würde der Arzneikunde in dieſen vortreflichen Männern erkannten und verehrten!

Unter den großen Aerzten, die der Stolz des 18ten Jahrhunderts ſind, und deren Name in allen Gegenden des kultivirten Erdbodens mit Hochachtung und Vereh-

rung ausgeſprochen wird, iſt Börhaave der erſte. Unendlich wohlthätig und kräftig wirkte der Geiſt dieſes großen Mannes auf alle Zweige der Arzneiwiſſenſchaft. Er war in allem Betracht der Mann, den ſein Jahrhundert nicht miſſen konnte. Sein weitumfaſſender Geiſt drang in das Innere einer jeden Wiſſenſchaft, deren Behandlung er ſich unterzog, und noch war nie ein Reformator in ſeinem Unternehmen glücklicher, als Börhaave in der Umſchaffung der Grundſätze der Arzneiwiſſenſchaft.

Er war am letzten Tage des Jahres 1663 in dem Städtchen Voorhut, ohnweit Leiden gebohren. Sein Vater bekleidete hier das Amt eines öffentlichen Religionslehrer, und ließ ſich daneben die Erziehung und Bildung ſeines Sohnes um ſo mehr angelegen ſeyn, da dieſer bereits im Knabenalter die herrlichſten Talente verrieth, die von einem anhaltenden Fleiße unterſtützt wurden. Der kleine Hermann verſtand ſchon im eilften Jahre Griechiſch, Latein, Geometrie und beſaß daneben mancherlei wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, die man bei dieſem Alter nicht zu ſuchen pflegt. Als er das 14te Jahr erreicht hatte, gieng er nach Leiden, beſuchte die öffentlichen Hörſäle, und fand bald Gelegenheit, ſich durch Fleiß und Geſchicklichkeit die Achtung und Liebe ſeiner Lehrer zu erwerben. Er war zum Theologen beſtimmt, und ſtudirte in dieſer Abſicht das Hebräiſche, Chaldäiſche, die Kritik des alten und neuen Teſtaments, las daneben die Kirchenväter und neuere Kommentatoren. Die Verketzerungsſucht, durch die ſich viele holländiſche Theologen eben nicht von einer vortheilhaften Seite ausgezeichnet haben,

war die zufällige Urſache, daß Börhaave ein Studium verließ, das ſeinem Namen wahrſcheinlich die Celebrität nicht gegeben haben würde, welche er als Arzt erlangte. Schon als Kandidat der Theologie reiste er nemlich einſt auf einer Treckſchuyte in Geſellſchaft einiger Domines. Das Geſpräch fiel auf die Religion, und die Geiſtlichen glaubten, den Kandidaten der dordrechtiſchen Synode nicht allzu getreu zu finden. Sie murmelten ſo etwas, wie eine Anzeige bei dem Konſiſtorium, und Börhaave beſchloß, einer Wiſſenſchaft den Abſchied zu geben, bei der man ſo leicht in den Verdacht der Ketzerey käme. Nun ergab er ſich ganz dem Studium der Natur- und Arzneiwiſſenſchaft, und wurde auf dieſem Wege das Orakel ſeines Zeitalters.

Die Univerſität Leiden, die ihn ſchon im 20ſten Jahre mit einer goldenen Medaille beehrt hatte, um ſein Verdienſt zu belohnen und ihn zu größern Fortſchritten zu ermuntern, gab ihm nach wenig Jahren glänzendere Beweiſe ihrer Hochachtung. Er wurde Profeſſor und verwaltete in der Folge zu einer Zeit drei Lehrämter, er war nemlich ordentlicher Profeſſor der Arzneiwiſſenſchaft, der Chemie und Botanik. Große Schaaren lernbegieriger Jünglinge, die aus allen Gegenden von Europa herbei ſtrömten, genoſſen ſeinen Unterricht. Die Akademien der Wiſſenſchaften zu London und Paris, denen er ſeine Entdeckungen in der Chemie mittheilte, nahmen ihn unter ihre Mitglieder auf, und ſeine unübertreflichen aphoriſtiſchen Lehrbücher (Institutiones medicae und beſonders die Aphorismi de cognoscendis et curandis morbis) machten ihn zum Lehrer aller denkenden Aerzte in allen Ländern.

Von

Von allen Orten ſuchte man bei dieſem zweiten Hippokrates Hülfe und Rath. Seine große Wiſſenſchaft brachte ihm und der Univerſität großen Reichthum. Sein alles umfaſſendes Genie zwang ihn, auch in Fächern, die ganz außer ſeiner Sphäre lagen, ſich umzuſehen, und daher die Bewunderung der Gelehrten zu erlangen. Sein richtiges Urtheil in den ſchwerſten Dingen, ſeine Stärke in der Chemie und Botanik und in den übrigen Theilen der Arzneikunde, ſein Fleiß in den Vorleſungen, die nachdrucksvolle Kürze des Ausdrucks in ſeinen Schriften, ſein rühmlicher Eifer, durch Ruyſchens Präparate und des jungen Albins Vorleſungen ſich eine beſſere Anatomie, als ihm Malpighi, Bellini und Drelincourt geben konnten, zu erwerben, und darauf eine beſſere Phyſiologie zu bauen, ſeine Entſchloſſenheit, den herrſchenden Geſchmack der Zeitgenoſſen an erhizzenden Arzneimitteln zu verdrängen, und dadurch wieder gut zu machen, was ſein Vorfahr, Sylvius, verdorben hatte; ſeine weitläuftige und glückliche Praxis, deren Ruf ſich in die entlegenſten Gegenden verbreitete, ſeine Kenntniß des Alten und Neuen, die Aufnahme des Wahren, wo er es fand, der beſcheidene Zweifel, mit dem er ſeine Meinungen oder ungewiſſen Sätze vortrug, um nicht durch ſein Anſehen und voreilige Behauptung irre zu führen, die Mäßigung, mit der er Irrthümer widerlegte, das edle Bewußtſeyn, wie viel noch in der Heilkunde zu erfinden und zu thun übrig ſey, die Großmuth und Menſchenliebe, ſo ihn beſeelte, — machen ihn der Nachwelt unvergeßlich, und ſeine Schriften noch immer brauchbar.

Bei ſo vielen Verdienſten, die ihm ſogar ſeine Feinde nicht abgeſprochen haben — denn welcher wirklich große Mann hat nicht dergleichen? kann man ihm die pyrrhoniſirende Annahme neuer reitzender Lehrgebäude, die Anhänglichkeit an gewiſſe, mit dem erſten Unterrichte eingeſogene Lehrmeinungen, und das Beſtreben, ſie erträglich zu machen, das befliſſentliche Dunkel und Zurückhalten in einigen chemiſchen Arbeiten, und die Vertheidigung der Alchemie, die allzugroße Nachſicht gegen manche Schriftſteller, die eine beſſere Richtung verdienten, der etwanige Stolz, den ihm vielleicht Nationalfehler, vielleicht das Gefühl der Größe einflößte, und die Liebe zum glänzenden Metall, leicht vergeben. Dergleichen Schwachheiten eines großen Mannes ſind wie die Flecken in der Sonne anzuſehen. Dieſe benehmen ihr die erwärmende und erleuchtende Kraft nicht, und jene lehren den nacheifernden Jüngling, frühzeitig einzuſehen, wie wenig Vollkommenes auch dem größten Manne zu Theil worden ſey, das Ruhmvolle nachzuahmen und das fehlerhafte zu meiden.

Börhaave ſtarb, in einem Alter von 70 Jahren, den 23ten September 1738, und die dankbare Akademie, deren Stolz er ſo lange geweſen war, errichtete ihm ein Monument, mit der ſimpeln Innſchrift: Salutifero Boerhavii Genio Sacrum! — Das bekannte Dat Galenus opes traf wohl bei keinem der Aerzte ſo ganz ein, als bei ihm; denn er hinterließ ſeiner einzigen Tochter ungefähr zwei Millionen holländiſche Gulden. Indeſſen ſcheint er ſelbſt die Kunſt, die ihm Millionen eintrug, nicht ſehr hoch geachtet zu

haben, wenn anders folgende Anekdote wahr iſt, welche noch bezweifelt werden muß. Man fand (ſo wird erzählt) in ſeiner Bibliothek einen großen Folianten, den man für eine Sammlung noch ungedruckter Schriften von ihm hielt, und wo man glaubte, die tiefſten Geheimniſſe der Arzneikunſt zu finden. Der Foliant wurde um 10,000 Gulden verkauft, und nach ſeiner Eröfnung fand man nichts, als auf der erſten Seite folgendes: „Halte den Kopf kalt, den Bauch frei, die Füße warm, und alsdann kannſt du der Aerzte ſpotten.“ —

Börhaave hatte einen ſtarken und robuſten Körper von anſehnlicher Größe, ein durchdringendes Auge verrieth ſeinen hohen Geiſt. Er gieng immer einfach gekleidet, mit ſtarken unfriſirten kurzen Haaren, wie ein Landmann, ſo daß ſein äußerliches Anſehen nicht den gelehrten Mann ankündigte. Er war ein Beförderer des Talents, für wiſſenſchaftliche Gegenſtände freigebig, und, was ſeinem Verdienſte die Krone aufſetzte, tolerant gegen ſeine Gegner. Von jedermann, nur nicht von Predigern und Armen, ließ er ſich gut bezahlen. Oft kamen über 200 Engländer nach Leiden, die ihr Geld da verzehrten. Täglich war ſein Vorzimmer angefüllt; jedermann wurde in der Ordnung vorgelaſſen, wie er angekommen war. Oft mußte man 2 bis 3 Stunden warten, und dieß wiederfuhr ſelbſt dem Czar Peter dem Großen. Die Freude, welche nicht aus den Grenzen tritt, hielt er für das Salz des Lebens. So lang es ſeine Geſundheit erlaubte, machte er regelmäßig ſeinen Spazierritt. Als ihm das höhere Alter dieſe Uebung verbot; gieng er zu Fuß,

und wenn er nicht ausgehen konnte, ſpielte er auf der Zither. Ueberhaupt liebte er die Muſik leidenſchaftlich. Sein Vortrag auf dem Katheder war ungemein anziehend, und es wurde ihm leicht, ſeine Zuhörer ganz zu feſſeln; durch einen anſtändigen Scherz wußte er ſelbſt trockene Materien angenehm zu machen. Der Ruf hatte ſeinen Namen bis nach China getragen, und er erhielt einſt von einem Mandarin dieſes Landes einen Brief mit der Addreſſe: An Herrn Borhaave — in Europa.

Gerhard, Freyherr van Swieten.

Kaiſerl. kön. Rath und erſter Leibarzt.

Swietens Name iſt ſelbſt den meiſten praktiſchen Aerzten, die ſonſt eben nicht viel Bücher leſen, aus den Kommentarien über Boerhaavens praktiſche Lehrſätze bekannt. Wirklich hat dieſes muſterhafte Werk ſo viel zur Aufklärung und Verbeſſerung in der Arzneikunde beigetragen, daß es allein ſchon hinreichend iſt, dem Schwietenſchen Namen eine ehrenvolle Unſterblichkeit zu ſichern. Allein Swieten hat auch noch in mancher andern Hinſicht große und ausgebreitete Verdienſte. Da er bei ſeiner Gebieterin, der Kaiſerin Maria Thereſia, in vorzüglicher Gnade ſtuhd, ſo verbeſſerte er die Krankenanſtalten, und konnte in ſeinem Fache verordnen, was er wollte. Doch nicht nur auf die Körper, auch auf die Köpfe in den kaiſerl. Staaten hatte er entſchiedenen Einfluß. Als Aufſeher über die kaiſerl. Bibliothek in Wien machte er gute Einrichtungen, daher ſein Bildniß auch in Marmor da aufgeſtellt iſt; als Bücherrichter milderte er die vorherige Strenge der Cenſur, und erlaubte manche literariſche Koſt, von der man ehemals in Oeſtreich ſchlimme Folgen befürchtet hatte. Noch lebt er ſowohl in mancher guten An-

ſtalt, die er getroffen, als in den Schülern, die er gezogen.

Sein Vaterland iſt Holland, wo er von einem uralten adelichen Geſchlechte abſtammte. Seine Ahnen haben bereits die wichtigſten Kriegsbedienungen und Hofämter bekleidet, und ihre Verdienſte haben ſie mit dem größten Vermögen überhäuft, daß ſie in den nördlichen Gegenden Hollands die wichtigſten Güter ankaufen konnten. Sie ſind bereits von mehrern Kaiſern und Königen mit der Ritter- und Freiherrn-Würde belehnt worden. Adrian van Swieten, ein Sohn des Cornelius, und Mitglied des Brüſſelſchen Bundes, welcher einen Theil der Niederlande der Herrſchaft der Spanier entriß, theilte dieſes adeliche Geſchlecht in zwei Linien, wovon die eine bei den Bundesgenoſſen blieb, und noch jetzt ſich zur proteſtantiſchen Religion bekennt, die andere aber bei den übrigen zehen Provinzen aushielt, und in Bekenntniß der römiſch-katholiſchen Religon verharrte. Aus dieſem letztern Zweige des adelich van Swietenſchen Geſchlechts iſt Gerhard, Freiherr van Swieten am 7ten May 1700 zu Leiden gebohren worden.

Von früher Jugend an entſchied ſich ſeine Neigung für die Wiſſenſchaften, und da er zum Studium derſelben nicht nur großen Fleiß, ſondern auch ſehr ausgezeichnete Talente mitbrachte, ſo mußte er nothwendig in Kurzem bedeutende Fortſchritte machen. Nachdem er in ſeiner Vaterſtadt die erſten Gründe in Kenntniſſen und Sprachen gelegt hatte, ſo gieng er nach Löwen, um daſelbſt die Philoſophie zu ſtudieren. In einem Alter von 16 Jahren übertraf er eine Anzahl von 16 Mit-

ſchülern, welche alle fähige Köpfe waren. Schon in Leiden hatte er neben der lateiniſchen Sprache auch die griechiſche bis zu einer ziemlichen Vollkommenheit erlernt, und er übte ſich in Löwen neben den philoſophiſchen Wiſſenſchaften noch mehr in dieſen Sprachen. Er kehrte wieder nach Leiden zurück, und ſowohl innere Neigung als auch Boerhaavens berühmter Name erzeugten in ihm den Entſchluß, ſich ganz dem Studium der Arzneikunde zu widmen. Er wohnte in Leiden bei einem geſchickten Apotheker, bei dem er auch ſpeiste, und dieſer war ſein Lehrer in der Chemie und Apothekerkunſt. Damals las Swieten die griechiſchen Aerzte in ihrer Grundſprache, vorzüglich den Hippocrates, Galen und den Alexander Trallianus mit dem emſigſten Fleiße. Boerhaave war ihm außerdem Alles. Zwanzig Jahre lang war er der Schüler deſſelben, auch dann noch, da er ſchon ſelbſt mit Beifall die Arzneikunſt ausübte. Er übte ſich in den Vorleſungen deſſelben in der Ramſayiſchen Geſchwindſchreibekunſt, und brachte es darinn zu einer ſolchen Fertigkeit, daß er noch als Greis im Stande war, die Reden eines jeden ſogleich völlig nachzuſchreiben. Dieſem Hülfsmittel haben die Aerzte es zu danken, daß Swieten Boerhaavens eigene Erklärung über ſeine praktiſchen Lehrſätze aufbehalten konnte. Boerhaave hegte gegen ſeinen Schüler die zärtlichſte Liebe und Freundſchaft. Er gab ihm Unterricht und bediente ſich ſeiner Hülfe bei chemiſchen und praktiſchen Geſchäften.

Im Jahr 1725 erhielt Swieten zu Leiden die Doctorwürde, und fieng an ſeine Wiſſenſchaft auszuü-

ben. Boerhaave beſuchte mehrmals die Kranken, die ſich Swieten anvertraut hatten, und um dem Schüler noch mehr Anſehen zu geben, ſandte er denſelben öfters zu ſeinen eigenen Patienten. Mehr als einmal erklärte dieſer große Arzt öffentlich: er wüßte keinen würdigern Nachfolger auf ſeinem Lehrſtuhl als Swieten.

Die Geſetze des Landes erlaubten nicht, daß der katholiſche Swieten auf einer evangeliſchen Univerſität Lehrer der Arzneikunſt würde. Es eröfneten ſich ihm aber bald andere Ausſichten, denn der Ruf von ſeiner Geſchicklichkeit drang über die Grenzen Hollands. Die damalige Königin von Ungarn und Böhmen, Maria Thereſia, verlangte ihn unter den vortheilhafteſten Bedingungen als Leibarzt. Der Hof, die Akademie und die angebotenen Belohnungen waren anſehnliche Bedingungen, den Ruf nach Wien annehmlich zu machen. Allein Swieten ſchlug ihn damals aus, bis in der Folge ein trauriger Zufall die Urſache werden mußte, den Wünſchen der Monarchin zu entſprechen. Sie erſuchte ihn nemlich, der Verſammlung der Aerzte vorzuſtehen, welche ſich in Brüſſel wegen der gefährlichen Krankheit der Erzherzogin Maria Anna berathſchlagten. Er entſprach den Wünſchen der Monarchin, und auf ferneres Erſuchen des Wiener Hofes übernahm er endlich im Jahr 1745 die Stelle als erſter kaiſerlicher Leibarzt.

Der deutſche Kaiſerhof wußte Swietens Verdienſte zu ſchätzen, ſetzte auf ſeine Einſichten und ſeine Redlichkeit das größte Vertrauen, und übertrug ihm die anſehnlichſten Aemter und Würden. Er war kaiſerlicher

Rath und erſter Leibarzt, Vorſteher der kaiſerlichen Bibliothek, beſtändiger Präſident der mediciniſchen Facultät zu Wien, Director aller mediciniſchen Dinge in den kaiſerlichen Staaten, Bücherrichter, und viele in- und ausländiſche Akademien rechneten es ſich zur Ehre, ihn unter ihre Mitglieder zu zählen.

Swieten verſtand die ſeltene Kunſt vortreflich, den Fürſten die Wiſſenſchaften von der nutzbaren Seite bekannt zu machen, und er bediente ſich des Zutrauens ſeines Hofes auf eine Art, wofür ihn die Nachwelt ſegnet. Die große Reformation der philoſophiſchen, natürlichen und mediciniſchen Wiſſenſchaften in den kaiſerlichen Erblanden ſchien ganz für Swieten aufbehalten zu ſeyn, und der Erfolg ſeiner Unternehmungen war in jeder Hinſicht rühmlich. Er gab der mediciniſchen Facultät in Wien eine ganz neue Geſtalt, und ſtiftete die daſige berühmte Schule. Aus allen Ländern berief er geſchickte Lehrer, und gab ſelbſt täglich einige Stunden Unterricht. Junge talentvolle Männer wurden auf kaiſerliche Koſten in fremde Länder geſandt, und der Hof belohnte Verdienſte durch Gehalt und Ehrenſtellen. Vorher war die Aufſicht über alle theologiſche, philoſophiſche und mathematiſche Wiſſenſchaften den Jeſuiten überlaſſen geweſen; jetzt erhielt Swieten den Vorſitz in der philoſophiſchen und mathematiſchen Klaſſe. Seinen Verfügungen allein hat man es zu danken, daß in Wien eine Menge angeſehener Schriftſteller ſich hervorthaten. Sein eigener ſchriftſtelleriſcher Ruhm verbreitete ſich in allen Ländern durch ſeinen Kommentar über Boerhaavens Aphoriſmen (Commentaria in Hermanni

Boerhaave Aphorism. de cognoscendis et curandis morbis) wovon in Paris, Turin, Venedig, Leiden und Hildburghauſen Nachdrucke, und in mehrern Ländern Ueberſetzungen veranſtaltet wurden. „Wenn die Aphoriſmen, ſagt Swietens Biograph, das Orakel der Aerzte ſind, ſo iſt der Kommentator der Prieſter, der es aus dem Tempel des heilenden Gottes hervorträgt und den Sterblichen verkündigt.“

Als die Kaiſerin im May des Jahres 1767 von den Blattern befallen, und durch Swietens Kur ſo wieder hergeſtellt wurde, daß ſie am 22ſten Jul. ein öffentliches Dankfeſt in der St. Stephanskirche begehen konnte, erhielt auch Swieten an dieſem Tage ein vorzügliches Merkmal von der Gnade ſeiner Monarchin. Er wurde in einem prächtigen mit 6 Pferden beſpannten kaiſerlichen Wagen von den kaiſerlichen Aerzten nach der Kirche begleitet und an dieſem feierlichen Dankfeſte zum Kommandeur des Ordens des heiligen Stephans ernannt. Auſſerdem bekam er ein kaiſerliches Geſchenk von der Kaiſerin Portrait mit Brillanten reich beſetzt, das 20,000 Gulden am Werthe hält und 3000 Stück Dukaten.

Obgleich in großem Anſehen blieb Swieten ſeiner alten Einfachheit in Kleidung meiſtens treu, und zierte ſich nur mit den Manchetten, welche die Kaiſerin ſelbſt ihm genähet hatte, fuhr auch fort, ſein abgeſchnitten Haar zu tragen. Im Leben und im Tode bewieß er viel Religion. Von ſeinem Erſparten gehörte der Zehente den Armen, andere Mildthätigkeiten nicht zu rechnen. Er war heftig, in einmal gefaßten

Meinungen hartnäckig, und, bei einem eigenen Geiſt der Strenge gegen ſich, auch gegen andere hart, beſonders wenn ſie gegen Ordnung und Wahrheit fehlten. Seine Wahrheitsliebe war groß: aber auch an andern konnte er Unwahrheit faſt nicht vergeben. Oft ſuchte er aber doch wieder gut zu machen, wenn er im Jachzorne ſich vergangen hatte. Er ſtarb am 18ten Juni 1772.

Peter Camper.

Professor der Arzneikunde zu Franecker.

Camper war einer der größten und berühmteſten Aerzte ſeiner Zeit, deſſen zahlreiche Schriften mit ungetheiltem Beifall aufgenommen, und durch Ueberſetzungen auf deutſchen Boden verpflanzt worden ſind! Mehrere Zweige der Arzneikunſt, beſonders die Chirurgie, Entbindungskunſt, gerichtliche Arzneiwiſſenſchaft und Anatomie verdanken ihm eine größere Ausbildung. Er vertheidigte das Einpfropfen der Blattern und die Trennung der Schaambeine in ſchweren Geburten noch vor Sigault, unterſuchte die Viehkrankheiten ſorgfältig, empfahl Mäſſigung gegen Selbſtmörder und geſchwächte Perſonen, um den Kindermord zu verhüten, verſah die chirurgiſche Schrift des Hippokrates von den Fiſteln mit einem vortreflichen Kommentar, entdeckte die Urſache des Quackens der Frösche in ihrem Körperbau, das Gehörwerkzeug der Fiſche, den Bau der größern Knochen an Vögeln, und entwarf die richtigern Grundlinien zum Zeichnen menſchlicher und thieriſcher Körper, beſonders der Geſichter und des leidenſchaftlichen Ausdrucks. Sollte es auch ja ſich manchmal ereignet haben, daß ſein ſonſt

ſcharfer Blick die rechte Anſicht der Dinge nicht aufgefunden hätte, ſo dienten ſeine Erinnerungen wenigſtens dazu, andere auf die beſſere Spur zu leiten, und die Sache unter mehrere und richtigere Geſichtspunkte zu bringen.

Camper war zu Leiden aus einer bürgerlichen wohlhabenden Familie am 11ten May 1722 gebohren. Sein Vater nutzte den Rath ſeines Freundes, des berühmten Börhaave, bei der Erziehung ſeines Sohnes, der ſchon früh die glücklichſten Fähigkeiten äußerte, und durch Umgang mit Künſtlern Sinn für das Schöne faßte. In der Zeichenkunſt machte er unter Anleitung des Ritters de Moor und deſſen Sohns die beſten Fortſchritte. Auch das Mahlen und Kupferſtechen gehörte zu ſeinen angenehmſten Zeitvertreiben, und die mechaniſchen Handwerke des Drechſelns und Zimmerns verſchmähte er nicht. Seine Lehrer in der Phyſik waren Muſſchenbroek und Graveſand, und in der Geometrie la Bordes.

Zur Hauptbeſchäftigung wählte der junge Camper die Medicin, und er hatte darinn die treflichen Lehrer, einen Gaubius, van Royen und den ältern Albinus. In ſeinem 24ſten Jahre ward er Doctor der Weltweisheit und der Arzneikunde, und ſchrieb bei dieſer Gelegenheit zwei gelehrte Abhandlungen über das Geſicht und einige Theile des Auges. Nach ſeiner Eltern Tode (1748) gieng er auf Reiſen, zuerſt nach England, wo er mit den größten Gelehrten Bekanntſchaft machte, und ſich im Zeichnen immer weiter übte. Im folgenden Jahre gieng er nach Paris, wo er zwei Monate blieb, dann nach Lyon und Genf, wo er den Ruf zum Lehrer der

Philoſophie, Chirurgie und Medicin in Franecker erhielt und annahm.

Im Jahr 1752 that er eine zweite Reiſe nach England, übte ſich unter Smellie und Kelly in der Entbindungskunſt, unter Sharp in der Chirurgie, und gab zu London (1754) zehen von ihm gezeichnete anatomiſche Tafeln heraus. Im folgenden Jahre kam er als Lehrer der Chirurgie und Anatomie an das Athenäum zu Amſterdam: er legte aber, als er den erſten Theil ſeiner Demonstrationum anatomico-pathologicarum in dieſer Hauptſtadt geſchrieben hatte, im Jahr 1761 ſein Lehramt nieder, und begab ſich auf ſein Landgut unweit Franecker. Hier waren die Wiſſenſchaften faſt ſeine einzige Beſchäftigung, und die Ausarbeitung verſchiedener Schriften, über die Brüche neugebohrner Kinder, über das Gehör der gekieſerten Fiſche, über die Erziehung der Kinder ꝛc. Als ihm aber, nachdem er zwei Jahre in der Abgeſchiedenheit zugebracht hatte, eine Profeſſur der Medicin auf der Akademie zu Gröningen angetragen wurde, nahm er ſie an, da dieſer Ort ſeinem Landgute nahe war. Auf ſeine Veranlaſſung wurde zu Gröningen eine Geſellſchaft zur Beförderung des Landbaues errichtet, deren Sekretair er war. Er veranſtaltete in Verbindung mit van Doeveren, Männicks und vielen andern patriotiſchen Holländern, daß die Einpfropfung der Viehſeuche unternommen wurde, wobei er, und beſonders Männicks, von dem widerſpenſtigen Volke viel zu leiden hatte. Um dieſe Zeit ſtellte er mit anhaltendem Eifer naturhiſtoriſche Unterſuchungen an und zergliederte thieriſche Körper. Auch die Phyſiognomie, in Verbindung mit der

Anatomie, war ein Lieblingsgegenſtand ſeines unterſuchenden Fleißes. Eine Frucht davon war unter andern die ſchätzbare, erſt nach ſeinem Tod gedruckte, Abhandlung über die Verſchiedenheit der Geſichtszüge, und der menſchlichen Bildung überhaupt, die Sömmering ins Deutſche überſetzte. Er machte um dieſe Zeit auch die wichtige Entdeckung vom Eindringen und der Wirkung der Luft in die hohlen Knochen der Raub- und anderer hochfliegenden Vögel.

Nach einem zehenjährigen Aufenthalte in Gröningen legte er ſeine Profeſſur nieder, gieng wieder nach Franecker, und lebte als Privatmann in einer Muße, die für die Wiſſenſchaften die ſchönſten Früchte trug. Zehenmal gewann er bei verſchiedenen Akademien den Preis. Zur Erholung machte er auch noch in ſeinem höhern Alter öfters Reiſen durch die Niederlande, Frankreich, England und Deutſchland, und genoß überall die Hochachtung, die ſeinen Verdienſten gebührte. In Berlin hatte er einſt eine lange Unterredung mit Friedrich dem Großen, von deſſen Leutſeligkeit er ganz bezaubert war. Sein Eifer für die Wiſſenſchaften hinderte ihn nicht, auch an der Staatsverwaltung ſeines Vaterlandes thätigen Antheil zu nehmen. Er hatte ſeit 1787 Sitz im Staatsrath, und erſchien zweimal als Deputirter auf dem Landtage in Friesland; übrigens war er der oraniſchen Parthei zugethan. Nach einem kurzen Krankenlager ſtarb er am 7ten April 1789 an einem heftigen Bruſtſeitenſtechen.

Neben ſeinen bekannten Verdienſten beſaß Camper eine Menge Kenntniſſe und Talente, die man weniger kennt. Sein Sinn für Kunſtſchönheit war richtig und

ſcharf; er boſſirte, wußte den Bildhauermeiſſel zu füh- ren, mahlte in Oehlfarben und zeichnete außerordent- lich fertig mit der Feder. Er ſchrieb in vier Sprachen, und arbeitete nicht nur mit unermüdeter Thätigkeit, ſondern auch mit einem Feuer, deſſen nur wahres Genie fähig iſt. Er war Mitglied vieler berühmter Akade- mien, davon die zu Paris ſein Bruſtbild in ihrem Saal aufſtellte. Sein Knochen- und Foſſilien-Kabinet wurde für das ſchönſte und ſeltenſte in ganz Europa gehalten.

John

John Pringle.

Präſident der Societät der Wiſſenſchaften in London.

Pringle ſtammte aus einer der älteſten und angeſehenſten Familien in Schottland; allein er hatte davon wenig Nutzen. Sein älteſter Bruder erbte den Titel und den größten Theil des Vermögens, der zweite diente bei der Armee, der dritte hatte eine Magiſtratsſtelle und war Scherif in der Grafſchaft Roxburg. Er, als der jüngſte, hatte das ungewiſſeſte Loos bekommen, und war den Wiſſenſchaften gewidmet. Er blieb einige Zeit in dem väterlichen Hauſe zu Strichel-Houſe in der Grafſchaft Roxburg unter der Aufſicht eines Privatlehrers, und wurde nachher in das Gymnaſium zu St. Andreas geſandt, wo er ſich vornemlich auf das Studium der griechiſchen Sprache legte.

Die Arzneikunde, der er ſich zu widmen beſchloß, ſtudirte er anfangs zu Edinburg, doch bald lockte ihn der Ruf des großen Börhaave nach Leiden, und er nahm am 20. Jul. 1730 die Doctorwürde an. Jetzt gieng er nach Edinburg zurück, um daſelbſt zu prakticiren; allein der ungewiſſe Erfolg und ſein geringes Vermögen nöthigten ihn, auf einige Zeit ſeiner Lieblingsneigung zu

folgen. Der Doktor Scot verlangte einen Gehülfen in der Moralphiloſophie und Pnevmatik, und Pringle erhielt 1742 dieſe Stelle. Er las alſo über den Pufendorf, und empfahl ſeinen Zuhörern vor allen andern das Organum des Kanzlers Baco. Ferner hielt er Vorleſungen über die Metaphyſik, beſonders über das Weſen der Seele und ihre Wirkungen.

Glücklicher Weiſe zog ihn der Lord Stair, der damals die brittiſche Armee kommandirte, von dieſer Art Beſchäftigung ab, und machte ihn (1742) zum Feldarzt. Nach zwei Jahren wurde er Lazaretharzt in Flandern, Oberaufſeher über die Lazarethe, und erſter Feldarzt. In der Zeit, da er bei der Armee diente, legte er ſich ganz auf das Beobachten, und genoß das Vergnügen, die völlige Entwicklung ſeiner Seelenkräfte zu bemerken. Bei der Unterſuchung der Lazarethe fand er, daß ſie, der Sicherheit halber, zu weit vom Lager entfernt waren, und dadurch ſchlechter beſorgt wurden. Er that dagegen dringende Vorſtellungen, und bewirkte einen Vergleich zwiſchen dem Marſchall von Noailles und dem Grafen Stair, vermöge deſſen die Lazarethe beider Armeen ohne Gefahr an den bequemſten Orten angelegt werden konnten. Dadurch ward Pringle's Name allen Soldaten theuer und werth, aber noch mehr durch ſeine Unerſchrockenheit. In dem Treffen bei Oettingen kam er, nebſt dem Lord Carteret, in große Gefahr. Ihr Wagen wurde weggenommen, und blieb während dem Gefechte zwiſchen dem Feuer der Fronte und einer franzöſiſchen Batterie; allein Pringle war ganz ruhig, und gab dadurch die ſtärkſte Probe ſeines Muths.

Pringle gab 1752 ſeine Schriften von den Feldkrankheiten heraus. In einer andern Schrift beſchrieb er das Gefängniß- oder Lazarethfieber, das damals ſo viel Unheil anrichtete, und eben ſo bemerkte er, daß der Zutritt der freien Luft in den Lazarethen höchſt nöthig ſei, da die Kranken in den Häuſern, wo die Thüren und Fenſter in ſchlechtem Zuſtande wären, weit eher genäſen, als wo die Zimmer zugemacht ſind. Auch fand er, daß die anſteckenden Seuchen jetzt in großen Städten nicht mehr ſo mörderiſch wüthen, als ehedem, weil man die Sümpfe mehr ausgetrocknet, mehr Pflanzenſpeiſen eingeführt, und eine beſſere Polizey angeſtellt hat. Auf ſeinen Reiſen pflegte er ſich immer um die dort eingeführten und gewöhnlichen Arzneimittel zu bekümmern, und hielt die Erfahrung für das beſte Mittel, die Wiſſenſchaft zu vervollkommnen. „Dieſe Erfahrung, ſagt ein anderer Arzt, muß doch wenigſtens auf Theorie gebaut ſeyn.“ — „So wenig als möglich, verſetzte Pringle, denn durch die Theorie haben wir alles verdorben.“

Pringle ließ ſich nach dem Aachner Friedensſchluſſe (1749) in London nieder, als Arzt des Herzogs von Cumberland, und genoß alle Achtung, die ſeine Talente verdienten. In den erſten Jahren ſeines hieſigen Aufenthaltes beſchäftigte er ſich mit der Ordnung ſeiner Schrift über die Krankheiten einer Armee, in der Abſicht, dieſelbe nicht eher herauszugeben, als bis er erſt mehrere Erfahrungen gemacht habe. Bis jetzt hatte er in Soldatenlazarethen prakticirt, wo der Kranke ſeine Befehle genau befolgen mußte. Wie ſehr wunderte er ſich, als er in der Privatpraxis mancherlei Widerſprüche erfuhr, und wie ſchwer gewöhnte er ſich an

dergleichen Widerſprüche, die dem Arzt ſeine Bemühungen erſchweren.

Schon im Jahr 1745 wurde Pringle unter die Mitglieder der Londner Geſellſchaft der Wiſſenſchaften aufgenommen, und den 30ſten October dieſes Jahrs nach Schottland geſchickt, um bei der Armee gegen die Rebellen zu dienen. Dagegen erhielt er 1752 von der Geſellſchaft die Medaille des Copeley wegen ſeiner Verſuche mit fäulniswidrigen Subſtanzen, und wurde endlich gar Präſident. Dieſe Stelle wird in England für die wichtigſte gehalten, die ein Gelehrter erlangen kann. Viele gelehrte Geſellſchaften nahmen ihn unter die Mitglieder auf, und ſandten ihm häufig die Diplome zu. Im Jahr 1752 legte er der Geſellſchaft neue Gedanken über das Gefängnißfieber, über die Eigenſchaften der Seife in Behandlung des Steins, über das Weichwerden der Knochen, über die Erdbeben und einige Lufterſcheinungen vor. Der Edinburger mediciniſchen Geſellſchaft theilte er Verſuche über den Gebrauch des mit Wachs überzogenen Spiesglaſes mit; aber unſtreitig ſtehen diejenigen, die er mit den fäulnismachenden und fäulniswidrigen Subſtanzen anſtellte, oben an. Bei feierlichen Gelegenheiten hielt er ſchöne und wichtige Vorleſungen, z. B. über den Scorbut, die paraboliſchen Spiegel zum Gebrauch des Teleſkop, über die Kanonierkunſt u. a. m.

Der Hof kannte Pringle als einen verdienſtvollen Arzt und geſchickten Praktiker, und machte ſich ſeine Geſchicklichkeit zu Nutzen. Er wurde 1751 Arzt bei der Königin, 1763 außerordentlicher und 1764 ordentlicher Arzt des Königs und 1768 bei der verwitweten Prinzeſſin von Wallis. Der König er-

nannte ihn endlich zum Baronnet. Dieſer Titel hält das Mittel zwiſchen Ritter und Lord. Die Präſidentſchaft, ſeine Reiſen und vorzüglich ſein guter Charakter hatten ihm ſtarke Verbindungen verſchaft. Alle aufgeklärte Fremde beſuchten ihn. Sie hatten wöchentlich zweimal an beſtimmten Tagen Zutritt, wo Gelehrte aus allen Ständen bei ihm den Abend zubrachten. Wichtige Beobachtungen über den Fortgang der Phyſik und Künſte, eine Bemerkungen, nützliche Unterſuchungen und treffende Anekdoten, ſind die Früchte ſolcher Geſellſchaften, wo man frei ſeine Meinung ſagt, ohne ſich in tiefe Erörterungen einzulaſſen.

Endlich wurden ihm die mit der Präſidentſchaft verbundenen Geſchäfte läſtig, nachdem ſeine Geſundheit durch einen ſchweren Fall ſehr gelitten hatte. Zu gleicher Zeit (1772) waren die Mitglieder der königlichen Geſellſchaft über die Einrichtung der Gewitterableiter ſehr getheilt, und dieſe Umſtände bewogen ihn, um ſeine Entlaſſung anzuhalten, die er auch 1778 erhielt, obgleich ſehr ungern. So lange es ſeine Geſundheit verſtattete, wohnte er den Sitzungen bei; allein da ſeine Schwachheit immer zunahm, ſo hofte er durch eine Reiſe nach Edinburg ſich wieder zu erholen, und reiſte 1780 dahin ab, um daſelbſt zu bleiben. Er hatte hier ſeine Jugend zugebracht, und fand in dem höhern Alter jeden Umſtand wichtig, der ihn an jene erinnern konnte. Allein bald erfuhr er, daß ſich die Scene ſeitdem ſehr geändert habe. In der langen Zeit waren faſt alle guten Freunde und Bekannte verſtorben. Ihre Söhne beſtrebten ſich ihm auf alle Art gefällig zu ſeyn, und jedermann erwieß ihm die größte Hochachtung; allein dieß

alles konnte ihn nicht beruhigen, der ehedem das ganze Vertrauen und offene Freundſchaft genoſſen hatte. Er gieng zu Ende des Jahres 1781 wieder nach London zurück, fieng ſeine alte Gewohnheit wieder an, und führte ſeine Abendgeſellſchaft wieder ein. Er war gewohnt, alle Stunden des Tages geſchäftig zu ſeyn, und daher fiel ihm die Unthätigkeit ſehr auf. Aus der Urſache wohnte er auch in Edinburg den Verſammlungen des Kollegiums der Aerzte bei, und ließ demſelben nach ſeiner Abreiſe 10 Bände phyſiſche und mediciniſche Beobachtungen und Bemerkungen übergeben, doch unter der Bedingung, daß ſie nie ſollten gedruckt, nie aus der Bibliothek verabfolgt werden.

In ſeinen letzten Lebensjahren ſtellte er theologiſche Unterſuchungen an, und durchdachte einige Stellen der Bibel ganz. Seine ſanfte und empfindliche Seele ſuchte hier Worte des Friedens, und fand hier immer Troſt. Sein Briefwechſel mit dem Ritter Michaelis über Daniels 70 Wochen iſt ſogar gedruckt erſchienen. Am 18ten Januar 1784 verſchied er im 75. Jahre. Ihm gebührt der Ruhm eines eben ſo biedern Mannes als gelehrten Arztes. Seinen Kollegen kam er mit Dienſtgefälligkeit zuvor, und entgieng dadurch dem Neide, dem ein großes Glück ausgeſetzt zu ſeyn pflegt. Er war geſprächig, aber ohne Affectation.

Thomas, Baron Dimsdale.

Ruſſiſcher Staatsrath und Leibarzt.

Einer derjenigen Aerzte, die ſich um die Vervollkommnung der Blattern-Inokulation — dieſer vor der Entdeckung der Kuhpocken unſchätzbaren Wohlthat — ungemeine Verdienſte erwarben. Ehre und Belohnung wurden ihm dafür zu Theil, und ſein edler Charakter erwarb ihm die Liebe und Werthachtung aller, die ihn kannten.

Er wurde am 29ſten May 1712 zu Thoydon Garnon bei Epping in der Grafſchaft Eſſex gebohren, wo ſein Vater Arzt war. Von ihm erhielt er auch, nachdem er ſeinen Schulkurſus geendigt hatte, den erſten Unterricht in der Heilkunde. Hierauf wurde er nach dem St. Thomas-Hoſpitale in Southwark geſendet, um dort ſich zum Chirurgen zu bilden. Im Jahr 1734 fieng er ſelbſt an, in Hertford zu prakticiren. Einige Jahre darauf (1739) heurathete er die Tochter des Londner Bankier Nath. Braſſey von Roxford bey Hertford, und ward darauf viermal nach einander zum Parlamentsdeputirten für den gedachten Flecken gewählt. Indeſſen ſetzte er ſein Gewerbe daſelbſt fort, und erhielt immer mehr Ruf, bis ihn der Tod der ebengedachten

Gattin im Jahr 1744 auf den Einfall brachte, bei Cumberlands Korps gegen die Rebellen im Norden als Gehülfe im mediciniſchen Departement auf eigene Koſten zu dienen. Nach Endigung des Feldzugs ließ er ſich wiederum zu Hertford nieder, und heurathete (1746) eine Verwandte ſeiner verſtorbenen Frau, wodurch denn ſein ohnehin beträchtliches Vermögen ſo vermehrt wurde, daß er ſeine Praxis auf einige Jahre aufgab. Da ſich indeſſen ſeine Familie ſtark vermehrte, ſo entſchloß er ſich, von neuem thätig zu werden, und nahm im Jahr 1761 den Doctorgrad.

Als einige Jahre darauf Sutton's neue Impfmethode — die Patienten mehr als bisher der offenen Luft, beſonders beim Ausbruchs-Fieber, auszuſetzen — Aufſehen zu erregen begann, war er einer der erſten, die durch Verſuche die Vortheile derſelben zu erproben, und, da er ſie beſtätigt fand, anzupreiſen verſuchten. Dieß geſchah in der 1766 erſchienenen Schrift: The present method of inoculating for the small Pox (deutſch, mit Anmerkungen von Sal. Schinz. Zürrich 1768 und von K. F. Tirmann Leipzig 1768), worinn er neben jener Methode vorzüglich auch empfahl, mit friſcher flieſender Materie zu impfen. Nicht leicht wurde ein Buch mit mehrerer Erwartung und größerem Beifall aufgenommen. Es wurde ſehr bald ins Deutſche, Franzöſiſche, Italieniſche und endlich auch ins Ruſſiſche überſetzt. Der dadurch erworbene Ruhm machte die Kaiſerin Katharina II. auf ihn aufmerkſam; ſie ließ ihn im Jahr 1768 nach St. Petersburg kommen, und ſich und ihren Sohn, den nachherigen Kaiſer Paul von ihm inokuliren, wie Dimsdale ſelbſt in den 1781

herausgegebenen Tracts on Inoculation (deutſch. Leipzig 1782) erzählt.

Beide Inokulationen gelangen vortreflich, und er wurde dafür kaiſerlich belohnt. Katharina ernannte ihn zu ihrem Leibarzte mit einem Jahrgehalte von 500 Pfund Sterling, erhob ihn zur Würde eines ruſſiſchen Barons, und zwar für ihn und den jedesmaligen älteſten Erben, und ließ ihn 10,000 Pfund Sterling für die Kur nebſt 2000 Pfund als Reiſekoſten auszahlen; auch erhielt er die Miniaturgemählde der Kaiſerin und des Großfürſten. Sein zweiter Sohn Nathanael, der mit ihm gereist war, und die Kur beſorgen half, erhielt dieſelben Titel, in demſelben Umfange, und von dem Großfürſten eine reich mit Diamanten beſetzte goldene Doſe.

Nach der Wiederherſtellung der Kaiſerinn und des Großfürſten inokulirte Dimsdale noch mehrere vornehme Perſonen in St Petersburg, und reiste, auf Anſuchen der Kaiſerinn, nach Moskau, wo er ebenfalls die Kinder vieler adelichen und anderer vornehmen Einwohner inokulirte. Gern hätte die Kaiſerinn ihn in ihrem Reiche behalten; aber alle Vorſchläge dieſer Art wurden von ihm, aus Sehnſucht nach ſeinem Vaterlande, abgelehnt. Auf dem Rückwege hatte er in Potsdam eine Privat-Audienz bei Friedrich II.

Nach ſeiner Zurückkunft in England ließ er ſich von neuem in Hertford nieder, und ſetzte ſeine Praxis fort, bis er im Jahr 1780, nachdem er ſich von neuem mit einer Eliſabeth Dimsdale verheurathet hatte, wiederum ins Parlament gewählt wurde; doch hörte er nie auf, Armen und Hülfloſen mit Rath und That beizu-

ſtehen. Im Jahr 1781 gieng er einer Einladung der Kaiſerinn Katharina zufolge, von neuem nach St. Petersburg, um die beiden Prinzen Alexander (den jetzigen Kaiſer) und Konſtantin zu inokuliren und zwar in Begleitung ſeiner Gattin. Auf der Reiſe dahin ſprach er in Berlin den dort anweſenden römiſchen Kaiſer Joſeph II., der ihm einen Brief an die ruſſiſche Kaiſerinn mitgab. In St. Petersburg wurde er von der Kaiſerinn und dem Großfürſten aufs gnädigſte empfangen. Auch dießmal gelang ihm die Inokulation nach Wunſche und ſie wurde nach Würden belohnt. Seine Gattin erhielt außerdem eine goldene mit Diamanten beſetzte Doſe.

Im Jahr 1784 wurde er wieder ins Parlament gewählt, und diesmal blieb er bis zum Jahre 1790 darin, da ſein oben erwähnter Sohn Nathanael an ſeine Stelle trat. Von jetzt an war Bath ſein Winteraufenthalt; zuletzt aber lebte er faſt immer zu Hertford in ſeiner Familie. Er ſtarb daſelbſt den 30ſten Dec. 1800 nach einer Krankheit von ungefehr drei Wochen, in einem Alter von 89 Jahren, und wurde am 5ten Jan. auf dem Kirchhofe der Quäker zu Biſnop Strotfort begraben. Viele Jahre vor ſeinem Tode hatte er anfangs auf dem einen, dann auf dem andern Auge den Staar bekommen, er war aber von dem bekannten Baron Wenzel ſo glücklich operirt worden, daß er nachher ſein Geſicht bis an ſeinen Tod behielt. Er beſaß ein ſanftes Temperament, zeigte ſich immer geneigt, die allgemeine Wohlfahrt zu befördern, und mit Jedermann in Friede und Freundſchaft zu leben, und ſtarb mit dem Lobe eines braven Mannes.

Wilhelm Hunter.

Leibarzt der Königin von England.

Dankbar benutzte das 19te Jahrhundert das, was Wilhelm Hunter und ſein nachfolgender Bruder im 18ten zum Beſten der geſammten Heilkunde geleiſtet hat. Die Anatomie beſonders zählt mehrere Entdeckungen auf, durch die ſich Wilhelm den Weg zur Unſterblichkeit gebahnt hat. Dieſer war am 23ten Mai 1718 zu Kilbridk in Schottland gebohren. Er war das ſiebente von 10 Kindern John Hunters, der auf einem kleinen Gute lebte, das ſeit vielen Jahren der Familie zugehörte. Durch gute Wirthſchaft war der Vater im Stande, ſeinen Kindern eine zweckmäßige Erziehung geben zu können. Seine Glücksgüter erlaubten ihm nicht, Lehrer zu halten, und daher gab er ihnen ſelbſt den nöthigen Unterricht.

Wilhelm Hunter kam in ſeinem 14ten Jahre auf die hohe Schule zu Glasgow, wo er ſich 5 Jahre aufhielt, und durch ſeinen Fleiß und gute Aufführung die Achtung der Profeſſoren und das Lob eines guten Schülers erwarb. Sein Vater hatte ihn der Kirche gewidmet; allein die Vorſtellung, daß er Glaubensartikel

unterſchreiben müſſe, war ſeiner damals ſchon angenommenen freien Denkungsart ſo ſehr zuwider, daß er gegen ſeine theologiſche Studien einen unüberwindlichen Widerwillen empfand. Bald ließ er alle Gedanken auf die Kirche fahren, da er glücklicher Weiſe an dem berühmten Cullen einen Freund fand, der ihn zu ſich nahm, und in das Studium der Arzneikunde einweihte. Dann beſuchte er Edinburg, ſtudirte vornemlich die Anatomie, und begab ſich darauf (1741) nach London. Er brachte nichts mit dahin als viel Eifer und gute Hofnung. Dieſe leztere ward durch die Gefälligkeit des Doctor Douglaß, eines berühmten Geburtshelfers und großen Zergliederers, erfüllt. Dieſer war für die Schönheiten des Horaz ſo eingenommen, daß er ſich nicht ſatt leſen konnte, und ſich ſogar vornahm, eine kritiſche Vergleichung der Ausgaben anzuſtellen. Ein Buchhändler zu Glasgow, der ihm viele verſchaft hatte, empfahl ihm Huntern beſtens, und dieſe Empfehlung wirkte. Hunter fieng an, den Horaz, der ihm ſo große Vortheil everſchaft hatte, mehrmals zu leſen, und wurde — es ſei nun Geſchmack oder Dankbegierde — eben ſo für ihn eingenommen, wie ſein Wohlthäter. Er dankte ihm öfters mit Verſen, die jener für den Mäcen gemacht hatte. Douglaß hatte in der Knochenlehre 2 Unterſuchungen angefangen, die er aus Zeitmangel nicht beendigen konnte, und ſchlug Huntern vor, in ſein Haus zu ziehen, und dieſe Arbeit zu übernehmen. Freudig ergrif dieſer die erwünſchte Gelegenheit, und als ſein Wohlthäter ſtarb, fand er bei der Witwe deſſelben ebenfalls Unterſtützung.

Schon im Jahr 1743 überreichte er der königlichen Geſellſchaft einen Verſuch über die Struktur und Krankheiten der artikulirten Knorpel. Dieſe ſcharfſinnige Schrift über eine Materie, die damals noch nicht hinlänglich unterſucht war, zeugte von den ſchnellen Fortſchritten, die er in ſeinen anatomiſchen Verſuchen gemacht hatte. Er wünſchte jetzt die Anatomie zu lehren und einen öffentlichen Zergliederungsſaal anzulegen. Der berühmte Sam. Sharp ſetzte ihn bald in den Stand, ſeinen Plan auszuführen, indem er ihn (1746) zu ſeinem Nachfolger ernannte, und ihm ſein Amphitheater abtrat. Er hielt ſeine erſten Vorleſungen über die Anatomie, und ſagte, er habe nie öffentlich geredet, ohne ein ſtarkes Herzdrükken zu bekommen. Das Publikum ſchenkte ihm dasfür allen Beifall. Die Schiffswundärzte beſuchten ſeine Vorleſungen, und ſeine Einnahme war bald ſo beträchtlich, daß er ſich in die Geſellſchaft der Londner Wundärzte aufnehmen laſſen, und eine Reiſe nach Paris und Leiden unternehmen konnte.

Anfangs übte Hunter in London die Wundarzneikunſt und die Geburtshülfe; da er aber gegen die erſtere einen Widerwillen empfand, ſo ergab er ſich allein der letztern. Smellie war damals der berühmteſte Geburtshelfer; er hatte ſich durch ſeine Vorleſungen und Schriften in ganz Europa berühmt gemacht, allein ſein ſchlechtes Betragen und ſeine Grobheit thaten ihm in England vielen Schaden. Mit dieſem ungeſchliffenen Weſen verband er gar nichts Empfehlendes; er war gut, gerecht und rauh, und wußte ſich nicht beliebt zu machen. Zween andere

Geburtshelfer entſagten der Praxis, und ſo kam es, daß Hunter in wenig Jahren der vorzüglichſte in dieſer wichtigen und einträglichen Kunſt wurde.

Als er die Geburtshülfe zu treiben anfieng, wünſchte er ſich ein Vermögen zu erwerben, das zureichend wäre, ihn in gemächliche und unabhängige Umſtände zu verſetzen. Ehe viele Jahre verfloſſen waren, fand er ſich ſchon in dem Beſitz einer Summe, die ſeinen Wünſchen angemeſſen war, und dieſe legte er als ein Kapital bei Seite, deſſen er ſich bedienen könnte, wenn etwa Alter oder Schwacheiten ihn nöthigen ſollten, ſich den Geſchäften zu entziehen. Nachdem ſich ſein Reichthum ſehr vermehrt hatte, beſchloß er ein großes Muſeum anzulegen, das ſich über alle Zweige der Natur= und Arzneiwiſſenſchaft ausdehnen ſollte. Er kaufte in dieſer Abſicht einen Platz, und führte mit vielen Koſten ein prächtiges Gebäude auf. Das ſchöne Amphitheater diente zum Unterricht, und das koſtbare Kabinet enthielt alles, was er von allen Orten her bekommen konnte, die anatomiſchen Präparate, die er ſich ſelbſt gemacht, oder machen laſſen, nebſt den reichen Sammlungen eines Sandys, Hewſon, Blakkall und Falkoner, die Organen von Thieren und Menſchen im geſunden und kranken Zuſtande, die ausgeſpritzten Schlag= und Blutadern, und die mit Queckſilber ausgefüllten lymphatiſchen Gefäße. Der Ruf dieſes Muſeums breitete ſich in ganz Europa aus, und wenige Fremde, die ſich durch Stand und Gelehrſamkeit auszeichneten, beſuchten London, ohne es zu ſehen. Hier hielt Hunter ſeine Vorleſungen über Anatomie, Medicin und Entbindungskunſt, und

ſagte nichts, als was er gewiß wußte, und mit den vorräthigen Stücken belegen konnte. Seine Worte waren, wie Orakelſprüche. Daher das Beſtreben, ſeine Vorleſungen zu beſuchen, weil er hier ſeine Lehrſätze und Kenntniß koncentrirt hatte.

Eine ausgebreitete Praxis gab Huntern häufig Gelegenheit, ſchöne Beobachtungen und Entdeckungen zu machen, wovon er beſondere Abhandlungen in die Geſellſchaftsſchriften einrücken ließ, die auch für deutſche Aerzte durch Ueberſetzungen lesbar gemacht worden ſind. In allen ſeinen Ausarbeitungen herrſcht Beſtimmtheit und klägliche angewandte Gelehrſamkeit, um den Gegenſtand auf mehrern Seiten darzuſtellen. Eine beſondere Auszeichnung verdient das prächtigſte ſeiner mediciniſchen Werke, die Anatomie des menſchlichen ſchwangern Uterus (Anatomy of the human gravid uterus). Es enthält die Reſultate mehr als 20jähriger Beobachtungen über einen Gegenſtand, deſſen Ergründung der große Anatom unabläßig nachſpürte.

Mehrmals wurde er in gelehrte Fehden verwickelt, die ihn weiter führten, als er anfangs glaubte. Aergerlich und aufgebracht durch die Widerſprüche ſeiner Gegner, war er gar nicht mehr der Mann, der er ſonſt war. Ueberhaupt zeichnete er ſich durch ſeine heftige Gemüthsart wie durch ſeine ſtrenge Kritik aus. Er war in der Medicin und unter ſeinen Kollegen als ein Cenſor anzuſehen, den man mehr ſchätzt als liebt. Er verſtand die Kunſt zu gefallen nicht. Häufige Anfälle von Podagra verbitterten ihm den letzten Theil ſeines Lebens, konnten ihn aber nicht abhalten,

ſeinen Berufsarbeiten vorzuſtehen. Dreizehn Tage vor ſeinem Tode wollte er noch eine angekündigte Vorleſung über die Chirurgie halten. Sie war beinahe geendigt, als er, vom Schmerz überwältigt, die Sprache verlor, und mitten unter ſeinen beſtürzten Zuhörern ohnmächtig wurde. In den folgenden Tagen nahm das Uebel immer zu, allein ſein Geiſt blieb immer ſtark. „Wäre mir es doch möglich, die Feder zu halten, ſagte er zu einem Freunde, ich wollte aufſchreiben, wie leicht und angenehm es iſt zu ſterben.“ Er verſchied am 30ſten März 1783.

Seine Lebensart war ungemein einfach und frugal, und er begnügte ſich mit wenigen und gewöhnlichen Nahrungsmitteln. Er ſtand ſehr früh auf, und wenn er mit ſeinen Geſchäften fertig war, ſo brachte er ſeine Zeit mit anatomiſchen Arbeiten oder in ſeinem Muſeum zu. An Schmauſereyen und öffentlichen Luſtbarkeiten ſcheint er keinen Geſchmack gefunden zu haben, mitten im Gedränge wollte er Herr von ſich und ſeinen Beſtrebungen ſeyn. Der gelehrte Ruf verhinderte ihn nicht, ein guter Praktiker zu ſeyn; er vereinigte beides in ſich. Er wurde beſtändig zu den Großen gerufen, war Arzt der Königin, und erſchien immer mit der Miene von Freimüthigkeit und Selbſtgefühl, die am Hofe ſelten und deſto auffallender iſt. Seinen Patienten, wenn er ihre Krankheiten unterſuchte, bewies er eine Aufmerkſamkeit, die ihm nothwendig ihr Zutrauen und ihre Achtung erwerben mußte. Er war ein guter Redner, und da er einen deutlichen und genauen Begriff von dem hatte, was er lehrte, ſo verſtand er die ſchwerſten

Stel-

Stellen der Anatomie und Phyſiologie in deutlichen und verſtändlichen Geſichtspunkten darzuſtellen. Alle, die ihn gekannt haben, geſtehen zu, daß er einen vortreflichen Verſtand, eine ſchnelle Faſſungskraft, ein gutes Gedächtniß und ein richtiges Urtheil gehabt habe. Mit dieſen Verſtandeskräften verband er eine ungewöhnliche Betriebſamkeit und Genauigkeit — Eigenſchaften, die ihn zu anatomiſchen Unterſuchungen ganz vorzüglich geſchickt machten.

John Hunter.

General-Inſpektor der Brittiſchen Spitäler.

Es dürfte ſchwer zu beſtimmen ſeyn, wer ſich größere Anſprüche auf den Dank ſeiner Zeitgenoſſen erworben habe, der ältere oder der jüngere Hunter? Gewiß war auch der letztere ein Mann von beiſpielloſer Thätigkeit und unermüdetem Eifer in Vervollkommnung der Anatomie und Naturgeſchichte. Die Entdeckungen, welche er darinn machte, und die zahlreichen Schriften, die er herausgab, erwarben auch ihm bei In- und Ausländern das größte Anſehen.

Gebohren wurde er am 14ten Juli 1728 auf dem kleinen väterlichen Gute in Schottland, wie ſein älterer Bruder Wilhelm. Er genoß der treuen väterlichen Sorgfalt für ſeine Erziehung nur bis ins zehnte Jahr; als die Mutter Wittwe geworden war, verzärtelte ſie ihren lieben Sohn und dieſer war auf dem Wege, ein Taugenichts oder ein gemeiner Handwerker zu werden. Er trieb in ſeiner Jugend blos das Gewerbe eines Wagners oder Schiffzimmermanns, wo ſein in ein fremdes Element verſchlagener Geiſt nicht die kleinſte Spur ſeiner künftigen Größe zeigte. Ein glücklicher Zufall führte ihn in ſeinem 18ten Jahr nach London,

wo ſein Bruder eben anfieng, anatomiſche Vorleſungen zu halten. Dieſer brauchte ihn zuerſt als einen Handlanger, und da er Anlage und Geſchicklichkeit für anatomiſche Arbeiten an ihm wahrnahm, ſo unterwies er ihn darinn, und ließ ihn im Chelſeaſpitale die Anfangsgründe der Wundarznei erlernen. Jetzt entwickelten ſich ſeine Talente ſo ſchnell, daß er nach wenig Jahren die Zöglinge ſeines Bruders im anatomiſchen Präpariren unterrichten konnte, und daß dieſer nicht lange hernach im Stande war, ihm einige ſeiner Vorleſungen zu überlaſſen. Er arbeitete nun 10 Jahre lang in der Anatomie des Menſchen, und um die mancherlei Organiſationen zu erforſchen, durch welche die zum Leben gehörenden Verrichtungen vollzogen werden, und dadurch auf allgemeine Grundſätze zu kommen, widmete er ſich mit großem Eifer und Aufwand von Zeit und Koſten auch der vergleichenden Anatomie.

Seiner Geſundheit wegen verlies Hunter die Sectionsanſtalt ſeines Bruders, und ward im May 1756 Hauswundarzt am St. Georgsſpital, wo er 5 Monate blieb. Dieß war der Anfang ſeiner praktiſchen Laufbahn. Hunter, ſagt daher ſein Biograh, ſcheint ſich auf eine allen andern Wundärzten entgegen geſetzte Weiſe gebildet zu haben. Um Wundarzt zu werden, widmete er ſich viele Jahre lang der Anatomie, und nur 5 Monate der Wundarzneikunſt; indeß andere, um eben dahin zu gelangen, ihre Lehrjahre mit der Wundarzneikunſt anfangen, und ſich nur ein oder zwei Jahre dem anatomiſchen Studium widmen.

Um ſich ſofort zu einem guten praktiſchen Wundarzt geſchickt zu machen, ſuchte er eine Stelle bei der Armee

und befand ſich wirklich im Jahr 1761 bei dem Heere, welches Belle Isle einnahm. Im folgenden Jahre begleitete er die Armee nach Portugal, und kehrte im May nach England zurück. Der Zeitraum, da er dieſen kriegeriſchen Expeditionen beiwohnte, war beſonders für ſeine Kenntniß von Schußwunden von Wichtigkeit. Als er wieder nach London zurück gekommen war, ſetzte er ſeinen Unterricht in der practiſchen Anatomie und Chirurgie und ſein eifriges Studium der vergleichenden Anatomie fort, und richtete ſich zum Behufe der letztern ſein Landhaus Earls Court, 2 engliſche Meilen von London, ein.

Im Jahr 1767 war er Mitglied der königlichen Societät und errichtete, nebſt den Präſidenten und einigen Mitgliedern, die Korporation der Wundärzte, und im folgenden Jahr ward er Wundarzt des Georgſpitals. In der Folge, da ſein Ruf ſich immer mehr ausbreitete, wählte ihn der König zu ſeinem außerordentlichen Wundarzt, und daneben hielt er mehrere Jahre lang einen Kurſus chirurgiſcher, phyſiologiſcher und antomiſcher Vorleſungen. Es war ihm aber immer etwas unbehagliches, den Lehrſtuhl zu beſteigen, und er hielt ſeine erſte Vorleſung nie, ohne vorher 30 Tropfen Laudanum zu nehmen. Das große Object ſeines Lebens war die Anlegung einer Sammlung natürlicher Merkwürdigkeiten, und dieſen Zweck verfolgte er mit einer bewundernswürdigen Ausdauer. Mit großem Koſtenaufwand richtete er dazu ein beſonderes Gebäude ein; einen geräumigen Saal machte er für ein Muſeum zurechte, ein anderes Zimmer zu einer Zuſammenkunft der Aerzte jeden Sonntag Abend; ein anderes zu

einem Lyceum für mediciniſche Uebungen, wieder eines zu ſeinen Vorleſungen, zu Sectionen, eine Buchdruckerey und Preſſe, ein Waarenlager zum Verkauf ſeiner Schriften. Sein Muſeum beſtand aus einer ſchätzbaren und vollſtändigen Sammlung der ſeltenſten Stücke. In Rückſicht der Anordnung fieng es mit den einfachſten Theilen des menſchlichen Körpers und anderer im Bau verſchiedener Thiere an, als: Muskeln, Knochen, Flechſen, Knorpel, Bänder ꝛc. Die Sammlung gieng nun zu den zuſammengeſetzten Theilen fort, als: das Herz des Menſchen und anderer Thiere, wobei die verſchiedenen Abweichungen angedeutet waren, der Magen verſchiedener Thiere; Eingeweide, Leber, Milz, Nieren ꝛc., dieß alles wurde in Präparaten von der mannigfaltigſten Abwechslung gezeigt. Die Gebeine jedes Thiers, das er auftreiben konnte, waren in Skeletten aufgeſtellt. In der Anordnung unſecirter Thiere oder Thiertheile begann Hunter mit dem einfachſten, dem Polypen, gieng zu den zuſammengeſetztern über, und endigte mit dem Menſchen. Die Abweichungen der Natur, die ſogenannten Ungeheuer, fanden ſich in ſeinem Kabinet in großer Anzahl. Noch beſaß er verſchiedene Theile von verſteinerten Thieren, und endlich eine artige Sammlung von Sandſteinen.

Hunter hatte zuletzt eine größere Praxis als irgend einer ſeiner Kollegen, und er bekam auch die Stelle eines Generalinſpektors der Spitäler und eines Generalchirurgus der Armee. Aber er genoß dieſer Ehre und der damit verbundenen großen Vortheile nicht lange. Am 1ſten October 1793 wurde im Georgſpital ſein Gemüth gereitzt; er unterdrückte ſeine Empfindung,

drehte ſich um, ſeufzte tief und fiel todt zu Boden. Mit ſeltener Originalität und Kraft lebte er nur für ſeine Wiſſenſchaft, und niemand war mit der Beſtimmung, der Lage ꝛc. der verſchiedenen Theile des menſchlichen Körpers bekannter als er. Seine zahlreichen, auch ins deutſche überſetzten Schriften, können als eine Baſis betrachtet werden, auf welcher die ganze Arzneikunſt ſicher ruht. Unter ſeinen Verdienſten um das Wohl ſeines Vaterlandes zeichnen ſich vorzüglich ſeine patriotiſchen Ermunterungen zu Wiederbelebungsverſuchen an todtgeglaubten und verunglückten Perſonen, und ſeine Unterſuchungen über die mörderiſchen Epidemien in Jamaika und den weſtindiſchen Inſeln aus, wodurch er ein Retter vieler hundert Unglücklichen geworden iſt.

Erasmus Darwin.

Doktor der Arzneikunde.

Ein ſcharfſinniger Arzt, treflicher Aeſthetiker und großer Denker, von deſſen Syſtem der praktiſchen Heilkunde Girtanner den deutſchen Aerzten eine ausführliche Darſtellung gegeben hat. Sein Ruhm als Arzt gründet ſich auf die berühmte Zoonomie, oder Geſetze des organiſchen Lebens, das Brandis vortrefflich verdeutſcht hat, und das allen Söhnen Aeskulaps bekannt iſt, die für etwas höheres Sinn und Geſchmack haben, als für die ambulatoriſche Praxis. Kann man dem brittiſchen Denker auch nicht immer recht geben, ſo lieſt man doch ſeine ſinnreichen Erklärungen mit Vergnügen, und verfolgt mit Nutzen die Ausſichten, die er eröfnet. Als Dichter geſteht man ihm viel Verdienſt zu, ob ihm gleich ein zu großer Mangel an Simplicität und zu viel Wortprunk allgemein vorgeworfen wird. Der botaniſche Garten iſt unter den Erzeugniſſen ſeiner Muſe dasjenige, welches den allgemeinſten Beifall fand.

Darwin wurde am 12ten December des Jahres 1731 in Elſton bei Newark in Nottinghamſhire gebohren. Sein Vater Robert Darwin Esq. hatte

auſſer ihm noch 6 Kinder. Nach dem gewöhnlichen Schulunterrichte wurde er mit ſeinen beiden ältern Brüdern nach Cambridge geſchickt, wo er die Arzneiwiſſenſchaft zu ſtudiren anfieng und im Jahr 1755 Baccalaureus der Medicin wurde. Von Cambridge gieng er erſt nach London, um unter John Hunter ſich in der Anatomie feſtzuſetzen und dann nach Edinburg, wo er alle Fächer der Arzneikunde mit größtem Fleiß trieb. Er verſuchte hierauf, ſich in Nottingham niederzulaſſen; aber hier glückte es ihm nicht. Er wählte dafür Lichtfield, wohin er mit Empfehlungsbriefen verſehen gieng. Ein reicher Mann in der Nachbarſchaft, den man ſchon für verloren gab, wurde durch Darwins Geſchicklichkeit wieder hergeſtellt, welches ſeinen Ruhm auf einmal feſtſetzte und ihm während ſeines langen Aufenthalts in Lichtfield eine gewinnvolle Praxis verſchafte. Dieß ſetzte ihn in den Stand, im Jahr 1778 in der Nähe dieſer Stadt ein ſehr romantiſch gelegenes Landhaus zu pachten. Dort war eine Grotte ſein Lieblingsort, wobei er einen botaniſchen Garten anlegte, und ſein beliebtes Gedicht The Loves of the plants anfieng. Allein ſchon nach ein paar Jahren nahm er ſeinen Aufenthalt zu Derby, und blieb hier bis drei Monate vor ſeinem Tode, da er ein benachbartes Landhaus bezog, das ſich ſehr wohl für ſeine Jahre ſchickte.

Während der drei letzten Jahre wurde er oft von einer Entzündung in der Bruſt und Lunge befallen, und als er beſſer zu werden ſchien, war er dem Tode am nächſten. Am 19ten April 1802 genoß er des ſchönen Wetters in ſeinem Garten, und brachte den Abend unter der gewohnten muntern Unterhaltung mit ſeiner Fa-

milie hin. Morgens darauf ſtand er um 6 Uhr auf, ſchrieb etliche Briefe und entrüſtete ſich über die Maßen über ſeinen Bedienten wegen ſeiner Pferde. Es überfiel ihn ein Fröſteln mit Durſt; er ſetzte ſich ans Feuer und trank eine ziemliche Menge Buttermilch. Er befand ſich nun ſchlimmer und legte ſich auf ein Sofa. Da er aber kälter und fühlloſer wurde, ſo brachte man ihn auf einen Armſtuhl, wo er zwiſchen 8 und 9 Uhr ohne Schmerz und Gemüthsbewegung im 71ſten Jahre ſeines Alters den Geiſt aufgab.

Darwin zeichnete ſich ſein ganzes Leben über durch großes Wohlwollen aus, welches ſich beſonders durch die Sorgfalt äußerte, womit er ſelbſt die verachtetſten Thiere behandelte. Er hatte ſich oft gewünſcht, ſein Daſeyn ohne Schmerz zu beendigen, da er immer den Tod für das kleinere Uebel von beiden hielt. Er war von Mittelgröße und ſehr plump und ſtark, ſeine Geſichtsbildung war gemein und hatte etwas ſchwerfälliges; fehlte es derſelben nicht ganz an Leben, ſo war doch kein Ausdruck darinn. Sein Gang und Anzug waren ungeſchickt und nachläßig; wenn er gieng, ließ er oft die Zunge aus dem Munde hängen. In ſeiner Jugend liebte er Wein und Weiber über die maßen, und ſeine Leidenſchaft für die letztern währte bis ans Ende. Von zwei Gattinnen hinterließ er ſieben Kinder am Leben und außerdem noch zwei natürliche Töchter. Zum Beſten der letztern ſchrieb er ſein Buch über die weibliche Erziehung. Da er ſchon im Jünglingsalter die erſten Anfälle vom Podagra bekam, ſo entſagte er von der Zeit an allen gegohrnen Getränken. Aber Fleiſch, nebſt allen Arten von Gemüſen und Obſt aß er in Menge. Bei Tiſche trank er Waſſer

oder Milchrahm und Waſſer; und außer den Mahlzeiten Thee und Kaffe. Durch dieſe Enthaltſamkeit von gegohrnen Getränken blieb er 15 bis 16 Jahre völlig vom Podagra befreit. Wenn er auch einmal wieder Wein und Waſſer oder Cyder und Waſſer zu trinken wagte, ſo wurde er doch allemal durch neue podagriſche Anwandlungen erinnert, ſich dieſer Getränke zu entſchlagen. Er pflegte ſehr ſtark zu eſſen, und ſein Magen verdaute vortreflich. Er gab oft den Rath: „Eßt, eßt, ſo viel ihr könnt.“ Aber er unterließ keine Gelegenheit, ſeinen Patienten eine Beſorgniß in Anſehung geiſtiger Getränke einzuflößen, aus deren häufigen Gebrauch er nur zu gern ihre Krankheiten herleitete.

Auſſer der Arzneikunde hatte Darwin eine vorzügliche Liebe zur Mechanik und Phyſik. Dieſe trieb er nicht nur ſelbſt mit großem Eifer und Fleiß, ſondern ergrif auch jede Gelegenheit, ſeine vielen Freunde und Bekannten dazu aufzumuntern. Bald nach ſeiner Ankunft in Derby errichtete er dort eine philoſophiſche Societät und Bibliothek, welche beide bei ſeinem Tode in einem blühenden Zuſtande waren. Die Geſellſchaft, deren Präſident er war, beſteht aus Mitgliedern, die in Nottinghamſhire, Derbyſhire und Leiceſterſhire zerſtreut wohnen. Er machte ſich auch ein Vergnügen daraus, die Herausgabe von Werken über die Naturgeſchichte zu befördern.

Obgleich Darwin bei dieſen Beſchäftigungen ausnehmend viel Gelehrſamkeit, Geſchmack und Kopf an den Tag legte, ſo hatte er dennoch einen großen Zweck, auf deſſen Erreichung alle ſeine Geſchicklichkeiten und Abſichten ernſtlich und unausgeſetzt gerichtet waren. Er nahm keinen Anſtand, öffentlich und wiederholt in

Geſellſchaft zu erklären, daß er vornemlich durch alle ſeine gelehrten Unternehmungen Reichthümer zu erwerben trachtete. Einmal ſagte er zu einem Freund: „Mein botaniſcher Garten hat mir 900 Pfund eingebracht, und der erſte Band meiner Zoonomie ebenfalls 900 Pfund; kann ich nur immer ein Jahr ums andere ein Werk ſchreiben, das mir ſo viel einträgt, ſo hats keine Noth mit mir.“ Er fügte hinzu: „Geld und nicht Ruhm iſt die Endabſicht von allen meinen Druckſchriften.“

Man vermuthet, daß Darwin an keine Offenbarung glaubte. Auf jeden Fall war er ein abgeſagter Feind der Hölle.

Joſeph Lieutaud.

Königl. franzöſiſcher Leibarzt.

Ein berühmter Arzt und Zergliederer, der ſich ohne Stolz und Ränke bis zum erſten Poſten ſeines Standes empor ſchwang. Er war der Sohn eines Parlamentsadvocaten zu Aix in Provence, und am 21ſten Jun. 1703 gebohren. Seine Familie hatte dem Vaterlande und Staate ſchon manchen würdigen Geiſtlichen, Soldaten, obrigkeitliche Perſonen und Gelehrte gegeben; er, das jüngſte und ſchwächſte unter 12 Kindern, wurde zum geiſtlichen Stande beſtimmt: allein die Verbindlichkeiten, die er eingehen ſollte, ſchreckten ihn ab, ſobald er ſie in ihrem ganzen Umfange kannte. Er beſchloß Arzt zu werden, nicht ohne die Beſorgniß, ſein ſchwächlicher Körper und die Kaltblütigkeit ſeines Charakters möchten ihm bei Ausübung der Medicin hinderlich ſeyn. Die vornehmſte Beſchäftigung ſeiner Jugend, und die öftern Reiſen, die er deshalb unternahm, gaben ſeinem Körper eine größere Feſtigkeit. Damit verband er das Studium der Mineralogie, und legte ſich ein artiges Kabinet an. Er konnte niedlich zeichnen, und am Schluß ſeiner Anatomie ſtehen mehrere Figuren, die er ſelbſt gezeichnet hatte. Alle Theile der Phyſik waren

ihm geläufig. Er verſtand die Aſtronomie, und hatte ſich dadurch, daß er den Zöglingen den Himmel viele kalte Nächte hindurch wies, eine lebenslängliche Heiſerkeit zugezogen. Zwei Globen zierten ſein Kabinet, die er verfertigt hatte.

Nachdem er in Aix Doctor geworden war, gieng er nach Montpellier, machte öfters Exkurſionen auf die Pyrenäen und Cevennen, und brachte manche ſchöne Beute an Pflanzen zurück. Eines Tages wäre er faſt das Opfer ſeines Eifers geworden. Er ſuchte ſeit langer Zeit eine ſchöne Pflanze, das Echium flore albo. Er ſah ſie in einer beträchtlichen Entfernung über dem Abhange eines Berges, der ſich gleichſam über eine ſehr tiefe Straße herüber hieng. Er lief hitzig darnach, und merkte erſt die Gefahr, nachdem er die gewünſchte Blume abgepflückt hatte. Er getraute ſich nicht auf dem ſchlüpfrigen und abſchüſſigen Boden ſich zu bewegen, da er bei dem geringſten Verſuche hinunter ſtürzen konnte. Glücklicher Weiſe fand er in der Nähe ein gebrauchtes Seil, mit deſſen Hülfe er, unter dem Zuruf ſeiner Schüler, der augenſcheinlichſten Todesgefahr entgieng.

In Aix verwaltete Lieutaud einige Zeit das Lehramt der Botanik, und von dieſem gieng er zur Anatomie über, um die er ſich unſterblich verdient machte. Als Arzt im Lazarethe zu Aix anatomirte er viele Leichname, und theilte der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris mehrere wichtige Beobachtungen mit, die ihn zur Bezeugung ihrer Zufriedenheit (1735) zu ihrem Korreſpondenten ernannte. Während ſeines Aufenthaltes zu Aix ließ er zwei wichtige Werke druk-

ten, eins von der Anatomie, das andere von der Phyſiologie. Das erſte enthält unter dem beſcheidenen Titel **Verſuche** (Essais anatomiques, öfters gedruckt) eine genaue und kurze Beſchreibung des menſchlichen Körpers, ein methodiſches Gemälde der Gelenke, eine genaue Erklärung des Auges und Gehirns, und eine deutliche und genaue Beſtimmung der Geſichtsmuſkeln, des Schlundes und Rückens, nebſt einem ſehr nützlichen Unterricht, wie man zergliedern, und die verſchiedenen Organen des menſchlichen Körpers präpariren ſoll. Er machte hierbei wenig Gebrauch von ſeinen Vorgängern. Als er über die Phyſiologie ſchrieb, war dieſer Theil der Medicin noch von der Anatomie abgeſondert. **Haller** hatte damals noch nicht gezeigt, wie nöthig die eine der andern ſei, und verdiente Männer gaben damals ſolche Schriften über die thieriſche Einrichtung heraus, wozu ſie nichts, als Witz brauchten.

Indeſſen verſchaften ihm ſeine Schriften einen ausgebreiteten Ruf, und waren die Veranlaſſung, daß er im Jahr 1750 als Arzt bei dem königlichen Krankenhauſe in Verſailles angeſtellt wurde. Er ſchloß ſich in dieſe Anſtalt ein, und widmete alle Augenblicke ſeines Lebens den ihm anvertrauten Kranken. Niemand konnte ſich weniger um Hofkabalen bekümmern als er, der nur Kranke ſah, die unter ihren Leiden erlagen, oder durch falſche Phantaſien gemartert wurden. Die königliche Akademie der Wiſſenſchaften erhielt von ihm noch manche vortrefliche Beobachtung, und nahm ihn deshalb 1752 unter ihre Mitglieder auf. Er beſchrieb den Bau des Herzens und der Harnblaſe ſehr genau,

und widerrief im Alter manche Hypotheſen, die er in ſeinen erſten Schriften vertheidigt hatte.

So wenig Lieutaud darnach ſtrebte, ſich am Hofe bemerkbar zu machen, ſo blieb ſein Verdienſt doch nicht unbekannt. Der König ſuchte nicht einen blos geſchickten, ſondern auch menſchenfreundlichen, gefühlvollen und klugen Arzt, dem er die Geſundheit ſeiner Kinder anvertrauen konnte. Lieutaud bekam dieſen wichtigen Poſten, und zeigte bei der Krankheit des Herzogs von Bourgogne, wie ſehr er ihn verdiene. Die Aerzte hatten ſchon vielmals Berathſchlagungen angeſtellt, ohne etwas Gewiſſes über deren Natur beſtimmen zu können. Einige kannten die Urſache nicht, andere wagten es nicht, ſie zu ſagen. Inzwiſchen wurde der Prinz von Tag zu Tag ſchwächer. Der König, der über die bisherigen Berathſchlagungen höchſt misvergnügt war, ſetzte eine neue an, und befahl, daß jeder Arzt und Wundarzt ſeine Meinung ſchriftlich aufſetzen ſollte. Lieutaud war kurz und nachdrücklich. „Die Krankheit des Prinzen, ſagte er, iſt eine Verrenkung des Schenkels, wozu eine Quetſchung der Knorpel, des Bandes und der Gelenkdrüſen der Pfanne Gelegenheit gegeben hat.“ Dieſer Spruch war der ganzen königlichen Familie einleuchtend, aber die Wahrheit kam zu ſpat, und man konnte nicht mehr Gebrauch davon machen.

Lieutaud vertauſchte alſo das Krankenhaus mit dem Hofe. Gute und rechtſchaffene Leute ſtehen hier immer am unrechten Orte, aber er gehörte unter dieſe wenigen. Er blieb immer der nemliche, blieb immer Arzt und Zergliederer. Da er lange Zeit in einem großen Lazarethe zu Aix und Verſailles geſtanden hatte, ſo gab ihm die

neue Stelle eine Art von Stille. Er fühlte hier eine Ruhe, die er ſeit vielen Jahren nicht geſchmeckt hatte, und lebte am glänzendſten Hofe Europens ganz für ſich. Seine Muße nützte er dazu, um die letzte Hand an die längſt angefangenen Werke zu legen. Das erſte iſt eine Einleitung in die praktiſche Arzneikunde (Précis de Medicine-Pratique 1760,) und das andere eine Arzneimittellehre (Précis de la Matiere medicale 1770.) Bonnet, Valſalva und Morgagni hatten über den Sitz verborgener Krankheiten geſchrieben. Lieutaud ſuchte die wichtigſten hieher gehörigen Beobachtungen mit einander zu vereinen, (Historia anatomico-medica sistens numerosa cadaverum humanorum extispicia, quibus in apricum venit genuina morborum sedes 1767.) Die Krankheiten des Unterleibes, der Bruſt und des äuſſerlichen Körpers ſind hierinn beſchrieben. Die meiſten ſeiner Schriften wurden öfters aufgelegt, nachgedruckt und durch Ueberſetzungen auch im Auslande verbreitet.

Als Ludwig XVI. den Thron beſtieg, ernannte er Lieutaud zu ſeinem erſten Arzt. Kaum hatte er dieſe Stelle angetreten, als er ſchon eine Probe ſeiner Klugheit und ſeines Eifers ablegen mußte. Die Prinzeßinnen bekamen die Blattern. Auf ſein Anrathen ließ der König und ein Theil der königlichen Familie ſich mit gutem Erfolg einimpfen. Die mediciniſche Fakultät zu Paris nahm ihn, in Betracht ſeiner großen Verdienſte, unter die Zahl der älteſten Aerzte auf, und die königliche Geſellſchaft ließ ihm durch Kommiſſarien den Titel eines Präſidenten antragen, den er auch annahm, und bis an ſeinen Tod behielt.

Lieutaud, ganz für die Freuden des Privatlebens ge-

geſchaffen, fand ſein einziges Vergnügen in ſeiner Biblio- thek. Ja es ſchien ſogar in dieſem Geſchmack etwas Widerſprechendes zu ſeyn. Er machte wenig Weſens von der Gelehrſamkeit, und gleichwohl war niemand mehr in der Studierſtube, als er. Er tadelte diejenigen, die nichts als Bücher ſammelten, und hatte doch ſelbſt eine große Sammlung. Das Leſen war für ihn ein Vergnü- gen, allein er rechnete nicht mehr darauf, als auf jedes andere Vergnügen. Er wußte bei dem Sammeln das Gute und Brauchbare von dem vielen Unnützen zu unter- ſcheiden, was ſich öfters in Bibliotheken findet. „Es iſt mir gleichgültig, ſagte Lieutaud, wer der Erfinder iſt, wenn ich nur die Sache weiß.“ Der gelehrten Charla- tanerie war er von Herzen gram, und die Marktſchreier hatten an ihm einen furchtbaren Feind.

Dieſer verdienſtvolle Arzt genoß, ſeines ſchwächlichen Körpers ungeachtet, lange Zeit eine vollkommene Geſund- heit, und dieſe hatte er ſeiner Mäßigkeit und ſeinem or- dentlichen Verhalten zu danken. Er bekam den 6. Dec. 1780 einen brandigen Blutfluß, woran er am 5ten Tage der Krankheit ſtarb. Er kannte die Gefahr gar wohl, und ſah auch, daß keine Hofnung zur Geneſung übrig blieb; deshalb ſchlug er alle Mittel aus, die man ihm an- bot. „Laſſen Sie mich, ſagte er zu ſeinen Freunden, ich werde auch ohne dieß ſterben.“ Man ſchonte alſo ſeine letzten Augenblicke, die er zu Beſtimmung der Wohlthaten anwandte, und ſein Tod war ſo ſanft, wie ſein Leben geweſen war. Sein Körper wurde auf Befehl des Kö- nigs in der Kirche zu Unſrer lieben Frauen in Verſailles beigeſetzt.

Karl le Roy.

Praktiſcher Arzt zu Paris.

Le Roy war den 12ten Januar 1726 zu Paris gebohren. Sein Vater, der ſich durch die Veränderung der Uhrmacherey rühmlich bekannt machte, legte den erſten Grund der Erziehung, lehrte ihn von ſeiner zarten Kindheit an die Anfangsgründe der Mechanik, und flößte ihm Geſchmack für gründliche Wiſſenſchaft und Liebe zur Arbeit ein. Er war der jüngſte Sohn und von Natur ſehr ſchwächlich. Dieß hinderte ihn nicht an der Entwickelung ſeines Verſtandes, gab ihm aber einen ſehr geſetzten Charakter. Schon in dem Alter, wo die vorräthigen Begriffe ſich vervielfältigen, ohne daß man auf ihr Verhältniß achtet, ſchien er immer auf ſeine Antworten zu denken. Vernunft ſchien ſeine Handlungen zu lenken. Er floh die rauſchenden Vergnügungen der Kindheit, woran er keinen Geſchmack fand, und wozu er gar nicht aufgelegt war. Seine Eltern ſahen mit Befremden, daß er mitten unter den Spielen ſeiner Brüder ganz ruhig blieb, und hießen ihn den kleinen Philoſophen.

Nachdem er ſeine erſten Studien im Mazariniſchen Kollegium beendigt hatte, ſo beſuchte er im Harcoutſchen

die philoſophiſchen Vorleſungen des berühmten le Monnier. Er beſchloß Arzt zu werden. Genaues Nachdenken über den Umfang ſeiner Pflichten erzeugte in ihm das größte Verlangen, ſie zu erfüllen. Er widmete einen Theil der Zeit, die zur Ruhe und Erholung beſtimmt ſeyn ſollte, dem Studieren; allein er mußte ſeinem Eifer Grenzen ſetzen, und da das Klima von Paris ſeiner Geſundheit nicht zuzuſagen ſchien, ſo gieng er nach Montpellier. Kurz nach ſeiner Ankunft ſpürte er eine Art einer innerlichen Revolution, und fühlte ſich gleichſam aufs neue geſtärkt. Er nutzte dieſe glückliche Veränderung, um die daſigen Vorleſungen beſuchen zu können, verſchob aber immer das Doctorwerden, und entſchloß ſich erſt eine Reiſe nach Italien vorzunehmen.

Le Roy hielt ſich ein genaues Tagebuch über alles Merkwürdige, was er hier ſah und fand. Er beſuchte (1750) die berüchtigte Hundsgrotte im Königreich Neapel, und machte verſchiedene Proben mit dem mephitiſchen Dunſte. Er gieng zur See zurück nach Marſeille, und eilte dann nach Paris, um ſeinen Vater zu umarmen, und der Akademie der Wiſſenſchaften ſeine Beobachtungen (1751) mitzutheilen, doch mit Abſcheidung alles Bekannten. Von da gieng er nach Montpellier zurück, wo er 1753 Doctor, und 1759 Profeſſor wurde.

Als Profeſſor zeichnete er ſich durch ſeine vielfachen Kenntniſſe, durch Gefälligkeit und Eifer aus. Da er nur auf die Bildung ſeiner Schüler, und nicht auf ſeinen Ruhm Rückſicht nahm, ſo miſchte er in ſeinen Unterricht nichts Fremdes, nichts, was zerſtreuen konnte, ein, und trug ſeinen Zuhörern nur das vor, was ſie

faſſen konnten und ſollten. Seine Vorleſungen waren ſo viel leichte elementariſche Abhandlungen, welche die jungen Aerzte mit Vergnügen hörten, nachſchrieben, und einander begierig mittheilten. Beſonders wurden die Vorleſungen über die Fieber geſchätzt, worüber er ſeit langer Zeit nachgedacht hatte. Als er einmal nicht durch die Menge der zahlreichen Zuhörer durchkommen konnte, wurde er auf ihren Schultern bis auf den Katheder gebracht, den ſie umzingelten, und wovon ſich keiner entfernen wollte. Sogar ſeine Kollegen ließen ihm in dieſer Hinſicht Gerechtigkeit wiederfahren. „Wenn die Studenten, ſagte der berühmte Venel, aus meinen Vorleſungen giengen, ſo waren ſie ganz für die Chemie, die ſie gehört hatten, eingenommen; wenn ſie aus le Roy's Vorleſungen kamen, ſo waren ſie ganz über das vergnügt, was ſie gehört und behalten hatten.“

Die praktiſche Medicin war ſein Hauptaugenmerk, und er trieb die andern Wiſſenſchaften nur in ſo weit, in wiefern ſie ihm zum Wegweiſer auf der erwählten beſchwerlichen Laufbahn dienen konnten. Das Verzeichniß ſeiner Schriften giebt einen gut ausgedachten Plan, wie ein Arzt ſeine eigene Erziehung einrichten könne. Man bemerkt an ihm ſtufenweiſe einen weiſen Phyſiker, geſchickten Zergliederer und Chemiſten, einen aufgeklärten Praktiker, den ſeine ſchwächliche Geſundheit öfters in ſeinen Unterſuchungen hinderte, den ſein finſterer und ernſthafter Charakter mehr als einmal im Erfolg ſtörte, und den der grauſame Neid nicht verſchonte, obgleich ſein Ruhm nie ſo groß geweſen iſt, als es ſeine Talente forderten.

Nur die Phyſik kann die Verhältniſſe zeigen, die ſich

zwiſchen der Witterung der Jahrszeiten und der Natur der Krankheiten findet. Da ſich le Roy mit dieſer nützlichen Unterſuchung beſchäftigte, machte er über das Schwimmen des Waſſers in der Atmosphäre Verſuche, die ihn auf eine ſehr ſinnreiche Erklärung leiteten. Die Abhandlungen über das Sehen gegen de la Hire, über das Athmen der Schildkröten, und über das Gehörwerkzeug, zeugen von der Fertigkeit, die le Roy in der Anatomie bei Menſchen und Thieren erlangt hatte. Vorzüglich beſchäftigte er ſich mit Unterſuchung der Mineralien. Er theilt dieſelben in einer beſondern Abhandlung (De aquarum mineralium natura et usu, 1758) ein in ſaliniſche, eiſen- und ſchwefelhaltige, erörtert, was die Schriftſteller davon geſchrieben haben, und beſtimmt ihre Natur und Wirkungen nach Erfahrung und Beobachtung. Sein Werk iſt eines der beſten, die man von der Materie hat. Er iſt auch einer der erſten, die künſtliche Mineralwaſſer zu bereiten ſuchten, und hat alle Mittel, welche die Chemie anbietet, angewandt, um den Schwefel zu fixiren. Dazu ſchien ihm die Magneſie geſchickt zu ſeyn. Er war Venels würdigſter Nachfolger, um die franzöſiſchen Mineralwaſſer zu unterſuchen. Er brachte deſſen Beobachtungen in Ordnung, und fügte Anmerkungen bei.

Endlich war es Zeit, daß le Roy ſeine Arbeiten zu Ausübung der Kunſt anwandte. Er merkte gar bald, daß die Natur gewiſſer Krankheiten, z. B. der Pocken und Maſern, des Seitenſtechens, der einfachen Wechſelfieber ꝛc. hinlänglich beſtimmt ſey; allein er ſah ungerne, daß die angeſehenſten Schriftſteller über Eintheilung und Benennung der Fieber ganz verſchiedener Meinung

wären. Das Unbeſtimmte in dieſen Meinungen nöthigte le Roy, ſich eine eigene Methode auszuſinnen, die ſich auf die Fieberbeobachtung in ſeiner Gegend gründete. Er nahm nur zwei Klaſſen von Fiebern an, die er, nach der verſchiedenen Gefahr, in welcher der Kranke ſchwebte, gutartige und bösartige nannte, und jede wieder in vier Arten abtheilte *).

So vielfältige Arbeiten erwarben ihm bald Ruhm, der bis in die Hauptſtadt gelangte. Er war Mitglied der mediciniſchen Fakultät daſelbſt, Korreſpondent der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften, der königlichen Societät zu London, der zu Montpellier, zu Toulouſe und Nimes, ordentliches Mitglied der königlichen Pariſer mediciniſchen Geſellſchaft. Im Jahr 1777 zog er ſelbſt nach der Hauptſtadt, mit dem Entſchluſſe, ſich hier der mediciniſchen Praxis zu widmen. Um das Recht dazu zu erlangen, wozu ein weit leichterer und bequemerer Weg vorhanden war, da er ſchon 20 Jahre den Profeſſor gemacht hatte, unterwarf er ſich einer neuen Prüfung und der Vertheidigung einer Theſe.

Le Roy war ein geſchätzter Praktiker, ob er gleich die Gabe nicht beſaß, ſich bei den Kranken einzuſchmeicheln. Vielmehr warf man ihm eine gewiſſe Kälte, nicht ſelten ein unverzeihliches Schweigen vor, weil dieß die Kranken manchmal misbrauchen. Aber gehäufte Beſchäftigungen erſchöpften gar bald ſeine Kräfte. Sie nahmen ſeit 1778 merklich ab. In den erſten Mo-

*) In den Memoires et Observations de Medicine I. Partie, contenant deux Memoires sur les Fièvres aiguës, à Montpellier. 1766 8. Melanges de Physique, de Chemie et de Medicine à Paris 1771. 8. et II. Partie 1776. 8.

naten des folgenden Jahres mußte er ſich brechen, ſo oft er etwas aß, dennoch ſetzte er ſeine gewöhnlichen Arbeiten fort bis gegen Ende des Septembers! Dann wurden ſeine Schmerzen heftiger, und das Erbrechen kam öfter wieder. Le Roy ſah den Fortgang eines Uebels, deſſen Natur und Sitz er ſchon lange muthmaßte, ohne Furcht an, und da ſeine Kunſt ihm kein Mittel gegen den unvermeidlichen Tod darreichte, ſo gab ihm ſein Muth die nöthige Stärke, um nicht dafür zu zittern. Er bemühte ſeine Kollegen nicht, da er wußte, daß alle ihre Berathſchlagungen unnütz wären. In den Armen ſeiner Brüder, und mitten unter ſeinen Freunden, erwartete er den Augenblick, wo Leben und Leiden aufhören ſollten. Er ſtarb den 10ten Dec. 1779 im 54ſten Jahre ſeines Alters.

Wer, als ein geſchickter Profeſſor, Wahrheiten verbreitet und im Umlauf bringt, und, als ein verſtändiger Arzt, ſich mit Erhaltung der Menſchen beſchäftigt, der iſt glücklich, indem er die Summe ihrer Uebel mindert. Le Roy war in dem Betracht nützlich, und genoß das wahre Glück, deſſen der Menſch fähig iſt.

Kaſimir Chriſtoph Schmidel.

Leibarzt und Präſident des mediciniſchen Kollegiums zu Ansbach.

Ein Mann, deren jedes Jahrhundert nur wenige aufzuweiſen hat, ausgezeichnet durch Charakter und Verdienſte. Sein Vater war Leibarzt in Bayreuth, und hier wurde er am 27ſten November 1718 gebohren. Da er beide Eltern ſchon in Kindesalter verlor, ſo entbehrte er freilich ihrer treuen Pflege, wurde aber dennoch in Arnſtadt und Gera ſorgfältig erzogen, und zu ſeiner künftigen Beſtimmung vorbereitet. Dieſer ſuchte er dann in Jena und Halle näher zu kommen, wo er an der Hand ſeiner Lehrer das ganze Gebiet der Arzneikunſt durchwanderte. Schon damals hegte er eine beſondere Vorliebe zum Studium der Naturgeſchichte, vorzüglich der Botanik, weil er aber auf beiden Akademien hierinn keinen befriedigenden Unterricht erhalten konnte, ſo wurde er ſein eigener Lehrer, las, botaniſirte und beobachtete.

Ausgerüſtet mit einer Summe wohlverdauter Kenntniſſe kehrte er 1742 als Doctor in ſeine Vaterſtadt zu-

rück, und wurde ſogleich Profeſſor der Arzneikunde an der neu errichteten Akademie daſelbſt. Als dieſe im folgenden Jahre nach Erlangen verlegt wurde, gieng er ebenfalls als Profeſſor der Botanik und Anatomie dahin, und war nun 20 Jahre hindurch ein ſehr nützlicher Docent, beliebter Praktiker und geſchätzter Schriftſteller. Er erhielt den Charakter eines brandenburgiſchen Hofraths, und mehrere Akademien des Inn- und Auslandes zählten ihn zeitig unter ihre Mitglieder. Zufrieden mit ſeiner Lage ſchlug er ſehr ehrenvolle Vokationen nach Göttingen und andern Univerſitäten aus; aber endlich bewogen ihn doch wiederholte Zwiſtigkeiten mit ſeinem rauhen Kollegen Delius, deſſen mediciniſche Principien von den ſeinigen ſehr verſchieden waren, daß er (1763) unter ſehr vortheilhaften Bedingungen als Leibarzt nach Ansbach gieng.

Schmidel war ein ſelbſtſtändiger Mann, ein Feind aller Charlatanerie, gerade und offen auch gegen die Höflinge — kein Wunder, daß er am Hofe manchen ein Aergerniß war, und daß die Kabale ſich bemühte, ihn in Mißcredit zu bringen. Ihre Machinationen waren nicht ganz fruchtlos, und es vergiengen mehrere Jahre, bis man ihm allgemein die verdiente Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er gieng indeſſen ſeinen geraden Gang fort, und widmete die Stunden, die ihm ſeine ausgebreitete Praxis übrig ließ, dem Studium der Natur. Nachdem er ſchon in den Jahren 1756 und 1758 durch Sachſen und Holland, welches er zweimal durchwanderte, gereiſt war, und die Schweiz, beſonders in botaniſcher und

mineralogiſcher Hinſicht, beſucht hatte, begleitete er 1774 die Herzogin von Würtemberg als Leibarzt zu dem berühmten Tiſſot nach Lauſanne. Als ſie hier wenig Troſt fand, ſetzte ſie auf Schmidels Zureden ihren Weg nach Dieppe in der Normandie fort, und gebrauchte dort das Meerbad mit vortreflicher Wirkung. Er hingegen benutzte auf dieſer ganzen Reiſe alle ihm übrigen Stunden zur Aufzeichnung der Naturkörper, vorzüglich der Pflanzen, in das Tagregiſter, das er darüber führte. Bald nach der Rückkunft von dieſer Reiſe begleitete er ſeinen Fürſten durch Frankreich und Italien, und als er wieder zurück gekommen war, lebte er in Ansbach im Genuß jener allgemeinen Achtung, die dem Verdienſte gebührt. Nur eine traurige Krankheit, die ihn im Jahr 1788 befiel, lähmte ſeine gemeinnützige Thätigkeit. Seit dieſer Zeit war er für die Welt todt, zum öftern verwirrten ſich ſeine Vorſtellungen, er brachte halbe Nächte in langen feurigen Gebeten zu, und ſtarb endlich am 18ten December 1792.

Die Natur- und Arzneiwiſſenſchaft zählt Schmideln unter ihre verdienſtvolleſten Prieſter im 18ten Jahrhundert. Gleichweit von kühner Neuerungsſucht und träger Nachſprecherei entfernt, ſuchte er alles auf Beobachtungen und Grundſätze zurück zu führen. Unermüdet wandte er jede Zeit, die er dazu abmüßigen konnte, auf die Unterſuchung des menſchlichen Körpers und der übrigen Natur. Die Reſultate ſeiner anatomiſchen Arbeiten, die er in kleinen akademiſchen Schriften und mündlich vortrug, wurden aber theils nicht gehörig beachtet, theils gar angefochten; dieß

machte ihn in der Folge gegen die ſonſt ſehr geliebte Zergliederungskunde gleichgültiger.

Die Erforſchung des Gewächsreiches blieb bis an ſein Ende eine Lieblingsbeſchäftigung für ihn. Ohne bei ſeinem Lehramte in Erlangen einen botaniſchen Garten zu haben, zog er ſeltene Pflanzen, zu denen ihn ſeine ausgebreitete Korreſpondenz verhalf, auf eigene Koſten. Eben dieſe Kultur ſetzte er auch in Ansbach fort, und er ſuchte die Erzeugniſſe des Gewächsreiches nicht allein in Franken, ſondern auch in Schwaben, am Rhein, und in den entfernten bereiſten Ländern mit Eifer und Scharfblick auf. Von ſehr vielen beſchrieb er die Befruchtungstheile; von den merkwürdigſten entwarf er vollſtändige Beſchreibungen, mahlte ſie, oder ließ ſie mahlen, und zergliederte die Theile der Blüthe und Frucht mit mehr Umſtändlichkeit, als vor ihm gewöhnlich war. Bei dieſer Gelegenheit fand er an den gemeinſten Gewächſen zuweilen etwas Merkwürdiges, das die Botaniſten vor ihm überſehen hatten. Inſonderheit machte er die ſogenannten kryptogamiſchen Gewächſe zum Gegenſtande ſeiner Bemühungen. Seine Entdeckungen ihrer Befruchtungstheile machen in der Gewächskunde Epoche; mehrere ſeiner Diſſertationen (z. B. de Buxbaumia, de Blasia und de Jungermanniae Charactere) wurden mit Begierde aufgenommen, und wenn er in Entdeckungen dieſer Art nicht ſo weit gekommen iſt als Hedwig, ſo iſt das blos die Folge der mannichfaltigen Zerſtreuungen, worinn ihn ſeine Aemter und mediciniſche Praxis ohne Unterlaß verwickelten. Die verzögerte Ausgabe ſeines Lieblingswerkes (Icones plan-

tarum et analyses partium) und die allzuweit getriebene Befolgung des nonum prematur in annum war Urſache, daß manche von ihm zuerſt unterſuchte Gewächſe von andern zuerſt bekannt gemacht worden ſind.

Um die Mineralogie ſuchte ſich Schmidel durch eine Sammlung von ausgemahlten Abbildungen merkwürdiger Erzſtufen verdient zu machen, die er 1753 herauszugeben anfieng, aber nicht weit brachte. Ohngefähr von dieſem Jahre an lieferte er verſchiedene Beiträge zu dem Knorriſchen Petrefactenwerke, und noch 1781 ſtellte er die Vorſtellung einiger merkwürdigen Verſteinerungen ans Licht. Von ſeinen Reiſen ließ er intereſſante Beſchreibungen in lateiniſcher Sprache drucken.

Schmidel ſchrieb lieber lateiniſch als deutſch. Sein Ausdruck war körnig, edel, lebhaft, und zeugte von einer gründlichen Kenntniß der lateiniſchen Sprache. Deutſch ſchrieb er weniger korrekt, war aber dennoch auch angenehm zu leſen. Die Wiſſenſchaften überhaupt liebte er mit Enthuſiasmus, und beſtrebte ſich mit ihnen fortzurücken. Bei ſeiner gründlichen und ausgebreiteten Gelehrſamkeit ſprach er doch von wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden nie im entſcheidenden Ton, ſondern immer mit großer Behutſamkeit, die zuweilen mehr an Furchtſamkeit grenzte, und gab durch ſeine Aeußerungen und durch ſein Betragen zu erkennen, daß ihm die Grenzen des menſchlichen Wiſſens überhaupt, und ſeines eigenen insbeſondere, nicht verborgen waren.

In Abſicht auf Religion war Schmidel ein überzeugter Chriſt und den Neologen nicht geneigt, ob er

gleich die kirchlichen Ceremonien nicht immer genau beobachtete, und in der Philoſophie war ihm das materialiſtiſche Syſtem zuwider. Im Umgange bewies er ſich munter, ſcherzte gern, aber nicht ohne Neigung zur Heftigkeit, und lebte ſehr mäßig. Zur Erholung liebte er in den Abendſtunden zuweilen ein Spiel mit vertrauten Freunden und ſpielte zwar nie um Geld, konnte aber, wenn ein Fehler gemacht wurde, unwillig werden, und auch bei der Wiederholung deſſelben einigermaßen in Feuer gerathen. Er hatte gern Geſellſchaft bei ſich; nur mußte ſie ihn in ſeiner gewöhnlichen Lebensweiſe nicht ſtören. Wenn es ſeyn konnte, blieb er gern im Schlafrock und rauchte ſein Pfeifchen, das er, ſo oft es die Geſchäfte geſtatteten, zur Hand nahm. Abends um 10 Uhr beantwortete er die vielen an ihn eingelaufenen Briefe, oder wendete dieſe Zeit zu ſeinen übrigen gelehrten Arbeiten an, ſo, daß er gemeiniglich bis ſpat in die Nacht und in jüngern Jahren oft bis an den Morgen beſchäftigt war. Er war kein eigennütziger Arzt und dachte nicht auf Erwerb von großem Vermögen, und weil er keine Kinder hatte, ſo brauchte er ſeine Einnahme dazu, ſich die Bequemlichkeiten des Lebens zu verſchaffen, ſeine prächtige Bibliothek und ſein reiches Naturalienkabinet zu vermehren. Nie nahm er von einem Buchhändler für ſeine gelehrten Arbeiten Bezahlung, und da Erkenntlichkeit ein Hauptzug in ſeinem Charakter war, ſo unterließ er nie, denen, die ſeine Sammlung vermehrten, oder ihm ſonſt Gefälligkeiten erwieſen, ſich dankbar zu beweiſen, und er beſtrebte ſich, es auf die ihnen angenehmſte Art zu thun.

In allen körperlichen Bewegungen war Schmidel flink und geſchickt; er beſaß eine ungewöhnliche, im Heben ſchwerer Laſten, im Biegen ſtarker metallener Stäbe u. ſ. w. ſich äußernde Stärke, die er ſeinen Leibesübungen in der Jugend verdankte. Denn er hatte ſich im Heben, Voltigiren und Fechten ſehr geübt, und nach dem Ton ſeiner Univerſitätsjahre durch letzteres ſich unter den Studirenden in großes Anſehen geſetzt. Bei ſeinem lebhaften Charakter, den ſchon ſein feuriges Auge verkündigte, blieb ihm von dieſer Denkart ſelbſt noch etwas in ſeinen männlichen Jahren.

Markus Herz.

Jüdiſcher Arzt zu Berlin.

In der Theorie und Praxis einer der berühmteſten Aerzte ſeiner Zeit, den Fürſten belohnten, und die weiſeſten und einſichtsvollſten Menſchen in allen Ständen und in jeder Gegend unſers deutſchen Vaterlandes ehrten. Er war königl. preußiſcher Profeſſor der Philoſophie, hochfürſtl. waldeckiſcher Hofrath und Leibarzt, Arzt am Krankenhauſe der jüdiſchen Gemeinde in Berlin, Mitglied der helvetiſchen Geſellſchaft korreſpondirender Aerzte und Wundärzte, und mehrerer anderer gelehrten Geſellſchaften — lauter Auszeichnungen, die er allein ſeinen Verdienſten zu danken hatte, denn ſeine Geburt gewährte ihm eben ſo wenig eine günſtige Ausſicht auf die irdiſche Laufbahn, als ſeinen berühmten Zeit- und Glaubensgenoſſen Mendelsſohn und Maimon, die ſich, wie er, im Schooſe der Dürftigkeit zu Anſehen und Ruhm empor ſchwangen.

Herz war der Sohn eines jüdiſchen Schreibmeiſters zu Berlin, der mit Mühe durch Unterricht in ſeiner Kunſt das tägliche Brod gewann. Das Weltlicht erblickte er zum erſtenmal am 17ten Januar 1747. So arm die Eltern waren, ſo beſchloſſen ſie dennoch, ihren Sohn dem Studium der jüdiſchen Theologie zu widmen,

und in dieſer Hinſicht erhielt er den erſten Unterricht in dem Ephraimſchen Stifte in Berlin. Daneben mußte ſich der feurige Knabe zu den niedrigſten Handleiſtungen verſtehen, und er konnte ſeinen heiſſen Durſt nach Kenntniſſen nur auf Unkoſten ſeines Schlafs und mit Aufopferung der erſten Bedürfniſſe des Lebens befriedigen.

Als er das 15te Jahr erreicht hatte, wanderte er, von aller Unterſtützung entblößt, nach Königsberg in Preußen, um ſich in die Frohndienſte eines Kaufmannsladens einzwängen zu laſſen. Talent, Fleiß und Durſt nach Wiſſenſchaften zeichneten ihn hier vor vielen ſeines Standes und ſeiner Glaubensgenoſſen aus, und erwarben ihm mächtige Freunde und Wohlthäter. Seinem nach höhern Kenntniſſen ſtrebenden Geiſt war die Sphäre, in der er ſich befand, zu eng; er verließ ſie, und widmete ſich, von ſeinen Freunden und Wohlthätern unterſtützt, ganz den Wiſſenſchaften. Am meiſten feſſelte ihn jetzt das Studium der Philoſophie. Er machte in ihr bald ſo große Fortſchritte, daß, als ſein großer Lehrer, der unſterbliche **Kant**, im Jahr 1770 die erſten Grundlinien des philoſophiſchen Syſtems, das ihm nachmals unerlöſchlichen Ruhm erwarb, in ſeiner Diſſertation: de mundi sensibilis forma et principiis, aufs Katheder brachte, er unſern **Herz** zu ſeinem Reſpondenten wählte. Dieſes veranlaßte ſeine erſte Schrift: **Betrachtungen aus der ſpekulativen Weltweisheit**, die er im darauf folgenden Jahre herausgab, und durch welche er die Wahl ſeines großen Lehrers vor einem größern philoſophiſchen Publikum rechtfertigte.

Mit Empfehlungen **Kants** an die damaligen erſten Philoſophen Berlins, **Lampert**, **Mendelsſohn**,

Sul-

Sulzer, verſehen, kehrte er nach ſeiner Vaterſtadt zu- rück. Die ausgezeichneten Eigenſchaften des jungen Mannes machten ihn bald zu ihrem vertrauten Freund und Mitforſcher. Auf ihren Rath ſtudirte er anfänglich hier, dann zu Halle, die Heilkunde, und erlangte im Jahr 1774 die Doktorwürde. Bei ſeiner zweiten Rück- kehr nach Berlin verheurathete er ſich mit der Tochter des verſtorbenen geſchätzten Arztes am Krankenhauſe der jüdiſchen Gemeinde, Benjamin de Lemos, und ward ſeinem Schwiegervater von den Vorſtehern dieſer Anſtalt adjungirt. Von nun an theilte er ſeine Beſchäf- tigungen zwiſchen ſeinem Berufe als Arzt, und ſeinem Lieblingsſtudium der Philoſophie. Die freimüthigen Kaffeegeſpräche zweier jüdiſcher Zuſchauerinnen über den Juden Pincus, die er noch als Student im Jahre 1772, bei Gelegenheit eines jetzt vergeſſenen Luſtſpiels, in dem ſeine Glaubensgenoſſen nicht am vortheilhafte- ſten dargeſtellt wurden, ſchrieb, hatten ſchon ſeinen Witz, ſeinen Scharfſinn und ſeine Gabe des Styls bewährt. Mehr noch wurden dieſe ſichtbar durch den Verſuch über den Geſchmack, den er 1776 zum erſten- und 1790 zum zweitenmal herausgab. Für ſein Hauptfach, die Heilkunde, ſchrieb er 1777 ſeine Briefe an Aerzte, die 1783 wieder aufgelegt, und mit einem zweiten Theil vermehrt wurden. Durch dieſes Werk, ſo wie durch ſeinen Grundriß aller medicini- ſchen Wiſſenſchaften (1782) und durch einige Aufſätze in ſeines Freundes Selle Beiträgen zur Na- tur- und Arzneiwiſſenſchaft erwarb er ſich nun auch als philoſophiſch- mediciniſcher Schriftſteller den ausgezeich- netſten Ruf. Alle ſeine bisherigen Arbeiten übertraf

jedoch an Scharfſinn und Aufwand gründlicher Gelehrſamkeit ſein unſterbliches Werk: Verſuch über den Schwindel, das er zuerſt 1786 und ſtark vermehrt und verbeſſert 1791 zum zweitenmal abdrucken ließ. Durch die eingewebten pſychologiſchen Forſchungen über die Verknüpfung der Ideen und eine neue Eintheilung der Krankheiten empfiehlt ſich dieſes Werk eben ſo ſehr dem Philoſophen als dem denkenden Arzt.

Aber nicht blos als Arzt und Schriftſteller, ſondern auch durch Vorleſungen ſuchte Herz ſeinen Mitbürgern nützlich zu werden. Er war der erſte, der in Berlin Vorleſungen über die Experimentalphyſik hielt. Er wußte ſie durch Anwendung eines ſehr vorzüglichen Apparats, und durch ſeinen ſchönen, deutlichen und heitern Vortrag ſo intereſſant zu machen, daß nicht blos künftige Gelehrte von Profeſſion, ſondern Männer aller Stände, und unter dieſen die erſten Beamten des Staats ſie zu hören ſich beeiferten. Seine Vorleſungen verbreiteten bei reifen Männern und Frauen in Berlin mit zuerſt die Liebhaberei und den Geſchmack an beſtimmten Lehrgegenſtänden, die in der neuern Zeit ſo zugenommen haben, daß in einem Winter oft 12 und mehrere dergleichen Kurſus über alle Theile der Philoſophie, Geſchichte und Naturwiſſenſchaft ſtatt fanden. Herz ſelbſt ſetzte ſeine Vorleſungen mit immer gleichem Beifall bis wenige Jahre vor ſeinem Ende fort. Nur im Jahr 1785 wurden ſie durch eine Reiſe nach Pyrmont unterbrochen. Auf dieſer fand er aller Orten die ehrenvollſte Aufnahme, als Folge ſeines großen Rufs. Der regierende Fürſt von Waldeck gab ihm einen hohen Beweis ſeiner Achtung, indem er ihn in Pyrmont zu ſeinem Hofrath und

Leibarzt ernannte. Er hatte das Glück gehabt, ſelbſt den verewigten Staatsminiſter von Zedlitz, dieſen groſſen Kenner und Beförderer der Wiſſenſchaften, unter ſeine Zuhörer zu rechnen. Er war es, durch den er dem Könige Friedrich Wilhelm bekannt wurde, der ihn 1787 zum Profeſſor der Philoſophie mit einer lebenslänglichen Penſion von 500 Thalern ernannte; eine Würde, die vor ihm niemals einem ſeiner Glaubensgenoſſen ertheilt worden war. Für dieſe erwarb er ſich durch ſeine Schrift: Ueber die frühe Beerdigung der Juden, ein unſterbliches Verdienſt, indem ſie die Veranlaſſung zur Abſchaffung dieſer ſchädlichen Gewohnheit in vielen Städten gab.

Bei allen dieſen literariſchen Arbeiten betrieb Herz auch die mediciniſche Praxis mit ausnehmendem Glück und Beifall; beſonders aber wendete er den größten Fleiß auf die Vervollkommnung der großen Krankenanſtalt, der er vorgeſetzt war, ſo, daß ſie unter ihm zu den berühmteſten in Deutſchland gezählt wurde. Und bei allen dieſen Beſchäftigungen, bei denen er auf ſeine eigene zerrüttete Geſundheit wenig Rückſicht nahm, wußte ſein raſtloſer Geiſt immer noch Zeit genug für kleinere literariſche Arbeiten zu finden, mit denen er mehrere der berühmteſten Zeitſchriften, die allgemeine deutſche Bibliothek, Moritz Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde, die Berliner Monatsſchrift, den deutſchen Merkur, das Hufelandiſche Journal für die praktiſche Arzneikunde u. a. m. bereicherte.

Der allen ſelbſtſtändigen Gelehrten ſo eigene Hang, wider den Strom zu ſchwimmen, verbunden mit ſeinem ſtets gegenwärtigen Witz, das Paradoxſcheinende auszu-

ſchmücken, wurde in dem letzten Dezennium ſeines Lebens dadurch auffallender, daß er den Revolutionen, die ſich in dem philoſophiſchen und mediciniſchen Syſtem ſo ſchnell folgten, und endlich gar mit einander koaliſirten, ſeinen Beifall nicht ertheilen konnte. Auch die Kuhpockenimpfung fand anfangs ſeinen Beifall nicht; wenn ihm aber gleich ſeine Schrift über die Brutalimpfung eine Menge von Gegnern zuzog, ſo geſtanden ſie alle ihm doch das Verdienſt zu, daß er die neue Entdeckung unter allen ihren Bekämpfern mit dem größten Scharfſinn angegriffen habe, und daß ſeine Theorie der Verſuche ſeiner ganz würdig iſt.

So viele Denkmäler ſeines Geiſtes ſichern ihm einen ewigen Platz im Tempel des Nachruhms. Aber nicht blos als Gelehrter war er ſchätzbar. Er war auch ein zärtlicher Gatte und Sohn, ein Freund ſeiner Freunde, ein Wohlthäter und Retter vieler Armen, und der ſorgfälligſte Erfüller ſeiner Berufspflichten. Sein heiterer Witz, ſein heller Verſtand, ſein feiner Geſchmack belebten jede Geſellſchaft, an der er Theil nahm; ſein Haus war der Sammelplatz aller Freunde des Geſchmacks und der Wiſſenſchaften. In der Nacht auf den 20ten Januar 1803 endigte eine Lungenentzündung ſein thätiges, der Aufklärung und Heilung gewidmetes Leben, in welchem er wenig Tage vorher ſein 57ſtes Jahr angefangen hatte.

Philipp Ludwig Wittwer.

Ordentlicher Phyſikus in Nürnberg.

Wittwer wurde am 19ten May 1752 in Nürnberg gebohren. Sein Vater war praktiſcher Arzt daſelbſt — ein Mann, deſſen Andenken noch lange nach ſeinem Tode unter ſeinen Mitbürgern blühte, und deſſen raſtloſe Thätigkeit für die Verbeſſerung des daſigen Medicinalweſens, nur ein allzufrüher Tod im 56ſten Jahre ſeines Lebens hemmen konnte. Dieſem Vater, der jede freie Stunde ſeinem Sohn ſchenkte, und einigen vorzüglichen Hauslehrern dankte der junge Wittwer ſeine erſte Bildung. Das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt beſuchte er erſt ſpat, und er hatte auch hier das Glück, einige Lehrer zu bekommen, die ihn beſonders zu einer geſchmackvollen Lektüre der Alten anleiteten. Die nähere Vorbereitung zum akademiſchen Studium der Arzneikunde ertheilte ihm ſein Vater; er entwickelte ihm die Elemente der Anatomie, Botanik, Materia Medika, in der Natur und in Bildern, gab ihm einen encyklopädiſchen Unterricht über die ganze Arzneikunde, und machte ihn mit den vorzüglichſten Werken in derſelben bekannt.

Im Jahr 1770 bezog er die vaterländiſche Akademi-

Altdorf. Nagel, Adelbulner und Will waren daſelbſt ſeine Lehrer in der Philologie, Mathematik, Phyſik und Philoſophie; Weiß, Adolph und Vogel in der Chemie, Anatomie, Botanik, Materia Medika und der geſammten theoretiſchen Arzneikunde. Im Diſputiren übte er ſich öffentlich und privatim, ſehr fleißig, und dieſe nützlichen Uebungen ſetzte er auch in Strasburg fort, wohin er ſich 1772 begab. Spielmann, Lobſtein, Herrmann, Ehrmann, Röderer waren die Männer, von welchen er fernern und meiſt praktiſchen Unterricht in der Naturgeſchichte, Chemie, Materia Medika, Pharmazie, Anatomie, Phyſiologie, Pathologie, Chirurgie, Klinik, und Geburtshülfe erhielt. Auf dem anatomiſchen Theater übte er ſich jeden Winter in Zergliederung der Leichname und in chirurgiſchen Operationen, in dem deutſchen Bürgerſpital in Behandlung der Krankheiten, und auf dem Kindbetterſpital in der Geburtshülfe. Nachdem er 1774 die Doctorwürde erhalten hatte, blieb er noch ein Jahr in Strasburg, ſetzte die praktiſchen Uebungen fort, und behandelte auch Kranke in der Stadt. Dann gieng er nach Paris, allein nach einem kurzen Aufenthalte rief ihn der Tod ſeines Vaters nach Nürnberg zurück.

Der Eifer, mit dem Wittwer bisher ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung verfolgt hatte, begleitete ihn auch auf der neuen Laufbahn, die er nun in ſeiner Vaterſtadt betrat. Fortgeſetztes Studieren, wozu ihm ſein Vater einen köſtlichen Bücherſchatz, den er ſelbſt noch ſehr vermehrte, zurückgelaſſen hatte, kliniſche Geſchäfte, ein gelehrter Briefwechſel, und einige literariſche Arbeiten beſetzten ſeine Zeit, bis er 1783 den Ruf zu

einer erledigten mediciniſchen Lehrſtelle in Altdorf erhielt. Er lehrte mit dem ausgezeichnetſten Beifalle, aber wiederholte Anfälle von hypochondriſcher Schwermuth, die ihn ſchon früher gepeinigt hatten, bewogen ihn, ſein Amt ſchon im Jahr 1785 wieder niederzulegen, und auf ſeinen vorigen Platz zurück zu kehren.

Ehe er Altdorf verließ, machte er ſeiner erſchütterten Geſundheit wegen eine Reiſe nach Wien, auf welcher ihn der Profeſſor Will begleitete. Dieſe Reiſe machte ihn mit den berühmteſten Aerzten in Wien perſönlich bekannt, und erwarb ihm ihre Achtung. Auch in Nürnberg wurde er wieder mit der Liebe und dem ehrenvollen Zutrauen aufgenommen, welches ihn vorher in und auſſer dem Kreiſe ſeiner enger verbundenen Freunde beglückt hatte. Er wurde wieder mannigfaltig nützlich auf dieſem Platze, und nur wiederholte Anfälle ſeiner Krankheit unterbrachen dieſe Thätigkeit. Um ſich von ſeinem hypochondriſchen Uebel zu befreien, machte er 1790 eine neue Reiſe in die Rheingegenden, und in mehrere Bäder; allein ſeine Hofnung und ſein Wunſch, niemals wieder Leiden dieſer Art zu erfahren, um ungeſtört Gutes in ſeinem Kreiſe zu wirken, wurden auch durch dieſe Reiſe nicht erfüllt, indem von Zeit zu Zeit, und immer mit gröſſerer Heftigkeit, hypochondriſche Anfälle ſeinen Leib und ſeine Seele beſtürmten, ſo daß endlich ſein Körper ganz aufgerieben und ſchnell aufgelößt wurde. Er brachte den 24ſten Dec. 1792 den Mittag und einen Theil des Nachmittags heiter und froh im Schooſſe ſeiner Familie zu und gieng dann in ſein Studierzimmer. In dieſem fand man ihn Abends todt. Ein Steck- und Schlagfluß hatte, wie die Lei-

chenöffnung zeigte, ſeinem Leben plötzlich, unter dem Leſen eines Buchs, das noch auf dem Tiſche lag, ein Ende gemacht. Er hinterließ ſeine Gattin, ſeine ſieben Kinder, ſeine Freunde im Vaterlande und im Auslande in dem Zuſtande der innigſten Sehnſucht und des tiefſten Schmerzens.

Der Hauptzug in Wittwers Charakter war zartes Gefühl für alles Schöne, das köſtlichſte Geſchenk der Natur, das die ſchätzbaren Eigenſchaften erſt liebenswürdig macht, und dem Manne, dem es verliehen iſt, nicht blos dem Beifall des Verſtandes, ſondern die Herzen aller, die ihn kennen, gewinnt. Er war ein vortreflicher Gelehrter und mit den vortreflichſten Kenntniſſen ausgerüſtet: ſein Vortrag war ſowohl in der geſellſchaftlichen Unterhaltung, als in Schriften, richtig, nachdrücklich und hinreißend. Sein Werk über den epidemiſchen Katharr, ſeine Schrift auf Niklaas Tulp, und die Blumen, die er auf das Grab des von ihm ſo verehrten Stolls ſtreute, haben ihm eine ehrenvolle Stelle unter den Schriftſtellern Deutſchlands erworben. Er war dabei der liebenswürdigſte Geſellſchafter, dem es nie an Stoff fehlte, auf das angenehmſte zu unterhalten, und der ſein Feuer oft auch andern mittheilte, ein Freund des Guten, Schönen und Wahren, wo er es fand, dagegen ein abgeſagter Feind aller Schleichwege, aller Bedrückungen.

Die hypochondriſche Schwermuth, welche ſo viele Jahre ſeines Lebens verbitterte, erregte das lebhafteſte Mitleiden. So lange dieſes Uebel anhielt, war er gegen ſeine vertrauteſten Freunde wo nicht kalt, doch äuſſerſt zurückhaltend, dabei unthätig und düſter. Auf dieſe

Periode folgte Ruhe, und was er that, und für das Publikum arbeitete, geſchah in dieſer Zwiſchenzeit, wo er die trefflichſten Plane machte, die ihm die nachher folgende glühende Heftigkeit auszuführen immer unterſagte. Auf dieſen Zuſtand der Heftigkeit, wo alle ſeine Geiſteskräfte erhöht waren, wo ſeine Beredſamkeit wie ein fortreißender Strom war, wo ſein natürlicher Haß gegen Bedrückungen, Ungerechtigkeiten und Bosheiten zu brennenden Unwillen ſtieg, folgte wieder ein gemäſſigter Zuſtand, und dieſer gieng in die ſchwermüthige Düſterheit und Unthätigkeit über.

Wittwer kämpfte beſtändig gegen dieſe Anfälle. In der ſchwermüthigen Periode, die nach und nach immer länger anhielt, vermochte er nichts über ſich: aber im Zuſtande der Ruhe that er viel, um den Zeitpunkt der Schwermuth von ſich abzuhalten, und ſelbſt im Zuſtande der Heftigkeit zerſtreute er ſich ſo viel er konnte, wurde aber zu vielen Unbeſonnenheiten hingeriſſen. Er umfaßte, wenn die Periode der Heftigkeit eintrat, alles, was ihm in Sinn kam, mit ganzer Seele, verfolgte jeden unüberlegten Einfall, und that wieder nichts Zuſammenhängendes und Planmäßiges; ein Gegenſtand wurde immer wieder von einem neuen verdrängt, und ſeine Phantaſie flatterte unſtet und wirkungslos umher. Selbſt ſeine alten Freunde litten hierunter; doch klagten ſie niemals ſein Herz, immer nur ſeine Krankheit an. Für ſeine Familie und für ſeine häuslichen Verhältniſſe hatte dieſe unerklärliche Krankheit die traurigſten Folgen; niemand von den Seinen war ihm dann mehr theuer, keine Rückſicht auf Pflichten gegen ſie beſchränkte ſeine ſonderbaren Einfälle und ihre oft koſtbare

Ausführung. So verminderte ſich ſein ſehr beträchtliches Vermögen, und ſeine Familie hatte durch ihn gerechte Urſache zu mancherlei Kummer. In den letzten Tagen war er ein ſchwärmeriſcher Liebhaber des Theaters; er gieng nun faſt ausſchließend mit Schauſpielern um; kaufte eine ganze dramatiſche Bibliothek und ließ in ſeinem eigenen Hauſe ein Privattheater bauen, auf welchem indeſſen nicht ein einziges mal geſpielt worden iſt.

In der ſchwermüthigen Periode that der Bedauernswerthe gar nichts, nicht einmal mit Lecture beſchäftigte er ſich; immer lag er dann ſchlafend entweder im Bette oder auf dem Kanapee, und ſtand nur auf, um zu eſſen, oder Kaffee zu trinken und Toback zu rauchen.

Johann Andreas Venel.

Praktiſcher Arzt zu Orbe.

Die anmuthige Stadt Morges oder Morſee am Genferſee im Pays de Vaud iſt der Geburtsort, und der 28ſte May des Jahres 1740 der Geburtstag Venels, eines Mannes, der ſich in einem ganz beſondern Fache, das er gleichſam ſchuf, auszeichnete und dadurch ein Wohlthäter vieler ſeiner Mitbrüder wurde. Sein Vater war ein gemeiner Barbier, den er ſchon im 5ten Jahre verlor. Er wuchs unter den Augen ſeiner frommen Mutter auf, beſchloß ein Wundarzt zu werden, und hatte in ſeinem 16ten Jahre das Glück, bei dem berühmten Cabanis in Genf unterzukommen, der ihn 6 Jahre lang in der Theorie und Praxis ſeiner Kunſt unterwies. Zu eben der Zeit benutzte er Tronchin's Vorleſungen über Medicin und Chirurgie; dann gieng er nach Montpellier und erhielt daſelbſt 1764 die Doktorwürde.

Als ein junger Mann, der die Jahre des Lernens treulich benutzt hatte, ſehnte ſich jetzt Venel nach einer Gelegenheit, von ſeinen Kenntniſſen einen nützlichen Gebrauch zu machen. Er wählte zu ſeinem fernern Aufenthalte die kleine Stadt Orbe. Hier wurde er als

Stadtphyſikus angeſtellt, und durch einige wohlgelungene Kuren erwarb er ſich in Kurzem das Zutrauen ſeiner Mitbürger und der Bewohner der umliegenden Gegenden. Tauſende würden in einer ſolchen Lage ſich mit dem, was ſie gelernt hatten, begnügt und ruhig ihre praktiſchen Geſchäfte verwaltet haben; aber Venels forſchender Geiſt ſtrebte weiter. Er empfand bald, daß ihm noch vieles Wiſſenſchaftliche fehle, um das zu werden, was er zu ſeyn wünſchte; vornemlich wünſchte er ſeine Kenntniſſe in der Chemie und Pharmacie zu erweitern, und ſich in der Entbindungskunſt zu üben. Getrieben von einer unwiderſtehlichen Wißbegierde verließ er daher 1766 Orbe, verfolgte ein Jahr lang ſeine Zwecke in Paris, hielt ſich in der nemlichen Abſicht einige Monate in Strasburg auf, und kehrte dann wieder zu ſeiner erſten Beſtimmung zurück, bereichert mit vielen neuen Einſichten und Erfahrungen, beſonders in der Entbindungskunſt, die er treulich zum Beſten derer anwandte, welche ſich ihm anvertrauten.

Menſchenfreundlich begnügte ſich Venel damit nicht, ſelbſt als Accoucheur nützliche Dienſte zu leiſten, ſondern ſein Beſtreben gieng auch dahin, ſolche Anſtalten zu gründen, wodurch überhaupt die arzneiliche Hülfe verbeſſert und für die Entbindung der Schwangern beſſer geſorgt würde. Allein, da ſich ihm zur Erreichung ſeiner Anſichten zu Orbe allzuviele Hinderniſſe in Weg ſtellten, ſo nahm er 1769 einen Ruf als Stadtarzt in der benachbarten Stadt Yverdon an. Hier fand er mehr Unterſtützung und Ermunterung, er errichtete in den Bädern zu Yverdon eine öffentliche Hebammenſchule, und ſeinem unverdroſſenen Eifer war es allein zuzuſchreiben,

daß er ſich zuletzt rühmen konnte, dem Pays de Vaud gegen Hundert geſchickte Hebammen gezogen zu haben, wo es vor ihm faſt gänzlich daran mangelte. Er ſchrieb für ſein Inſtitut ein beſonderes Lehrbuch, und wurde dafür mit dem Profeſſortitel beehrt, auch erhielt er einen Jahrgehalt von der Regierung.

Zu eben der Zeit, da Venel als Accoucheur unermüdet thätig war, fand er Gelegenheit, ſich mit einem ganz neuen Gegenſtande bekannt zu machen, der ihn nachher ſeine ganze übrige Lebenszeit hindurch beſchäftigen ſollte. Es wurde ſeiner Beſorgniß ein Knabe übergeben, deſſen Füſſe ganz einwärts gebogen waren, und Venel war ſo glücklich, denſelben eine gerade Richtung zu geben. Bei reifem Nachdenken, während der Behandlung deſſelben fand er, daß dieſe Kunſt ſich noch in ihrer Kindheit befände. Er fieng an derſelben nachzuſpüren, und um Theorie und Praxis mit einander zu verbinden, machte er mehrere Verſuche. Da er jetzt ſeiner Hebammenſchule alle nöthige Konſiſtenz gegeben hatte, ſo faßte er den Entſchluß, eine ganz neue Laufbahn zu betreten, und der leidenden Menſchheit von einer andern Seite nützlich zu werden.

Entfernt von dem Wahne, daß er bereits im Beſitz aller der Kenntniſſe ſei, die ſein Vorhaben erforderte, und durch die erſten glückliche Verſuche nicht geblendet, entſchloß er ſich, erſt ſelbſt noch einmal Schüler zu werden, in einem Alter, da man gemeiniglich nicht mehr zu lernen anfängt. Ueberzeugt, daß zu der Kunſt, die er ſchaffen wollte, beſondere anatomiſche Kenntniſſe erfordert würden, faßte er den Entſchluß, ob er gleich ſchon einen Kurſus in der Anatomie gemacht hatte, eine

zweite Reiſe nach Montpellier zu unternehmen, und da abſichtlich, als ob er noch ein ganz neuer Anfänger geweſen wäre, zu ſtudiren. Dieß geſchah im Jahr 1779, und im folgenden kam er mit allen dahin einſchlagenden Kenntniſſen der Zergliederungskunſt wieder nach Orbe zurück. Von da an datirt ſich die neue Laufbahn ſeines Lebens, die ihm noch größern Ruhm erwarb als die erſtere, und auf der er hernach unermüdet bis zu ſeinem letzten Hauche fortwandelte.

Sogleich nach ſeiner Rückkunft fieng er mit angeſtrengtem Fleiß und Nachdenken ſeine Kuren an einer größern Zahl von Patienten an, die ihm ſowohl aus der Nachbarſchaft, als auch der Schweiz und andern Ländern anvertraut wurden, die er alle in längerer oder kürzerer Zeit wieder herſtellte. Die außerordentlichſten Mißſtaltungen der Knaben an Knieen, Beinen und Füſſen und andern Krümmungen des Leibes verſchwanden unter ſeiner Kunſt bis zum Erſtaunen, und erhielten, wo nicht eine ganz gerade, doch eine erträglichere und beſſer ins Auge fallende Richtung. Er fieng ſeine Kuren mit äußerlichen und erweichenden Mitteln an, und nachher bediente er ſich einiger beſonders von ihm dazu erfundener Bandagen, die den vorzüglichen Werth haben, daß ſie auf keine Weiſe weder der Geſundheit noch der Fröhlichkeit und dem Wachsthume der Patienten ſchädlich ſeyn können. Der Gang ſeiner Behandlung mußte natürlicher Weiſe etwas langſam ſeyn, indem die verunſtalteten Glieder nicht nur eine andere Geſtalt gewinnen ſollten, ſondern auch ihr Wachsthum nicht gehemmt werden durfte. In einer der reitzendſten Gegenden der Stadt Orbe errichtete er mit ſehr beträcht-

lichen Koſten ein öffentliches Krankenhaus ein, wo die Penſionairs, die ſich ſeiner Leitung anvertrauten, aufs ſorgfältigſte verpflegt wurden. Er ſorgte nicht nur für den Körper, ſondern auch für den Geiſt der Kleinen, die man ihm anvertraute, denn ſeine Methode war nur bei Kindern unter acht Jahren anwendbar. Sie wurden während der Kur in dem Fortgange ihrer Studien nicht gehindert, ſondern nach dem Wunſche der Eltern von beſondern Lehrern unterwieſen. Mit dem Inſtitute ſtand zugleich eine Werkſtätte in Verbindung, wo von geſchickten Künſtlern, die aus der Ferne gerufen worden, die nöthigen Werkzeuge, Bandagen ꝛc. verfertigt wurden. Dem Auge des Aufſehers dieſer wohlthätigen Anſtalt entgieng nichts, was zu ihrer Vervollkommnung diente, und ſein ſanfter, liebreicher Charakter erwarb ihm augenblicklich das Zutrauen und die Liebe derer, die bei ihm Troſt und Hülfe ſuchten.

Venel nahm beim Eintritt eines jeden Patienten in ſein Haus allemal einen Abdruck in Gyps von dem verunſtalteten Gliede, und bei vollendeter Kur, wo das gleiche wiederholt wurde, die durch ſeine Kunſt vorgegangene Veränderung deſto anſchaulicher zu machen. Zur Aufbewahrung aller dieſer Modelle beſtimmte er ein eigenes Zimmer; ein für den Kenner und Beobachter, und für die Patienten ſelbſt äußerſt intereſſanter Anblick. In den Stunden, die er ſich abmäßigen konnte, ſchrieb er ſeine Beobachtungen über den menſchlichen Körper nieder, und theilte ſie der Welt in verſchiedenen Schriften mit. Eine derſelben (Description des plusieurs nouveaux moyens méchaniques, propres à prévenir, borner et même corriger, dans certains cas, les courbures laté-

rales et la torſion de l'epine du dos) enthält einen Abriß ſeiner ganzen Kunſt, welche ſich nicht nur auf Knie, Beine, Füſſe, ſondern auf den Bau des ganzen menſchlichen Körpers erſtreckte. Es iſt die Frucht aller ſeiner Studien und Nachforſchungen, die er mit der redlichſten Offenheit mittheilte. Ueberhaupt war er von allem Eigennutz und Charlatanerie weit entfernt, und das ſüße Bewußtſeyn, der leidenden Menſchheit nützlich zu ſeyn, war ſein beſter Lohn. Deswegen ſuchte er auch ſeinem Inſtitute dadurch Konſiſtenz zu verſchaffen, daß er zween Männer bildete, die es nach ſeinem Tode fortſetzen konnten, und die ruhmvoll in ſeine Fußſtapfen traten.

Venel genoß in ſeinen letzten Jahren in der Nähe und noch mehr in der Ferne die verdiente Hochachtung und Verehrung. Aber die ununterbrochenen Anſtrengungen verzehrten ſeine Kräfte vor der Zeit, und am 9ten Merz 1791 ſtarb er, nachdem er in 12 Jahren wohl hundert glückliche Kuren gemacht hatte. Unter die Erfindungen, welche von ihm herrühren, gehört auch ein Inſtrument zur Aushebung der Zähne.

Von Natur hatte Venel eine ſtarke Anlage zur Hypochondrie, ſein Kopf war immer mit Projekten theils zur Errichtung, theils zur Vervollkommnung ſeiner Inſtitute angefüllt; deswegen war er unruhig, wenn er mit faſt unüberſteiglichen Hinderniſſen zu kämpfen hatte. Im gemeinen Leben war er ein guter Ehemann und Vater, im bürgerlichen ein wahrer Republikaner, gegen jedermann zur Freundſchaft geneigt und von gefälligem Umgang. Sein Herz ſtund immer den Empfindungen des Wohlwollens und der thätigen Menſchen-

liebe

Liebe offen. Freundſchaft war ſeinem Temperamente eine unentbehrliche Nothwendigkeit, vielleicht war er gegen ſeine Freunde allzuvertraulich, vielleicht zu leichtglaubig, der gewöhnliche Fehler redlicher Seelen. Unter ihnen verſchwand das Finſtere ſeines Humors, und er überließ ſich dann gerne, im Schooße der Freundſchaft, einer ſanften und lebhaften Freude. Von Stolz und Eigendünkel war er ganz frei, und immer bereit, jedes fremde Verdienſt zu ehren.

Andreas Rüdiger.

Churſächſiſcher Rath und Leibarzt.

Ein wahrhaft philoſophiſcher Geiſt belebte dieſen deutſchen Philoſophen, der bei denen, die ihm anhiengen, das Selbſtdenken weckte, und unter ſeinen Zeitgenoſſen manche neue Idee in Umlauf brachte. Dem herrſchenden Wolfiſchen Syſtem war er nicht ſo gewogen, wie die meiſten Philoſophen ſeiner Zeit, und darüber ward er in manche Fehde verwickelt, wo wenigſtens die äußere Decenz mehr reſpectirt wurde, als bei den hitzigen Kämpfen einiger Philoſophen unſerer Zeit. Jetzt ruhen die Schriften beider Partheyen in den Bibliotheken, und nur die Wenigen, welche dem Gange nachgehen, den das philoſophiſche Denken unter den Deutſchen nahm, leſen vielleicht noch Etwas von dem Vielen, was Rüdiger ſchrieb. Konnten aber gleich ſeine Schriften dem Strome der Zeit nicht widerſtehen, ſo lebt doch ſein Name in den Annalen der philoſophiſchen Geſchichte fort, und behauptet ſeine Stelle mit Ehre.

Rüdiger wurde am 1ſten Nov. 1673 zu Rochlitz im Meißniſchen von ſehr armen Eltern gebohren. Seine Dürftigkeit war Urſache, daß er erſt im 14ten Jahre anfieng unter der Anleitung eines Verwandten ſich den

Studien zu widmen. Er begab ſich hernach auf das Gymnaſium zu Gera, und von dort auf die Univerſität zu Halle, wo er das Glück hatte, an Chriſtian Thomaſius einen Gönner zu gewinnen, der ihn zum Lehrer ſeiner Kinder wählte, und für ſeinen Unterhalt ſorgte. Eine Krankheit nöthigte ihn, Halle zu verlaſſen, und nach Gera zurückzugehen. In der Folge lebte er eine Zeit lang zu Jena, und nährte ſich vom Privatunterrichte, wobei er ſich zugleich mit Theologie beſchäftigte; da er aber kein hinlängliches Auskommen fand, mußte er ſich von Jena wieder entfernen. Im Jahr 1697 begab er ſich nach Leipzig, und weil damals in Sachſen eine allgemeine Abneigung gegen die Theologen herrſchte, die ſich zu Halle gebildet hatten, Rüdiger alſo ſich nicht leicht Hofnung machen konnte, zu einer Predigerſtelle in ſeinem Vaterlande befördert zu werden, ſo verließ er das theologiſche Studium, und trieb Jurisprudenz, gieng aber auch von dieſer, da ſie ihm misfiel, zum Studium der Medicin über.

Ein Lieblingsgegenſtand war für Rüdiger immer die Philoſophie geweſen, und ſeine erſten Schriften betrafen auch philoſophiſche Materien: (De usu et abusu terminorum — De virtutibus intellectualibus integritati suae restitutis — De eo, quod omnes ideae oriantur a sensione — De novis ratiocinandi adminiculis.)

Im Jahr 1703 ward er Doctor der Medicin zu Halle. Ein Diebſtahl, durch den er den größten Theil ſeines Vermögens verlor, und eine anhaltende Krankheit, die ſich mit dem Mangel verband, verurſachten ihm ein ſehr mühſeliges Leben. Er hielt einige Jahre

zu Leipzig, und wegen des Einfalls der Schweden in Sachſen zu Halle philoſophiſche Vorleſungen mit groſſem Beifall, wiewohl es auch ihm hier nicht an Neidern und Widerſachern fehlte. Im Jahr 1709 gab er ſein berühmtes Werk: De sensu veri et falsi heraus, worin er die Logik nicht nur nach einer neuen Methode bearbeitet, ſondern auch mit vielen neuen praktiſch nützlichen Bemerkungen bereichert hat. Nachdem ſich die politiſchen Verhältniſſe in Sachſen verändert hatten, kehrte er wieder nach Leipzig zurück, und theilte hier ſeine Muße zwiſchen philoſophiſchen Vorleſungen und mediciniſcher Praxis. Er hatte hier unter andern zween Zuhörer, die ſo dankbar gegen ihn waren, daß ihm jeder derſelben 2000 Thaler ſchenkte. Auch bekam er den Charakter eines churfürſtlichen Raths und Leibarztes. Wegen ſeiner Krankheit legte er gegen das Ende ſeines Lebens die Praxis ganz nieder, hörte auch auf Vorleſungen zu halten, und ſuchte blos noch als Schriftſteller der gelehrten Welt nützlich zu werden. Er ſtarb am 6ten Juni 1731.

Rüdiger vereinigte groſſe Gelehrſamkeit mit groſſem Scharfſinn. Er erkannte die Mängel der gangbaren Philoſophie, er legte es auf eine Verbeſſerung derſelben überhaupt an; obwohl er doch nicht zur Feſtigkeit der Ueberzeugung von der Wahrheit ſeines eigenen Syſtems gelangt zu ſeyn ſcheint, da er, wie die verſchiedenen Ausgaben ſeiner Schriften beweiſen, immer daran änderte. Das gröſſte Verdienſt hat er ſich um die Logik, und namentlich um die Lehren vom Wahren und

Wahrſcheinlichen erworben. Seine Vernunftlehre (de sensu veri et falsi) enthält vieles, was ſowohl den ältern philoſophiſchen Syſtemen, als der damals in Deutſchland neueſten Philoſophie, der Wolfiſchen, entgegen geſetzt war. Noch mehr aber erklärte ſich Rüdiger gegen die letztere in ſeiner Philosophia synthetica, zu der jenes Werk das Organon war, und in welcher er ſeine eigentliche philoſophiſche Vorſtellungsart in Beziehung auf die Gegenſtände entwikkelte. Es kommen darinn manche neue und helle Blicke, manche ſcharfſinnige Beſtimmungen methaphyſiſcher Begriffe vor; aber im Ganzen iſt es — nach dem Urtheile eines Philoſophen aus der kantiſchen Schule — ein wunderlicher Eklekticiſmus, dem es eben ſo ſehr an Gründlichkeit als an innerem Zuſammenhang fehlt, oft auch in hohem Grade dunkel und verworren ausgedrückt, und an den Myſticismus grenzend. Als einen verunglückten Verſuch betrachtete man gleich anfangs ſeine Naturphiloſophie (Physica divina, 1716). Die letzten Reſultate ſeines wiederholten Nachdenkens über philoſophiſche Materien enthält ſeine Philosophia pragmatica, die im Jahre 1729 erſchien.

Rüdiger ſchrieb auch eine Anweiſung zur Zufriedenheit des Gemüths, als dem höchſten Gute des menſchlichen Lebens. Hier behauptete er, daß das Gute und Böſe, Wohl und Uebel, immer mit einander vermiſcht, und die Luſt mit dem Schmerz in unzertrennlicher Verbindung ſey. Aus

der dem Menſchen angebohrnen Vernunft erwies er die Unſterblichkeit der Seele, und erklärte die Hofnung der künftigen Glückſeligkeit ſchon in dem gegenwärtigen Leben für einen Schatten derſelben. Dann zeigte er, in wiefern die Zufriedenheit in dieſem Leben erlangt werden könne, und empfahl als Mittel zu derſelben die Klugheit, die Gerechtigkeit, einen weiſen Gebrauch der Furcht und der Hofnung, eine richtige Vergleichung der Güter und Uebel und Genügſamkeit.

Jakob Brucker.

Senior des Miniſteriums in Augsburg.

Augsburg iſt die Vaterſtadt dieſes berühmten Gelehrten, der in Bearbeitung der philoſophiſchen Geſchichte Epoche gemacht hat; er war am 22ſten Januar 1696 gebohren. Der Stand und das Vermögen ſeiner Eltern gab für ſeine künftigen Glücksumſtände wohl nicht die günſtigſten Ausſichten. Sein Vater war ein Schneider, der vom Ueberfluſſe weit entfernt lebte, und in ſeinem hohen Alter noch das Unglück hatte, blind zu werden. In dieſem Zuſtande diente ihm ſein Sohn zur Stütze.

Die Fähigkeiten des jungen Bruckers entwickelten ſich ſehr bald. Da er unter andern ein ſehr fertiger Rechner war, ſo wollte man ihn bei einem Kaufmann in die Lehre geben; allein er entſchied ſich für die Wiſſenſchaften, und gieng im Jahr 1715 von dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt nach Jena. Daſelbſt lehrten zu dieſer Zeit Buddeus, Syrbius, Wedel und Danz; ſie waren ſeine Lehrer, und bald ſeine Freunde. Auſſer der nähern Vorbereitung zum Predigtamt widmete er ſich beſonders dem Studium der orientaliſchen Sprachen und Literatur, und vorzüglich der Kirchengeſchichte; die Kirchenväter las er mit viel Fleiß und

Nachdenken. Schon im zweiten Jahre ſeines akademiſchen Lebens diſputirte er öffentlich von dem Zweifler Pyrrhus, und er verrieth jetzt nicht undeutlich ſeine vorzügliche Neigung zur philoſophiſchen Geſchichte. Nachdem er (1718) Magiſter geworden war, hielt er Vorleſungen über die Logik und griechiſche Sprache, und ſtellte öfters Diſputirübungen an, bis er 1720 in ſeine Vaterſtadt zurückkehrte.

Anfangs ſcheint der junge fleißige Mann daſelbſt nicht viel Beifall gehabt zu haben; wohl gar beneidete man ihn wegen ſeiner Talente, und entzog ihnen die gebührende Aufmunterung. Deswegen gieng er 1724, als Adjunkt des Predigtamts und Rector der lateiniſchen Schule, nach Kaufbeuren. In dieſer kleinen Stadt, die zwar wegen der Gewerbſamkeit ihrer Einwohner, nicht aber als ein Sitz der Wiſſenſchaften bekannt iſt, ſchrieb Brucker diejenigen Werke, die ſeinen Namen in und außer Deutſchland aufs ruhmvollſte bekannt machten. Man begreift kaum, wie es möglich war, an einem ſolchen Orte ſolche Werke zu Stande zu bringen. Er entbehrte die Vortheile einer reichen öffentlichen Bibliothek, die er hätte benutzen können; und ſeine Umſtände waren, beſonders im Anfange, gar nicht ſo beſchaffen, daß er auf die Erkaufung wichtiger Werke, die ihm doch unumgänglich nöthig waren, viel hätte wenden können. Um dann doch die Quellen zu haben, aus denen er ſchöpfen ſollte, blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als die nöthigen Werke theils von fernen Orten zu entlehnen, theils ſich Auszüge davon zu verſchaffen. Da aber dieſes beſchwerliche Mittel nicht durchaus hinreichend ſeyn konnte, ſo ſammelte er al-

mählich eine Bibliothek, die in der Folge ſehr anſehnlich wurde, und eine Menge großer und wichtiger Werke enthielt.

Seine Geſchichte der Philoſophie trat anfangs in einer unanſehnlichen Geſtalt ans Licht. Er hatte ſie nur für Anfänger, nach Hübners damals beliebter Methode, in Frag und Antwort geſchrieben, und ſo kam ſie von 1731 — 1736 zu Ulm in 7 Theilen heraus, unter dem Titel: Kurze Fragen aus der philoſophiſchen Hiſtorie. Dazu ſchrieb er noch Zuſätze, Verbeſſerungen und Erklärungen, welche im Jahr 1737 erſchienen. Ausnehmender Fleiß und Sorgfalt im Sammeln, richtige Beurtheilung und Ueberſicht in der Auswahl und Anordnung der Materien, Scharfſinn im Recenſiren empfehlen ſchon dieſe Arbeit, die auch wirklich den Grund zu dem Ruhm ihres Verfaſſers legte. Nicht etwa nur Schüler, ſondern ſelbſt große Gelehrte nahmen ſie mit Dank und Beifall auf, als ein Werk, dergleichen man noch bis dahin vermißt hatte. Er hingegen, innig bekannt mit ſeinem Gegenſtande, ſah die Mangelhaftigkeit dieſer Schrift ein, und fühlte wohl, wie viel noch hinzu zu thun und zu beſſern wäre. Da nun Aufmunterung von angeſehenen Männern hinzu kamen, ſo unternahm er das große Werk über die Geſchichte der Philoſophie, das ſeinen Namen unſterblich machte, und ihm die Achtung aller Gelehrten erwarb (Historia critica philosophiae. 5 Tomi. Lips. 1742 — 44. 4. maj. Neue unveränderte Ausgabe, mit einem Anhange, der den 6ten Band ausmacht 1767. Auch im Auszug: Institutiones historiae phil. 1747. Edit. III. 1790. 8.)

Brucker erzählt in ſeiner philoſophiſchen Ge-

ſchichte das Leben der Weltweiſen, recenſirt ihre Schriften; ſetzt ihre Syſteme und Vorſtellungen aus einander und unterſtützt alles mit einem vollſtändigen Apparat von Literärnotizen und Citaten. Freilich iſt es im Ganzen mehr Biographie der Philoſophen und Literatur der philoſophiſchen Werke alter und neuer Zeit, als eigentliche pragmatiſche Geſchichte der Philoſophie ſelbſt, aber auch ſo bleibt es immer ein ſehr verdienſtliches Unternehmen und ein Hauptwerk in dieſem Fache. Die gründliche Gelehrſamkeit und die große Bekanntſchaft mit der Literatur aller Völker und Zeiten, verbunden mit dem Scharfſinn und Prüfungsgeiſte, der darinn herrſcht, und dem außerordentlichen Fleiße, der dieſem äußerſt mühſamen Werke das Daſein gegeben, erregten die Bewunderung aller gebildeten Nationen Europens. Die berühmteſten Akademien und gelehrten Geſellſchaften wetteiferten um die Ehre, ihn unter ihre Mitglieder zu zählen.

Der Fleiß dieſes gelehrten Mannes beſchränkte ſich nicht auf dieſe einzige Arbeit. In Verbindung mit dem augsburgiſchen Kupferſtecher Joh. Jak. Haid gab er einen Bilderſaal jetzt lebender Gelehrten (auch lateiniſch: Pinacothea ſcriptorum noſtra aetate litteris illuſtrium) in zehen Zehenden heraus, zu welchen hernach noch ein Nachtrag von 10 Bildniſſen gekommen iſt. Ihm gebührt das Verdienſt in den Elogien, wo freilich des Lobens zu viel war; viele intereſſante biographiſche Nachrichten zuerſt bekannt gemacht zu haben, die er ſich durch ſeine ſehr ausgebreitete Korreſpondenz verſchaft hatte. Der Ehrentempel der deutſchen Gelehrſamkeit, der auf den Bilderſaal

folgte, enthält 50 Bildniſſe von berühmten deutſchen Philologen aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert, mit ihren Biographien. Es herrſcht darinn eine ſehr große Beleſenheit, und die Geſchichte der Gelehrten jener Zeit erhält dadurch viel Licht. Brucker war ein ſehr groſſer Verehrer dieſer Männer, durch deren Fleiß und Kenntniſſe die Wiſſenſchaften in Deutſchland ausgebreitet, und beliebt gemacht wurden. Philologie mit Kritik verbunden war ihre Lieblingswiſſenſchaft geweſen, und war auch die ſeinige.

Eine andere weitläuftige Arbeit, der ſich Brucker unterzog, war das von Romanus Teller angefangene ſogenannte Engliſche Bibelwerk oder die heilige Schrift, nebſt einer Erklärung aus den Anmerkungen engliſcher Schriftſteller, wovon er das neue Teſtament in 6 Quartbänden (Leipz. 1758 — 1770) bearbeitete.

Seit dem Jahre 1744 war Brucker als Paſtor zum heiligen Kreuz in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt, und 1757 wurde er daſelbſt Paſtor zu St. Ulrich und Senior des Miniſteriums. Ungeachtet er eben kein vorzüglicher Kanzelredner war, ſo waren ſeine Reden doch nicht ohne Erbauung, und die heilige Schrift, beſonders der hiſtoriſche Theil derſelben, wurde von ihm mit vieler Beleſenheit erläutert. Er hatte eine aufrichtige Liebe zu ſeinen Zuhörern, beſonders zu denjenigen, die ſich ihm im Beichtſtuhle anvertrauten. Auch ward er von ihnen geehrt und geliebt. Mit der reinſten Freude erinnerte er ſich oft derjenigen, von denen er glauben konnte, daß ſeine Lehren und Ermahnungen bei ihnen nicht vergeblich geweſen ſeyn. Er entzog ſich keiner Arbeit, ſie mochte ſo mühſam oder ſo gering ſeyn, als ſie

immer wollte, ſobald er ſah, daß ſie irgend einem Menſchen nützlich ſeyn konnte. Von ſeinem Amte hatte er einen hohen Begriff, und er ſuchte die Würde und den Charakter deſſelben zu behaupten. Doch trat er dabei niemals aus den Schranken, und daher kam es, daß er von der Obrigkeit hochgeſchätzt wurde, und daß ihm die geſammte Geiſtlichkeit, ſo wie die ganze Bürgerſchaft mit vieler Ehrfurcht begegnete. Bei allen ſeinen Amts- und gelehrten Beſchäftigungen verließ ihn ſeine Neigung für den Unterricht der Jugend, die er vom Anfang ſeiner gelehrten Laufbahn an gehegt hatte, bis in ſein hohes Alter nicht. Sowohl ſeine eigenen Söhne und andere Jünglinge, die ſich der Kanzel widmeten, als auch ſolche, die zu weltlichen Aemtern beſtimmt waren, wurden von ihm in beſondern Unterweiſungsſtunden gebildet und zur hohen Schule vorbereitet. Auch auſſer dieſem war er immer gefällig und dienſtfertig gegen alle, welche Unterricht bei ihm ſuchten. Er ertheilte gerne Nachrichten, wo er dazu im Stande war, und jedem Gelehrten ſtand ſein anſehnlicher Bücherſchatz zu Dienſten.

Die Beſcheidenheit des wahren Gelehrten war Brukkern ganz eigen. Im ſtillen Kreiſe der Seinigen fand er die angenehmſte Erholung. Die zärtliche Liebe zu ſeinen Kindern hinderte ihn nicht, ihnen eine Erziehung zu geben, die ſie zu brauchbaren Gliedern der Geſellſchaft machte. Nur eine ſorgfältige Diät konnte ſein Leben bis auf 75 Jahre verlängern. Ein erſchütternder Fall, den er in ſeiner Bibliothek that, beförderte wahrſcheinlich ſeinen Tod, welcher am 26ſten November 1770 erfolgte.

Alexander Gottlieb Baumgarten.

Profeſſor der Philoſophie zu Frankfurt an der Oder.

Baumgarten brachte ſein ſtilles Leben unter tiefſinnigen Spekulationen zu; es iſt daher, wie das Leben jedes genügſamen Denkers, der auf äußerlichen Prunk Verzicht thut, nicht reich an merkwürdigen Abwechslungen. Doch, wer ihn kannte, ehrte in ihm neben dem gründlichen Theoretiker auch den ausübenden wahren Weiſen, der, über die Zufälle des Glücks erhaben, mit einem ſtoiſchen Gleichmuthe dem Leben und der Welt nur den Werth beimaß, der ihnen gebührt. Als einer der ſcharfſinnigſten Philoſophen ſeiner Zeit und als ein edler Menſch möge er unter uns fortleben!

Er war am 17ten Jun. 1714 zu Berlin gebohren, der fünfte von ſieben Brüdern, unter denen Siegmund Jakob ſich den Ruhm eines der größten Gottesgelehrten erworben hat. Sein Vater war damals erſter Garniſonsprediger, und hernach Prediger im Friedrichswerder und der Dorotheenſtadt. Bei der Erziehung ſeiner Söhne folgte er den Regeln Lockes, und daher mußte immer der ältere der Lehrer des jüngern ſeyn. Schon bei dieſem erſten Unterrichte zeigte ſich Alexan-

ders philoſophiſche Wißbegierde; ſehnlich wünſchte er bald ſo weit zu kommen, daß er ſelbſt prüfen könnte, ob ſich wirklich alles ſo verhielte, wie man es ihm vorſagte. Als einem Knaben von 6 bis 7 Jahren lag es ihm ſchon am Herzen, jemand getroſt fragen zu dürfen: ob denn auch alles, was ſein Vater predigte, wahr wäre. Er verlor dieſen Vater ſchon im achten Jahre ſeines Alters, aber unauslöſchlich war in ſeinem Herzen das Beiſpiel der Weisheit und Tugend, das er ſeinen Kindern gegeben hatte. Nach dem Willen deſſelben ſollten alle ſeine Söhne in Halle die Theologie ſtudiren, und ſo gering auch ihr Vermögen wäre, ſollten ſie ſich lieber möglichſt einſchränken, als ärmern die Stipendien wegnehmen.

Alexander kam nach ſeines Vaters Tode unter die Aufſicht des Probſtes Rolof, der ihn mit der zärtlichſten Sorgfalt leitete, und die Ausbildung ſeines Geiſtes beförderte. In den berliniſchen Schulen erwarb er ſich eine vorzügliche Fertigkeit in der lateiniſchen Dichtkunſt, und als er dieſe verließ, kam er (1727) auf das halliſche Waiſenhaus, wo ſich beſonders Franke, der Stifter dieſer Anſtalt, ſeiner annahm. Von der Zeit an genoß er auch den beſtändigen Unterricht ſeines älteſten Bruders Siegmund Jakob, der damals Inſpektor der lateiniſchen Schule des Waiſenhauſes war. An der Hand dieſes einſichtsvollen Führers durchwanderte er das ganze Gebiet des menſchlichen Wiſſens, ſoweit es ſeine künftige Beſtimmung heiſchte.

Die akademiſchen Jahre des jüngern Baumgarten fielen gerade in die Zeit, da es in Halle ein Verbrechen war, ſich die Lehrſätze des Philoſophen Wolf bekannt zu machen. Dem ohngeachtet wurde er unvermuthet zu

einer gründlichen Unterſuchung derſelben geleitet. Er fühlte den Mangel an philoſophiſcher Gewißheit, und durch den Umgang mit ſolchen, die Wolfen näher kannten, unterrichtet, faßte er einiges Vertrauen zu dieſem Manne. Seine wiederholten Reiſen nach Jena, um dort Reuſch, Köhler und Hamberger zu hören, verdienen angeführt zu werden, da ſie mit jenen alten Reiſen lehrbegieriger Schüler zu Philoſophen einige Aehnlichkeit haben. Man kann nicht ſicherer und methodiſcher verfahren, als er beim Anfange ſeiner Bekanntſchaft mit Wolfen verfuhr. Zuerſt ſtudirte er ſeines neuen Führers Anweiſung für die Leſer ſeiner Schriften, und ſuchte ſich in der Schule der Geometrie von der wahren Natur des Beweiſes gehörig zu unterrichten. Dann durchlief er in dieſer Hinſicht die Wolfiſchen Werke über die Mathematik, füllte alle Lücken in den Beweiſen durch die nöthigen Zwiſchenſätze aus, ergänzte die Form, und gewöhnte ſich auf dieſe Art deutlich und richtig zu denken. Unter dieſen ernſthaften Bemühungen ward ihm von ſeinem Bruder gerathen, in einer obern lateiniſchen Klaſſe auf dem Waiſenhauſe täglich eine Stunde zu lehren. Er thats, las mit ſeinen Schülern lateiniſche Dichter, und unterwies ſie in der Vernunftlehre. So ward er, nach Wolfs Vorſchrift, von der Mathematik zur Logik geleitet. Der Unterricht in der Dichtkunſt, den er auf dem Waiſenhauſe ertheilte, gab ihm die erſte Gelegenheit, darauf zu denken: ob denn die ſchon lange ſogenannten ſchönen Wiſſenſchaften gar nicht werden könnten, was ſie hießen, und ob man nicht von ihnen allgemeine gewiſſe Gründe bündig ſollte erweiſen können?

Unter dieſen Uebungen, mit denen ein gründliches Studium der Theologie verbunden war, verfloſſen die akademiſchen Jahre, und nun fieng er (1735) an, Vorleſungen über Philoſophie und die hebräiſche Sprache zu halten. Da er ſich ſchon lange vorher, ehe er den akademiſchen Katheder beſtieg, im gelehrten Vortrage geübt hatte, ſo erwarb er ſich ſchon als angehender Docent Liebe, Hochachtung und Vertrauen. Er war der erſte, welcher die Wolfiſche Philoſophie, nachdem die Zeit ihrer Verfolgung zu Ende war, in Halle, doch ohne Sectirerei, recht merklich wieder empor brachte. Schon im Jahr 1737 erhielt er eine außerordentliche Profeſſur der Philoſophie, und nach 3 Jahren berief man ihn als ordentlichen Profeſſor dieſer Wiſſenſchaft nach Frankfurt an der Oder. Vielen ſeiner halliſchen Zuhörer gieng der Verluſt ihres Lehrers ſehr nahe. Es vereinigten ſich daher beinahe hundert derſelben, und wendeten ſich durch eine Bittſchrift unmittelbar an den König, um wo möglich Baumgarten in Halle zu laſſen. Der König wollte aber der Univerſität in Frankfurt an der Oder wieder aufhelfen, und ihr gleichſam neues Leben geben, und ſchlug daher die Bitte ab.

Die Hochachtung, welche er in Halle genoſſen hatte, begleitete ihn auch nach Frankfurt. Sein akademiſcher Vortrag, bei dem er ſich immer von einer großen Zahl wißbegieriger Jünglinge umgeben ſah, war ungemein gründlich. Die gelehrte Beredſamkeit floß ihm ohne Anſtoß zu, und er hielt ſeine Vorleſungen mit großer Munterkeit und Lebhaftigkeit. Das Tiefſinnige und Gründliche machte er durch artige Einfälle und Scherze angenehm, aber nie kamen über ſeine Lippen unflätige

oder

oder pöbelhafte Späſſe. Seine Zuhörer hatten einen freien Zutritt zu ihm; er begegnete ihnen liebreich, wie ein väterlich geſinnter Lehrer, und er wurde im Gegentheil von ihnen feurig geliebt. Nur allzufrühe wurde ihm durch eine anhaltende Kränklichkeit die Erfüllung ſeines Berufs erſchwert. Blutſpeyen und eine darauf folgende Auszehrung machte ihn in den letzten 12 Jahren ſeines Lebens zu ſeinen Arbeiten ſehr untüchtig, ſo, daß er oft ausſetzen mußte. Zuweilen ließ ſeine Krankheit nach, bald aber kam ſie mit neuer Stärke wieder. Während dieſer Zeit ſeines Leidens beſchäftigte er ſich mit theologiſchen Betrachtungen, und mit Anmerkungen über die brandenburgiſche Geſchichte, welche letztere aber nicht bekannt worden ſind. Die Drangſale des ſiebenjährigen Krieges empfand er in vollem Maaße, und bei der Einäſcherung Cüſtrins durch die Ruſſen im Jahr 1758 verlor er einen großen Theil ſeines Vermögens, welches er dahin geflüchtet hatte. Mit einer wahrhaft chriſtlichen Geſinnung ſtarb er endlich am 26ſten Mai 1762.

Baumgarten hinterließ den Ruhm eines der gründlichſten und ſcharfſinnigſten Philoſophen, der die größte Beſtimmtheit und Deutlichkeit der Begriffe mit allen den Reitzen verband, welche die ſchönen Wiſſenſchaften und die ihm eigene natürliche Munterkeit des Geiſtes ihnen nur geben konnten. Sein Kopf war vorzüglich ſyſtematiſch, und alles, was er dachte, ward Syſtem. Er ſchränkte ſeinen Fleiß nicht blos in die Unterſuchung einiger philoſophiſchen Wiſſenſchaften ein, ſondern er durchdachte den ganzen Umfang der Weltweisheit. Seine Lehrbücher ſind der Form nach Muſter philoſophiſcher Kompendien, die bei einem akademiſchen

Vortrage zum Grunde liegen ſollen. Beſonders zeichnet ſich ſeine Metaphyſik durch die außerordentliche Beſtimmtheit der Begriffe und des Ausdrucks, und die ſcharfe Analyſe derſelben aus, und iſt in dieſer Hinſicht noch jetzt ein ſchätzbares klaſſiſches Werk. Ein originales Verdienſt hat ſich Baumgarten dadurch erworben, daß er zuerſt eine Theorie des Geſchmacksvermögens in ſyſtematiſcher Form entwarf, und dieſe zu einem Gegenſtande des akademiſchen wiſſenſchaftlichen Unterrichtes machte. Er gab ihr den Namen Aeſthetik, welchen dieſe Diſciplin ſeitdem, wenigſtens in den deutſchen akademiſchen Lehrbüchern darüber, bis auf unſere Zeiten behalten hat. Es hatte freilich ſchon vor ihm an Unterſuchungen des Schönen und anderer äſthetiſcher Begriffe nicht gefehlt; aber er wagte es zuerſt, die Theorie des Geſchmacks auf allgemeine Principien zurück zu führen, und ſie als ſyſtematiſche Diſciplin zu behandeln.

Alle, die dieſen berühmten Philoſophen kannten, ſchätzten ihn auch wegen ſeiner ſittlichen Vorzüge. Wenn aus ſeinen Geſichtszügen die reitzendſte Freundlichkeit hervorlächelte, ſo fieng er ſchon an, das Herz deſſen, der ihn zum erſtenmal ſah, zu erobern; und er vollendete dieſe Eroberung in kurzer Zeit, weil aus ſeinen Geſprächen große Einſichten, Gefälligkeit und Sanftmuth hervorleuchteten. Wer ſeine Freundſchaft gewonnen hatte, beſaß einen wahren, redlichen Freund; und wenn man ſein Freund war, ließ man ſich gern von ihm ſtrafen.

Georg Friedrich Meier.

Profeſſor der Pilosophie in Halle.

Ein Philoſoph in Worten und Thaten, der durch ſeinen populairen Vortrag die Philoſophie gemeinnützige und zu einer Lehrerin des Volks machte. Er war eben nicht Erfinder in den philoſophiſchen Wiſſenſchaften, wußte aber die Lehrſätze anderer ungemein faßlich vorzutragen, und hat dadurch viel Nutzen geſtiftet. Man rechnet ihn unter die Eklektiker, eigentlich aber war Baumgarten ſein Held, und er hat zur Erläuterung und Populariſirung der Philoſophie deſſelben viel beigetragen.

Gebohren wurde er am 29ſten März 1718 zu Ammendorf bei Halle, wo ſein Vater Prediger war. Eine zankſüchtige Amme machte ihn kränklich, aber die zärtliche Sorgfalt ſeiner Eltern trug nicht wenig zur Erhaltung ſeines ſchwachen Lebens bei. Von Kindesbeinen an beſtimmte ihn ſein Vater zum künftigen Profeſſor, und da er es an einem ſehr ſorgfältigen Unterricht nicht fehlen ließ, ſo hatte er die Freude, ſeinen höchſten Wunſch in der Folge erfüllt zu ſehen. Aus dem väterlichen Unterrichte kam der Sohn im Jahr 1730 nach Halle, wo

er von verſchiedenen Privatlehrern unterwieſen wurde, bis er im Jahr 1735 die akademiſchen Hörſäle beſuchte. Das ernſtliche Studium der Mathematik flößte ihm ſchon frühe eine Liebe zu der ſcientifiſchen Art zu denken ein, und bereits in ſeinem 13ten Jahre konnte er alle Sätze in Wolfs Auszug aus den mathematiſchen Wiſſenſchaften, was die Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie betrift, demonſtriren.

Auf der Akademie verband er mit dem Studium der Theologie beſtändig das der Philoſophie, und die beiden Brüder Baumgarten waren darinn ſeine vornehmſten Lehrer. Dabei übte er ſich fleißig im Predigen, informirte von Oſtern 1738 bis Oſtern 1739 auf dem Waiſenhaus, wurde dann Magiſter, zog zu Doctor Baumgarten ins Haus, und fieng an Vorleſungen über Logik, Methaphyſik und reine Mathematik zu halten. Da bald darauf der Philoſoph Baumgarten nach Frankfurt an der Oder verſetzt wurde, ſo verſammelte ſich in Kurzem um Meiern eine große Zahl lernbegieriger Jünger, und gewöhnlich wurden ſeine Stunden von einigen Hunderten beſucht.

Meiers Vortrag war außerordentlich deutlich, ſelbſt bei den abſtracteſten Wahrheiten, und dieſe Deutlichkeit iſt auch eine vorzügliche Eigenſchaft aller ſeiner Schriften. Mit philoſophiſcher Strenge zergliederte er jedes Philoſophem, wog die Gründe dafür genau ab, und führte es auf die deutlichſten und beſtimmteſten Begriffe zurück. Er war daher ein vortreflicher Jugendlehrer, der durch ſeine Vorleſungen, die er mit der gewiſſenhafteſten Treue hielt, unzählige Jünglinge auf den Weg zur wahren Weisheit

leitete. Auch im Privatumgange nützte er ihnen auf mancherlei Weiſe, durch Rath und Zurechtweiſung, in ſittlicher und wiſſenſchaftlicher Hinſicht. Durch Beiſpiele, holde Mienen, ſanfte Worte, wußte er in die Herzen derer zu dringen, die er beſſern oder ſtärken wollte. Eine edle Ehrbegierde, von einem Lehrer geachtet zu werden, deſſen Charakter ſo ganz ſeinen Grundſätzen entſprach, that Wunder, und entzog viele Jünglinge ſchlechten Geſellſchaften. Ohne Zwang und Pedanterei waren ſeine Sitten die gefälligſten, und der Umgang mit ihm war eine Art praktiſcher Lehrſtunden zur Bildung der äußern Sitten und eines anſtändigen Betragens im geſellſchaftlichen Leben. Da er ſelbſt kinderlos war, ſo ſah er alle hofnungsvollen Jünglinge für ſeine Kinder an.

Solche Verdienſte, die ſich Meier um die halliſche Akademie erwarb, hätten früher eine Belohnung verdient. Erſt im Jahr 1746 bekam er eine außerordentliche Profeſſur ohne Gehalt, und 1748 eine ordentliche mit einem kärglichen Einkommen von 75 Thalern, das nach einigen Jahren auf 225 erhöht wurde, und erſt im Jahr 1763 erhielt er eine neue Zulage von 300 Thalern. Es fehlte ihm nicht an Gelegenheit, ſeine äußere Lage durch Berufung auf auswärtige Akademien zu verbeſſern, aber ſeine Genügſamkeit, ſeine Vaterlandsliebe, und die Freude, in der Nähe ſeines Vaters zu leben, ließ ihn alle Rückſichten auf zeitliche Vortheile verſchmähen. Es vergieng keine Woche, da er ſeinen Vater nicht beſucht hätte, und die zärtlichſte Anhänglichkeit verſüßte beiden das Leben. Nur durch die ſorgfältigſte Diät konnte der

Sohn ſein Leben verlängern; denn ſtets war er ſchwach und kränklich. Auch in ſeiner letzten ſchmerzhaften Krankheit behauptete er die vollkommenſte Herrſchaft über ſich ſelbſt. Er nannte daher ſeinen Schmerz nur ein ſanftes Weh. Oft ſagte er, ich habe viel länger gelebt, als mich meine Natur hoffen ließ, es iſt nun Zeit, daß ich ſterbe. Er ſtarb am 21ſten Jun. 1777 bei vollem Verſtande, wie er es oft gewünſcht hatte. Der Kanzler Hofmann ließ ihm auf einem Hügel ſeines Gutes Dieskau ein ſteinernes Denkmal ſetzen, und dem Hügel den Namen Meiers Höhe beilegen.

Meiers zahlreiche Schriften ſind alle in deutſcher Sprache abgefaßt, und da er gerade in der Epoche lebte, wo die Kultur der deutſchen Sprache und Schreibart und die erſte Verbeſſerung des deutſchen Nationalgeſchmacks begann, ſo iſt auch in allen ſein Beſtreben nach einer intereſſanteren und geſchmackvolleren Darſtellung der philoſophiſchen Lehren ſichtbarer, als ſich in den frühern Werken der deutſchen Philoſophen findet. Man kann dieſe Schriften in drei Klaſſen abtheilen: erſtlich ſofern ſie blos kompendiariſche Wiederholungen oder auch weitläuftigere Erläuterungen der Leibnitz-Wolfiſchen Philoſophie, und insbeſondere der Baumgarten'ſchen ſind; zweitens ſo ferne ſie Abhandlungen über einzelne philoſophiſche Materien enthalten, die bis dahin noch nicht genauer erörtert waren; drittens ſofern ſie Reſultate originaler und eigener Unterſuchungen des Verfaſſers liefern. Zu der erſtern Klaſſe gehören Meiers Lehrbücher über die Metaphyſik, das Naturrecht und die Sitten-

ehre; ferner die Anfangsgründe der ſchönen Wiſſenſchaften, die nach des Verfaſſers eigener Erklärung größtentheils aus Baumgartens Vorleſungen über deſſen lateiniſches Kompendium der Aeſthetik entlehnt waren, und in denen auch weiter nichts, als ein weitläuftiger populärer Kommentar über dieſes zu ſuchen iſt. Mit dem letztern Werke ſtehen auch Meiers Schriften über Gottſcheds Dichtkunſt; über den verdorbenen Geſchmack der Deutſchen; über die erſten Proben von Klopſtocks Meſſias; über den Grundſatz der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte in ſo weit in Verbindung, als ſich hier die äſthetiſche Theorie des Verfaſſers in der Anwendung zeigt. Meiern gebührt unter andern das Verdienſt, die Deutſchen auf Klopſtocken und auf einen beſſern Geſchmack aufmerkſam, und ſie gegen Gottſcheds Seichtigkeit mistrauiſch gemacht zu haben.

Zu der zweiten Klaſſe von Meiers Schriften können gerechnet werden deſſen Unterſuchung verſchiedener Materien aus der Weltweisheit; der Verſuch von der Nothwendigkeit einer wahren Offenbarung; die Abhandlung über die Gemüthsbewegungen; die Betrachtung über die natürliche Anlage zur Tugend und zum Laſter; die Gedanken von dem unſchuldigen Gebrauche der Welt u. a. In die dritte Klaſſe endlich würden zu zählen ſeyn. Meiers Verſuch einer allgemeinen Auslegungskunſt, als die erſte Idee einer für ſich beſtehenden ſyſtematiſchen Hermenevtik; der Verſuch eines neuen Lehrgebäudes von den Seelen der Thiere; die Abhandlungen und Streitſchriften

über die Geiſtigkeit der Seele, ihre Fortdauer und ihren Zuſtand nach dem Tode.

Als praktiſcher Philoſoph war Meier ein Muſter für Viele, und ſein Charakter verdiente die größten Lobſprüche. Zufriedenheit und Gleichmüthigkeit bei allen Vorfällen, Rechtſchaffenheit, Beſcheidenheit, Verträglichkeit, Frömmigkeit, überhaupt ein exemplariſcher Lebenswandel erwarb ihm bei allen ſeinen Mitbürgern und Zuhörern ungemein viel Hochachtung und Liebe. Freimüthig bekannte er ſeine Einſichten, und lebte denſelben ohne Menſchenfurcht und ohne Menſchengefälligkeit gemäß. Ueberzeugt von den Wahrheiten des Chriſtenthums legte er auch äußerlich ſeine Hochachtung gegen daſſelbe an den Tag. Den öffentlichen Gottesdienſt beſuchte er ſtets mit Anſtand und Würde, und ſein Beiſpiel machte vielen Eindruck auf die akademiſche Jugend. Nie vergaß er des Guten, das ihm irgend ein Menſch erwieſen hatte, und Dankbarkeit war überhaupt Meiers eigene Tugend. Die beiden Baumgarten, den Doctor in Halle und den Profeſſor in Frankfurt an der Oder, verehrte er, den erſten als einen zweiten Vater, und den andern als einen freundſchaftlichen Bruder, und rühmte ſchriftlich und mündlich bei jeder ſchicklichen Gelegenheit, auch lange nach Beider Tode, daß er ihnen viel zu danken habe. Wohlthätig minderte er die Noth anderer, und zwar am liebſten im Stillen. In gelehrten Streitigkeiten ſah er nur auf die Sache. Nie grif er die Perſon eines Gegners an, und ungeſittete Ausfälle übergieng er, der nur Wahrheit ſuchte, mit Stillſchweigen. Auf ſeinem Geſichte glänzte Heiterkeit, aus

:n Augen ſtralte Freundlichkeit, und die Züge ſei-
Mundes waren zum liebreichen Lächeln geſchaffen.
jeder Geſellſchaft war er gleichſam das Leben der-
en. Seine Einfälle waren ſinnreich, ſie kamen ihm
ürlich und ungezwungen, und verbannten alle me-
choliſche Stille. Vor ſeiner Zeit war der Umgang
d die Geſellſchaft in Halle ſteif, es war alles ent-
der finſterer Ernſt oder ungeſittetes Betragen. Das
eiſpiel, das Meier und ſeine edle Gattin gaben,
wirkte eine heilſame Aenderung; feine Lebensart, ge-
llige Sitten und der gute Ton in Geſellſchaften wur-
n allgemeiner.

Johann Georg Sulzer.

Profeſſor und Direktor der philoſophiſchen Klaſſe der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin.

Einen großen Theil des menſchlichen Wiſſens umfaßte Sulzers Geiſt. Ein tiefſinniger Methaphyſiker, ein Geweiheter der ſpekulativen Philoſophie, ein emſiger Naturforſcher, ein Kenner der Alten, ein anmuthiger Lehrer der Tugend, ein Beförderer des guten Geſchmacks und der Kunſt; alles war er, der liebenswürdige Weiſe, deſſen Geiſt noch thätig unter uns lebt in ſeinen Werken.

Sulzer wurde am 16ten October 1720 zu Winterthur im Kanton Zürich gebohren. Seine Familie iſt eine der älteſten daſelbſt, und ſtammt wahrſcheinlich aus Schwaben, wo ſie ihren Namen von der Beſchäftigung bei den Salzwerken erhalten haben mag. Von 25 Kindern, die ſeinem Vater gebohren wurden, war er das letzte — aber keine Frucht erſchöpfter Lebenskräfte, vielmehr zeichnete er ſich in ſeiner Jugend durch körperliche Stärke aus. Die Eiferſucht, womit die Einwohner ſeines Geburtsort über ihre Freiheiten wachen, flößte bei Zeiten auch ihm jenen Geiſt der Frei-

heit ein, der alle ſeine Reden, Schriften und Thaten beſeelte. In der Jugend hatte ſein Vater die Verfolgung der Reformirten in Frankreich erfahren. Dadurch ward in ſeinem Herzen Abſcheu gegen religiöſen Parteygeiſt erzeugt, und lebhaft pflanzte ſich dieſer Abſcheu auf den Sohn fort.

Nach dem Willen ſeiner Eltern ſollte er ein Prediger werden, und er widmete ſich auch wirklich dieſem Stande, ſo wenig derſelbe, und das Studiren überhaupt, ſeiner Neigung entſprach. Der pedantiſche Unterricht ſeiner Lehrer war ihm zuwider, und ſtatt des Sprachſtudiums trieb er lieber geographiſche und kosmographiſche Studien; Reiſebeſchreibungen und Scheuchzers Naturgeſchichte waren ſeine Lieblingslectüre. Von ſeinem Vater hatte er Geſchmack am Gartenbau und überhaupt an der Landwirthſchaft geerbt. Mit ziemlich dürftigen Kenntniſſen kam er im Jahr 1736 nach Zürich, und machte hier den theologiſchen Kurſus, denn eine Akademie hat er nie beſucht. Er konnte aber den Vorleſungen anfangs um ſo weniger Geſchmack abgewinnen, da ſie nicht zu ſeiner Faſſung herabgeſtimmt waren. Wolfs deutſche Metaphyſik, die er um dieſe Zeit kennen lernte, war das erſte gelehrte Buch, das er mit Aufmerkſamkeit las. Dieſes Buch erweckte zuerſt in ihm die Liebe zum Denken, und mit ihr die Liebe zu einem anhaltenderen und regelmäſſigeren Studiren, die in der Folge durch ſeinen Umgang mit mehrern gelehrten Männern in Zürich vermehrt und befeſtigt wurde. Johannes Geßner führte ihn durch Beiſpiel und Handleitung zum Tempel der Gelehrſamkeit, auch Bo-

mer und Breitinger ſuchten den Geſchmack des Jünglings zu bilden.

Im Jahr 1739 wurde er zum Prediger ordinirt, und bald darauf verſah er als Vikar die Geſchäfte des Pfarrers zu Maſchwanden. Sein reger Sinn für die Reize der Natur fand hier die reichſte Nahrung, und von den Schönheiten derſelben innigſt gerührt ſchrieb er die moraliſchen Betrachtungen über die Werke der Natur, welche Sack in Berlin herausgab. Er wandte die Naturgeſchichte mit vielem Glück auf die Moral an, nahm in ſeinen Religionsvorträgen die Beweiſe von der Güte und Allmacht aus ihr, und ſuchte dadurch das thätige Chriſtenthum zu befördern. Wenn es ſeine Geſchäfte erlaubten, machte er öfters naturhiſtoriſche Alpenreiſen, und eine Folge ſeiner vertrauten Bekanntſchaft mit der Naturgeſchichte war die Herausgabe der Scheuchzerſchen Naturgeſchichte, die er mit vielen Anmerkungen bereicherte.

Da er im Vaterlande keiner Beförderung entgegen ſah, ſo gieng er 1743 nach Magdeburg zu einem reichen Kaufmanne, um bei demſelben als Hauslehrer eine Stelle anzutreten, die ihm von einem ſeiner Freunde ausgemittelt worden war. Schon in der Schweiz hatte er ſich aus innerer Neigung mit der Erziehung der Kinder abgegeben, und jetzt theilte er der Welt ſeine Gedanken über die Bildung der Jugend in einer beſondern Schrift mit. Er verlebte in Magdeburg einige glückliche Jahre im Umgang mit mehrern verdienſtvollen Gelehrten. Hier war es auch, wo ſich ſeine Kenntniß des Schönen, und die Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften entwickelte, und hier lernte er auch die Perſon kennen,

nit der er in der Folge die glücklichſte Ehe führte, ein Frauenzimmer, das nach Geiſt und Herzen eine Zierde hres Geſchlechts war. Er ſetzte ihr nach ihrem frühen Tode ein ſchriftliches Denkmal, das beiden Ehre macht.

In Berlin fand Sulzer 1747 eine Anſtellung, die ſeinen Talenten entſprach. Gleim, der damals ſelbſt einer Beförderung entgegen harrte, hatte ihn bei Maupertuis ſehr empfohlen, und ſo wurde er als Profeſſor der Mathematik am Joachimsthaler Gymnaſium angeſtellt. Sein Eifer und ſeine Lehrgaben erwarben ihm auf der einen Seite viele Freunde, aber auf der andern hatte er mit mannigfaltigen Unannehmlichkeiten zu kämpfen. Seine Verdienſte wurden 1750 durch die Aufnahme in die königliche Akademie der Wiſſenſchaften belohnt, und mehrere ſcharfſinnige Unterſuchungen über wichtige Probleme der Pſychologie waren die Früchte dieſer ehrenvollen Auszeichnung. Aber ununterbrochenes Spekuliren war ſeinem thätigen Charakter entgegen, daher machte er öfters kleine Reiſen, kam an den Hof und verweilte am liebſten im Schooße der Natur. Des Profeſſorlebens müde, bat er den König im Jahr 1763 um die Erlaubniß, ſeine Stelle niederlegen, und im Vaterlande ſein Leben beſchließen zu dürfen. Das erſtere wurde ihm zwar bewilliget, aber ſeinen Entſchluß, Berlin zu verlaſſen, änderte der König dadurch, daß er ihm mit einer anſehnlichen Penſion zum Profeſſor, und in der Folge zum Director der philoſophiſchen Klaſſe der Akademie ernannte. In der Folge wurde er auch Viſitator des Joachimsthaler Gymnaſiums, und zum Gebrauch dieſer Lehranſtalt ſammelte er die bekannten Vorübungen zur Erweckung der

Aufmerkſamkeit und des Nachdenkens, die auch außer ihrer nächſten Beſtimmung vielen Nutzen ſtifteten, jetzt aber allmählich durch zweckmäßigere Leſebücher verdrängt werden.

Das Hauptwerk, welches er im Jahr 1771 als die Frucht eines 20jährigen Nachdenkens herausgab, und wodurch er ſeinem Namen die Unſterblichkeit ſicherte, iſt ſeine allgemeine Theorie der ſchönen Künſte. Kann auch dieſes Werk nicht auf Vollſtändigkeit Anſpruch machen, und bedürfen gleich verſchiedene Artikel in demſelben einer Berichtigung und Erweiterung, ſo iſt und bleibt doch das Verdienſtvolle dieſes Unternehmens dadurch unverkennbar, daß Sulzer den erſten Schritt zu einer allgemeinern Ueberſicht der Künſte und zu einer nähern Beſtimmung ihrer einzelnen Beſtandtheile that, daß er dabei hauptſächlich auf den Einfluß Rückſicht nahm, den die Kunſt auf die Bildung und Veredlung des Menſchen haben kann und haben ſoll, und daß er dem zufolge den Künſtler immer auf den höhern Zweck hinzuweiſen ſuchte, den er bei ſeinem Kunſtwerke unverrückt im Auge behalten müſſe.

Im Jahr 1771 erhielt Sulzer eine Einladung vom Herzog von Curland nach Mitau, um ihm bei Errichtung eines neuen Gymnaſiums beizuſtehen. Lange ſchon kränkelte der Philoſoph und lehnte deswegen die Einladung ab, entwarf aber doch den Plan zu dieſem Gymnaſium, der auch gedruckt worden iſt, und bemühte ſich eifrig um gute Lehrer. Der Herzog honorirte dieſe Bemühung durch ein Geſchenk von 100 Thalern, das er Sulzers beiden Töchtern nach ihres Vaters Tode mit einem verbindlichen Schreiben ſchickte. Was ihm

ſeinen kränklichen Zuſtand am beſchwerlichſten machte, war, wie er einem Freunde ſchrieb, „der Druck der langen Weile“, da er ſo viele Tage ganz allein, in ſeine Stube eingeſchloſſen, zubringen mußte. — „Es kränkt mich, fährt er fort, daß ich in einem Alter, welches eigentlich das goldene Alter ſo vieler meiner Mitbrüder iſt, unbrauchbar ſeyn ſoll. Ich fange an, des Lebens überdrüßig zu werden.“ Sein Zeitvertreib war Netze ſtricken, womit er künftigen Sommer Fiſche fangen wollte. Zur Erleichterung ſeiner Leibesbeſchwerden machte er im Jahr 1778, auf Hallers Rath, eine Reiſe in die Schweiz, in die mittägigen Gegenden Frankreichs und in die Lombardei, wovon das intereſſante Tagebuch gedruckt iſt. Auf der Reiſe ſelbſt befand er ſich beſſer, aber als er nach Berlin zurückgekommen war, wurden ſeine Beſchwerden größer und ſichtbar welkte er dahin. Den Tag vor ſeinem Tode redete er noch mit aller möglichen Heiterkeit des Geiſtes mit ſeinen Freunden. Als er einſt durch heftige Schmerzen darinn unterbrochen wurde, ſtieß er einen Schrei aus, ſetzte aber gleich hinzu: Ach Gott, du biſt auch Vater; du wirſt mir nicht mehr auflegen, als ich tragen kann. — Und nun fuhr er ruhig fort. Als ihm einer ſeiner Freunde ſagte, er hoffe ihn noch einmal wieder zu ſehen, antwortete er ſehr geſetzt: ja, auch ich hoffe es; ohne dieſe Hofnung wäre das Leben ein elender Traum. — Er entſchlief ſanft am 25ſten Februar 1779.

Sulzers Gelehrſamkeit war ein Kind des eigenen Nachdenkens, langen Beobachtens und geübter Empfindung; gemeinnützig und groß, ohne Prunk und Aufwand einer eitlen Beleſenheit. „Der Denker, ſagt ſein

Biograph Blankenburg, und der auf Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts und auf Erhöhung der Glückſeligkeit deſſelben zweckende und losarbeitende Denker zeigt ſich in allen ſeinen Schriften. Mich dünkt, daß faſt alle das Gepräge eines Mannes tragen, der nicht, um ſeinen eigenen Geiſt zu zeigen, um ihn auszubilden, oder ihn zu beſchäftigen, mit einem Wort, der nicht um ſein Selbſt willen, ſondern wirklich um der Sache, oder des gemeinen Beſten willen, ſchrieb; und dieſe wenige Rückſicht auf ſich zeichnet ihn, wie mir dünkt, ſehr vortheilhaft von ſo vielen andern Philoſophen aus. Er ſcheint bei ſeinen Arbeiten immer zu voll von ſeiner Materie geweſen zu ſeyn, um ſelbſtgefällig ſeyn zu können. — Er hat ſich mit philoſophiſchem Scharfſinn in allen Feldern der Gelehrſamkeit umgeſehen, und, ob es gleich natürlich war, daß er in einem glücklicher und mehr, als in dem andern bemerkt hatte, ſo wußte er doch alle unter Einen Geſichtspunkt zu vereinigen." Eine brennende Begierde, das erhabene Gefühl des Schönen und Guten in allen Seelen zu erwecken, und Tugend, Geſchmack und Menſchlichkeit allgemeiner zu machen, ſtralt aus jedem Gedanken, und jeder Zeile, die er ſchrieb.

Imma-

Immanuel Kant,

Profeſſor der Philoſophie in Königsberg.

Kein Reformator der Welt, ſelbſt Luther nicht ausgenommen, hat mit der ſtillen Kraft der Feder in einer ſo kurzen Zeit ſo viele Herzen erobert, als Kant. Ausgerüſtet mit der vollen Kraft einer vorurtheilsfreien Vernunft, wagte er es, ſie einerſeits von ihrem zu kühnen Auffluge ins Ueberſinnliche, und andererſeits von ihrem Kriechen im Thale auf den Mittelweg der Wahrheit zurück zu führen und ihr die Redlichkeit zur Begleiterin zu geben, die ihr beſtändig zurufen mußte: Es iſt zwar nicht vieles, was wir auf dieſem Wege ſehen; es iſt aber doch der einzige richtige Standpunkt für menſchliche Augen, das Wahre und Wirkliche zu ſehen. Alles Uebrige iſt Traum oder Hirngeſpinnſt.

Kants Schriften können zwar nur von Gelehrten geleſen und verſtanden werden; allein die mehreſten von den Wahrheiten, auf welche ihn ſein Nachdenken leitete, ſind für alle denkende Menſchen wichtig. Beſonders dachte er über die drei Fragen nach: was kann der Menſch wiſſen? was ſoll und darf er thun? und was kann er hoffen und glauben? und fand bei ſeinem tiefen und unermüdeten Nachdenken unter andern, daß

der Menſch nur von demjenigen, was er durch Erfahrung wahrnehmen kann, im eigentlichen Sinne des Worts, anſchauende Erkenntniß haben könne. Gemeinnützig iſt aber dieſe Unterſuchung deswegen, weil dadurch alle Grübeleyen und Träumereyen über die unſichtbare Welt für unnütz erklärt werden. Die Frage: was ſoll der Menſch thun? deren Beantwortung ebenfalls für alle Menſchen wichtig iſt, war zwar ſchon vor ihm auf verſchiedene Weiſe beantwortet worden; aber Kant hat doch das Verdienſt, daß er die richtige Antwort: wir ſollen das, was recht und gut iſt, nicht des Nutzens wegen, den wir davon erwarten, ſondern vornemlich darum thun, weil es gut, weil es Pflicht iſt, oder weil es von dem Geſetze der Vernunft geboten wird, mit Gründen, welche aus der ſittlichen Natur des Menſchen hergenommen ſind, unterſtützte. Darauf gründete er die Beantwortung der dritten Frage, welche die ſichere Hofnung eines ewigen Lebens und den feſten Glauben an einen heiligen Gott betrift.

Um des unſterblichen Mannes ganzes Verdienſt zu ermeſſen, muß man nicht vergeſſen, daß er nur zum Spaziergang den Fuß aus ſeiner Vaterſtadt ſetzte, und doch auf unſerm Planeten und in allem, was zwiſchen Himmel und Erden iſt, ſo ausgebreitete und gründliche Kenntniſſe beſaß, daß er nicht nur über alles zu ſprechen, ſondern über alles auch neue, oft überraſchende und mit dem reinſten Stempel des Genies bezeichnete Bemerkungen ohne alle Vorbereitung mittheilen konnte. Gebohren wurde er zu Königsberg am 22ſten April 1724. Seine Kindheit war allen jenen Mühſeligkeiten unterworfen, welchen die Kinder unvermöglicher Eltern aus-

geſetzt ſind. Denn ſeine Eltern waren arm, und wurden nach ihren bürgerlichen Verhältniſſen nur zu den ſogenannten Kleinbürgern gezählt. Den erſten Unterricht erhielt er in dem Kollegium Friedericianum, einer Schulanſtalt, die damals in einem beſondern Rufe der Frömmigkeit ſtand. Er ſchloß ſich hier an einen Jüngling an, der ihm in aller Rückſicht die Stirne bieten konnte. Dieß war David Ruhnken, ein Jüngling, welcher ſich ſpater, und als Profeſſor durch ſeine Gelehrſamkeit rühmlich auszeichnete. Auch Kant machte ſich ſchon früh durch Fleiß und Scharfſinn, ſo wie durch eine entſchiedene Vorliebe für die Literatur der Alten bemerkenswerth.

Schon frühe qualificirte er ſich zum Lehrſtande, in welchem er auch ſein ganzes übriges Leben zubrachte. Er unterrichtete ſeinen Bruder, und legte ſich, nachdem er der älterlichen Vorſorge entlaſſen, und der Dürftigkeit preis gegeben war, aufs Unterrichtgeben. Als er im Jahr 1755 die akademiſchen Studien in ſeiner Vaterſtadt vollendet hatte, wurde er Magiſter der Philoſophie, las Kollegien, erhielt 1770 eine ordentliche Profeſſur, und verwaltete ſie bis zu ſeiner Auflöſung am 12ten Februar 1804, da er nicht ferne von ſeinem 80ſten Geburtstage war.

Der Gang ſeiner Schickſale war der einfachſte, und ſeine Lebensweiſe war es nicht minder. Den größten Theil ſeines Lebens brachte er damit zu, wie er ſelbſt in der Kritik der reinen Vernunft S. 869 ſagt: „Die ganze reine Philoſophie (mit Einſchluß der Kritik der reinen Vernunft) d. i. die Unterſuchung alles deſſen, was jemals a priori anerkannt werden kann, als auch

die Darſtellung desjenigen, was ein Syſtem reiner philoſophiſcher Erkenntniſſe dieſer Art ausmacht, aber von allem empiriſchen, ingleichen dem mathematiſchen Vernunftgebrauche unterſchieden iſt“ zu bearbeiten. Er ließ ſeine Ideen, nach welchen in den Annalen der Philoſophie ein ganzes Jahrhundert bezeichnet werden wird, ein halbes Jahrhundert reifen. Denn ſeine Prolegomena, womit er den Vorhang aufzog, erſchienen erſt im Jahre 1784. Seine übrigen unſterblichen Werke, welche nun ſchnell auf einander folgen, hier herzuzählen, würde überflüſſig ſeyn, da ſie allgemein bekannt ſind, und der Raum es nicht erlauben würde, mehr als einige Worte davon zu ſagen. Dafür wollen wir den Weiſen in ſeinem Privatleben betrachten.

Derjenige Geiſt der ſittlichen Größe, welcher in ſeinen Werken athmet, begleitete ihn auch auf den Lehrſtuhl, in die Geſellſchaft, und umwehte ihn in ſeinem häuslichen Leben. Dieſe Selbſtſchätzung oder das immer lebendige Bewußtſeyn der Erhabenheit ſeiner moraliſchen Anlage war in Kant ein fruchtbarer Stamm, auf welchem mehrere Aeſte der ſchönſten Geſinnungen hervor trieben. In ſeinem Charakter machte Wahrhaftigkeit einen der Hauptzüge aus. Ihm war Lüge unter allen Geſtalten und in jeder Epoche des Lebens das verachtungswürdigſte Kennzeichen des Charakters, vor welchem er bei jeder Gelegenheit warnte. Wie er lehrte, ſo lebte er, ganz nach den Ausſprüchen der Vernunft; ſeine Triebe und Neigungen hatte er ganz in ſeiner Gewalt. Gegen Arme war er ſehr wohlthätig, er unterſtützte manchen im Stillen, und theilte beträchtliche Summen ſeinen dürftigen Verwandten mit. Die Fülle

ſeines Wohlwollens zeigte ſich gegen jeden, der in ſeinen Kreis kam, und den er mit Rath oder durch die That unterſtützen konnte. Um ſeine Autorſchaft oder die Erwerbung eines großen Namens war er nie ängſtlich beſorgt. Seine Beſcheidenheit machte ihn ſo beliebt im Umgange als achtungswerth in ſeinen Schriften. Oft lenkte er in Geſellſchaften das Geſpräch von den wichtigſten ihm ſo theuren Spekulationen der Philoſophie auf ſolche Gegenſtände, von denen er wußte, daß ſie der Lieblingsſtoff der Anweſenden waren. Theilnehmend unterhielt er ſich im Cirkel der Schönen mit Erörterungen des Putzes, der Mode, oder Kinderzucht oder der häuslichen weiblichen Beſchäftigungen.

Bei Kants vielen Kenntniſſen, bei ſeiner Neigung zur geſelligen Mittheilung, und bei der witzigen und ſatyriſchen Art, ſeine Farben aufzutragen, iſt es kein Wunder, daß er oft Widerſpruch müſſe erfahren haben. Er diſputirte wirklich ſehr gern, und man ſah es ihm an, mit welcher Luſt er ſich auf polemiſche Art mit ſeiner Philoſophie an andern zu reiben, und dadurch manchen Funken der Wahrheit hervorzuſchlagen ſuchte. Aber die Streitigkeiten, wobei es nicht eigentlich um die Wahrheit, ſondern um den Beifall der Menge zu thun iſt, waren ihm frühzeitig zuwider. Daher nahm er auch an den in ältern Zeiten oft mit vieler Galle geführten akademiſchen Streitigkeiten nur ſo viel Antheil, als ſeine Lage mit ſich brachte. Vorzüglich vermied er theologiſche Streitigkeiten. So wenig er der Religion abgeneigt war, ſo hielt er doch, wenn man im Diſputiren ihn auf dieſes Kapitel brachte, mit ſeinem Widerſprechen und überhaupt mit ſeinen Urtheilen zurück. Am

liebſten ließ er ſich mit aufgeklärten Katholiken ein, bei welchen er einen vorzüglich reinen, für die Wahrheit empfänglichen Sinn zu finden glaubte. Doch waren ihm Erörterungen über politiſche Gegenſtände die liebſten. Seine genaue Kenntniß unſers Planeten und der neueſten Veränderungen auf demſelben, die er ſich durch tägliches Leſen der Zeitungen und Journale gegenwärtig zu halten ſuchte, gaben ihm hierzu den reichhaltigſten Stoff. Die franzöſiſche Revolution erregte in dieſer Hinſicht das lebhafteſte Intereſſe in ihm. Und nur hierbei vergaß er ſich manchmal bis zur Heftigkeit. Wenn er einmal eine politiſche Meinung bei ſich feſtgeſetzt hatte, ſo hielt es ſchwer und war faſt unmöglich, ihn aus derſelben heraus zu disputiren. Hierinn gieng ſeine Unbiegſamkeit ſo weit, daß man ihm ſelbſt Facta entgegen ſetzen konnte, ohne daß es, wenigſtens nicht gleich und immer, gelang, ihn von dem abzubringen, was er ſich in den Kopf geſetzt hatte.

Kant war nie verheurathet. „Da ich eine Frau brauchen konnte, konnt' ich keine ernähren; und da ich eine ernähren konnte, konnt' ich keine mehr brauchen“ ſagte der ehrwürdige Greis. Demohngeachtet war er doch kein Feind des weiblichen Geſchlechts; er war gern in ihrer Geſellſchaft, und ſchätzte einige unter ihnen mit Herzensfreundſchaft. Er hatte die genaueſte Kenntniß von allen ihren Angelegenheiten und Beſchäftigungen, und konnte eben ſo ungezwungen und gelehrt mit ihnen über die Kochkunſt, den Frauenputz, den Stand der Mode und ihre Unterhaltungen ſprechen, als er über Aſtronomie und Methaphyſik diſſerirte. Wie ſehr er übrigens das ſchöne Geſchlecht ehrte, dieſes hat er mit

der vortrefflichſten Darſtellungsgabe in ſeiner Abhandlung: Beobachtungen über das Gefühl des Erhabenen und Schönen, dargethan.

In ſeinen letzten Jahren gieng Kant, um andern nicht zur Laſt zu fallen, nicht mehr in Geſellſchaft, ſpeiste nicht mehr, wie früher, an einer Table d' hote, ſondern zu Hauſe und lud jedesmal einige Gäſte aus ſeinem Bekanntſchaftskreiſe zu ſich. Aber er war nicht mehr der unterhaltende Geſellſchafter, als den man ihn früher kannte, und ſah es am Ende ſeiner Tage nicht einmal mehr gerne, wenn man ſich, ohne daß er Theil an der Unterhaltung nehmen konnte, bei Tiſche unterhielt. So wie man aber das Geſpräch auf etwas Wiſſenſchaftliches brachte, erwachte ſein Geiſt gleichſam aus ſeinem Schlummer, und er gab immer die treffendſten Antworten.

Sebaſtian Mutſchelle.

Profeſſor am Lyceum in München.

Das Leben des Weiſen iſt ein Heiligthum, in welchem uns wirkliche Wahrheiten und Tugenden ungleich lauter und nachdrücklicher anſprechen, als ihre Sinnbilder in den Tempeln von Stein und Gold. Ein ſolches, an kraftvoller Lehre reiches Leben vollbrachte Mutſchelle, dem der Profeſſor Weiller ein ſchönes Denkmal errichtet hat.

Mutſchelle, zu Alleshauſen in Baiern am 10ten Januar 1749 gebohren, war der Sohn eines Müllers. Von der Wiege bis ans Grab genoß er einer feſten Geſundheit, und zeitig gewahrte man in ihm einen Geiſt, der ſich über das Gemeine erhob. Er war fromm, wie ſeine Eltern, dabei äußerſt lebhaft, immer luſtig, ſehr leicht aufgebracht, und immer zum Raufen bereit — Auswüchſe, die er in reifern Jahren mit dem Muthe des Weiſen bekämpfte und glücklich beſiegte. Schon im Knaben-Alter kam er in die Jeſuiten-Schulen nach München, und da die ſcharfſichtigen Väter der Geſellſchaft die Vorzüge ſeines Geiſtes bemerkten, ſo wußten ſie den Wunſch in ihm rege zu machen, ein Mitglied

ihres Ordens zu werden. Er trat im Sept. 1765 in denſelben, kam in das Noviziat nach Landsberg, und es gewann das Anſehen, daß er ſich ziemlich geſchmeidig in die jeſuitiſchen Formen ſchmiegen würde. Er war unter andern empfehlenden Seiten auch ausgezeichnet fromm und ſchon jetzt in einem hohen Grade Herr über ſeine Leidenſchaften; daher ward er zu den Gelübden gelaſſen. Allein der Geiſt des Ordens vermochte nur wenig über ihn; dafür trat der einſichtsvolle und liebenswürdige Menſch immer mehr in ihm hervor. Er lehrte als Magiſter in München drei Jahre die erſte Grammatik, und gewann die ganze Liebe ſeiner Schüler.

Nach der Aufhebung des Ordens gieng Mutſchelle nach Ingolſtadt, verband mit dem theologiſchen auch das philoſophiſche Studium, ward dann 1776 Privaterzieher in München, und nicht lange nachher Wallfahrtsprediger in Altenöttingen. Allein ſchon nach 14 Tagen wurde er Pfarrvikar zu Mattigkofen im ſogenannten Innviertel, welches damals noch baieriſch war. Hier trat er in einen Wirkungskreis, wie ihn ſein Herz ſchon lange gewünſcht hatte. Er war Lehrer einer nicht unbeträchtlichen Gemeinde. Er fühlte die Würde des Gedankens, an den Veredlungen des Volks Theil zu nehmen, und arbeitete mit reinem und unermüdetem Eifer auf ſein ſchönes Ziel los.

Mutſchelle's Talente entfalteten ſich bald in dem Grade, daß man einſah, er ſei für ungleich größere Wirkungskreiſe beſtimmt, als ihm bisher zu Theil geworden waren. Er wurde deswegen im Jahr 1779 Kanonikus an dem Kollegiatſtifte zu St. Veit in Freiſing,

und geiſtlicher Rath in dem daſigen Konſiſtorium. Nun konnte er in mehrern Richtungen und mit größerm Nachdruck auf die Bildung des Volks wirken; denn nun konnte er auf die Lehrer deſſelben ſelbſt wirken. Er that es mit der ganzen Treue, mit der er ſeine Pflicht immer zu thun gewohnt war, und mit dem ganzen Segen, der einer redlichen Pflichterfüllung gewöhnlich zu folgen pflegt. Der ganze Kreis, auf den er wirkte, zeigte bald die Einflüſſe der wohlthätigen Macht, unter der er ſich befand. Reinere Begriffe kamen in Umlauf, ſchönere Gefühle erwachten, edlere Geſinnungen faßten Wurzel. Die jungen Geiſtlichen nannten ſeinen Namen mit Liebe und Achtung, und verweilten gerne bei ſeiner Erinnerung. Als er darauf das Schulkommiſſariat übernahm, regte ſich auch in den deutſchen Schulen, denen er vorſtand, ein neues Leben. Die unzweckmäßigen Schulbücher verſchwanden, und zweckmäßigere traten an ihre Stelle. Die Lehrer wurden beſſer beſoldet, der Unterricht unentgeltlich ertheilt, und den armen Schülern wurden überdieß Schulbücher und Schreibmaterialien geſchenkt.

Die Feinde des Lichts konnten den Eifer, mit dem Mutſchelle die Werke der Finſterniß zerſtörte, nicht gleichgültig mit anſehen. Sie verleumdeten und verfolgten ihn ſo lange, bis er endlich, zum Bedauren aller Guten, ſeine geiſtliche Rathsſtelle niederlegte, weil er wohl ſah, daß er hier nicht mehr wirken konnte. Jetzt betrat er die ſchriftſtelleriſche Laufbahn, und ſchrieb ſeine Geſchichte Jeſu aus den vier Evangelien in eines geordnet 1784, — Kenntniß und Liebe des Schöpfers aus der Betrach-

tung der Geſchöpfe 1785 und Bemerkungen über die ſonntäglichen Evangelien 1786. Auf eine ehrenvolle Art wurde er wieder in ſeine vorigen Stellen zurück berufen, und bald war wieder der Geiſt ſichtbar, der in den neuerdings eingenommenen Kreiſen lebte. Das öffentliche Zutrauen lenkte ſich vornehmlich auf ihn, und manche der verwickeltſten Geſchäfte wurden glücklicher Weiſe ihm übergeben, da er zu entſcheiden verſtand wie Wenige, und da er aus reinen Beweggründen entſchied, wie noch Wenigere. Für das Schulweſen fuhr er fort mit einem nicht zu ermüdenden Nachdrucke thätig zu ſein. Sein Scharfſinn hatte frühzeitig das eigentliche Ziel entdeckt, auf welches alle Erziehung losſtreben ſoll, nehmlich Brauchbarkeit der jugendlichen Anlagen. Er ſorgte alſo dafür, daß in ſeinen Schulen immer mehr auf dieſe innere Selbſtſtändigkeit, auf Selbſtdenken und Selbſtentſchließen hingearbeitet wurde. Durch Errichtung von Induſtrie-Schulen ſtrebte er, die, vorzüglich der Jugend, nothwendige Verbindung zwiſchen Denken und Handeln zu Stande zu bringen. Die Kinder wurden während ihrer Arbeiten auch zum Singen angeleitet, und es wurde in dieſer Abſicht eine eigene Sammlung lehrreicher Lieder und Sittenſprüche zur Bildung des Geiſtes und des Herzens zum Drucke befördert.

Von neuem kämpften Neid, Finſterniß und Bosheit gegen die aufblühenden Schulen, und nicht allein in Privatgeſprächen, ſondern ſogar im Beichtſtuhle und ſelbſt laut von der Kanzel herab wurde die neue Anſtalt mit ihren Lehrern verdächtig gemacht. Ohne ſich dadurch irre machen zu laſſen, verfolgte Mutſchelle ſeine Bahn,

und fuhr zugleich fort als Schriftſteller zu wirken. Er ſchrieb das ſchätzbare Buch über das ſittlich Gute; ſeine Unterredungen eines Vaters mit ſeinen Kindern, und zum Gebrauch der Schulen ſeinen chriſtkatholiſchen Unterricht, wie man gut und ſelig werden könne. In dieſen Schriften drückte ſich nun ſein Geiſt ſchon vorzüglich klar und lebhaft aus. Sie erlebten daher bald mehrere Auflagen. Mit dem angeſtrengteſten Eifer ſtudirte er ein Jahr lang die kantiſchen Schriften, und überzeugte ſich, daß aus ihnen hohe Weisheit zu holen ſey. Auch dieß vermehrte die Zahl ſeiner Feinde, und da es ihnen endlich gelang, ihn ſelbſt bei der Regierung verdächtig zu machen, ſo legte er 1793 ſeine geiſtliche Raths-Stelle und ſein Kanonikat ganz nieder, und übernahm die Pfarrey Baumkirchen, eine Stunde von München. Den ruhigen Tagen, welche er hier verlebte, danken wir ſeine Bemerkungen über die feſttäglichen Evangelien, ſeine philoſophiſchen Gedanken und Abhandlungen, ſeine kritiſchen Beiträge zur Methaphyſik u. m. a. In allen dieſen Schriften wehte ein Geiſt, der unwiderſtehlich anzog, wenn man unbefangen hinzu trat. Es war ein Geiſt der Gründlichkeit und der Strenge in einer ſtets innigern und wunderbarern Umſchlingung mit dem Geiſte der Klarheit und der Liebe, was aus ſeinen Schriften, wie aus ſeinem Leben ſprach.

Sechs Jahre hatte Mutſchelle bei ſeiner Pfarrgemeinde zugebracht, und als Seelſorger, Freund und Rathgeber ungemein viel Gutes gewirkt, beſonders während des Eindringens franzöſiſcher Heere in Baiern,

als er den Ruf zur Lehrſtelle der theologiſchen Moral, der Paſtoral und der geiſtlichen Beredſamkeit am churfürſtlichen Lyceum zu München erhielt. Ohne ſich von ſeiner Gemeinde zu trennen, übernahm er dieſe Lehrſtelle, und eröfnete das erſte Schuljahr mit einer kleinen, aber gehaltvollen Rede über die Frage: Was ſoll die Schule für die Welt ſeyn? — wovon die allgemeine Zeitung ſehr paſſend ſagte: „Sie enthalte goldene Wahrheiten auf einem ſilbernen Teller.“ Für ſeine Schüler fieng er an ein Lehrbuch der theologiſchen Moral zu ſchreiben, und zugleich einen Religionsunterricht für die untern Schulen. Aber neue heftige Kämpfe mit ſeinen Gegnern und die neuen Drangſale des Kriegs erſchöpften ſeine Kräfte vor der Zeit, und er ſank am 28ſten Nov. 1800 in die Arme des Todes. Der Ausdruck der Empfindung bei ſeiner Gemeinde war bei ſeiner Beerdigung ſo groß, daß ſelbſt die, damals in den daſigen Quatieren befindlichen franzöſiſchen Krieger, gerührt ſagten: Der Entſeelte muß ein großer, guter Mann geweſen ſeyn, weil ihr ihn ſo ſehr bejammert.

Das war Mutſchelle nach den zuverläßigſten Zeugniſſen. Sein Temperament war ſehr heftig und ſeine Neigungen forderten gewaltig. Allein er bändigte die Heftigkeit des Temperamentes bald, und zeichnete dem Ungeſtümm der Neigungen beſtimmte Grenzen vor. Immer ſah man ſeinen Geiſt kalt und ernſt mitten unter dem Toben der Leidenſchaften ſtehen. Er liebte die Freuden der Tafel und der Geſellſchaft überhaupt, ließ ſich aber nie verleiten, denſelben auf Koſten der Mäßigkeit zu opfern. Er genoß nicht, um zu genießen, ſondern um ſich zu erholen, d. i. um ſich zur neuen Arbeit

zu ſtärken. War er ſtreng gegen ſich, ſo war er eben ſo liberal gegen andere. Dieß zeigte er beſonders in der Beurtheilung anderer. Da war kein Fehler, den er nicht, wenn auch nicht zu rechtfertigen, wenigſtens zu entſchuldigen wußte. Das Gute bemerkte er mit dem innigſten Wohlgefallen und zog es hervor. Sein Umgang war äußerſt angenehm, und nie ließ er einem Menſchen ſein Uebergewicht fühlen, denn ſeine Beſcheidenheit war grenzenlos. Er war voll Anekdoten, die er überall paſſend anzubringen wußte, und herzlicher Frohſinn belebte ſein ganzes Thun. Wo er helfen konnte, war er immer bereit, und die Armen hatten an ihm einen Vater, denen er auf jede Art diente. Er machte Proceßſchriften und andere Schreiben zum Beſten leidender Menſchen, und ſchrieb ſelbſt Druckſchriften zu dieſem Zwecke.

Die zahlreichen Verehrer des verewigten Weiſen vereinigten ſich, das Andenken deſſelben durch die Errichtung eines Schulhauſes zu ehren, welches in einer Kolonie unſern München erbaut wurde. Ein paſſender Gedanke, den Lehrer durch eine Lehranſtalt zu ehren!

Salomon Maimon.

Jude zu Berlin.

Die Geſchichte ſeines Lebens, welche dieſer tiefdenkende Kopf in einem beſondern Werke erzählt hat, entwickelt auf eine anſchauliche Art den Gang ſeiner Geiſtesbildung, die Methode, ſich neue Kenntniſſe zu erwerben, die nach und nach angenommene Richtung ſeines Charakters, das Eigenthümliche ſeiner Schickſale, und die Reſultate ſeines eigenen fortgeſetzten Nachdenkens. Von allem dieſem hier nur einige Grundſtriche.

Maimon war der Sohn eines orthodoxen Rabbinen, und im Jahr 1753 zu Neſchwiz in Litthauen gebohren. Von früher Kindheit an bemerkte man an ihm einen emporſtrebenden Geiſt, der zum Selbſtdenken geſchaffen war, und ſich durch eigene Kraft und Anſtrengung den Weg dazu bahnte, ob ſich ihm gleich unzählige Schwierigkeiten hiebei entgegen ſtellten. Sein Aufenthalt mitten unter einem höchſt ſtupiden Volke, ſein Mangel an guten Büchern, und allem zweckmäßigen Unterrichte, ſeine Armuth und das äußere Elend ſeiner Familie, nebſt mehrern andern traurigen Umſtänden kamen zuſammen, um die Schnellkraft ſeines Geiſtes auf immer zu hemmen; allein mit dem Anwachs der Schwie-

rigkeiten vermehrte ſich ſein Muth, ſie zu beſiegen. Der Funke des Denkens war einmahl in ihm durch einen hohen Grad von Wißbegierde angefacht, und er konnte nun durch nichts mehr ausgelöſcht werden. Schon als ſiebenjähriger Knabe ſtund er heimlich bei Nacht auf, und las bei einem Stück Kühnholz D. Gans aſtronomiſches Werk, welches ſeine ganze Aufmerkſamkeit feſſelte, ob ihn gleich über deſſen Inhalt keiner näher belehren konnte. Endlich gelangte er durch wiederholtes Leſen zur Vorſtellung vom Himmelsglobus, und verfertigte ſich ſelbſt aus geflochtenen Ruthen eine Sphaeram armillarem, mußte aber ſein geliebtes Inſtrument ängſtlich vor ſeinem ſtrengen Vater verbergen, weil ihm dieſer blos den Talmud zu ſtudieren befohlen hatte.

Ein Talmudiſt hat auf alle Aemter und Ehrenſtellen der jüdiſchen Gemeine den erſten Anſpruch, er wird beinah von ſeiner Nation angebetet. Maimon brachte es in dieſem Studium ſo weit, daß er ſchon im eilften Jahre einen vollkommenen Rabbiner abgeben konnte. Allein dieſes Werk ſättigte ſeinen Trieb nach Erkenntniß der Wahrheit nicht: der viele Unſinn, den es enthält, machte ſeinen Durſt nach reinern Kenntniſſen rege; aber es fehlte ihm an allen nöthigen Hülfsmitteln dazu, beſonders an Kenntniß mehrerer, und zwar fremder Sprachen. Durch eine bewundernswürdige Anſtrengung, und durch einen eiſernen Fleiß lernte er endlich deutſche Buchſtaben zuſammen ſetzen, die er unter den Alphabeten korpulenter hebräiſcher Bücher entdeckt hatte; einige Blätter aus einem alten deutſchen Buche fielen ihm zufällig in die Hände, und er fieng nun durch eigenes mühſam erworbenes Geſchick deutſch zu leſen an. Aber

noch

noch war immer ſeine Begierde nach Wiſſenſchaften und Kenntniſſen nicht vollkommen befriedigt. Er ſuchte dieſe Befriedigung in der heiligen Wiſſenſchaft der Juden, in der Kabbala, und ließ ſich in die Synagoge heimlich einſchließen, um ein kabbaliſtiſches Buch zu leſen, welches der Unterrabbiner des Orts nach dem Gebete in der Synagoge zu leſen, und dann daſelbſt zu verwahren pflegte. Maimon vergaß darüber Eſſen und Trinken, und ſeine Freude war unbeſchreiblich, als ihm nachher der Unterrabbiner mehrere kabbaliſtiſche Bücher gab. Mitten im Winter machte er einſt eine weite Reiſe zu Fuß zu einem Oberrabbiner, um deſſen deutſchen Büchervorrath zu nützen, und er fühlte ſich unbeſchreiblich glücklich, als er von dieſem eine alte Optik und Sturms Phyſik erhielt, aus welcher er die Grundſätze der carteſianiſchen Philoſophie kennen lernte.

Bei dieſem unerſättlichen Durſt zu den Wiſſenſchaften blieben ſeine äußern Umſtände immer noch die traurigſten und dürftigſten von der Welt. Nachdem er, um Frau und Kinder zu ernähren, eine höchſt erbärmliche Hofmeiſterſtelle bei einem unwiſſenden und plumpen Pächter bekleidet hatte, entſchloß er ſich, um ſeiner ſchrecklichen Lage zu entrinnen, nach Deutſchland zu gehen, und in dieſem Wohnſitze der Wiſſenſchaften Medicin zu ſtudiren. Ein jüdiſcher Kaufmann nahm ihn mit nach Königsberg, dann reiste er auf einem Schiffe nach Stettin, und mußte in einer ſchrecklichen Lage, von Hunger und Durſt geplagt, fünf Wochen verweilen. Von Stettin begab er ſich zu Fuß nach Frankfurt an der Oder; ſeine Lage war die traurigſte, er hatte keinen Pfennig Zehrgeld bei ſich, ſeine Kleider waren zerriſſen,

und ſeine Sprache konnte niemand verſtehen. Um ein elendes Glas voll ſaures Bier zu trinken, mußte er ſein letztes Kleinod — einen eiſernen Löffel, im Wirthshauſe verhandeln. Endlich kam er doch, von einem barmherzigen Juden unterſtützt, nach Berlin, dem höchſten Ziele ſeiner Wünſche und Hofnungen.

Das Schickſal war noch nicht müde, ihn zu verfolgen. Ein boshafter orthodoxer Rabbiner, der von Maimons tiefer rabbiniſcher Gelehrſamkeit Kunde eingezogen hatte, wußte die Aelteſten der Berliniſchen Judengemeinde ſo zu ſtimmen, daß dem unglücklichen Wanderer, als einem Betteljuden, der Eingang in der Stadt ſchlechterdings verſagt wurde; der arme Wurm warf ſich vor dem Thore auf die Erde nieder, und weinte bitterlich. Er gerieth in ein hitziges Fieber, und wurde ins Armenhaus gebracht. Sobald er geneſen war, mußte er ohne Barmherzigkeit fort, und ſein tiefes Elend nöthigte ihn, ſich an einen Betteljuden anzuſchließen. Unterwegs bemühte er ſich, ſeinem rohen Mitbruder Begriffe von Religion und wahrer Moralität beizubringen, und dieſer unterrichtete ihn in der Kunſt — zu betteln. Beide ſetzten ihre Wanderungen nach Polen fort, und hier entſchloß ſich der unglückliche Maimon, den Bettelſtab wegzuwerfen.

Ein Glückſtern ſchien ihm endlich aufzugehen. Aus dem tiefſten Abgrunde des Elends ſtieg er zum höchſten äußern Glanze bei ſeiner Nation, zu dem Ehrenrange eines Oberrabbiners empor. Aber auch hier zog ſich ein neues Ungewitter über ſeinem Haupte zuſammen; neue Verfolgungen nöthigten ihn zu einer zweiten Reiſe nach Berlin. Ein polniſcher Jude, der ſich des Studirens

wegen hier aufhielt, und noch einige junge Leute aus einer vornehmen jüdiſchen Familie daſelbſt, wurden jetzt ſeine Schutzengel. In einem Butterladen fand er zufälliger Weiſe Wolfs Metaphyſik, die der Krämer eben als Makulatur verbrauchen wollte. Maimon kaufte ihm das Buch für 2 Groſchen ab, und fieng dieſes Werk an eifrigſt zu ſtudiren. Die Zweifel, die ihm beim Leſen aufſtießen, ſetzte er in hebräiſcher Sprache auf — der einzigen, in der er ſich richtig ausdrücken konnte — theilte ſie Mendelsſohn mit, und wurde von dieſem zum Studium der Philoſophie ſehr aufgemuntert. Nun ſchrieb er eine metaphyſiſche Disputation in hebräiſcher Sprache, worinn er die Gründe der geoffenbahrten und natürlichen Religion in Zweifel zog.

Mendelsſohn fand bald an ihm einen ſcharfſinnigen Denker, unterſtützte ihn, und verſchafte ihm die Bekanntſchaft mehrerer aufgeklärten Juden, wodurch ſich Berlin vor allen Städten Deutſchlands ſo ſehr auszeichnet. Um in der Welt fortzukommen, lernte Maimon, aber nur auf kurze Zeit, die Apothekerkunſt. Seine freie Lebensweiſe und ſein Hang zum ſinnlichen Vergnügen erregte den Unwillen ſeiner Freunde, und als ihm Mendelsſohn dieß eröfnete, verließ er trotzig Berlin, gieng nach Hamburg und dann nach Amſterdam. Sehr bald wurde er hier als ein Ketzer verſchrieen und verachtet, und ſein Elend ſtieg ſo hoch, daß er ſich einſt ins Waſſer ſtürzen wollte. Um ſein Fortkommen zu finden, entſchloß er ſich in Hamburg, wohin er wieder zurück kehrte, ein Chriſt zu werden. Er ſetzte deshalb ſeine Meinungen über die chriſtliche Religion mit aller Freimüthigkeit auf, und fragte bei einem Hamburgi-

ſchen Geiſtlichen an: ob er nach dieſem Bekenntniß wohl getauft werden könne? Eine verneinende Antwort vereitelte das Vorhaben.

Um neuere Sprachen zu lernen, wurde Maimon in Hamburg Gymnaſiaſt, und gieng dann, mit einem höchſt ſchmeichelhaften Teſtimonium ſeiner Lehrer verſehen, nach Breslau, wo er mit dem berühmten jüdiſchen Dichter Kuh eine enge Bekanntſchaft errichtete, und nach langem planloſen Studiren endlich die Medicin zu ſeinem Brodſtudium wählte. Neue Leiden verfolgten ihn, und trieben ihn wieder nach Berlin, wo er anfangs vom Almoſen lebte. Er miethete ſich in ein Dachſtübchen ein, und fieng an Kants Kritik der reinen Vernunft zu ſtudiren. „Die Art, ſagt er, wie ich dieſes Werk ſtudirte, iſt ganz ſonderbar. Bei der erſten Durchleſung bekam ich von jeder Abtheilung eine dunkle Vorſtellung, nachher ſuchte ich dieſe durch eigenes Nachdenken deutlich zu machen, und alſo in den Sinn des Verfaſſers einzudringen, welches das eigentlichſte iſt, was man, ſich in ein Syſtem hineindenken, heißt. Da ich mir aber ſchon vorher auf eben dieſe Art Spinoza's, Hume's und Leibnitzens Syſteme zu eigen gemacht hatte, ſo war es natürlich, daß ich auf ein Koalitions-Syſtem bedacht ſeyn mußte; dieſes fand ich wirklich und ſetzte es auch in Form von Anmerkungen und Erläuterungen über die Kritik der reinen Vernunft nach und nach auf, ſo wie dieſes Syſtem ſich bei mir entwickelte, woraus zuletzt meine Träſcendental-Philoſophie entſtand. Hier wird ein jedes der vorerwähnten Syſteme ſo entwickelt, daß daraus der Vereinigungspunkt aller ſich leicht ergiebt.“

Schon durch dieſe erſte Schrift, die im Jahr 1790 erſchien, kündigte er ſich als einen ſcharfſinnigen ſpekulativen, ja in gewiſſer Rückſicht originellen Denker an. Allein, alles was er ferner ſchrieb, trug das Gepräge der Dunkelheit. Er lebte nun in Ruhe, und ſtarb am 24ſten November 1800 zu Nieder-Siegersdorf bei Freyſtadt in Schleſien, auf dem Gute des Grafen von Kalkreuth.

Georg Berkeley.

Biſchof von Cloyne in Irland.

Ein ſcharfſinniger engliſcher Philoſoph, der bei ſeinen Unterſuchungen den Zweck hatte, die Grundurſachen der Schwierigkeiten und Irrthümer in den Wiſſenſchaften, des Skepticismus, Atheismus und der Irreligion zu entdecken, und dadurch, daß jene weggeräumt wurden, philoſophiſche Wahrheit, Moralität und Religion aufs neue zu begründen. Nach den idealiſtiſchen Grundſätzen, die er annahm, befinden ſich ſinnliche und materielle Gegenſtände nicht außer der Seele und ihrer Vorſtellung, ſondern in derſelben, und ſind nichts anders, als auf die Seele durch unmittelbare göttliche Einwirkung, nach gewiſſen Naturgeſetzen gemachte Eindrücke. Berkeleys Grundſätze liegen der Philoſophie zum Grunde, die nachher durch Hume ſo viel Aufſehen gemacht hat. Nur daß ſie bei Berkeley keine bloße Zweifeley, ſondern der höchſte Realiſm waren. Indem er Wortgeſpinnſte verrachtete, ſuchte er in Allem deſto eifriger das einzig bleibende, Veſte, das Maaß der Wahrheit. Eine ſonderbare Ebenheit des Geiſtes und Charakters, die, indem ſie unnützen Scharfſinn vermeidet, den feinſten Scharfſinn erfordert, war

die Gabe, die ihn im Leben, wie in Schriften aus-zeichnet.

Er wurde im Jahr 1684 zu Kilcrin in Irland ge-bohren, und ſtudirte ſeit ſeinem 15ten Jahre zu Du-blin, zuerſt als Penſionair des Dreieinigkeitskollegiums und nachher als Mitglied (Fellow) deſſelben. Noch ehe er 20 Jahr alt war, ſchrieb er ſeine Arithmetik, ohne Algebra aus Euclides demonſtrirt, die er 1707 heraus-gab, und die mehrere neue und ſinnreiche Ideen ent-hält: zwei Jahre darauf erſchien ſeine Theorie des Sehens (Theorie of Vision), deren Grundſätze nicht nur als eine Philoſophie dieſes edlen Sinnes für Ma-thematik und Pſychologie gelten, ſondern auch, indem ſie die Begriffe des Geſichts und Gefühls rein und zart unterſcheiden, der Plaſtik d. i. einer Theorie des Ta-ſtens Raum gemacht haben. Durch Doctor Cheſel-dens Erfahrungen an einem Blindgebohrnen, dem das Geſicht gegeben ward, erprobten ſie ſich thatmäßig; als Grundſätze ſind ſie durch ſich ſelbſt bewährt. Sie führ-ten ihn auf ſeinen Idealismus, den er in einigen auch durch die Diction ausgezeichneten Schriften (Principles of humane knowledge und Dialogues between Hylas and Philonous) mit ungemeinem Scharfſinn vertheidigte.

Im Jahr 1713 begab ſich Berkeley zum erſten-mal nach England, und ſchloß eine vertraute Freund-ſchaft mit Addiſon, Steele, Pope, Swift, und dem Grafen von Peterborough, welcher letztere, da er als Geſandter nach Sizilien gieng, ihn noch in demſelben Jahre mit dorthin nahm als ſeinen Kaplan und Secretair. Schon im folgenden Jahre kehrte er ber mit dem Grafen nach England zurück, und beglei-

tete einen Herrn Aſhe auf einer Reiſe durch Frankreich und Italien. In dem letztern Lande verweilte er am längſten und liebſten; er ſtudirte hier die Schönheiten der Kunſt und der Natur mit dem innigſten Intereſſe, und bildete inſonderheit ſeinen Geſchmack in der Baukunſt.

Als er nach England zurück kam, beſuchte er Künſtler und Handwerker der verſchiedenſten Art, hielt ſich in ihren Werkſtätten oft und lange beobachtend auf, nahm an der damaligen Verlegenheit Englands bei dem ſogenannten Südſeehandel auch als Schriftſteller Antheil, nährte aber ein Lieblingsprojekt, das er, auch als Dechant von Derry (eine Stelle, die 1100 Pfund trug) nicht aufgeben wollte. Er hatte nemlich einen großen Plan entworfen, um die wilden Amerikaner zu bekehren, und zu dem Zwecke ein Kollegium auf den Sommerinſeln oder den ſogenanten Bermudiſchen Inſeln zu errichten. Er gewann mehrere ſeiner jüngern Freunde in dem Dreieinigkeits-Kollegium für dieſen Plan, that dazu öffentliche Vorſchläge, und brachte es durch die eifrigſten Bemühungen und durch Verwendung mehrerer ſeiner Gönner bei König Georg dem Erſten und dem damaligen Miniſter Walpole dahin, daß der Plan dem Parlamente vorgelegt, und von demſelben eine Summe von 20,000 Pfund Sterl. zu der Unternehmung bewilliget wurde. Auch kam eine anſehnliche Subſcription zum Beſten derſelben zu Stande.

Berkeley, voll Freude über den Fortgang ſeines Entwurfs, beſtieg mit ſeiner Gemahlin, die er einen Monath vorher geheurathet hatte, und einer anſehnlichen Summe Geldes aus ſeinem eigenen Vermögen,

und einer Büchersammlung, im Jahr 1728 das Schiff, kam nach Rhode-Island, ſtand einsweilen den dortigen Geiſtlichen bei, und hatte den Vorſatz, von hieraus auf dem feſten Lande Ländereyen für ſein Kollegium anzukaufen, als nach zwei Jahren vergeblicher Hofnung der Miniſter Walpole ihm ſchrieb — daß aus der versprochenen Summe nichts würde. Sein Plan ſeine Dechaney und ein großer Theil ſeines Vermögens waren alſo dahin; ungekränkten Gemüths theilte Berkeley die mitgebrachten Bücher unter die amerikaniſche Geiſtlichkeit aus, ſchenkte dem Kollegium zu Connecticut ſeine Meierey auf Rhode-Island, kam nach England zurück, gab den Subſcribenten ihr Geld wieder und ſchickte fernerhin Geld und Bücher jenem Welttheil, dem er einmal ſeinen Enthuſiasmus gewidmet hatte.

Indeſſen ſchlief auch für Europa ſein menſchenfreundlicher Geiſt nicht. Er gab nach ſeiner Rückkunft den Alciphron, einen meiſterhaften Dialog in Plato's Manier, heraus, und rechtfertigte dadurch ſeinen wahrhaft philoſophiſchen Geiſt und Charakter bei der Königin Karoline, die ihm wohl wolite, bei der er aber wegen ſeiner frühern Schriften und ſeines Projects, die Amerikaner zu bekehren, als ein träumeriſcher Schwärmer geſchildert war. Durch Vermittlung derſelben wurde er 1734 Biſchof von Cloyne in Irland. Er verſah die Pflichten dieſes Amts mit dem rühmlichſten Eifer, und lebte gewöhnlich in ſeinem Sprengel, außer wenn ihn die Parlementsgeſchäfte nach Dublin riefen. Aber nicht zufrieden, ſeinen Biſchofspflichten ein Gnüge zu thun, ſuchte er durch Anſtalten ſowohl als Schriften in dem armen, verlaſſenen

Irland Fleiß und Sittlichkeit empor zu bringen, wie er wußte und konnte. Vielleicht ſind ſeine in dieſer Abſicht verfaßten Schriften das Beſte, obgleich das Unſcheinbarſte, was er geſchrieben; was Swift durch Satyre für Irland ſelten erzwingen konnte, förderte er durch Fragen und Zweifel, die bleibende, ewigfeſte Grundſätze enthalten, ernſt und milde *). Und nicht Irland allein dienen ſie, ſondern jedem Lande, das dem durch Britaniens Uebermacht, im Handel unterjochten, dürftigen Irland gleicht.

Berkeley hatte eine Abhandlung über die Wirkungen des Theerwaſſers geſchrieben, worinn er die Wirkungen deſſelben auf alle Krankheiten ausdehnte. Er war von dem unfehlbaren Nutzen dieſes Arzneimittels ſo ſtark überzeugt, daß er auf eigene Koſten unweit ſeiner Thür ein Krankenhaus erbaute, in welchem ihm alle Armen willkommen waren. Er wartete ſie ſelbſt als ein Arzt, theilte ihnen ihr Maaß Theerwaſſer zu und gab ſich mit dem ärmſten Menſchen in ſeinem Krankenhauſe ſo viel Mühe, als der Krankenwärter, den er dabei angeſtellt hatte. Seine Abſicht war die edelſte, wenn auch der Erfolg, ſeinen Erwartungen vielleicht nicht ganz entſprochen hat.

Menſchenfreundſchaft war der Grundſtrich ſeines Charakters, in deſſen Lob die edelſten ſeiner Zeitgenoſſen übereinſtimmen. Der geringſte Bauer, innerhalb zehen Meilen ſeines Kirchſprengels, gieng mit ihm vertraut

---

*) Berkeley's Maxims; Discourse addressed to Magistrates: a Word to the Wise; the Querist u. ſ. zuerſt in ſeinen Miscellanies, Dublin 1752. dann in der Quartausgabe ſeiner Werke geſammelt.

um. Diejenigen von ihnen, welche Mangel litten, hatten an ſeiner Wohlthätigkeit Theil, und die keinen litten, an ſeiner Freundſchaft und an ſeinem Rathe. Seine Sorgfalt erſtreckte ſich beſonders auch auf die Verbeſſerung der Oekonomie. Einen Boden, der wüſte und unangebaut lag, ſuchte er mit der äußerſten Mühe zu verbeſſern; und er war befliſſen, den Pachtern ein Beiſpiel der Geſchicklichkeit beim Ackerbau zu geben, wie ers ſchon lange dem ganzen Königreiche von ſeiner Wohlthätigkeit und Tugend gegeben hatte. Dabei war er kein Haſſer unſchuldiger Lebensfreuden, beſonders war er ein Freund der Muſik, und unterhielt beſtändig einen oder zween Männer in dieſer Kunſt, um ihn bei müßigen Stunden angenehm zu unterhalten. Mit ſeinem Einkommen war er vollkommen zufrieden, und als ihm einſt der Lord Cheſterfield das Bisthum Clogher anbot, das noch einmal ſo viel eintrug, ſo lehnte er das Anerbieten mit den Worten ab: ich habe mein Kirchſpiel lieb, und es liebt mich. Warum ſollt' ich denn alſo auf meine alten Tagen anfangen, neue Verbindungen zu errichten, und mich von den Freunden losreißen, deren Umgang und Liebe mein größtes Glück iſt?"

Da ſeine Geſundheit mit dem zunehmenden Alter ſchwächer wurde, ſo begab er ſich mit ſeiner Familie nach Oxford, auch in der Abſicht, die Studien ſeines Sohnes daſelbſt zu leiten. Aus Gewiſſenhaftigkeit wollte er ſein biſchöfliches Amt zu Cloyne niederlegen. König Georg, dem dieſe ſeltene Großmuth

eines Biſchofs auffiel, und der dabei den Namen ſeines alten Bekannten Berkeleys nennen hörte, dispenſirte ihn von der Entſagung eines jährlichen Einkommens von 1400 Pfund mit der Freiheit, in Oxford zu leben. Er ſtarb aber das Jahr darauf, den 14ten Januar 1754. Die Vortreflichkeit ſeines Charakters hat Pope in einem Verſe verewigt: To Berkeley every virtue under heaven.

Jean le Rond d'Alembert.

Beſtändiger Sekretair der franzöſiſchen Akademie.

D'Alembert war ein Kind der Liebe; aber ſein Genie diente ihm ſtatt der glänzendſten Geburt. Wäre er gleich aus dem älteſten Hauſe in rechtmäßiger Ehe gezeugt worden, ſo konnte er nicht mehr Ehre erhalten. Die Kaiſerin Katharina ſuchte ihn, und König Friedrich der Große war ſein regelmäßiger Korreſpondent. Er war unter Tauſenden Einer, der zugleich der Minerva und der Fortuna Gunſt erlangte, da dieſe beiden Göttinnen ſonſt gemeiniglich auf einander eiferſüchtig ſind.

Gebohren wurde er zu Paris im Jahr 1717. Seine Mutter war Mademoiſelle de Tauſin, Kanoniſſin zu Beaujeu, Schweſter des berühmten Kardinals und Erzbiſchofs zu Lyon, und ſein Vater der bekannte Doctor Aſtruc. Da er in Unehren zur Welt kam, ſo hatte man nicht Urſache, ihm eine glänzende Laufbahn zu prophezeien; aber ſein Genie ſuchte und fand ſie. Er zeichnete ſich in der ſchönen Literatur, in der Philoſophie, und beſonders in der Mathematik ſo ſehr aus, daß er

bald bemerkt wurde, und Ruhm und Gönner bekam; Seine Verbindung mit Voltairen gab ihm eine neue Merkwürdigkeit, doch hütete er ſich in öffentlichen Schriften ſo weit, wie ſein Freund zu gehen, um nicht das Schickſal deſſelben theilen zu müſſen. Vielmehr war er oft deſſen Stütze in Paris, und bekam ſelbſt eine Ehre nach der andern. Er wurde zum Mitglied der franzöſiſchen Akademie, und der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris nach und nach ernannt, und bei der erſtern war er eine lange Zeit bis an ſeinen Tod beſtändiger Sekretair. Dieſe Stelle war ſonſt mit einer ſchönen Wohnung im Louvre, dem ehemaligen königlichen Schloſſe in Paris, verbunden, und die Beſoldungen, welche er von ſeinen Aemtern zog, war anſehnlich genug, ihm Wohlſtand und Ueberfluß zu verſchaffen. Er erhielt auch außerdem manche Geſchenke, und ſeine mannichfaltigen Schriften brachten ihm auch viel ein. Er lebte alſo vom Glücke eben ſo ſehr, als vom Ruhme begünſtigt.

Die Vornehmſten des Hofes, die Prinzen, die Höchſten und Reichſten des Adels, überhäuften ihn mit Schmeicheleien, und bewarben ſich um ſeinen Umgang, ſo, daß er lange Zeit der Protektor der Gelehrten und ſchönen Geiſter nicht allein in Paris, ſondern überhaupt in ganz Frankreich war. Selbſt die Marquiſe von Pompadour war ihm gewogen und hörte auf ſeine Fürbitten. Unter der Regierung Ludwigs XVI. hielt ihn ſchon Alter und Schwachheit ab, ſeinen ehemaligen Einfluß zu behaupten. Indeſſen war er doch noch immer [das] Haupt der vornehmſten Parthei der Philoſophen und ſchönen Geiſter, und in ſeinen beiden Akade-

mien behielt er immer das Uebergewicht, ob ihm gleich im Publikum die Satyren und beiſſenden Angriffe Linguets, die ihn auf alle Art lächerlich zu machen ſuchten, einigen Schaden thaten. Wenn man Linguets Erzählungen und Urtheilen glauben darf, ſo war d'Alembert durch den häufigen Weihrauch ſeiner Verehrer und Freunde etwas ſchwindlicht geworden, und ſeine ehrgeitzige Herrſchſucht ſchadete allen denen, die ihm nach ſeiner Meinung nicht genug fröhnten, oder nicht ſeine Protection, ſo wie er verlangte, ſuchten.

D'Alemberts gelehrte Verdienſte ſind groß und mannichfaltig. In den abſtracteſten Theilen der Geometrie, und in andern Zweigen der Mathematik machte er mehrere wichtige Entdeckungen. Mit Diderot entwarf er den großen Plan, alle menſchlichen Kenntniſſe in ein Wörterbuch (Dictionaire Encyclopedique) zu faſſen. Diejenigen Artikel, welche die ſchönen und mechaniſchen Künſte beſchreiben, arbeitete Diderot aus, d'Alembert hingegen iſt Verfaſſer der philoſophiſchen Artikel, ſo wie der gerühmten Vorrede, die ſich ſo ſehr durch die Schönheit des Vortrags, als durch die Fruchtbarkeit und Gründlichkeit des Inhalts auszeichnet, und die Zöllner treflich verdeutſcht hat. (Ueberſicht des menſchlichen Wiſſens. Berlin 1790.) D'Alemberts vermiſchte Schriften (Melanges de Literature, d'Histoire et de Philosophie. V. Vol. Par. 1752) werden zu allen Zeiten von denen mit Vergnügen geleſen werden, die eine geiſtreiche Lectüre lieben. Ihr Verfaſſer beſaß unſtreitig großen Scharſinn, und ein ausgezeichnetes Talent, zur Unterſuchung und tiefſinniger Erörterung metaphyſiſcher und mathematiſcher Wahr-

heiten, verbunden mit der Gabe eines blühenden und intereſſanten Vortrags, obgleich ſein Hang zur Paradoxie und ſeine Eingenommenheit wider manche zur Beruhigung des Forſchers wichtige Wahrheiten überall hervorſcheint. Auch leiden ſeine gewiß zu ſtrengen und oft einſeitigen Grundſätze über Poeſie und Beredſamkeit manche Einſchränkung und nähere Beſtimmung. In jener vermiſchten Sammlung iſt beſonders der Verſuch über die Gelehrten ein Muſter von feiner und ſcharfſinniger Erörterung, von freier und edler Denkungsart, und von anziehendem philoſophiſchen Vortrage.

Auſſer verſchiedenen Fürſten und andern Großen, die d'Alembert als Freund und angenehmen Unterhalter ſchätzten, führte beſonders Friedrich der Große mit ihm (von 1760 — 1783) einen ſehr intereſſanten Briefwechſel, der in des Königs hinterlaſſenen Werken abgedruckt iſt. Friedrich ſchätzte d'Alembert, allein er hielt ihn für kein Orakel, wie einige glauben. Ja er perſiflirt ihn, oft ſogar etwas bitter, über die Vorliebe für ſein x † y und die Vorzüge, die er den ſogenannten höhern Wiſſenſchaften vor der Poeſie und Geſchichte einräumte. Ueberhaupt war nur eine ſehr geringe Uebereinſtimmung zwiſchen der Denkungsart beider Korreſpondenten: ſie ſtritten faſt über jeden nur etwas wichtigen Punkt; d'Alembert lenkte gemeiniglich ein, aber immer doch ſo, daß man ſieht, er giebt nur deshalb nach, weil ſein Opponent — ein König iſt. In allen ſeinen Briefen findet man übrigens viel Feinheit und Eleganz, aber doch auch nicht wenig von dem Beſtreben, alles mit einer Wendung zu ſagen

und

und den Gedanken mehr errathen zu laſſen, als aus-zudrücken.

D'Alembert hatte ſonſt Uebel für unzertrennlich vom menſchlichen Leben gehalten, ſo wie mit jeder Reiſe mancherlei Beſchwerden verknüpft ſind. Allein in den letzten Monaten unterlag er doch, und wurde faſt zur Verzweiflung ungeduldig. Wenige Tage vor ſeinem Ende fühlte er wieder Ruhe, und nun erzählte der Sterbende mit ehemaliger Heiterkeit und Laune Geſchichtchen, durch die er ſonſt die Geſellſchaft ſo witzig unterhalten hatte, daß alles lachte. Er ſtarb am 29ſten October 1783 zu Paris, ohne, wie Voltaire, vorher zu beichten. Daher wurde er ohne alle Begleitung in der Stille auf dem Kirchhofe des Porcherons eingeſenkt, weil ihn ſein Kirchſpiel nicht annehmen wollte.

Johann Toland.

Ein Freidenker.

Der Name Freidenker kam mit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts in Gang, ſeit Toland, von ſeiner Kirche ausgeſtoßen, ſich dieſen Namen beilegte, und von nun an mit lautem Hohn ſo genannt wurde. Seitdem ergoſſen Swift und andere witzige Köpfe auf die Freidenker ihren Spott; man zählte zu ihnen die verſchiedenſten, oft ſehr achtungswürdige Schriftſteller, und geſellte ſie zu den leichtfertigſten Buben. Andere, die den Namen mit Recht verdienten, nannte man nicht ſo, weil ſie zur hohen Kirche gehörten. So iſt der Titel ein Netz voll guter und böſer Fiſche geworden, bis man ihn gar fallen ließ und dafür Ungläubige (infidels) ſagte. Auf dem feſten Lande gieng es mit dem Namen Freigeiſt (esprit fort) nicht anders. Er hat Narren und Kluge bedeutet, bis ſeine Zeit auch dahin iſt. Das ganze verlebte Jahrhundert zeigt nemlich, daß Freidenker, Freigeiſter, und wie man ſie ſonſt nennen möge, dem Chriſtenthum lange nicht ſo gefährlich geweſen, als man ſich

im erſten paniſchen Schrecken einbildete, ja daß ſie ihm vielfach nützlich geworden. Nicht nur erweckten ſie den Geiſt der Prüfung und hielten ihn wachſam; ſondern ſie brachten meiſtens beſſere Schriften hervor, als ſie ſelbſt ſchrieben, beſſere, ja gegenſeitige Wirkungen, als die ſie zur Abſicht hatten.

Bei jedem ſogenannten Freidenker ſollte man billig unterſcheiden, was er auch außer ſeiner Freidenkerei Gutes geleiſtet, und was er bei jener im Sinne gehabt, von dem, was er unkräftig oder aufgebracht gegen Lehren der Kirche unternahm; im Letztern konnte er ja widerlegt werden. Toland z. B. war unſtreitig ein vielbeleſener Mann, ein heller Kopf, ein warmer Prüfer, wenn er gleich, durch Verfolgungen erbittert, von Schrift zu Schrift ſeine Feder in ſchärferen Eſſig tauchte.

Er war im Jahr 1670 auf der nördlichſten Halbinſel von Irland gebohren. Ein falſches Gerücht machte ihn zum Baſtard eines katholiſchen Geiſtlichen; er ſelbſt verſicherte: „er ſei von der Wiege an im gröbſten Aberglauben erzogen worden, es habe aber Gott gefallen, ſeine eigene Vernunft zum glücklichen Werkzeuge ſeiner Bekehrung zu machen.“ Zeitig gieng er zur reformirten Kirche über, und beſuchte die Univerſitäten zu Glasgow und Edinburg. Mit guten Zeugniſſen wegen ſeines Wohlverhaltens verſehen, gieng er nach England und dann nach Leiden in Holland, um daſelbſt unter dem berühmten Spanheim, Trigland ꝛc. ſeine Studien fortzuſetzen. Nach zwei Jahren kehrte er ins Vaterland zurück, und wählte Oxford zum Orte ſeines Aufenthalts, wo er durch den

Umgang mit gelehrten Männern und durch die Benutzung der öffentlichen Bibliothek ſeine treflichen Anlagen weiter ausbildete.

Toland verrieth zeitig einen Hang zur Paradoxie, und dieſer zeigte ſich auch ſchon in einer ſeiner erſten Schriften, in der er bewies, „daß die geglaubte Geſchichte von dem tragiſchen Tode des römiſchen Konſuls Regulus eine Fabel ſei.“ Bald unternahm er ein Werk von größerem Umfang, in welchem er zu beweiſen ſuchte, „daß das Chriſtenthum keine Geheimniſſe enthalte“ (Christianity not mysterious). Dieſes Buch hätte einen nicht nur unſchädlichen, ſondern wahreren und ſchöneren Geſichtskreis gewonnen, wenn er ſeinen Plan im Sinne des Chriſtenthums ſelbſt verfolgt hätte. Denn ſagt und behauptet dieß nicht ſelbſt, daß es ein enthülltes Geheimniß, Offenbarung eines bisher verborgen geweſenen göttlichen Raths ſei? Sagt ſie nicht ſelbſt, die Zeit der Geheimniſſe ſei vorüber? Hätte jemand ihm friedlich eine Schrift dieſes Inhalts vollwichtig und überwiegend entgegen geſtellt, was konnte Toland dazu ſagen? Das geſchah aber nicht; man eiferte gegen ihn auf den Kanzeln, und das Parlament zu Dublin verurtheilte ſein Buch zum Feuer, ihn aber zum Gefängniß. Das erſtere ward wirklich vollzogen, dem letztern entgieng er durch die Flucht. Vielleicht wäre das Aergerniß weniger groß geweſen, wenn ihn die Eitelkeit nicht verleitet hätte, ſeine neuen Meinungen überall und vor allerlei Volk laut werden zu laſſen und mit Hitze zu verfechten. Kaffeehäuſer und öffentliche Orte ſind auf jedem Fall keine ſchicklichen

Gelegenheiten zu ernſthaften Verhandlungen über die wichtigſten Wahrheiten.

Unter Tolands Gegnern zeichnete ſich beſonders ein gewiſſer Peter Brown durch unverſtändigen Eifer und gehäſſige Inſinuationen aus. Er behauptete in einer beſondern Schrift, „Toland ſei der unverſöhnlichſte Feind aller geoffenbarten Religion, ein irrender Ritter, das Haupt einer neuen Secte, ein eben ſo ſchändlicher Betrüger als Mahomed. „Als ein zweiter Saulus ſpürte er dem Verfolgten überall nach, um ihn der Obrigkeit in die Hände zu liefern. Dieſer Inquiſitor wurde hernach Biſchof von Cork, und Toland pflegte oft zu ſagen: er habe ihn zum Biſchof gemacht.

Dem Verfolgten wurde es ſauer, ſeinen Unterhalt zu gewinnen; denn viele rechtgläubige Chriſten hielten es für eine ſchwere Sünde, ihm eine Mahlzeit zu reichen. Da er einmal als Freidenker verrufen war, ſo las man alles, was er ferner ſchrieb, mit einem eingenommenen Gemüth, und witterte überall Ketzerei. Unter ſeinen zahlreichen Schriften befinden ſich aber mehrere, welche der Auszeichnung werth ſind, und die das Verdammungsurtheil nicht verdienten, das über ſie ausgeſprochen wurde. Daß er mit ſeinem Amyntor, mit ſeinem Nazarenus, mit ſeinem Aufſatz vom Urſprung des jüdiſchen Volks Prüfung veranlaſſen wollen, ſagt er ſelbſt. Das vergangene Jahrhundert hat ſie angeſtellt, und das angetretene wird ſie fortſetzen: denn geendigt iſt die Prüfung bei weitem noch nicht, zu der Toland (nur zu aufgebracht und ungeſtümm) auffoderte. Entſchieden iſt es, daß er

mit ſeinem Leben Miltons, mit ſeiner Ausgabe von Harringtons Oceana, mit ſeiner Unterſuchung εικων βασιλικη und andern Schriften ſich wirkliches Verdienſt erworben. Ein größeres wäre ihm geworden, wenn er, ein gebohrner Irländer, der Galliſch verſtand, ſeine Geſchichte der Druiden und der Celtiſchen Religion hätte ausarbeiten können, oder wenn man überhaupt dieſen Kopf beſänftigt und in Ruhe genutzt hätte. Jetzt, da er ſich gekränkt fand, weil man ihm keine Gerechtigkeit wiederfahren ließ, ward er eitel, und weil er einmal auf dem Wege der Paradoxien war, verirrte er ſich darauf weiter und weiter. Zuletzt, als ihn die Armuth nöthigte, für ſeinen Unterhalt zu ſchreiben, ſchrieb er Schlechtes.

Toland nahm auch einen ſehr lebhaften Antheil an den politiſchen Ereigniſſen ſeiner Zeit, und ergriff oft die Feder für die Parthei, zu der er ſich geſchlagen hatte. Mehr als einmal beſuchte er die Höfe zu Hannover und Berlin, und fand eine ſehr günſtige Aufnahme bei der Churfürſtin Sophie und der Königin von Preußen — zwei Fürſtinnen, die wegen der Feinheit ihres Verſtandes, der Gründlichkeit ihres Urtheils, und der Erhabenheit ihres Genies eine Zierde ihres Geſchlechts waren. Sie unterhielten ſich über die dunkelſten Gegenſtände der Philoſophie mit Männern von Verſtand und Scharfſinn, deren Meinungen neu und ungewöhnlich waren. Toland hatte oft die Ehre, ſich mit ihnen zu unterhalten, und da er ſich zu Berlin länger als zu Hannover verweilte, ſo hatte er oft Gelegenheit der Königin aufzuwarten, die ein Vergnügen darinn fand, ihm Fragen vorzule-

gen, und ſeine paradoxen Meinungen anzuhören. Dieß veranlaßte ihn, verſchiedene Schriften aufzuſetzen, und ſie der Königin zu überreichen. Auch ſchrieb er hier eine Nachricht von den Höfen Berlin und Hannover. Sein unruhiger Geiſt verwickelte ihn in mancherlei Geſchäfte. So kam er z. B. einmal nach Wien, um für einen franzöſiſchen Wechsler, der ſich in Holland aufhielt, den Titel eines Reichsgrafen auszuwirken, weil er deſſen benöthigt zu ſeyn glaubte, um ſich vor verdrießlichen Händeln, die man ihm hätte machen können, in Sicherheit zu ſetzen. Er bot zu dem Ende eine große Summe Geldes, allein ſeine Bemühungen waren vergeblich.

Einige Jahre vor ſeinem Tode wählte er Putney, nicht weit von London, zu ſeinem Aufenthalt, und hier ſtarb er den 11ten März 1722. „Während ſeiner letzten Krankheit, ſagt ſein Biograph, äußerte er eine philoſophiſche Geduld, eine gänzliche Ergebung in den Willen Gottes und war ſehr erfreut über ſeine herannahende Auflöſung. Da er den Tag vor ſeinem Tode vergnügter, als gewöhnlich zu ſeyn ſchien, und ſein Freund zu ihm ſagte: ich hoffe, es ſei beſſer mit ihm; gab er ihm zur Antwort: mein Herr, ich habe keine andere Hofnung, als auf Gott. „Wenige Minuten vorher, ehe er ſtarb, ſah er einige Freunde, die in dem Zimmer waren, ſtarr an, und als man ihn fragte: ob ihm etwas fehle? gab er mit der ſtandhafteſten Entſchloſſenheit zur Antwort: es fehlt mir nichts, als der Tod.

Die ruhmredig ſcheinende Grabſchrift*), die er ſich ſelbſt, wenige Tage vor ſeinem Tode ſchrieb, und die ihm ſo häufig zur Laſt gelegt wird, iſt auch zu entſchuldigen. Da niemand der Lebenden ihm Gerechtigkeit widerfahren lieſs, verſchafte er ſich dieſelbe ſelbſt, durch ein Bekenntniß auf ſeinem Grabe. In der Philoſophie war er ein Schüler des Jordano Bruno, aber wie allenthalben ein flüchtiger Schüler.

---

*) H. S. E. Johannes Tolandus, Qui, in Hibernia prope Deriam natus, in Scotia et Hibernia studuit, Quod Oxonii quoque fecit adolescens; Atque Germania plus semel petita, Virilem circa Londinum transegit aetatem. Omnium literarum excultor, Ac linguarum plus decem sciens; Veritatis propugnator, Libertatis assertor: Nullius autem Sectator aut Cliens, Nec minis, nec malis est inflexus, Quin, quam elegit, viam perageret; Utili honestum anteferens. Spiritus cum aethereo patre, A quo prodiit olim, conjungitur. Corpus item, naturae cedens, In materno gremio reponitur. Ipse vero aeternum est resurrecturus, At idem futurus Tolandus nunquam. Natus Nov. 30. — Cetera ex scriptis pete:

Collins. Woolſton. Tindal. Mandeville.

Engliſche Freidenker.

Zu einer Zeit mit Toland oder bald nach ihm traten in England mehrere Männer auf den Kampfplatz, um mit den Waffen des Spottes und des Ernſtes die Auſſenwerke oder die Grundpfeiler des Chriſtenthums anzugreifen. Keiner von ihnen beſaß Tolands Gelehrſamkeit und Scharfſinn, allein ſie veranlaßten manche nützliche Unterſuchungen, und ſtifteten Gutes durch die Schriften, die ihnen entgegen geſetzt wurden. Dieſe Apologien des Chriſtenthums wurden häufig ins Deutſche überſetzt, und verbreiteten auch bei uns allmählich einen beſſern Ton und Geſchmack in der Theologie. Ohne dieſe vielfach-freiere Anſicht der Dinge ſäßen wir vielleicht noch auf den Schulbänken der lateiniſchen alten Dogmatik.

Anton Collins iſt in vieler Hinſicht ein achtungswürdiger Mann, ausgezeichnet durch ſtrenge Sittlichkeit und ächte Menſchenliebe; aber den Materien, über die er ſchrieb, war er nicht gewachſen. Sein Geburtsort iſt Heſton in der Grafſchaft Middleſex, wo er im

Jahr 1676 zur Welt kam. Als der Sohn ſehr wohlhabender Eltern ſtudirte er zuerſt zu Cambridge, dann in dem Kollegium der Rechtsgelehrten zu London, allein er verließ dieſes Inſtitut bald wieder, weil er dem Rechtsſtudium keinen Geſchmack abgewinnen konnte. Das Verderben unter den Chriſten, und der Verfolgungsgeiſt der Geiſtlichkeit flößte ihm ein Vorurtheil gegen das Chriſtenthum ein, und führte ihn endlich auf den Gedanken, es dürfte bei ſeiner jetzigen Beſchaffenheit dem Menſchengeſchlechte eher ſchädlich als nützlich ſeyn. In verſchiedenen Schriften, die er herausgab, witterte man bereits heterodoxe Meinungen, als ſeine Abhandlung vom Freidenken die Geiſtlichkeit in vollen Harniſch brachte, da er ihr eine Menge Sünden zur Laſt legte. Und was er in der Folge gegen die Weiſſagungen und die Glaubwürdigkeit des alten Teſtaments ſchrieb, war nicht dazu geeignet, ihn mit den Lehrern des Chriſtenthums auszuſöhnen.

Bei allen Stürmen, die über Collins losbrachen, blieb doch ſein Charakter unangetaſtet, und ſelbſt ſeine erbittertſten Feinde mußten dieſem Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Er verwaltete das Amt eines Schatzmeiſters der Grafſchaft Eſſex, und tilgte in wenig Jahren, zum Theil aus eigenen Mitteln, die Schulden, die ſich unter ſeinen Vorweſern hoch aufgethürmt hatten. Im Umgange war er höflich und beſcheiden, ein Freund der Keuſchheit und Mäßigkeit, mitleidig und gutthätig, auch gegen die, die in Religionsſachen anders dachten, als er. Man hat verſichert, daß er ſogar ſeine Gegner, um ihn zu widerlegen, mit Büchern verſehen, und ihnen gezeigt habe, wie ſie ihren Beweiſen alle mög-

liche Stärke, deren ſie fähig waren, geben könnten. Er ſtund daher auch in beſonderem Anſehen, und war drei bis viermal Mitglied des Parlements. In ſeinem Teſtamente bedachte er einen ſeiner Gegner und den Uebersetzer einer gegen ihn erſchienenen Schrift mit anſehnlichen Vermächtniſſen, und die Armen ſeines Geburtsorts ſetzte er zu Erben ſeiner in der Grafſchaft Eſſex hinterlaſſenen Güter ein.

Merkwürdig iſt es, daß Collins alle ſeine zahlreichen Schriften anonym erſcheinen ließ. Seine Geſundheit nahm einige Jahre vor ſeinem Tode ſehr ab, welcher durch einen heftigen Anfall von Steinſchmerzen verurſacht ward, und am 13. December 1729 erfolgte.

Thomas Woolſton, aus Northampton gebürtig, und im Jahr 1667 gebohren, hatte ein weniger günſtiges Loos, obgleich auch er bei einigen Schwächen, ein biederer, wohlmeinender Mann war. Er verwaltete das Amt eines Lehrers der Theologie zu Cambridge, und war ein Mitglied des Sidney-Kollegiums daſelbſt. Nie war es ſeine Abſicht, den Feinden der Religion einen Dienſt zu thun, und die Waffen für ſie zu führen; vielmehr gab er ſelbſt Schriften zur Vertheidigung der Religion heraus. Allein ſeine Art zu ſtudiren führte ihn auf Irrwege. Er war ein Mann von ſtarker Einbildungskraft, ſchwachem Verſtande und mittelmäßiger Gelehrſamkeit, der aber viel Ehrgeiz hatte, und nach einem hohen Poſten in der engliſchen Kirche trachtete, den man aber ohne vorzügliche Bekanntſchaft mit der Geſchichte der alten Kirche und den Kirchenvätern nicht leicht erlangen kann. Er las alſo die Kirchenväter mit dem größten Eifer, und dieſes Leſen verwirrte ſeinen

Kopf. Ueber dem Leſen der allegoriſirenden Kirchenväter ward er ſelbſt ein Allegoriſt, und behauptete, daß die Geſchichte des alten und neuen Teſtaments eine Allegorie, oder eine moraliſche Fabel wäre. Dieſe trug er hauptſächlich in zwei Büchern vor: die alte Apologie 1703 und Unterſuchungen über die Wunder 1726; hatte aber dabei die Unklugheit, vieles von Miethgeiſtlichen zu ſchreiben, und dieſe dadurch gegen ſich zu reizen. Daher wurde er angeklagt, und zu einem jährigen Gefängniſſe, wie auch hundert Pfund Sterling Strafe verdammt.

Außer dieſer gerichtlichen Widerlegung fand Woolſton auch ſchriftliche Gegner. Unter andern ſuchte der Biſchof Smalbroke das Wunder mit den Schweinen zu retten, zählte zu dieſem Ende die Teufel und die Schweine ganz genau, und fand, daß Ein Schwein mehr war, als Teufel, folglich zwei Schweine nur einen Teufel hatten, und dieſer in zwei Hälften getheilt werden mußte! — Selbſt der Eifer alter Weiber entbrannte gegen ihn. Denn einſt begegnete ihm eine Frau, die ihn, als eine wahre Polemikerin, ausſchalt. „Wie iſt's möglich, daß du, Schurke, dem Galgen bisher entgangen biſt?“ — Aber meine liebe Frau, ich kenne euch nicht. Wie konnte ich dann euch beleidigen? — „Haſt du nicht die Religion angegriffen? Giebſt du nicht den Juden, die über deine Bücher frohlocken, Wehr und Waffen gegen uns Chriſten in die Hände? — Vermuthlich hatte die Alte dieß in der letzten Predigt ihres Pfarrers gehört.

Gerichtliche Verfolgungen erhitzten Woolſtons ohnedies warmen Kopf noch mehr; er mußte zum zwei-

tenmal ins Gefängniß wandern, und hier ſtarb er am 27. Jan. 1733. Er war exemplariſch ſanftmüthig und mäßig. Er pflegte zu ſagen: wenn er des Jahrs nicht mehr als 60 Pfund hätte, ſo wüßte er nicht, wie er ſie ausgeben ſollte. Als ein niedriger Böſewicht ihn mit einem garſtigen Pasquill angegriffen hatte, und man ihm rieth, dieſen gerichtlich zu verfolgen, erkundigte er ſich nach ſeinen Umſtänden. Da er vernahm, er habe eine Familie und ſey in dürftigen Umſtänden, ſagte er: „wenn ich die armen Geſchöpfe durch gerichtliche Verfolgung an den Bettelſtab bringe, machte mir nicht ihr Elend mehrern Kummer, als eine gerechte Verfolgung gegen meinen Beleidiger mir Vergnügen verſchaffen könnte?“ So unterließ ers. — Ein ſolcher Mann ſtarb, geſuchter Allegorien wegen — im Gefängniß!

Matthäus Tindal behauptet nicht mit Ehren ſeine Stelle neben Collins und Woolſton, ob man ihm gleich das Lob des Scharfſinns und der Gelehrſamkeit nicht verweigern kann. Er war ein eifriger Apoſtel der natürlichen Religion, aber ſein Wandel gereichte ſeinen Grundſätzen zu keiner Empfehlung. Als der Sohn eines Predigers wurde er am 10. April 1655 zu Beer-Ferrers in Devonſhire gebohren. Er ſtudirte zu Oxford, und wurde hier Doctor der Rechte. Unter Jakob „wurde er katholiſch, unter Wilhelm III. wieder Proteſtant. Unter jenem ertheilte er alle Rechte dem Souverain, unter dieſem der Kirche. So wechſelte er Parthei und Meinungen nach der Windfahne des Intereſſes.

Tindal griff die Offenbarung auf eine feine Weiſe an, und Gelegenheit zu dieſem Angriffe gab ſein im Jahr 1707 erſchienenes Werk von den Rechten und Privile-

gien der chriſtlichen Kirche. Durch einige allzueifrige Vertheidiger der Rechte der biſchöflichen Kirche gereizt, unternahm ers, die Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung zu beſtreiten, und die Zulänglichkeit der natürlichen Religion zu behaupten. Einige unvorſichtige Ausdrücke der Freunde des Chriſtenthums, welche dieſes für nichts weiter, als eine neue Bekanntmachung der natürlichen Religion, erklärt hatten, gaben ihm Gelegenheit, ſeinem Beweiſe mehr Schein und Gewicht beizulegen. Iſt, ſchloß er, die bibliſche Offenbarung blos eine Wiederholung der natürlichen, ſo iſt ſie ganz unnöthig, folglich auch erdichtet. Denn der weiſe Gott kann nie ohne Noth Wunderwerke thun. Und dieſes trug er in dem Buche vor: Das Chriſtenthum ſo alt, als die Welt. Nebenher ſuchte er die Hauptgründe, worauf das göttliche Anſehen der Bibel gebaut iſt, und beſonders den Beweis der Wunder zu ſchwächen, beſchuldigt unſere Offenbarung der Dunkelheit, und ſtreut eine Menge von Einwürfen gegen einzelne Stellen der Bibel, vorzüglich des alten Teſtaments, ein. Das Buch wurde von den Deiſten begierig verſchlungen, und ſteht noch heut zu Tage in ſolchem Anſehen unter ihnen, daß man es die Bibel der Deiſten nennt, ſo wie die Schrift Collins über die Freidenkerei den Katechismus derſelben.

Wie viele ſcharfe und ſtumpfe, gründliche und oberflächliche Federn, beſonders der engliſchen Biſchöffe, dieſes Buch in Bewegung ſetzte, läßt ſich denken. Die ſchlechteſten Waffen ergriffen diejenigen, die Tindaln dadurch am beſten zu widerlegen dachten, wenn ſie behaupteten, bei der Religion bedürfe es gar keiner Ver-

nunſt, und Glaube und Vernunft ſeyen einander ganz entgegen geſetzte Dinge. — Das Buch erſchien als erſter Theil zum erſtenmal 1730 und wurde 1731, 32. 33, letztere beidemal vermehrt, wieder aufgelegt, der zweite Theil aber kam nie zu Tage. Tindal ſtarb am 16ten Auguſt 1733 zu Oxford als Senior des Kollegii aller Seelen.

Einen andern Weg, das Chriſtenthum anzugreifen, wählte Bernhard von Mandeville, ein holländiſcher Arzt aus Dordrecht, der aber als ein naturaliſirter Engländer den größten Theil ſeines Lebens in London zubrachte, wo er auch im Jahr 1733 ſtarb. Er griff den moraliſchen Theil der chriſtlichen Religion an, vor welchem ſonſt billiger denkende Unglaubige doch noch Ehrerbietung haben, und ſtellte die Tugend, welche das Chriſtenthum predigt, ſo vor, als wenn ſie allen Beſitz und Genuß der Ehre, Reichthümer und Vergnügungen ſchlechterdings als laſterhaft verdammte, und dagegen ihren Anhängern gebõte, in Einõden zu leben und melancholiſch nach dem Himmel zu blicken, woraus er den Schluß zog, daß die chriſtliche Moral eine Peſt für den Staat und die menſchliche Geſellſchaft ſei. Dieß that er in der berüchtigten Fabel von den Bienen, die beim erſten Abdruck 1706 nur 26 Seiten einnahm, im Jahr 1714 aber mit Anmerkungen durchs ganze Alphabet hindurch, mit Unterſuchungen über den Urſprung der ſittlichen Tugend, über die Beſchaffenheit der menſchlichen Geſellſchaft, über die Chriſtenliebe und Armenſchulen, ſpäterhin mit Geſprächen über die Ehre, über die Nutzbarkeit des Chriſtenthums im Kriege u. ſ. dergeſtalt vermehrt wurde, daß ihre franzöſiſche Ueberſetzung

vier Bändchen füllet; des Autors freie Gedanken über Religion, Kirche, Staat und Glück der Völker ungerechnet. Wie mehrmals, ſo ward auch hier aus einem verfehlten Spaß ein greulicher Ernſt gemacht, und damit das Vergnügen der Zuhörenden nicht eben vermehrt.

„Ein Bienenſchwarm — ſo dichtete Mandeville, hatte alle Laſter, die nur irgend unter Menſchen ſeyn können, und befand ſich doch dabei in dem höchſten Flor. Sie kamen auf den Einfall, durch die Tugend noch glücklicher zu werden. Die Götter erfüllten ihr Gebet. Plötzlich hörten alle Künſte und Gewerbe auf; der Schwarm nahm zuſehends ab; die wenigen übrigen waren arm und elend, und der ganze kleine Reſt ward endlich genöthigt, den ſchönen Bienenſtock zu verlaſſen, und ſich in eine hole Eiche zu verkriechen.

Das Tugendſyſtem, das Mandeville ſeinem Bienenſchwarm andichtete, war freilich nicht das chriſtliche, ſondern das Syſtem der Schwärmer; daher war es leicht, die Läſterungen des entweder unwiſſenden, oder boshaften und unredlichen Schriftſtellers zu widerlegen, und ſeine Läſterſchrift auf die chriſtliche Moral konnte ihr nur bei denen ſchaden, welche dieſe entweder nicht kannten oder nicht kennen wollten.

Jo.

Johann Albert d'Archambaud, Graf von Buquoy.

Hannövriſcher Penſionnär.

Ein Abentheurer, der es in Abſicht auf wunderſeltſame Schickſale mit jedem Romanhelden aufnehmen kann. Er ſtammte aus einem vornehmen Geſchlechte in Champagne, das ſeinen Urſprung von den Königen von Schottland ableitete. Er wurde bald nach dem Jahre 1650 gebohren; da er aber ſeine Eltern ſchon im vierten Jahre verlor, ſo wurde ſeine Erziehung wahrſcheinlich verwahrlost, und daher mag es wohl rühren, daß ſein von Natur ungemein lebhafter Charakter zeitlebens eine ſchiefe Richtung behielt. Bis ins 17te Jahr beſchäftigte er ſich mit den Wiſſenſchaften und andern ſeinem Stande angemeſſenen Uebungen; dann nahm er Kriegsdienſte, und lebte in dieſem Stande fünf Jahre lang luſtig und ausgelaſſen. Eine Gefahr, in die er plötzlich gerieth, brachte ihn zur Beſinnung, und er gelobte anders zu werden, wenn ihm geholfen würde. Das letztere erfolgte, und nun — verfiel er von einer Thorheit in die andere.

Aus einem Freygeiſt wurde Buquoy ein ſchwärmender Heiliger, aus einem Soldaten ein Karthäu-

ſer, aus einem Mönche ein Menſchenfeind, aus einem Menſchenfeinde ein büßender Wandersmann, hernach ein elender Schulmeiſter, ferner ein Glaubenslehrer, ein Weltmann, ein Menſchenfreund, ein Aufrührer, ein Gefangener, ein Flüchtling, ein Staatsmann und Hofmann. Sein Haß gegen die Welt gieng in jüngern Jahren ſo weit, daß ihm der Karthäuſer-Orden noch zu profan ſchien. Deswegen gieng er unter die Trappiſten, und vermehrte die Härte ſeines neuen Standes noch durch allerlei willkührliche Zuſätze. So machte er ſichs zum Geſetz, unaufhörlich an Gott zu denken, und ſo oft ihm ein anderer Gedanke einfallen würde, den Finger auf die Erde zu halten. Da dieß bei ſeiner lebhaften Gemüthsart ſehr oft geſchehen mußte, ſo ward er durch dieſe und andere Kaſteyungen ſo abgemattet, daß auch ſein Leben in Gefahr kam. Da er nun eben nicht Willens war, der Welt gerade auf dieſe Art abzuſterben, ſo bildete er ſich ein, daß er zur Betrachtung himmliſcher Dinge noch nicht geſchickt genug ſei, und beſchloß ſich dazu auf eine oder die andere Art vorzubereiten.

Seine lebhafte Einbildungskraft half ihm ſehr bald aus der Verlegenheit. Er beſann ſich, daß es Heilige genug gegeben habe, welche ſich eben nicht zwiſchen vier Mauren zu einem ewigen Stillſchweigen verurtheilt hätten; er beſchloß daher ebenfalls, die Welt zu Fuß zu durchwandern. Als er auf dem Wege nach Paris in einem Weinberge eine Traube zu ſeiner Erquickung abbrach, und die Hüter ihn hierüber erwiſchten, und ihn mit harten Worten angriffen, ſo zog er

auf ſie den Degen. Dieſe That reute ihn bald ſo ſehr, daß er ſeinen bordirten Rock gegen die Kleider des erſten Bettlers vertauſchte, der ihm begegnete, und darinn ſeine bußfertige Wallfahrt fortſetzte. Er hielt ſich einige Zeit unbekannt als ein Schulmeiſter zu Roan auf, und ließ ſich le Mort d. i. den Todten nennen. Allein ſeine witzige Einfälle ließen ihn nicht verborgen bleiben. Die Jeſuiten hielten ihn für ein geſchicktes Werkzeug zur Ausführung ihrer Plane, und ſuchten ihn deswegen an ſich zu locken; aber er widerſtund, weil er nun einmal mit der Welt nichts weiter zu thun haben wollte. Kaum war dieſe Verſuchung überſtanden, ſo entdeckte ihn ein Offizier, der ihn ehedem gekannt hatte, und da die Achtung, welche er ſich bereits erworben hatte, dadurch nur vermehrt wurde, ſo bewog ihn dieß, ſich dem lauten Beifalle der Welt zu entziehen, und ſich in das Seminarium für Fremde zu Paris zu begeben.

Hier wurde er gefährlich krank und konnte vier Jahre lang das Zimmer nicht verlaſſen. Nach ſeiner Geneſung ſuchte er in der Vorſtadt des heiligen Antonius eine geiſtliche Geſellſchaft aufzurichten, deren Endzweck dahin gehen ſollte, die Wahrheit der Religion zu beweiſen. Indem er aber die Einwürfe, die man ihm machte, widerlegen wollte, blieb er ſelbſt im Zweifel ſtecken. Beſonders fiel ihm auf, daß er bisher noch keine Wunder habe thun können, ob er gleich keinem Heiligen in der Welt an frommen Unſinn etwas nachgegeben habe. Er fieng alſo damit an, daß er die Wunder der Heiligen leugnete, und beſchloß mit dem völligen Unglauben in Anſehung aller Religion; kurz, er ward wieder ein ſo

erklärter Freigeiſt, als er vor 20 Jahren nur immer geweſen war.

Da die Andächtelei jetzt keine Reitze mehr für ihn haben konnte, ſo faßte er den Entſchluß, ſich wieder mit der Welt auszuſöhnen, und ſtatt der kirchlichen Abentheuer auf weltliche auszugehen. Eine geiſtliche Pfründe, die ihm damals zufiel, ſchlug er ohne Bedenken aus, und nahm dagegen Kriegsdienſte. Er war 1704 in dem Treffen bei Höchſtädt, und da er nach demſelben Gelegenheit zu ſehen glaubte, ſowohl ſein perſönliches Glück zu machen, als auch ſeiner Familie wieder aufzuhelfen, ſo beſchloß er ein eigenes Regiment anzuwerben. Seine Lebhaftigkeit, ſein Witz und die Leichtigkeit, mit der er über alles, ſelbſt über gelehrte und philoſophiſche Gegenſtände zu ſchwatzen wußte, und die man in der großen Welt gewöhnlich Philoſophie nennt, erwarb ihm unter den Großen Gönner und Freunde, und er war eben im Begrif, die Früchte davon zu erndten, als ſein ſeltſamer Humor und ſeine gewöhnliche Unbeſonnenheit alles wieder verdarb.

Zu eben der Zeit, da er ſich die Gunſt Ludwigs XIV. erwerben wollte, deklamirte er laut gegen die Bedrückungen deſſelben, und brachte ſich dadurch ins Gefängniß. Da ſich ſein Proceß in die Länge zog, ſetzte er ſich ſelbſt in Freiheit, ſtreifte drei Vierteljahre in und um Paris herum, und hatte die Verwegenheit, dem Könige eine Bittſchrift nach der andern übergeben zu laſſen, worinn er ſich zu rechtfertigen ſuchte und um ein unpartheiiſches Gehör bat. Erſt da er ſah, daß auf dieſem Wege nichts auszurichten wäre, beſchloß er aus dem Lande zu gehen; allein er wurde an der Grenze

angehalten und in die Baſtille gebracht. Eine Errettung aus dieſem fürchterlichen Gefängniſſe ſchien unmöglich zu ſeyn; allein Buquoy's Verwegenheit dünkte es nicht ſo, und da er des Verhaftes und der Gefängniſſe jezt bereits gewohnt war, ſo ſah er ſich ſchon bei dem erſten Eintritt in den Hof dieſes ſchrecklichen Gefängniſſes auf allen Seiten um, machte ſich mit der Lage des Ortes bekannt, und nach Beſiegung zahlloſer Schwierigkeiten entkam er glücklich. Ihrer Seltenheit wegen wurde dieſe Flucht für etwas Außerordentliches angeſehen, und ſie machte in Paris ſo viel Aufſehen, als ſie in der Baſtille ſelbſt Zerrüttung verurſachte.

Buquoy entkam glücklich in die Schweiz, und ſuchte hier durch den franzöſiſchen Geſandten ſich mit dem Hofe wieder auszuſöhnen; da er aber ſeinen Zweck nicht erreichen konnte, ſo entwarf er den chimäriſchen Plan, Frankreich zu einer freien Republik zu machen, oder wenigſtens die unumſchränkte Gewalt daraus zu verbannen. Mit dieſem Entwurfe beſuchte er einige deutſche Höfe, welche damals Frankreich nicht wohl wollten, und begab ſich nach Holland, wo er von ſeinem Vorhaben ein lautes Geſchrei machte, und alle Miniſter der damals mit Frankreich im Krieg verwickelten Mächte mit in ſeinen Plan zu verwickeln ſuchte. Vermuthlich merkten ſie, wo es dem Phantaſten fehlte, aber im Kriege iſt alles willkommen, was dem Gegner ſchaden kann, und daher ſcheint es, daß einige Miniſter ihm Beifall gaben. Allein es wurde im Jahr 1717 Friede, und die Projektenmacher fanden weiter kein Gehör.

Buquoy ward indeſſen mit dem Feldmarſchall von Schulenburg bekannt, der ihn an einigen deutſchen

Höfen einführte, wo man ſich ſeine Gabe zu ſchwatzen eine zeitlang gefallen ließ, und ihn dann mit einem Zehrpfennig weiter ſchickte. So hielt er ſich einige Zeit zu Dresden und zu Braunſchweig auf. Am beſten glückte es ihm zu Hannover, wo er endlich Ruhe und eine Penſion fand. Wegen ſeiner boshaften Zunge und ſeiner ſchmutzigen Kargheit, welche ſo weit gieng, daß er ſich zuletzt auch den Bart wachſen ließ, ward er in Hannover von jedermann gehaßt und verachtet, und in dieſen Umſtänden ſtarb er plötzlich am 14ten November 1740, in einem Alter von faſt 90 Jahren. Der Widerſpruch, den man in ſeinem Leben zu finden glaubt, löst ſich am Ende in folgenden Hauptzügen ſeines Charakters auf, die unruhiger Stolz, mit Schwärmerei verſetzt, waren. Letztere grenzte wohl nahe an das Gebiete der Narrheit.

Dieſer Querkopf hat auch einiges über Moral, Religion und Politik geſchrieben. Da aber ſeine Schriften meiſtens nur aus einem, oder nur wenigen Bogen beſtehen, ſo haben ſie ſich aus dem Umlaufe faſt verloren. Ihre Titel ſind: Gedanken über die Exiſtenz Gottes; der wahre Geiſt des Ruhms; die Stärke des Geiſtes oder der ſchöne Tod; Betrachtungen über Tod und Ruhm ꝛc.

Julien Offray de la Mettrie.

Mitglied der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften.

Ein Freigeiſt von der ſchlimmſten Art, deſſen Lehren ſo wenig Werth haben, als ſein Wandel. Er war der Sohn eines Kaufmanns, und im Jahr 1709 zu St. Malo gebohren. In ſeiner Jugend verrieth er eine vorzügliche Neigung zu den ſchönen Wiſſenſchaften und zur Dichtkunſt, allein nach dem Willen ſeines Vaters mußte er die Theologie ſtudiren. Das that er wirklich; er wurde ein eifriger Janſeniſt und vertheidigte dieſe Parthei in einer Schrift, die Aufſehen erregte. Aber la Mettrie iſt weder das erſte noch das einzige Beiſpiel in der Geſchichte, woraus erhellet, wie leicht es ſey, vom Rigoriſmus einer Religionsparthei, der immer eine ſtarke Miſchung von Aberglauben hat, zuerſt in Religionshaß, und dann in gänzlichen Unglauben zu verfallen.

Bei der Flüchtigkeit ſeines Charakters und einer ſtarken Neigung zur Wolluſt verließ der junge Janſeniſt die theologiſche Laufbahn und beſchloß Arzt zu werden. Zuerſt gieng er nach Reims, und als er ſchon den Doctorhut erhalten hatte, wandte er ſich nach Leiden, um den berühmten Boerhave zu hören. Einige Jahre lang

gab er ſich nun mit der mediciniſchen Schriftſtellerei ab, ohne dadurch ſeinem Namen einige Celebrität zu erwerben, weil ſeine Kenntniſſe nur oberflächlich und ein ſchwacher Nachhall von dem waren, was er flüchtig gehört oder geleſen hatte. Endlich fand er doch einen Gönner an dem Herzog von Grammont, der ihn im Jahr 1742 zu ſeinem Regimentsarzt ernannte. Dieſen begleitete er zu Felde und war mit ihm in der Schlacht bei Dettingen und bei der Belagerung von Freyburg. Damals fiel er in ein hitziges Fieber, und während dieſer Krankheit glaubte er die Entdeckung gemacht zu haben: daß das Vermögen zu denken nichts anders ſey, als eine Folge der Organiſation der Maſchine unſers Körpers. Sobald er geſund worden war, bildete er ſeine paradoxen Meinungen weiter aus, und ſchrieb eine Naturgeſchichte der Seele (Histoire naturelle de l'ame), ein Buch, deſſen Einfluß auf Tugend und Sittlichkeit nicht anders als nachtheilig ſeyn konnte. Er behauptete darinn die Materialität und Sterblichkeit der Seele, und verſicherte, daß die großen Affen in Afrika, vermöge der Organiſation ihres Gehirns durch Unterricht zum Grade menſchlicher Empfindungen gelangen könnten.

Es war ſehr natürlich, daß ſolche Behauptungen nicht unangefochten blieben. Das Buch wurde zu Paris vom Scharfrichter verbrannt, und la Mettrie verlor ſeine Stelle. Aufgebracht über ſeine Gegner, vornehmlich die Aerzte, ſuchte er ſich an ihnen durch eine Satire (Ouvrage de Penelope, ou Machiavel en Medicine) zu reichen, die jetzt ſelten geworden iſt.

Unſtet und flüchtig wanderte der Verfolgte, der die Zahl ſeiner Feinde durch die erwähnte Satire noch ſehr

vermehrt hatte, einige Zeit umher, und kam endlich im Jahr 1746 nach Leiden, wo er ſein berüchtigtes Buch l'homme machine heraus gab. Jedem Freunde des Wahren und Guten, dem das Wohl der Menſchheit nicht gleichgültig war, mußte es wehe thun, daß ein Schriftſteller alle Künſte der Beredſamkeit, Trugſchlüſſe, Verdrehungen ꝛc. aufbot, um jede Triebfeder des Guten zu lähmen, und der Verbreitung edler Grundſätze entgegen zu arbeiten. Das war la Mettries Zweck. Er lehrte in ſeinen Schriften den gröbſten Materialismus und beſtritt zugleich alle Sittlichkeit. Der Menſch iſt ihm nichts als Materie, eine bloße Maſchine, eine Pflanze, die fortwächſt, wie es ihre Organiſation mit ſich bringt, und die mit dem Tode wieder aufhört. Freiheit, Tugend und Laſter ſind leere Töne. Gewiſſen, dieſe Frucht der Auferziehung und der Strafen unſrer Kindheit, Gericht, Gott, ſind Hirngeſpinſte, durch die ſich kein Vernünftiger ſchrecken läßt. Dieſer fürchtet nichts als den Henker, und ſorgt für nichts, als wie er ſeine Lüſte befriedige. Denn in dieſen ſinnlichen Lüſten, beſonders in der Wolluſt, welche die Liebe verſchaft, beſteht das wahre Glück des Menſchen.

La Mettrie hatte die Unverſchämtheit, eine Schrift, die ſolche Lehren verbreitete, dem religiöſen und gelehrten Haller zuzueignen, den er darinn ſeinen Freund, Landsmann und Lehrer nennt, unter dem er diſputirt, und den er in Sauf- und andere ſchändliche Häuſer begleitet habe. Haller beklagte ſich laut über dieſe ſchändlichen Verläumdungen, bewirkte aber nichts anders, als daß la Mettrie eine Brochüre (le petit homme à longue queue) gegen ihn ſchrieb, worinn er

die vorigen Beleidigungen mit den frechſten Erdichtungen häufte. Er ſchmiedete nemlich eine Geſchichte, wie er mit Hallern in einem Hurenhauſe zuſammen gekommen, und wie dieſer ihn daſelbſt verſichert habe, er glaube keinen Gott.

Aus ſeinem Vaterlande verbannt irrte la Metrie lange in Holland umher, bis er endlich in Berlin eine Ruheſtätte fand. König Friedrich II., der den ſeltſamen Menſchen kennen zu lernen wünſchte, hatte ihn zu ſich berufen, zu ſeinem Vorleſer gemacht, und ihn eine Stelle in der Akademie der Wiſſenſchaften eingeräumt. Er ergötzte den König durch ſeine Talente zum Vorleſen, und belebte die Geſellſchaften der Vornehmen durch ſeinen aufgeweckten Humor und ſeine muntern Einfälle, die aber gar oft in Bouffonnerie und Harlekinaden ausarteten, ſo daß er ſich kein Bedenken machte, in einem Anfalle von Narrheit die Perücke auf den Boden zu werfen, ſich vor der Geſellſchaft zu entkleiden, und ſich faſt ganz nackend in die Mitte derſelben zum Gelächter hinzuſtellen. Seinen Meinungen treu fuhr er fort, in Schriften böſen Saamen auszuſtreuen. In einer derſelben (Traité de la vie heureuse par Seneque. Avec un discours du traducteur sur le même sujet) leugnet er alle Glückſeligkeit des Menſchen nach dieſem Leben, und behauptet, nur der ſey glücklich, der ſeinen Trieben und Neigungen folge, ohne der Religion oder Vernunft Gehör zu geben. In einer andern (l'Ecole de la volupté) predigt er eben dieſe Grundſätze des gröbſten Epikurismus, und in einer dritten (Reflexions philosophiques sur l'origine des Animaux) lehrt er, daß die Menſchen wie Blumen und Kräuter hervorwachſen, und

daß ein blindes Ungefehr allen Dingen den Urſprung gebe. Der größte Theil dieſer Schriften wurde unter dem Titel: Oeuvres philosophiques. Deus nobis haecotia fecit. à Londres (Berlin 1751. 4.) zuſammen gedruckt.

La Mettries Tod war eben ſo ſonderbar als ſein ganzes Leben. Er ſtarb am 11ten Nov. 1751 an den Folgen einer Unverdaulichkeit, die er ſich durch den unmäßigen Genuß einer Trüffelpaſtete zugezogen hatte — und zwar als Märtyrer ſeines medicinischen Syſtems. Sein Chirurgus rieth ihm bei den erſten Anfällen des Fiebers ein Brechmittel. „Nein, ſprach der Franzos, ich will die Unverdaulichkeit an das Aderlaſſen gewöhnen, und damit alle Einwendungen der deutſchen Aerzte widerlegen.“ Der Chirurgus mußte gehorchen, und 4 Stunden darauf verſtärkte ſich ſein Fieber und wurde inflammatoriſch. Er lebte noch drei Tage unter den heftigſten Phantaſien, und der Held, der bei geſundem Blute aller Religion geſpottet, und öffentlich erklärt hatte, daß er ſich vor niemand fürchte, als vor dem Scharfrichter, ſtarb unter vieler Angſt und unter Anrufung aller Heiligen unter den Händen der Kapuziner.

Der Charakter dieſes Mannes war Liederlichkeit im höchſten Grade, und man hat den weiſen und tugendhaften Epikur niemals mehr beſchimpft, als wenn man den Arzt la Mettrie für ſeinen Nachfolger hielt; er war Epicuri de grege porcus. Dieſes hat niemand deutlicher gezeigt, als ſein Landsmann, der gelehrte Marquis d'Argens, der ihn ſehr wohl kannte. Dieſer Menſch, ſagt er, ſchrieb in den Anfällen ſeiner Thorheit viele Schriften zuſammen, worinn alle gute Sit-

ten, alle Ehrlichkeit und Redlichkeit über den Haufen geworfen wurden. Wem grauſet nicht, wenn er folgende abſcheuliche Geſinnungen lieſt: „Du, der du insgemein unglücklich genannt wirſt, und der du es auch wirklich in Abſicht der übrigen Menſchen biſt, du kannſt dem ohngeachtet für dich ſelbſt in deinen eigenen Augen ruhig und vergnügt ſeyn. Du haſt weiter nichts nöthig, als die Gewiſſensbiſſe, entweder durch Nachdenken, wenn daſſelbe bei dir Stärke genug hat, oder noch ſicherer, durch die weit kräftigern entgegengeſetzten Gewohnheiten zu erſticken. Wäreſt du groß geworden, ohne die Begriffe, die jetzt den Grund deiner Gewiſſensbiſſe abgeben, gelernt zu haben, ſo würdeſt du nicht nöthig haben, dieſe Feinde deiner Ruhe zu beſtreiten. Dieſes iſt aber noch nicht genug, du mußt noch überdem eine eben ſo große Verachtung gegen das Leben beweiſen, als gegen alle Urtheile deiner Nebenmenſchen. Und biſt du ſo weit gekommen, ſo behaupte ich, daß du in Wahrheit glücklich ſeyn wirſt, wenn du auch ein Vatermörder wäreſt, wenn du auch Blutſchande und Sodomiterei ausübeſt, wenn du auch ein Spitzbube und ein Straſſenräuber wäreſt, wenn man dich auch in der Welt für den verruchteſten Böſewicht hielte, und wenn du auch mit dem größten Recht von allen ehrlichen Leuten verflucht zu werden verdienteſt.“

Johann Chriſtian Edelmann.

Ein Naturaliſt.

Edelmann war im Julius des Jahrs 1698 zu Weiſſenfels gebohren; ſein Vater war herzoglicher Kammermuſikus und Secretair. Als der Sohn die erſten Kenntniſſe auf den Schulen zu Lauben, Altenburg und Weiſſenfels eingeſammelt hatte, gieng er 1720 nach Jena, und ſtudirte Theologie. Der rohe und ungeſittete Ton in ſeiner nachmaligen Art zu denken und ſich auszudrücken, ſcheint eine Folge ſeines Aufenthaltes in Jena geweſen zu ſeyn, wo dieſer Ton damals und noch lange hernach vorzüglich herrſchend war.

Als die akademiſchen Jahre geendigt waren, und Edelmann keine Ausſicht zu einer nahen Beförderung im Vaterlande vor ſich ſah, gieng er nach Oeſtreich, und ward Privaterzieher in verſchiedenen angeſehenen Häuſern. Bei ſeinem Aufenthalte in Wien predigte er öfters in der ſchwediſchen Geſandtſchafts-Kapelle, und nicht undeutlich verrieth er damals einen Hang zum Pietiſmus und zur Schwärmerei. Wäre er zeitig ins Predigtamt gekommen, wie er ſehr

wünſchte, ſo würde er wahrſcheinlich nicht unter den Apoſteln des Unglaubens figuriren. Da ihm ſein zartes Gewiſſen, wie er verſicherte, nicht erlaubte, um eine Predigerſtelle anzuſuchen, ſo verzögerte ſich ſeine Beförderung von einem Jahre zum andern, er wurde mürriſch und verdrießlich, und aus dem orthodoxen Kandidaten wurde allmählich ein Bekämpfer des herrſchenden Lehrbegriffs.

Im Oeſtreichiſchen zeigte ſich für ihn nirgend eine günſtige Gelegenheit, ſein Unterkommen zu finden, deswegen gieng er im Jahr 1731 ins Vaterland zurück, hielt ſich zwei Jahre lang bei einem Prediger in der Gegend von Freyberg auf, und wurde dann Hauslehrer bei dem Grafen von Callenberg in Dresden. Hier ſcheint es, daß der gewöhnliche Ton der großen Welt den erſten Saamen des Spottes über herrſchende Religionslehren in ihm ausſtreute. Indeſſen betraf ſein Spott jetzt nur noch einige Artikel des kirchlichen Lehrbegriffs, weil auf der andern Seite ſein Hang zur Schwärmerei mehr zu als abnahm. Denn als der proteſtantiſche Lehrbegriff ihm verdächtig geworden war, ſo ſuchte er die Wahrheit bei der Gemeinde zu Herrenhut, ließ ſich mit dem Grafen von Zinzendorf in einen Briefwechſel ein, und war wirklich entſchloſſen, zu der Gemeinde zu treten. Daher legte er ſeine Stelle bei dem Grafen Callenberg nieder, und reiste mehrmals von Dresden nach Herrenhut, änderte aber plötzlich ſeine Geſinnungen, und gab (1735) eine Schrift unter dem Titel: Unſchuldige Wahrheiten heraus, in welcher er die Gleichgültigkeit aller Religionen behauptete, und zu-

gleich die heftigſten und ungeſittetſten Angriffe auf einige Lehrſätze der lutheriſchen Kirche wagte. Da er deswegen eine öffentliche Ahndung beſorgen mußte, ſo wandte er ſich zu den ſogenannten Separatiſten zu Frankfurt am Mayn; allein da er Unterſtützung bedurfte, wanderte er zu dem Verleburgiſchen Bibelüberſetzer Haug, bekam von ihm Nahrung und Unterhalt, und lieferte ihm dafür zu ſeinem Bibelwerke eine Ueberſetzung des zweiten Briefes an den Timotheus, und der Briefe an den Titus und Philemon.

Die Harmonie war auch hier von kurzer Dauer. Denn da Edelmann nach dem Abdrucke ſah, daß Haug verſchiedenes an ſeiner Arbeit geändert hatte, wurde er darüber ſo empfindlich, daß er das Haus ſeines Freundes verließ, und ſich mit den Inſpirirten verband, die in und um Berleburg wohnten. Vielleicht glaubte er in dieſer Secte ſein Glück zu machen, weil das Haupt derſelben, Bruder Rock, ihm mit einer reichen Heurath geſchmeichelt hatte. Da aber dieſes Project ſcheiterte und ſich einige andere Mishelligkeiten entſpannen, ſo fand es Edelmann für rathſam, ſich von ſeinen neuen Brüdern wieder zu trennen. Zum Abſchiede ſchrieb er (1741) die bereiteten Schläge auf des Narren Rücken, worinn er die Schwäche dieſer Secte mit der ihm eigenen Ungezogenheit aufdeckte. Bald nachher ſchrieb er ſeinen Moſes mit aufgedecktem Angeſicht, und ſeinen Chriſtus und Belial. In der erſten Schrift ſucht er vornehmlich die Eingebung der heiligen Schrift, in der zweiten aber die Gennugthuung Chriſti lächerlich zu machen — ernſthafte Prüfungen

waren es wenigſtens nicht, und, wie in allen ſeinen Schriften, war auch hier der Ton äuſſerſt ungeſittet und beleidigend. An die Stelle der verworfenen Bibel ſetzte er die Vernunft, deren Göttlichkeit er in einer beſondern Schrift bewies. Dabei verfiel er in die entgegengeſetzte Schwärmerei, erklärte die Vernunft für einen Theil und Ausfluß des göttlichen Weſens, und deutete alles auf die Vernunft, was im Evangelium Johannis von dem λογος oder Worte geſagt wird. Dieſer Quelle zufolge enthielt er ſich auch eine zeitlang alles Fleiſcheſſens, weil ſeiner Meinung nach auch die Seelen der Thiere Ausflüſſe der Gottheit ſeyn mußten.

Von Berleburg hatte er ſich nach Hachenburg auf dem Weſterwalde gewendet, und 1743 gieng er nach Neuwied, wo ihn der Graf zwar ſchätzte, aber zugleich anhielt, ſein Glaubensbekenntniß aufzuſetzen und dem Konſiſtorium vorzulegen. Dieß geſchah im Jahr 1745. Im folgenden Jahr verließ er auch dieſen Ort, weil er ſich daſelbſt wegen ſeiner ärgerlichen Schriften vor der Verfolgung des Reichsfiskals nicht ſicher glaubte. Von nun an durchwanderte er mancherlei wüſte Stätten, und hielt ſich am längſten in Braunſchweig und Altona auf. Da er durch ſeine niedrigen Schmähungen alles wider ſich aufgebracht hatte, was noch Sitten und Wohlſtand ehrte, ſo hatte er es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, daß er eine geraume Zeit lang ſich bald hier bald da heimlich und unbekannt bei ſeinen wenigen Freunden und Anhängern aufhalten mußte.

Berlin dünkte ihm endlich die ſicherſte Freiſtätte zu gewähren, und er würde hier ohne Zweifel unangefochten geblieben ſeyn, wenn nicht die Sucht, Proſelyten zu machen, ihn verleitet hätte, ſeine Meinungen überall zu verbreiten. Dieß veranlaßte den Probſt Süsmilch, Edelmann's Unvernunft und Bosheit aus ſeiner Vorſtellung des obrigkeitlichen Amts herauszugeben. Voll banger Furcht floh nun der Angeklagte nach Altona, und ſuchte den Eindruck, den Süsmilch's Schrift gemacht hatte, durch ein Dankſagungsſchreiben zu zerſtreuen, worinn er ſeinen bisherigen Ton gar ſehr herabſtimmte, ſeine unanſtändigen Ausdrücke von der obrigkeitlichen Gewalt mißbilligte, und manche ſeiner früheren Behauptungen zurück nahm. Dieß konnte aber doch nicht verhüten, daß auf kaiſerl. Befehl (den 9. Mai 1749) einige ſeiner Schriften in Frankfurt am Mayn öffentlich verbrannt wurden. Da er ſich indeſſen bei ſeinem erſten Aufenthalte zu Berlin einige angeſehene Freunde erworben hatte, die zu ſeinem Beſten arbeiteten, ſo erhielt er die Erlaubniß, dahin zurück zu kommen, doch mit der Bedingung, daß er ſich alles Schreibens enthalten ſollte. Er kehrte daher (1749) nach Berlin zurück, erhielt von dem Markgrafen von Schwedt ein kleines Jahrgeld, und vermuthlich fehlte es ihm auch nicht an Unterſtützung von andern. Er legte nunmehr zugleich einen Theil ſeiner rauhen Sitten und des Seltſamen in ſeiner Tracht ab, und erwarb ſich von denen, welche ihn genauer zu kennen Gelegenheit hatten, das Lob eines eingezogenen und dienſtfertigen Mannes. In dieſen

Umſtänden lebte er bis zum 15. Februar 1767, da er in einem Alter von 69 Jahren ſtarb.

Die Hauptſätze, die Edelmann in ſeinem Glaubensbekenntniſſe, nach welchem er noch in ſeinen letzten Jahren beurtheilt werden wollte, aufſtellte, ſind folgende: „Es iſt ein Gott, und dieſer iſt das Weſen aller Kreaturen. Gott hat Verſtand und Willen, aber nur in ſo weit, als bei den Kreaturen Verſtand und Willen gefunden werden; folglich giebt es keine Geheimniſſe. Die Welt iſt ewig; indeſſen giebt es doch eine Schöpfung, welche darinn beſteht, daß Gott ſich ſelbſt, und zugleich die ihm gleich ewige Materie in Bewegung geſetzt hat. Daher kann die Welt füglich Gottes Sohn und Gottes Leib genannt werden. Alle Geſchöpfe ſind Arten und Modifikationen von Gott, Theile von ihm und Glieder ſeines Leibes. Beſonders iſt die Seele des Menſchen im ausnehmendſten Verſtande ein Theil von Gott, und folglich unſterblich. Allein dieſe Unſterblichkeit beſteht darinn, daß ſie aus einem Körper in den andern wandert. Es giebt weder übernatürliche Dinge noch Wunder. Der Menſch iſt noch jetzt ſo vollkommen, als er erſchaffen worden, daher bedarf er weder Offenbarung noch neue geiſtliche Kräfte. Gott hat kein poſitives Geſetz gegeben; das einzige göttliche Geſetz iſt das Naturgeſetz, in deſſen Ausübung die Religion beſteht. Gott kann von dem Menſchen weder beleidigt noch zum Zorne gereizt werden; der Menſch bedarf alſo auch keiner Verſöhnung. Die chriſtliche Religion iſt ſo, wie jede andere Religion, nichts als Aberglauben. Der göttliche Urſprung

der Bibel iſt ein Widerſpruch der Pfaffen. Die Lehre von der Dreieinigkeit iſt Unvernunft, und ein dreieiniger Gott ein dreyköpfiges Monſtrum. Die Lehren von der Erbſünde und von dem Teufel ſind Poſſen. Jeſus war ein bloßer Menſch aber ein Menſch von vorzüglichen Gaben, ein Magus. Alle übrige Erzählungen von ihm ſind Fabeln u. ſ. f.

Chriſtoph Matthäus Pfaff.

Kanzler der Univerſität zu Gieſſen.

Natürliche Talente, die zweckmäßige Erziehung eines würdigen Vaters, vieljährige mit Vortheil unternommene Reiſen, äußerliche Glücksumſtände, mit einem anhaltenden Fleiße und einer dauerhaften Leibeskonſtitution, bildeten Pfaff zu einem Manne von ſeltener Gelehrſamkeit und bewundernswürdiger Fertigkeit im mündlichen und ſchriftlichen Vortrage. Er bearbeitete alle Theile der Theologie, und beſonders die Literargeſchichte derſelben, die Kirchengeſchichte und das proteſtantiſche Kirchenrecht. Dieſe Polymathie und Polygraphie, mit den natürlichen Schwächen des Alters verbunden, müſſen zur Billigkeit im Urtheile ſtimmen, wenn ſeine letzten Schriften den Werth nicht mehr haben, der den frühern noch immer zukommt. Nie hat ſich wohl ein proteſtantiſcher Theolog in ein ſo großes Anſehen bei fremden Religionsverwandten zu ſetzen gewußt, als er. Ein nicht geringer Theil ſeines akademiſchen Verdienſtes beſteht darinn, daß er viele hofnungsvolle Jünglinge nicht nur durch ſeinen Unterricht, ſondern auch durch beſondern Rath und durch die Benutzung ſeiner trefflichen Bibliothek, ermunterte.

Er wurde am 25ſten Dec. 1686 zu Stutgard gebohren, wo ſein Vater Superintendent war. In den Schulen ſeiner Vaterſtadt und zu Tübingen machte er ſo raſche Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, daß er ſchon in ſeinem 13ten Jahre zu Tübingen die akademiſchen Hörſäle beſuchen konnte. Bibliſche Philologie und morgenländiſche Sprachen waren jetzt die vornehmſten Gegenſtände ſeines Fleißes, und als ein Jüngling von 16 Jahren hielt er eine öffentliche Rede in ſamaritaniſcher Sprache. Doch verſäumte er auch die übrigen Wiſſenſchaften des Verſtandes nicht.

Wie faſt alle gute Köpfe Würtenbergs machte Pfaff, nach dem Schluß der akademiſchen Jahre, eine gelehrte Wallfahrt. Nürnberg, Altdorf, Jena, Leipzig waren die erſten Städte, in denen er verweilte. In Halle ließ er ſich im Rabbiniſchen unterweiſen; in eben dieſer Abſicht wanderte er zu dem berühmten Edzard nach Hamburg, und in Gieſſen verweilte er, um die Aethiopiſche Sprache zu erlernen. Seine Wißbegierde trieb ihn auch nach Holland und England, und als er wieder ins Vaterland zurück gekommen war, ſo wurde ihm ſogleich eine Beſtimmung angewieſen, die ihn von neuem von den Seinigen entfernte. Er ſollte nemlich mit dem damaligen Erbprinzen Karl Alexander von Würtenberg als Reiſeprediger und Inſtructor nach Italien gehen. Drei Jahre hielt er ſich nun mit dem Prinzen in Turin auf. Hier hatte er Gelegenheit, die Handſchriften der daſigen Bibliothek, deren Werth man nicht kannte, gleichſam aus dem Staube hervorzuziehen. Er verfertigte darüber ein Verzeichniß und ſchrieb viele ſeltene für ſich und andere Gelehrte ab. Montfaucon

erhielt von ihm einige noch nicht gedruckte Predigten des Chryſoſtomus; Fabricius in Hamburg etwas zu den Werken des Hyppolitus und den Jeſuiten in Antwerpen ſandte er das ganze Leben des Theod. Tyro; er ſelbſt edirte einige Stücke der Schriften des Lactantius und Irenäus, deren Authentieität er gegen den Scipio Maffei klar erwies. Dieſe literariſche Betriebſamkeit erwarb ihm Achtung und Zutrauen. Unter andern gab man ihm aus dem königlichen Archive ein altes Diplom von einem griechiſchen Kaiſer, mit der Bitte, es zu überſetzen und zu erklären. Er that es und zeigte, daß das Recht der Herzoge von Savoyen auf das Königreich Cypern ſich vornemlich auf dieſe alte Urkunde gründe. Der Herzog von Savoyen berief ihn einigemal zu ſich, und beſprach ſich mit ihm über wiſſenſchaftliche Gegenſtände.

Gegen das Ende des Jahrs 1712 mußte Pfaff mit dem Prinzen über Mailand und Inſpruck nach Hauſe kehren; allein ſchon im September des folgenden Jahres begleitete er denſelben nach Holland, und verweilte zwei Jahre lang meiſtens im Haag. Um dieſe Zeit erhielt Pfaff von ſeinem Hofe ein Reſcript zu einer ordentlichen Profeſſur der Theologie in Tübingen, die nach geendigter Reiſe auf ihn wartete, denn erſt ſollte er den Prinzen nach Paris begleiten. Auch hier ließ er keine Gelegenheit unbenutzt, ſeine Einſichten zu erweitern, Bibliotheken zu durchſuchen, und mit Gelehrten nicht allein, ſondern auch mit Staatsmännern und andern angeſehenen Perſonen intereſſante Bekanntſchaften zu machen.

Als ein vielſeitig gebildeter und mit einem Schatze

wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe ausgerüſteter Mann kam Pfaff im Jahr 1716 ins Vaterland zurück, und trat bald darauf ſeine theologiſche Profeſſur in Tübingen an. Es vergiengen nur wenige Jahre, ſo war er erſter Profeſſor und Kanzler der Univerſität, eine Würde, die ſeinen Verdienſten entſprach. Der Kanzler in Tübingen muß vermöge ſeines Amtes bei allen Diſputationen aus den drei ſogenannten obern Fakultäten opponiren, und dieſes that Pfaff mit einer Gelehrſamkeit, die zuweilen Juriſten und Aerzte in Verlegenheit ſetzte.

Unter ſeinen Zeitgenoſſen war er nicht nur einer der gelehrteſten, ſondern auch der freimüthigſten Theologen. Seine Dogmatik (Institutiones theologiae dogmaticae et moralis) enthält viele Beweiſe davon. Er ſchrieb dieſes ſchätzbare Lehrbuch vornemlich in der Abſicht, um das theologiſche Syſtem von den ſcholaſtiſchen Kleinigkeiten und Spitzfindigkeiten zu reinigen und demſelben mehr Simplicität zu geben. In den Anmerkungen erzählt er die Geſchichte der Dogmen, und zeigt ihre Verbindung mit der Moral. In einer andern Hinſicht machte er ſich durch die Herausgabe ſeiner Einleitung in die theologiſche Literatur (Introductio in historiam theologiae literariam) verdient. Dieſes Werk hat den Vorzug, daß es viele gute und zum Theil ſehr vollſtändige Nachrichten von ausländiſchen Büchern, beſonders engliſchen und franzöſiſchen enthält, am meiſten im Fach der Kirchengeſchichte. Manche unterhaltende Anekdote von Büchern und ihren Schickſalen giebt dem Buche ein neues Intereſſe.

In eine langwierige und zum Theil ſehr hitzige Fehde wurde Pfaff durch ſeine Verſuche verwickelt, die re-

formirte Kirche mit der proteſtantiſchen zu vereinigen. Das groſse Anſehen, in welchem er ſtand, und der allgemein verbreitete Ruf von ſeiner groſsen Gelehrſamkeit, trug nicht wenig dazu bei, ſeinen Bemühungen ein groſses Gewicht zu geben, und die Aufmerkſamkeit mehrerer fürſtlichen Häuſer zu erwecken. Unter andern wechſelte er mit dem Engliſchen und Preuſsiſchen Hofe in dieſer Angelegenheit Briefe. Die evangeliſchen Geſandten in Regensburg, denen dieſe Vereinigung ſehr am Herzen lag, hatten ihn zuerſt ermuntert, in dieſer Sache die Feder zu führen. Sein Schreiben an die Proteſtanten (Alloquium irenicum ad Protestantes 1720), in welchem er ſie zum Frieden ermunterte, wurde einigemal gedruckt und auch ins Deutſche überſetzt. Der gute Anfang machte ihm Muth, ſeinen Plan zu verfolgen, und in beſondern Schriften die Lehren abzuhandeln, die Lutheraner und Reformirte trennen. Seine Unionsmeinung war nicht, daſs die Reformirten von den Sätzen ihrer Gemeinde abgehen und die von der lutheriſchen annehmen ſollten; er erbot ſich dagegen auch nicht, ſtatt Luthers, Calvins Lehre zu bekennen; eben ſo wenig ſuchte er beider Lehren wie Wein und Waſſer zu vermiſchen, um daraus eine neue zu bilden. Er ſah die Lehren, die unter Lutheranern und Reformirten eine Trennung machten, als Nebendinge oder als Vorſtellungsarten an, die nicht zum Weſen des Chriſtenthums gehörten. Wenn in den Hauptlehren, meinte er, Einigkeit herrſche, dann könnten beide Theile ſich vereinigen, und jeder von Nebendingen meinen, was er vor Gott zu verantworten gedächte. — Das war Pfaffs Meinung, und viele angeſehene Religions-

lehrer der reformirten Kirche ſtimmten ihm bei; aber die Theologen ſeiner Kirche kämpften ſehr hitzig dagegen, und ſetzten den Streit auch dann noch fort, als Pfaff ſchon lange die Feder niedergelegt hatte.

Auffallend war es, daß dieſer berühmte Mann, den das Vaterland auch als Abt des Kloſters Lorch zum Landſtand erhoben hatte, noch als ein Greis von 70 Jahren Tübingen plötzlich verlies, und in Frankfurt am Mayn in der Stille zu leben beſchloß. Er blieb aber dieſem Vorſatze nur kurze Zeit treu; denn da ihn der Landgraf von Heſſen als Generalſuperintendent und Kanzler nach Gießen rief, ſo reiste er dahin, und fieng ſeine akademiſchen Geſchäfte von neuem an. Allein die Kräfte des Geiſtes und des Leibes waren ſchon ſehr im Abnehmen, und am 19ten Nov. 1760 ſtarb er.

Etwas beſonderes verdient von ihm, als einem Theologen, noch angemerkt zu werden, daß er einen außerordentlichen Reichthum beſaß, den man auf eine halbe Million ſchätzte.

Johann Friedrich Burg.

Konſiſtorialrath, Inſpector und Ober-Paſtor zu Breslau.

Breslau hat viele merkwürdige Männer hervorgebracht. Unter andern ſind Wolf und Garve Breslauer. Auch Burg war ein Mann, der ſeiner Vaterſtadt Ehre machte. In ſeiner Perſon war alles vereinigt, was Hochachtung und Liebe erwecken kann: eine ausgebreitete Gelehrſamkeit, ein durchdringender Verſtand, eine ſanfte und doch hinreiſſende Beredſamkeit, ächte Religioſität und ein von Menſchenliebe durchdrungenes Herz.

Er ſtammte aus einem Geſchlechte ab, das viele verdienſtvolle Männer erzeugt hat. Sein Vater, ein ſehr beliebter praktiſcher Arzt in Breslau, iſt auch den Gelehrten durch einige Schriften vortheilhaft bekannt. Kaum hatte aber unſer Burg, der am 13ten May 1689 gebohren war, ſein zweites Jahr erreicht, ſo verlor er dieſen treuen Pfleger ſeiner Kindheit. An ſeinem mütterlichen Großvater fand er einen zweiten Vater; allein auch dieſer ſtarb, noch ehe Burg acht Jahre alt war. Jetzt verband ſich ſeine Mutter zum zweitenmal mit einem Hauptmann von Langner, und auch dieſer pflegte des Knaben mit der uneigennützigſten Sorgfalt.

Dieſer beſuchte das Gymnaſium zu St. Eliſabeth mehrere Jahre, und begab ſich 1706 auf die hohe Schule zu Leipzig, feſt entſchloſſen, ſich dem Studium der Theologie mit allem Eifer zu widmen.

Burg ſah ſchon damals ein, daß man ſich den Namen eines Theologen nicht zueignen könne, wenn man nicht diejenigen Wiſſenſchaften inne hätte, die zur Erklärung der Bibel unentbehrlich ſind. Er kannte den Einfluß, den die Fertigkeit in den Grundſprachen, in der Geſchichte und Kritik auf die richtige Auslegung der Bibel äußert. So ſehr er nun nach dem Ruhme eines ächten Gottesgelehrten ſtrebte, eben ſo eifrig war er auch um die Mittel bemüht, durch die er denſelben erreichen konnte. Er hatte kaum zwei Jahre zu Leipzig zugebracht, ſo erhielt er die Würde eines Magiſters, und wurde ein Mitarbeiter an den Actis eruditorum. Allein im Jahr 1710 trennte er ſich von ſeinen gelehrten Freunden, und trat eine literariſche Reiſe an. Nachdem er die vornehmſten deutſchen Akademien beſucht, und die berühmteſten Gelehrten dieſer Zeit, Fabricius, Leibnitz, Wolf u. a. kennen gelernt hatte, begab er ſich nach Holland, verweilte am längſten in Leiden und Utrecht, und lernte dann auch in England alle die Männer durch genauern Umgang kennen, die damals wegen ihrer Gelehrſamkeit und Verdienſte in Anſehen ſtunden.

Burg hatte den Entſchluß gefaßt, ſich dem akademiſchen Lehramte zu widmen, zu welchem ſeine Reiſen die würdigſte Zubereitung, und die Würde eines Baccalaurs der Theologie, die er zu Leipzig erhielt, die erſte Stufe war. Allein die Liebe zu ſeinem Vaterlande,

oder andere Urſachen, die ſeinen Entwurf vereitelten, riefen ihn nach Breslau zurück. Das Vaterland erkannte ſein Verdienſt, und gab ihm eine Predigerſtelle, erſt in der Vorſtadt Breslau's, dann an der Hauptkirche, in der Folge die Profeſſur der Theologie am Gymnaſium, und 1735 das Amt eines Oberpredigers nebſt der Aufſicht über die evangeliſch-lutheriſchen Kirchen und Schulen. Vergebens bot man ihm bei Errichtung der Göttingiſchen Akademie die Stelle des erſten Lehrers der Theologie an; er blieb in den Verhältniſſen, die ſeiner Neigung ganz entſprachen.

Als Friedrich der Große Schleſien in Beſitz genommen hatte, wurde Burg nicht allein in ſeinen Aemtern beſtätigt, ſondern auch zum Oberkonſiſtorialrath erhoben. Sobald der Friede wieder hergeſtellt war, mußte er die Kirchen, welche der König den vorher gedrückten Lutheranern verliehen hatte, einweihen; er mußte für die Beſtellung tüchtiger Prediger ſorgen, die Einrichtung des Gottesdienſtes unterſuchen, und für alles ſorgen, was in kirchlichen Angelegenheiten verändert werden ſollte. Und hier bewies ſich Burg als einen Mann, der die Entſchloſſenheit, die Einſichten und die Redlichkeit beſaß, die zu ſolchen Geſchäften erfodert werden. Dieſe Eigenſchaften konnten dem durchdringenden Geiſte Friedrichs nicht verborgen bleiben. Er kannte ſie und ſchätzte ſie auch. Einen Beweis davon giebt der Beifall, den der König der Huldigungspredigt ertheilte, die Burg im Auguſt 1741 hielt. Sie mußte nicht nur auf des Königs Befehl gedruckt werden, ſondern der Monarch gab ihm auch das

durch ein Merkmal ſeiner Gnade, daß er ihm eine goldene Schaumünze von großem Werth einhändigen ließ.

Bis ins Greiſenalter verwaltete Burg ſeine Aemter mit einer muſterhaften Treue und am 10ten April 1763 genoß er die ſeltene Freude, ſeine 50jährige Amtsjubelfeyer zu begehen. Die ganze Stadt gab ſich Mühe, dieſen Tag recht feierlich zu machen, und alle Bürger beeiferten ſich, dem ehrwürdigen Greiſe ihre Hochachtung und Liebe zu erkennen geben. Auch da nun allmählich die Kräfte ſeines Leibes ſchwach wurden, blieb doch die Munterkeit ſeines Geiſtes gleich ſtark, und er konnte ſich noch den Tag vor ſeinem Tode mit ſeinen Kollegen von den gelehrteſten Dingen unterhalten. Je näher ſein Ende kam, deſto größer wurde die Heiterkeit ſeines Geiſtes. Dieſe verließ ihn auch in der Stunde des Abſchiedes nicht, am 4ten Jun. 1766.

Burg verdiente eine allgemeine Werthſchätzung. In ſeiner Seele herrſchte eine ächte, von Schwärmerei und Aberglauben entfernte Religioſität, die ſich durch alle ſeine Handlungen offenbarte. Daher rührte jener Eifer, der ſeine ganze Seele einnahm, das Reich der Wahrheit und Tugend auszubreiten; daher jenes ſanfte Gefühl, welches ſein Herz erfüllte, ſo oft er öffentlich mit der Gemeinde redete; daher jene Wohlthätigkeit und Menſchenliebe, durch welche er ſich vor allen ſeinen Amtsbrüdern auszeichnete. Er hatte nicht ſowohl durch Glück, als vielmehr durch ſeine Arbeiten ein anſehnliches Vermögen erlangt. Allein er machte von demſelben einen Gebrauch, der weder unanſtändigen Geiz, noch unbeſonnene Verſchwendung verrieth. Einen groſen Theil ſeines Vermögens wandte er zur Unterſtützung

der Armen und Nothleidenden an. Vorzüglich genoſſen diejenigen ſeine wohlthätige Liebe, welche aus einer fremden Kirche zur proteſtantiſchen getreten waren. Und ſo viel Undankbare er unter denjenigen antraf, die er ſich durch Wohlthaten verbunden hatte, ſo war er doch weit entfernt, ihnen ſeine Wohlthaten zu entziehen, daß er vielmehr durch neue Wohlthaten ſie zu beſſern Geſinnungen zu bringen ſuchte. Auch noch nach ſeinem Tode wurde er ſelbſt auf die edelſte Art freygebig, da er ſeine anſehnliche Bibliothek zum Gebrauch der Prediger der Eliſabethkirche vermachte. Bei ſolchen Geſinnungen konnte es ihm nicht an Liebe fehlen. Nicht nur ſeine Glaubensgenoſſen, ſondern auch fremde Religionsverwandte bewieſen ihm eine vorzügliche Achtung.

Burgs Gelehrſamkeit war gründlich und ausgebreitet; ſie erſtreckte ſich nicht nur auf alle Theile der Theologie, ſondern auch auf diejenigen Wiſſenſchaften, die einen Einfluß in dieß Studium haben. Er verband mit der richtigſten Sprachkenntniß die feinſte Beurtheilungskraft, die ihn in den Stand ſetzte, ohne viele Mühe das Wahre vom Falſchen zu unterſcheiden. Und die genaue Bekanntſchaft, welche er mit den Schriften der lateiniſchen und griechiſchen Kirchenväter hatte, machte ihm die Beurtheilung und Anwendung unſers Lehrſyſtems leichter. Die kritiſche Kenntniß der Grundſprachen machte, daß er in der Auslegung der heiligen Schrift den ſicherſten und natürlichſten Weg gieng. Die ſichtbarſten Beweiſe von ſeinen ausgebreiteten und gemeinnützigen Kenntniſſen liegen in ſeinen Schriften. Ueber ſeine Dogmatik (Institutiones theologiae theticae) wurden auf mehrern Akademien Vorleſungen gehalten.

und ſeine Anfangsgründe der Redekunſt (Elementa oratoria) wurden ins Ruſſiſche überſetzt, und in den ruſſiſchen Schulen eingeführt. Schindels patriſtiſche Chreſtomathie (Chrestomathia patristica graeca) vermehrte er mit ſehr ſchätzbaren Anmerkungen.

In ſeinen Predigten, deren ſehr viele gedruckt ſind, folgte er einer Methode, die eben ſo faßlich und unterrichtend für den gemeinen Mann, als überzeugend und rührend für Perſonen von größern Einſichten war. Sein Styl war nachdrücklich, deutlich und mit einer gewiſſen Würde verbunden. Sein äußerer Anſtand war einnehmend und dem Amt, welches er bekleidete, gemäß. Immer waren ſeine Reden mit der größten Rührung und Bewegung begleitet, da ihnen nicht ſowohl die Einkleidung, als vielmehr ſein frommer Wandel das ſtärkſte Gewicht gab. Er predigte die Tugend eben ſo nachdrücklich durch ſein Leben als durch ſeinen Vortrag.

Siegmund Jakob Baumgarten.

Profeſſor der Theologie in Halle.

Einer der gelehrteſten Theologen ſeiner Zeit, unſterblich durch große Verdienſte, die er ſich um alle Zweige der theologiſchen Gelehrſamkeit und um die Kultur der Wiſſenſchaften überhaupt erwarb. Er war das älteſte unter ſeinen ſieben Geſchwiſtern, und am 14ten März 1706 zu Wolmirſtedt im Herzogthum Magdeburg gebohren. Sein Vater war daſelbſt ein geſchätzter Prediger, der aber bald nach der Geburt dieſes Sohnes nach Berlin berufen wurde, erſt als Garniſonsprediger, dann als Prediger im Friedrichswerder und in der Dorotheenſtadt. Aeußerſt ſchwächlich gebohren, hatte es das Anſehen, daß Siegmund Jakob das Knabenalter nicht erreichen würde. Allmählich genaß er doch von ſeiner anhaltenden Kränklichkeit, und die feurige Wißbegierde des Knaben war für den Vater eine ſtarke Auffoderung, ſie auf nützliche Gegenſtände zu lenken. Der Erfolg war der glücklichſte, und noch in den früheren Jahren des Lernens war dieſer älteſte Sohn im Stande, ſeinen Brüdern einen nützlichen Unterricht zu ertheilen. Auſſer den alten Sprachen lernte er noch im väterlichen Hauſe das Franzöſiſche, Italiäniſche und Engliſche, und durch

fort-

geſetzte Uebung in ſchriftlichen Aufſätzen erwarb er ſich eine ſolche Fertigkeit in richtiger Bezeichnung der Begriffe, daß er im männlichen Alter öfters in einer Woche mehrere Bögen in die Druckerei ſandte, ohne auch nur ein Wort in ſeinem Manuſcripte geändert zu haben.

Der Vater Baumgarten ſtarb im Jahr 1722, und hinterließ, außer einem anſehnlichen Büchervorrathe, ſeinen Söhnen wenig väterliches Erbe. Demohngeachtet hatte er in ſeinem letzten Willen nicht nur den Verkauf ſeiner Bücher verboten, ſondern auch verordnet, daß keiner ſeiner vier Söhne Stipendien, Freitiſche, oder andere, für Aermere geſtiftete Wohlthaten, ſuchen oder annehmen, daß ſich vielmehr jeder derſelben mit dem Seinigen behelfen und Gott um Weisheit bitten ſolle, mit Wenigem in der Welt zufrieden zu ſeyn. Nach eben dieſem väterlichen Willen ſollte Halle der Ort ſeyn, wo dieſe vier Brüder einſt auf der Univerſität leben, die beiden älteſten aber vorher einige Zeit auf dem königlichen Pädagogium daſelbſt zubringen ſollten.

Der Wille des Vaters wurde genau vollzogen, und Siegmund Jakob gieng im Jahr 1724 aus dem Pädagogium zu den öffentlichen Vorleſungen über. Dieſe konnten aber freilich ſeinem prüfenden und forſchenden Geiſte um ſo weniger genügen, da er durch emſigen Privatfleiß ſich ſchon weit mehr Kenntniſſe geſammelt hatte, als ſo viele Jünglinge von der Akademie mit nach Hauſe bringen. Ohne deswegen ſeine Zeit durch das Umherlaufen in öffentliche Lehrſtunden zu zerſplittern, ſetzte er ſeine Privatſtudien fort, und ſuchte beſonders, durch das Studium der orientaliſchen Spra-

chen und der Kirchenväter ſich den Weg zu einem gründlichen Studium der bibliſchen Urkunden und des kirchlichen Syſtems zu bahnen. Zugleich zog Wolfs Philoſophie ihn an ſich, und er wußte ſich dieſe verſchrieene und verketzerte neue Lehre mit ſo viel Klugheit eigen zu machen, daß er dadurch von dem Vertrauen, welches die orthodoxen halliſchen Theologen in ihn ſetzten, nichts verlor. Er bekam im Jahr 1726 die Aufſicht über die lateiniſche Schule des Waiſenhauſes. und nach 2 Jahren ward er Frankes Adjunct an der Marktkirche in Halle. Seine Predigten fanden jetzt eben den ausgezeichneten Beifall, als in der Folge ſeine akademiſchen Vorleſungen über Philologie, Philoſophie und Literaturgeſchichte, die er 1732 anfieng, nachdem er in eben dieſem Jahre Magiſter geworden war. Er wurde zugleich Adjunct der theologiſchen Fakultät, und 1734 ordentlicher Profeſſor derſelben. Seine ſchwächliche Geſundheit nöthigte ihn, die Predigerſtelle niederzulegen, und auch über Philoſophie hielt er ferner keine öffentliche Vorträge, theils um nicht durch die vervielfältigte Arbeit zerſtreut zu werden, theils um einigen damals faſt unvermeidlichen theologiſchen Streitigkeiten zu entgehen.

Wenn aus der Literaturgeſchichte bekannt iſt, wie ſehr ſchlecht die theologiſchen Vorleſungen damals auf der Univerſität Halle beſchaffen waren, ſo, daß man aus derſelben kaum ſo viel, als aus dem Spenerſchen Katechismus lernen konnte, der kann ſich leicht das Aufſehen vorſtellen, das Baumgarten erregte, als er unter den öffentlichen Lehrern auftrat. Viel ſeufzen, tapfer ermahnen, wenig erklären, ſeicht beweiſen, war die größte Zierde der meiſten theologiſchen Kollegien.

Viele Landeskinder giengen daher, um Dogmatik zu hören, einige Zeit auf die ſächſiſchen Univerſitäten. Unter dieſen Umſtänden konnte es einem Manne von Baumgartens Gelehrſamkeit und geprüften Einſichten nicht an einem ſehr ausgezeichneten Beifalle fehlen. Durch ihn bekam die freie Unterſuchung zu Halle den erſten Schwung. Philologie war freilich ſeine Sache eigentlich nicht, und ein angenehmer Vortrag noch weniger. Die tabellariſche Lehrform hatte er ſich ſo zu eigen gemacht, daß er ſogar die apoſtoliſchen Briefe und die Erzählungen der Evangeliſten in Tabellen brachte. Aber mit einem hinlänglichen Vorrath hiſtoriſcher Kenntniſſe verſehen, und mit dem Geiſte der neueſten Philoſophie vertraut, gab er den Jünglingen, die er bildete, manchen bisher unbenutzten Stoff zum Nachdenken.

Sein Ruf verbreitete ſich noch weiter durch die große Zahl gelehrter Werke, die er in einer ununterbrochenen Folge durch den Druck bekannt machte. Faſt über alle Zweige der theologiſchen Gelehrſamkeit ſchrieb er mehrere ausführliche Werke. Den vorzüglichſten Werth haben unſtreitig ſeine evangeliſche Glaubenslehre, ſeine theologiſche Moral, ſein Auszug der Kirchengeſchichte, ſo wie ſeine Geſchichte der Religionspartheyen. Außer der gründlichen, reichhaltigen Gelehrſamkeit, die aus ſeinen Schriften hervorleuchtete, und außer der Genauigkeit, mit welcher er in ihnen ſeine Begriffe beſtimmte, und der Strenge, womit er ſie ordnete, war es hauptſächlich die von ihm mit eben ſo viel Scharfſinn als Klugheit verſuchte Verbindung der Wolfiſchen Philoſophie mit der Theologie, die ihm zum gerechten Ruhme und Verdienſt

gereicht; eine Verbindung, die zwar auf die Veränderung des ältern Syſtems ſelbſt — dem Baumgarten beſtändig treu blieb — keinen Einfluß hatte; aber für die veränderte, philoſophiſche Behandlung deſſelben ungemein günſtig war, und durch die neue Geſtalt, die ſie mit dieſer Behandlung der Theologie gab, auf die weſentlichere Reform ihres Inhalts glücklich vorbereitete.

Als gründlicher Kenner der Literatur des Auslandes verpflanzte er mehrere wichtige Werke der Franzoſen und Engländer auf deutſchen Boden, und ließ manches nützliche Unternehmen dieſer Art durch ſeine gelehrten Freunde und Schüler ausführen. Die allgemeine Welthiſtorie, die noch jetzt fortgeſetzt wird, Nicerons Nachrichten, Ferreras Geſchichte von Spanien und Rapins von England, die Lebensbeſchreibungen aus der britanniſchen Biographie u. v. a. erſchienen auf ſeine Veranlaſſung und Mitwirkung im deutſchen Gewande. Die Schätze ſeiner eigenen vortreflichen Bibliothek beſchrieb er in den Nachrichten von einer halliſchen Bibliothek (8 Bände 1748) und in den Nachrichten von merkwürdigen Büchern (12 Bände 1752), und er verdiente ſich durch dieſe und mehrere andere hiſtoriſch-literariſche Werke den fortdaurenden Dank der Literatoren.

Bei dieſen großen Verdienſten, bei der anerkannten Rechtſchaffenheit ſeines Charakters, und bei der Klugheit, die ihn in ſeinen akademiſchen Verhältniſſen begleitete, konnte er doch dem Neide ſeiner Kollegen nicht entgehen. Zu ſeinen Vorleſungen ſtrömten nicht ſelten 3 — 400 lernbegierige Zuhörer, während in andern Hörſälen des Raumes mehr als genug war. Dieß hatte die Folge, daß der Unwille der verdunkelten Kollegen

nicht nur in öffentlichen Vorleſungen ausbrach, ſondern daß ſie ihn endlich unmittelbar beym Könige ſelbſt verklagten, als einen Mann, der gefährliche philoſophiſche Irrthümer hege, und allerlei bedenkliche Meinungen unter ſeinen Zuhörern verbreitete. Der König ließ die ganze Sache unterſuchen, und da die Anklage bald in ihrer Nichtigkeit erſchien, ſo wurden die Gegner des verdienten Mannes zur Ruhe verwieſen. Der König berief ihn in der Folge zu ſich nach Potsdam, würdigte ihn einer vorzüglichen Gnade, und übertrug ihm 1744 die Direction des theologiſchen Seminariums, und die Aufſicht über die königlichen Freitiſche. Mehrere ſehr vortheilhafte Vocationen zu den anſehnlichſten Stellen ſchlug er aus, ſetzte ſeine gelehrten Bemühungen unter einer langwierigen Kränklichkeit beſtändig fort, bis am 4ten Jul. 1757 eine Waſſerſucht ſeinem Leben ein Ende machte.

Die angenehmſte Erholung fand Baumgarten im Schooße ſeiner Familie, beſonders im Umgange mit ſeinen Kindern. Er konnte ſie immer um ſich leiden, und auf eine ſo gute Art beſchäftigen, daß ſie nirgend lieber als in ſeiner Geſellſchaft waren. Tauſende, die er durch Wohlthaten erquickte, und beſonders viele ſeiner ehemaligen Zuhörer, deren treueſter Berather und Beiſtand er geweſen war, ſegneten die Aſche des edlen Mannes.

Paul Eugen Layritz.

Biſchof der evangeliſchen Brüdergemeine zu Herrnhut.

Der gelehrte Superintendent Johann Chriſtoph Layritz zu Wunſiedel, dem die vaterländiſche Geſchichte manche Aufklärung verdankt, war Vater von 14 Kindern, unter denen ſich mehrere im gelehrten Stande ehrenvoll ausgezeichnet haben. Paul Eugen wurde am 13ten November 1707 gebohren. Mit vorzüglichen Talenten ausgerüſtet, entſprach er ganz den Wünſchen ſeiner Lehrer, welche ihn in Wunſiedel und auf dem Gymnaſium zu Bayreuth unterwieſen. Mit Beifall trat er mehrmals öffentlich auf, und hielt Reden in deutſcher, lateiniſcher und griechiſcher Sprache.

Als künftiger Lehrer des Volks beſuchte er in Leipzig auſſer den mathematiſchen und philoſophiſchen Vorleſungen vornemlich die Hörſäle der Theologen. Eigenes Forſchen und Prüfen machte ihm mehrere Lehren des Syſtems ſehr verdächtig, und er war auf dem Wege, ein Naturaliſt zu werden. Als Zweifler kam er nach einem zweijährigen Aufenthalte in Leipzig zu ſeinem alten Vater zurück, um für ſich weiter nachzudenken, aber eben ſo ſchwankend in ſeinem Glauben gieng er nach einem

halben Jahre von Wunſiedel nach Jena. Hier beſuchte er einſt eine aſcetiſche Vorleſung eines Magiſters, um ſeiner Spottluſt Nahrung zu geben, aber plötzlich wurde er ſo gerührt und erſchüttert, daß ſein Glaube nicht allein in Kurzem Feſtigkeit gewann, ſondern daß er ſogar von dem Extrem der Freigeiſterei auf das des Pietiſmus verfiel. Er gieng nun nach Hauſe, und unterſtützte ſeinen Vater im Predigen, bis dieſer (1731) ſtarb. Dann kam er, nach einem kurzen Beſuch der halliſchen Akademie, nach Neuſtadt an der Aiſch, zuerſt als Konrector, nach wenigen Jahren aber erhielt er das Rectorat.

Layritz beſaß in einem vorzüglichen Grade die Eigenſchaften, die einen ausgezeichneten Jugendlehrer und Aufſeher über eine beträchtliche Schulanſtalt bilden. Seine Gelehrſamkeit war gründlich und ausgebreitet, beſonders in der Theologie, den alten Sprachen, der Philoſophie und Mathematik; er wußte aber mit einer ſeltenen Unterſcheidung ſtets das auszuwählen, was für ſeine Schüler das Zweckmäßigſte war. Nie kam er unvorbereitet in die Schule. Die dunkeln und ſchweren Stellen der alten Autoren wußte er, vorzüglich nach Gesners Anleitung, ſo geſchickt zu erklären, daß ihn auch die Schwächſten verſtehen konnten. Beim Vortrage der philoſophiſchen Wiſſenſchaften war er unerſchöpflich an treffenden Beiſpielen, aus dem gemeinen Leben und dem ganzen Gebiete des menſchlichen Wiſſens. Beim Vortrage der Naturlehre enthüllte er ſeinen Zuhörern gleichſam die Geheimniſſe der Natur vermittelſt der Inſtrumente, deren Gebrauch er ihnen auf eine angenehme Weiſe zeigte. Als Lehrer der Mathematik verband er mit den Regeln und Demonſtrationen zugleich

auch die Ausübung, indem er ſeine Schüler auf mancherlei Art dabei beſchäftigte, mit Zeichnung der Figuren, Zuſammenſetzung der Körper, Ausmeſſung einiger Felder, Berge, Flüſſe, Thürme ꝛc., mit Glasſchleifen, Beobachtung der Geſtirne und anderer Phönomene. Ueberall verband er das Nützliche mit dem Angenehmen, die Beſſerung des Herzens mit der Aufklärung des Verſtandes. Seine natürliche Freundlichkeit gewann aller Herzen, und alles ſtrebte nach dem Beifalle des wohlwollenden Lehrers, der auch mit ſeinen Kollegen in einer ununterbrochenen Harmonie lebte. Er wurde niemals hitzig oder aufbrauſend, und wenn einer ſeiner Kollegen etwas verſehen hatte, ſo nahm er ihn auf die Seite, ermahnte ihn freundſchaftlich, und verbarg ihre Fehler aufs ſorgfältigſte vor den Schülern.

Die Neuſtädter Schule erlangte unter der Leitung eines ſo treflichen Mannes bald eine ſolche Celebrität, daß nicht nur aus dem benachbarten Schwaben und Franken, ſondern auch aus Sachſen, Schleſien und Thüringen Studirende in ſolcher Menge herſtrömten, daß ſie das Schulgebäude nicht mehr faßte. Dieß beſtärkte ihn in dem Entſchluſſe, neue Schulgebäude zu errichten, die noch jetzt eine Zierde der Stadt ſind, und die größtentheils von den beträchtlichen Summen erbaut wurden, welche Layritz faſt aus ganz Deutſchland, Holland und der Schweiz zuſammen zu bringen wußte.

Alle Freunde des Schulweſens bedauerten es, daß Layritz ſich ſchon im Jahr 1742 von einer Anſtalt trennte, die durch ihn in die blühendſten Umſtände verſetzt worden war. Er ſtund, als Freund des Pietiſmus, ſchon lange mit dem Grafen von Zinzendorf im

Briefwechſel, und übernahm jezt die Direction des Seminariums zu Marienborn. Im Jahr 1744 wurde er Archidiakonus bei der evangeliſchen Brüderunität zu Herrnhut, und fünf Jahre nachher begleitete er das Seminarium zu Marienborn nach Barby. Als ihn die Geſellſchaft in der Folge nach Petersburg ſandte, beſchenkte ihn die Kaiſerin Katharina II. mit einer goldenen Doſe. Da er ſchon 66 Jahr alt war, reiste er nach Terra Labrador in Nordamerika zu den Eskimos, jener wilden und rohen Nation, die faſt mit niemand Umgang hat, und kehrte glücklich wieder nach Deutſchland zurück. Daß ſeine Reiſe in Rückſicht der Handlung von Nutzen geweſen ſei, erſieht man daraus, weil die Herrnhuter von der Zeit an alle Jahre ein Schiff zu den Eskimos ſchicken. Nach ſeiner Rückkehr wurde er zu der Herrnhuter Verſammlung in die Schweiz abgeſchickt, und 1775 wählte man ihn zum Biſchof. Seit dieſer Zeit war er größtentheils mit Reiſen und mit Ausbreitung ſeiner Religionspartheı eifrig beſchäftigt, bis er am 3ten Auguſt 1788 zu Herrnhut, in einem Alter von 81 Jahren ſtarb.

Als Schriftſteller hat ſich Layritz durch verſchiedene philoſophiſche, pädagogiſche und philologiſche Schriften, unter andern durch ein ehemals ſehr geſchätztes Kompendium der Logik, nach dem Wolfiſchen Syſtem, durch ſein Lexicon manuale, und Betrachtungen über eine chriſtliche und verſtändige Erziehung der Kinder rühmlich bekannt gemacht. Sein Temperament war ſanguiniſch-choleriſch, daher war er in der Vollziehung ſeiner Geſchäfte unermüdet, bei der Züchtigung der Feh-

ler ſtrenge und ernſthaft, er blieb hartnäckig auf ſeinem Vorſatze, und beobachtete immer aufs genaueſte eine gute Ordnung. Aber eben ſo ſehr war er auch zur Freundſchaft geneigt, aufrichtig, freundlich, höflich, willfährig, beſcheiden und leutſelig im Umgang, ſo daß er ſich durch ſein angenehmes Betragen ſehr leicht aller Liebe und Gunſt erwarb. In ſeiner Art zu leben hatte er manche auffallende Eigenheiten. Große Rednertalente hatte ihm die Natur verliehen, und ſeine Schüler nannten ihn nur den Evangeliſten.

Johann Joachim Spalding.

Oberkonſiſtorialrath und Probſt zu Berlin.

Spaldings Name wird in der Literatur und Kulturgeſchichte des nördlichen Deutſchlands ſtets mit Ehrfurcht auch dann noch genannt werden, wenn die Reſultate ſeiner Lehre durch Wort und Buchſtaben in den Beſtrebungen und Ueberzeugungen eines raſch fortſchreitenden Zeitalters kaum mehr bemerkbar ſind. Es läßt ſich klar darthun, daß ohne Spaldings und ſeiner nächſten Zeitgenoſſen und Mitarbeiter wohlthätig wärmende Aufhellung des dogmatiſchen Wolkenhimmels am preußiſchen Horizont nicht einmal die freimüthige Stimme der allgemeinen deutſchen Bibliothek, geſchweige denn ſo manches ſpätere Wort vernommen worden wäre.

Gebohren wurde Spalding zu Triebſees in Schwediſch-Pommern am 1ſten November 1714. Er erhielt eine vielſeitige und vielumfaſſende Geiſtesbildung. In den Jahren 1731 bis 1735 trieb er, jedoch unterbrochen, ſeine akademiſchen Studien in Roſtock und Greifswalde. Auf der letztern Akademie edirte er ſeine erſten Probeſchriften über die vorgeblichen Angriffe des Apoſtaten Julians auf das Chriſtenthum und zur Vertheidigung der Wolfiſchen Philoſophie, die damals noch man-

cherlei Anfechtungen erdulden mußte. Es gewann bald das Anſehen, als wollte der Staat den wohlgerüſteten, und auch mit den neuen Sprachen, aus welchen er wohlgerathene Ueberſetzungen herausgab, vertrauten Kandidaten der Theologie zu weit wichtigern Geſchäften, als die Hirtenpflege einer geiſtlichen Gemeinde zu ſeyn ſcheint, auffodern. Der talentvolle, ſchöngewachſene und durch gefallende Sitten ſich empfehlende Jüngling wurde ſchwediſcher Geſandtſchaftsſecretair bei dem Geſandten Rudenſkiold von 1745 — 47. Damals wartete Gleim in Berlin auf eine anſtändige ihm verſprochene Civilverſorgung, und ſchloß einen Freundſchaftsbund mit Spalding, der aber nach wenig Jahren zerriſſen und nicht wieder angeknüpft wurde; die Urſache war eine unbehutſame Bekanntmachung Spaldingiſcher Briefe an Gleim.

Durchdrungen von der Würde und Nutzbarkeit des Predigtamts, deren Sachwalter er 24 Jahre ſpäter mit einer ſo ſanftandringenden und überzeugenden Beredſamkeit wurde, zog Spalding im Jahr 1747 weit lockendere Ausſichten, den Ruf zur Predigerſtelle zu Laſſahn in Schwediſch-Pommern vor, und trat bald nachher mit ſeiner Betrachtung über die Beſtimmung des Menſchen hervor, die in mehrmals veränderter und erweiterter Geſtalt ſeinen Ruhm für Mitwelt und Nachwelt begründete, faſt in alle lebende Sprachen, und ſelbſt ins Lateiniſche, klaſſiſch überſetzt wurde.

Im Jahr 1757 kam Spalding als Präpoſitus und erſter Prediger in die kleine Stadt Barth, ebenfalls in Schwediſch-Pommern. Mit einer Art heiliger Rührung erinnerte ſich der edle Mann in ſpätern Jahren

jener glücklichen Jahre im Anfange ſeiner Predigerlaufbahn, zog ſie oft und mit ſiegreichen Gründen ſeiner ſpatern Erhebung vor, und behauptete, daß eine nicht allzu kummervolle Landpredigerſtelle, wo man noch Zeit zur Selbſtvervollkommnung übrig behält, das unerläßliche Noviziat jedes Geiſtlichen in einer höhern Stelle seyn ſollte. In ſeinem Berliniſchen Gartenhauſe hiengen Abbildungen ſeiner ſtillen Landpfarre, deren Andenken ihm immer das Paradies ſeiner Jugend zurück rief. Die Abſchiedspredigt, mit der er 1764 ſeine Amtsverwaltung in Bath ſchloß, iſt ein unvergleichliches Vermächtniß an alle Geiſtliche, die in kleinern Stellen nach höhern Würden und Bürden gelüſtet. Dieſe Predigt hörte Lavater mit an, der durch ſeine Schriften ergriffen, von Zürch nach Pommern wanderte, und Spaldingen auch nach Berlin, wo er zum Paſtor und Probſt bei der Nikolaikirche erwählt, und vom Könige zum Oberkonſiſtorialrath ernannt worden war, begleitete. Wort und That, äuſſere und innere Würde, Strenge mit Milde und Feinheit, machten ihn zum Liebling ſeiner Gemeinde, zum Muſter aller zartfühlenden Jünglinge, die ſich zu würdigen Geiſtlichen zu bilden ſtrebten, und zum Orakel aller Denker, die weder Vernünftler noch Schwärmer seyn konnten. Die holdeſte Suada ſaß auf der Lippe des Kanzelredners, der in ſeiner noch in Pommern herausgegebenen Schrift über den Werth der Gefühle im Chriſtenthum die Grenzlinien zwiſchen bloßen Gefühls- und Verſtandespredigten ſo fein bezeichnet hatte.

Ueber alle Spaldingiſche Schriften verbreitet ſich Licht, Faßlichkeit, Gefühl und Eleganz in einem ſehr

vorzüglichen Grade; und ſeine Predigten, wovon einige Sammlungen und mehrere einzeln gedruckte vorhanden ſind, leiſten das ganz, was er ſelbſt in ſeinem lehrreichen Buche, über die Nutzbarkeit des Predigtamtes, als weſentlichſte Eigenſchaft der Kanzelvorträge fodert: „Man könnte, ſagt er, das eigentliche charakteriſtiſche Merkmal einer guten und ihrem Zwecke gemäßen Predigt darein ſetzen, daß der erſte dadurch erregte lebhafte Gedanke, ganz von dem Herzen gefühlt, der ſein müßte: Wie wahr iſt das! Und nachher (vielleicht je ſpäter, nachher deſto beſſer) könnte die zweite Empfindung ſich äußern: Wie ſchön iſt das geſagt!“ Spaldings Beredſamkeit iſt die einfältige Sprache der Wahrheit, der ruhigen, prüfenden Vernunft, des Tiefſinns und der Menſchenliebe: ſie rührt ohne zu erſchüttern, ſie überführt ohne zu betäuben, ſie erleuchtet, unterrichtet und gewinnt die Herzen. Der Geiſt einer aufgeklärten Gottesfurcht, der lautern, herzinnigen Einfalt: Sanftmuth und Wahrheitseifer, tiefer Forſchungsgeiſt, Ernſt und ein gewiſſer Ton der Eingebung, Ton des Wohlwollens und der reinſten Bruderliebe, geben der Spaldingiſchen Wohlredenheit Gewicht.

Als unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. das bekannte Religionsedikt erſchien, legte Spalding, der ſeinen Grundſätzen nie ungetreu werden konnte, ſeine Predigerſtelle nieder. Seine letzte Amtspredigt am 21. September. 1788 (ſie iſt unter dieſem Titel zum Beſten der Berliniſchen Armenſchulen beſonders gedruckt) vereinigte alle hell und gerade

denkenden Berliner in allen Ständen und Volksklaſſen zu dem Geſtändniß, daß der Abtritt dieſes Mannes eine öffentliche Kalamität ſey. Auch bei dieſer Gelegenheit gab ihm ſeine Gemeinde einen Beweis ihrer beſondern Werthachtung. Er mußte ſeit ſeiner Reſignation einem Gehülfen, der ſein Amt verſah, von ſeinen Einkommen jährlich 300 Reichsthaler abtreten. Seine Zuhörer wollten aber nicht, daß die Einkünfte ihres vieljährigen Lehrers vermindert würden. Sogleich trat alſo eine Geſellſchaft zuſammen, und vereinigte ſich, dem edlen Greiſe ſtatt der abzugebenden 300 Rthlr. ein jährliches Geſchenk von 400 Rhlr. zu machen. Der Anfang wurde auch wirklich gemacht und ihm durch einen unbekannten Knaben 200 Rhlr. zugeſchickt, mit der Verſicherung, daß dieſes alle halbe Jahr wiederholt werden ſollte. Wie ſehr ein ſolcher Beweis der Liebe den würdigen Greis rühren mußte, kann man ſich leicht vorſtellen. Er dachte aber viel zu edel, um dieſes Geſchenk geradezu anzunehmen, und da er nicht wußte, an wen er ſich deshalb wenden ſollte, ſo ließ er in die Berliner Zeitungen die Anzeige rücken: „Es ſey etwas richtig abgegeben worden; man könne es aber nicht annehmen, bis man mit den Gebern über eine gewiſſe Bedingung einig geworden wäre.“ Der unbekannte Knabe erſchien alſo wieder, um die Bedingung zu erfahren, und die war: man möchte ihm (Spalding) erlauben, die 200 Rthl. jedesmal unter die Armen zu vertheilen. Hierauf brachte der Knabe die abermalige Erklärung: Man wünſche ſehr, daß der Herr Probſt das Geſchenk für ſich, zu ſeiner Entſchädigung behalte, die Armen ſollten nichts deſto weniger die Gaben, die ſie ſonſt empfan-

gen hätten, ohne die geringſte Verkürzung ferner erhalten. —

Auch im Greiſenalter fuhr Spalding fort, nützliche Wahrheiten in gehaltreichen Schriften mitzutheilen. Es erſchien im Jahr 1788 eine bedeutende Zugabe zu ſeinen vertrauten Briefen, die Religion betreffend, und endlich 1798 mit ſeinem Namen auf dem Titelblatt, eine neue Auflage ſeines Apologetikons: die Religion eine Angelegenheit des Menſchen, worüber man Garve's Urtheile in den bekannten Briefwechſel nachleſen muß. Allmählich ſchränkte ſich der muntere, aber mit ſich ſelbſt weiſe haushaltende Greis nur auf den Genuß ſeiner Familie und ſeiner Bücher ein. Denn in der Lektüre war er ſtets unerſättlich, und doch las er mit Auswahl und immer nur das Ausgezeichnete und Merkwürdige in allen Fächern und Sprachen. Hierdurch und durch den vertrauten Umgang mit den erleſenſten Menſchen hatte er ſich einen ſeltenen Schatz des Wiſſens erworben. Seine Geburtstage waren frohe Familienfeſte im Kreiſe ſeiner Kinder und Enkel bei ſeinem Schwiegerſohn, dem Oberkonſiſtorialrath Sack.

Den Sommer brachte Spalding viele Jahre nach einander gewöhnlich in Charlottenburg zu. Da ſaß er oft patriarchaliſch unter dem Schirmdach vor ſeinem Hauſe auf einer für ihn gepolſterten Bank. Da empfieng er die Fremden mit dem Anſtande des feinſten Weltmannes, und fügte ihren Unterredungen mit einer bewunderswürdigen Gegenwart ſeines Geiſtes immer eine treffende Anekdote oder Reflexion bei. Da wurden die neueſten Welthändel in lebhaften Diskuſſionen beſprochen,

chen, an welchen er ſtets einen innigen Antheil nahm. Er rechnete ſtets auf große wohlthätige Folgen der Revolution, mochte aber von ihrem Ende nichts mehr hören. Gewöhnlich war er in Geſellſchaft ſeiner Gattin (er hatte zum drittenmal geheurathet), deren zärtlicher und unermüdeter Pflege er größtentheils ſeine ununterbrochene Munterkeit und Geſundheit verdankte, und die er daher mit inniger Rührung oft ſeinen Schutzengel nannte. Sein wohlgebauter, dauerhafter Körper, ſein fleckenloſer Wandel und ſeine frühe Zurückgezogenheit von der Berliner Konvivialität, ſeine ungetrübte Seelenruhe und ſtille Heiterkeit, ſeine frohen Familienumgebungen führten ihn zu den höchſten Stufen des Alters. Er las bis ins ſpäteſte Alter jede Schrift ohne Brille, hatte alle Vorderzähne, und überſtand, nachdem er ſchon die achtzig erreicht hatte, noch eine mörderiſche Dyſſinterie. Er ſtarb am 26ſten Mai 1804 im 90ſten Jahre ſeines Lebens. Sein Bild iſt in Schattenriſſen und Kupferſtichen, vor Bibliotheken und Kirchenannalen hundertfach verbreitet, aber bis jetzt am Beſten von Bauſe in Leipzig geſtochen. Noch lange lebt der Unvergeßliche in tauſend Geiſtern, die er durch Wort, Schrift und Beiſpiel veredelt hat.

Wilhelm Abraham Teller.

Oberkonſiſtorialrath und Probſt in Berlin.

Bald nach dem Tode ſeines vieljährigen Kollegen Spalding gieng auch der ehrwürdige Teller zu ſeiner Ruhe ein, reich an Verdienſten, wie jener, und geachtet von vielen Tauſenden in der Nähe und in der Ferne. Was er, mit ſeltenen Kenntniſſen ausgerüſtet, zur Verbreitung gereinigter Religionsbegriffe, zur Zerſtörung des Unglaubens, des Aberglaubens und der ärgerlichen Sklaverei der Gewiſſen, zur Veredlung des Syſtems und zur Aufklärung ſeines Jahrhunderts überhaupt gewagt und bewirkt hat, das wird auch die Nachwelt in einem dankbaren Andenken behalten.

Er ſtammte aus einer alttheologiſchen Familie und war am 9ten Januar 1734 zu Leipzig gebohren. Sein Vater war der verdiente und zu ſeiner Zeit ſehr geſchätzte Leipziger Profeſſor Romanus Teller, der im Jahr 1750 ſtarb. Der Sohn erhielt in der Kindheit und erſten Jugend ſeinen Unterricht von Hauslehrern, unter denen er das meiſte dem nachherigen Profeſſor Glöckner zu danken hatte, der ihn bis zur Akademie bildete, auf welcher er ſchon im 15ten Jahre ſeine Studien anfieng. In der Schule des großen Erneſti gebildet, mit gründlichen philologiſchen Kenntniſſen ausgerüſtet, kam er zum Studium der Gottesgelehrſamkeit, und

wurde durch Kritik und Exegeſe frühe ſchon zur freimü⸗thigen Forſchung angeführt. Im Jahr 1755 wurde er Katechet an der Peterskirche und gleich darauf Bakkalaur der Theologie, wodurch er die Freiheit erhielt, theolo⸗giſche Kollegien zu leſen, und Vormittags in der Uni⸗verſitätskirche mit zu predigen. Eine ſeiner erſten Schrif⸗ten betraf die Kennikottiſche Bibelkritik. Sein raſtlo⸗ſer Geiſt trieb ihn zu Behauptungen, die dem bedächt⸗lichen Erneſti bald zu kühn dünkten, und über die er bedenklich den Kopf ſchüttelte. Allein dem Schüler war es wenigſtens um Wahrheit und Licht zu thun, ſo wie es ſich ihm darſtellte, und er hat ſelbſt in ſeiner merkwürdi⸗gen Schrift über Erneſtis Verdienſte um Theo⸗logie und Religion die Verhältniſſe freimüthig an⸗gegeben, in welchen ſeine Ueberzeugungen zu denen ſei⸗nes Lehrers geſtanden hatten.

Als der vorige Herzog von Braunſchweig im Jahr 1761 von Erneſti einen gelehrten Theologen für ſeine Univerſität Helmſtädt begehrte, empfohl dieſer Tellern, der ſchon früher einen Antrag wegen der zweiten Univer⸗ſitätspredigerſtelle in Göttingen abgelehnt hatte. Jetzt beſchloß er dem Rufe zu folgen, wurde Doctor der Theo⸗logie und vertheidigte bei dieſer Gelegenheit ſeine Inau⸗gural⸗Diſputation (Topice Scripturae), in welcher gewiſſe Regeln feſtgeſetzt wurden, nach denen die Wahl der Be⸗weisſtellen in der Dogmatik geſchehen müßte. Der Su⸗perintendent Bahrdt (Vater des bekannten Neologen), welcher einer der Opponenten war, wollte dem Verfaſſer allerlei Ketzereien zur Laſt legen, und ließ ſich nur auf Erneſtis und Stemlers Zureden bewegen, von ſeiner Proteſtation gegen die Promotion abzuſtehen.

In Helmſtädt bildete Teller durch fortgeſetztes Forſchen in der Exegeſe und Kirchengeſchichte ſein dogmatiſches Lehrgebäude aus, und trat mit einem Lehrbuche des chriſtlichen Glaubens auf, welches die damalige theologiſche Welt in große Bewegung ſetzte, und viel Angriffe und Streitſchriften veranlaßte, weil der Verfaſſer mit mehr Kühnheit hervortrat als ſeine Vorgänger, und nicht nur manche Lehrſätze aus der Dogmatik ganz wegließ, ſondern auch manche bisherige Beweiſe entkräftete, und — wie man ihm Schuld gab — gewiſſe Lehren, der Bibel ſowohl, als dem kirchlichen Lehrbegriff zuwider, vortrug. Allein gerade durch dieſen Widerſpruch wurde Teller immer noch freimüthiger und kühner, und gab unter andern durch die fortgeſetzten Unterſuchungen über die Auferſtehungslehre ein merkwürdiges Beiſpiel der Prüfung nach den Kirchenvätern und früheren Glaubensbegriffen. Vermehrte er dadurch auf der einen Seite die Zahl ſeiner Gegner, ſo fanden ſich auf der andern nicht wenige, die ſeinen Forſchungen ihren Beifall ſchenkten, und der Ruf an Baumgartens Stelle nach Halle war ein lautes Zeugniß von der Achtung, in der er ſchon damals ſtund. Allein er beſchloß in Helmſtädt zu bleiben, bis er im Jahr 1767 dem Rufe nach Berlin folgte, als Oberkonſiſtorialrath, Probſt zu Köln und Paſtor primarius an der Petrikirche. Dem alt- und rechtgläubigen Herzog von Braunſchweig war allmählich vor dem kühnen Neuerer bange geworden, und darum entließ er ihn eben nicht ungerne.

Erſt in Berlin konnte Teller vollenden, was er in Helmſtädt angefangen hatte. Sein Wörterbuch des

neuen Teſtamentes, das 1772 zum erſten und 1792 zum fünftenmal gedruckt wurde, fand auf der einen Seite eben ſo lauten Tadel als auf der andern Beifall, hatte aber gewiß auf die liberalere Behandlung der Glaubenslehren und des geſammten theologiſchen Studiums einen ungemein wohlthätigen Einfluß. Auch um die Verbeſſerung des Kanzelvortrags hat Teller unbeſtrittene Verdienſte. Ein Kanzelredner war er freilich nicht, und ſein mündlicher Vortrag hatte mit einigen ſchwer zu beſiegenden Schwierigkeiten zu kämpfen. Aber ſeine gedruckten Predigten, deren Zahl nicht klein iſt, ſind Muſter von Klarheit, rein von allem Wortgepränge, faßlich für den einfältigen Chriſten, und doch präcis und nachdrücklich. Alles, was er vorträgt, iſt mit Ueberlegung und philoſophiſcher Genauigkeit durchdacht, und kurz und ungezwungen geſagt; aber ſelbſt dieſe Kürze iſt ungezwungen und populär. Ungern vermißt man zuweilen die belebende Wärme und einen hinreißenden Ausdruck. Wenn aber auch ſein Vortrag im Ganzen nicht muſterhaft iſt, ſo hat er doch in mehr als einer Hinſicht Verdienſte um unſere Mutterſprache, die er (der gelehrte Herausgeber des Salluſts und Turretins) auch kritiſch ſtudirt hatte. Seine Schriften über Luthers Lieder und Bibelüberſetzung dringen tief in den Geiſt unſrer Sprache ein. Als Herzberg für die deutſche Sprache eine eigene Klaſſe in der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften ſtiftete, trat auch Teller hinzu, und ſeine Vorleſung über die deutſchen Synonymen befindet ſich im erſten Theile dieſer Societätsſchriften.

Im treuen Bunde mit Spalding, Dietrich, Büſching und den übrigen Mitgliedern des Berlini-

ſchen Oberkonſiſtoriums beförderte Teller mit einem nicht zu ermüdenden Eifer alles Gute, kämpfte mit Muth und Klugheit gegen alte Vorurtheile, und errang manchen glänzenden Sieg. Dieſe Beharrlichkeit bewies er auch da, als das Religionsedict erſchien und die Wölnerſche Parthei dominirte. Wo manche zagten und zurücktraten, blieb er allein unerſchrocken, und ſelbſt der Abſetzung gewärtig gab er den merkwürdigen Anhang zu ſeinem Valentinian heraus, und wich dem ſchwärmeriſchen oder ſelbſtſüchtigen Verfinſterer ſelbſt da nicht, als das berüchtigte Examinationsſchema mit Gewalt durchgeſetzt werden ſollte. Er gab in dieſer Zeit die Religion der Vollkommnern heraus, ſetzte ſein nutzbares Predigermagazin fort, und bewies durch jeden ſeiner Schritte, daß er ohne alle perſönliche Rückſichten nur das, was ihm das Beſte dünkte, im Auge hatte. Dieß feſte und ſelbſtſtändige Betragen erwarb ihm die Achtung aller Redlichen, ſelbſt ſolcher, die in ihren Ueberzeugungen ſonſt ſehr von ihm abwichen.

Der ſchöne Zeitpunkt, wo Friedrich Wilhelm III. aufs neue die lichtvolle Bahn ſeines Grosoheims betrat, mußte nothwendig für den ehrwürdigen Teller eine ſehr frohe Erſcheinung ſeyn. Nur erregte ſein körperlicher Zuſtand immer mehr Beſorgniſſe. Gern ſchöpfte er auf ſeinem vaterländiſchen Boden, in dem romantiſchen Tharand bei Dresden, mehrere Jahre hintereinander Erfriſchung für ſeine Lebensgeiſter, und hatte er bei einer Auffoderung, die ihm bald der eifernde de Luc, bald das Berliniſche Judenthum, bald die zu ſchnell verſuchte Bauernaufklärung darbot, die wohlgeſpitzte Feder in der Hand, oder belebte er den Kreis ſeiner Freunde

durch Scherz und muntere Geſpräche; ſo war bis wenige Monate vor ſeinem Tode keine Aenderung an ihm zu bemerken. Schnell ſank endlich die baufällige Hütte. Bei ſichtbar zunehmender Schwäche hatte man ihm, wenige Wochen vor ſeinem Tode, ſchon einen Nachfolger beſtimmt, und ſo gelaſſen und klug er auch dieſe Maasregel ertrug, ſo tief ſchien doch ſein Zartgefühl dieſen Mangel an Schonung zu empfinden. Schon hatte er ſich zum Beſuch einer Sitzung im Oberkonſiſtorium angekleidet, als ihm die Füſſe den Dienſt verſagten, und ihn das Bette zu hüten nöthigten. Er müſſe reiſen! dieß waren ſeine letzten kräftigen Aeußerungen, wobei er mit ungewöhnlicher Anſtrengung ſich noch einmal ermannte, das Krankenlager verließ, und todt auf die Schulter ſeiner ſorgſamen und edlen Gattin niederſank. Der Tag, da dieß geſchah, war der 9te December des Jahrs 1803.

Mit Tellern iſt ein Schatz vielfach erprobter und gereifter Gelehrſamkeit, die ſich nicht blos auf ſein Amtsfach einſchränkte; großer Welt- und Menſchenkenntniß, die er treflich mit der Erfüllung ſeiner Amtspflicht zu verbinden wußte, und mannichfaltige Erfahrungen in den obern und untern Ständen aus der Welt gegangen. Aber ſo groß auch ſeine Gelehrſamkeit, und ſo mannichfaltig ſeine Geiſtesbildung war, ſo hell leuchteten doch neben ihnen die Biederkeit ſeines Charakters, ſein tiefes Gefühl für Freundſchaft, ſeine anſpruchloſe Beſcheidenheit hervor. Selbſt bei heftigen und leidenſchaftlichen Aeußerungen war ſeine edle Abſicht nie zu verkennen. Er ſtarb im Genuſſe des unbedingten Vertrauens ſeiner Obern, der herzlichſten Liebe ſeiner Freunde, und der Achtung und Zuneigung aller guten Menſchen.

Ernſt Jakob Danov.

Kirchenrath und Profeſſor der Theologie in Jena.

Es wäre unbillig, einen Mann mit Stillſchweigen zu übergehen, der in ſeinen Verhältniſſen unſtreitig viel Gutes wirkte. Wenn er ſich auch als Schriftſteller nicht zu einer bedeutenden ruhmvollen Höhe erhoben hat, ſo iſt ſein Verdienſt als akademiſcher Lehrer und ſein Einfluß, den er als ſolcher auf die theologiſche Bildung ſeiner zahlreichen Schüler gehabt hat, doch entſchiedener und größer; und ſchon dies giebt ihm ein Recht, neben den Männern zu ſtehen, die ſich durch Verdienſte auszeichneten. Indeß war doch ſein Lehrbuch der Dogmatik (theolog. dog. instit. 2 Tom. 1773—76) den Bedürfniſſen der Zeit, in der es erſchien, nicht wenig angemeſſen, und trug das Seinige zur Aufklärung und Berichtigung einzelner dogmatiſcher Begriffe rühmlich bei.

Danov ward zu Redlau, unweit Danzig, am 12. März 1741 gebohren, von einer Mutter, die ihren Stand durch das, was ſie darinn gethan, und noch mehr durch das, was ſie gelitten, verherrlichet hat. Sein Vater war ein gelehrter und beliebter Geiſtlicher,

welcher im Jahr 1772 ſtarb, ein Mann von hitzigem choleriſchem Temperamente, aber auch von Treue und Eifer im Beruf. Danov's Eltern erzogen ſehr glücklich von einem mäßigen Einkommen eine zahlreiche Familie, und doch gieng der Vater aus der Welt, ohne jemand etwas ſchuldig zu ſeyn — eine Beruhigung, die er dem Fleiß, der Treue und Sparſamkeit ſeiner, ihn noch lange überlebenden Gattin zu danken hatte. Der Vater war beſonders des älteſten Sohnes, Ernſt Jakobs, einziger Lehrer, bis ins 15te Jahr. Im Griechiſchen allein wollte der väterliche Unterricht nicht gedeihen. Der Sohn überraſchte daher den Vater einſt durch Proben, wie weit ſein Privatfleiß jenen griechiſchen Kummer doch endlich beſiegt habe.

Seine weitere Ausbildung in den Humanioren verdankte der Jüngling dem Danziger Gymnaſium, welches er vier Jahre hindurch beſuchte, nach deren Verlauf er in einem Zeitraume von fünf Jahren den akademiſchen Unterricht der Univerſitäten Helmſtädt und Göttingen genoß. Nach dieſer Zeit, im Jahr 1765, folgte er dem Winke Schuberts nach Greifswalde und wurde hier der Lehrer ſeiner Söhne, wie er denn auch von Michaelis Sohne es ehehin war. Allein ſchon nach acht Monaten wurde er als Rector an die Johannis-Schule nach Danzig berufen, wo er mit ausnehmender Treue und Fleiß arbeitete. Die Hitze, mit der er Verbeſſerungen in der Lehrart und Schulzucht durchſetzen wollte, wurde indeſſen für ihn eine ergiebige Quelle des Verdruſſes. Er entgieng dieſem dadurch, daß er im Jahr, 1768 einem Rufe als Profeſſor der Theologie nach Jena folgte, hauptſächlich auf Empfehlung des be-

rühmten Bertling, ſeines väterlichen Freundes, der dem Gymnaſium zu Danzig als Rector vorſtund.

Danov fand ſich treflich in die neue Stelle, zu der er berufen war. Er fand Beifall, ohne ihn auf einem der mannigfaltigen Schleichwege zu ſuchen, die zum öftern eingeſchlagen werden. Er hatte dazu zu viel Selbſtgefühl, und fand zu viel Würde in ſeinem Berufe, deſſen Beſtimmung er nach ſeinem ganzen Umfange kannte. Seine verſtändigſten Zuhörer rühmten an ſeinem Vortrage eine einnehmende Lebhaftigkeit des Tons, und der Stimme, eine anſtändige Deklamation, eine lichtvolle Deutlichkeit, Beſtimmtheit und Ordnung und philoſophiſche Bündigkeit der Gedanken. Seinen Predigten fehlte die wahre Popularität; ſie hatten zu viel Scientifiſches und ſeine Modulation zu viel Kathederton. So beredt ſein mündlicher Vortrag war, ſo geſchraubt, verdreht und mühſam war ſein ſchriftlicher, und zwar beſonders im Lateiniſchen. Sein beſtändiges ängſtliches künſteln an Wort und Ausdruck war Urſache, daß an ſeiner Dogmatik gegen die ſieben Jahre gedruckt wurde. Jedes Programm machte ſeinen Umgang merklich launiſch und mürriſch. Sicher lag ein großer Theil dieſer Aengſtlichkeit in der Achtung für ſein leſendes Publikum. Als ein geübter Denker, verſehen mit einem guten Gedächtniß, ſchrieb er wenig auf bei ſeinen Vorleſungen; bereitete ſich aber auf jede mit Sorgfalt. Selten fand ihn ein Zuhörer gleich nach dem Kollegium bei guter Laune; es lag in ſeinem Temperament, daß er, nach einer ſtreng gedachten Stunde, ſich nicht ſogleich in die vorige Geiſtesheiterkeit wieder umſtimmen konnte. Er las ſeine volle Stunde bis auf wenige Mi-

nuten und verſäumte ohne die höchſte Noth keine Stunde. Dabei machte er ſich um ſeine Zuhörer, deren er etliche hundert in einem Kollegio hatte, ſehr verdient, durch Rath, Umgang und thätigen Beiſtand. Nie gab er die ihm ſchuldige Ehrerbietung Preis, nie die akademiſche Diſciplin — oft ſein Honorarium! etliche mal den Tumultuanten ſeine Fenſter, immer blieb ihm die Liebe der Vernünftigen.

Talent und Neigung zur ſpekulativen Philoſophie machten, daß Danov den Geiſt der beſten deutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Weiſen ſich eigen machte. Dogmatik, Moral, ſymboliſche Theologie, nebſt der Exegeſe des neuen Teſtaments war der Gegenſtand ſeiner Beſchäftigungen. In die hiſtoriſchen Diſciplinen der Theologie wollte und konnte er minder tief eindringen. In dem Bekenntniſſe ſeiner Einſichten war er freimüthig und beſcheiden; in Rückſicht auf die Meinungen anderer billig und tolerant. Es war ein Hauptzug ſeines Charakters, mehr nach Grundſätzen als Empfindungen zu handeln. In der Freundſchaft wollte er mit äußerſter Delikateſſe behandelt ſeyn. Man hat ihn hie und da des Stolzes beſchuldiget; aber ſicher hat ſeine finſtere Laune, ſeine Phyſiognomie, ſeine anſehnliche Länge an dieſem Vorwurf Theil, obgleich nicht geleugnet werden kann, daß er bisweilen das Gute, das er beſaß, zu lebhaft fühlte, zu eiferſüchtig auf die Hochſchätzung anderer, und in den Foderungen, die er an andere zu thun das Recht hatte, bisweilen zu genau und eigenſinnig war. Heilig war ihm die Religion; ſorgfältig legte er die Werthſchätzung derſelben, auch bei dem nie ausgeſetzten äußerlichen Gottesdienſte an den Tag.

Am meiſten hatte Danov mit dem Feuer ſeines choleriſchen Temperaments, in einem ſonſt geſunden, ſchön und anſehnlich gebildeten, ſtarken und vollblütigen Körper zu kämpfen, welches ihn bisweilen bei Sachen, die er für recht und gut anſah, mit größerer Schnelligkeit, Lebhaftigkeit und Hitze zu ſprechen und zu handeln vermochte; oder bei erlittenen Beleidigungen in heftigern Zorn brachte, als er vor dieſer Ueberraſchung wollte, oder nachher billigte.

Im letzten Jahre ſeines Lebens (es war das 1782ſte) wurde ihm das Arbeiten, beſonders aber das Schreiben, ſaurer, als jemals. Der Tod eines ſeiner Kollegen war Urſache, daß er jetzt faſt täglich fünf Stunden mit verdoppelter Anſtrengung leſen mußte. Schon redete er von ſeinen künftigen Kollegien, Prorectorat; ließ jene in das Lectionsverzeichniß ſetzen; wollte ein Haus kaufen; zeichnete ſich Bücher aus einem Katalog; geht am Nachmittag des 17ten Märzes mit einem vertrauten Freunde vergnügt ſpatzieren; iſt am Abend noch außerordentlich munter mit ſeiner Frau und Schwägerin; arbeitet nachher noch bis 11 Uhr an ſeinem Programm, geht nun ruhig aus ſeinem Studierzimmer in das Schlafgemach, legt ſich nieder, vergißt aber das Licht auszulöſchen; ſeine Gattin erinnert ihn daran; er antwortet ihr: es iſt auch wahr, das hätt' ich bald vergeſſen; löſcht es aus und wünſcht ihr eine gute Nacht! — ſicher ahndete er jetzt noch nicht, daß dieß die letzte ſeyn würde. — Und morgens um 7 Uhr war es, als ſie geweckt wurde, und auf dem Schreibpulte des Studierzimmers folgenden Zettel fand: „Mein letzter Wille iſt, daß meine hinterlaſſene bedaurenswerthe Witwe, gebohrne Wilhel-

mine Eberin, die einzige Erbin meines ganzen wenigen Nachlaſſes ſei. Man laſſe ihn ſtatt haben, ſoweit es unter den Umſtänden nur immer ſeyn kann. Möchte die Bedauernswerthe mich doch ganz vergeſſen können, und es wirklich thun. Geſchrieben Montags nach Judica 4½ Uhr früh 1782. Ernſt Jakob Danov."

Ein heftiger und plötzlicher Ausbruch von Melancholie, davon in ſeinem ganzen Leben Aeußerungen ſind, ſtürzte den Unglücklichen in die Fluthen der Saale. Als man ihn gegen ein Uhr gefunden hatte, verſuchten die Aerzte alle Kunſtmittel, um ihn ins Leben zurück zu bringen, aber vergebens. Nach 2 mal 24 Stunden ſecirte man ihn und fand im Gehirn verſchiedene oſſeſcirte Theile, die Galle ganz ſchwarz, das Blut dick und die Lunge ſtark angewachſen. Sein entſeelter Körper ward hierauf den Donnerſtag mit allen ſeinem Stande und entſchiedenem Verdienſte gemäßer Achtung und mit allen öffentlichen Ehrenbezeugungen in die Univerſitätskirche beigeſetzt. Vierzehn der vornehmſten Studierenden trugen die Leiche. Viele Profeſſoren und andere Perſonen von Stande, und eine große Menge Studierende, die über dieſen Verluſt äußerſt gerührt waren, begleiteten ſie.

Samuel Werenfels.

Profeſſor der Theologie in Baſel.

Einer der gründlichſten Gottesgelehrten ſeiner Zeit, der in der Schweiz zuerſt anfieng, geſunde Begriffe in die Theologie zu bringen. Er wurde am 1ſten März 1657 in Baſel gebohren. Sein Vater hatte ſich als Profeſſor und Pfarrer große Hochachtung erworben; ſeine Mutter, Margaretha Grynäus, war ebenfalls von gelehrter Abkunft; von Jugend auf ward unſer Werenfels, und zwar immer mit glücklichem Erfolge, den Wiſſenſchaften gewidmet. Außer der Beihülfe ſeines Vaters genoß er den Unterricht eines Joh. Rud. Wetſteins, eines Joh. Zwingers und Lucas Gernlers. Als er ſeinen akademiſchen Kurſus vollendet hatte, wurde er in das Predigtamt eingeweiht, und beſuchte dann die Schulen und Kirchen in Zürich, Bern, Genf und Lauſanne.

Nach der Rückkunft in ſeine Vaterſtadt übte er ſich in Predigergeſchäften, und vermehrte zugleich die Summe ſeiner wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe. Damals befand er ſich mit Nicolaus Gürtler und Bernoulli, ſeinen Altersgenoſſen, im vertraulichſten Umgange. In

ihren täglichen Unterhaltungen übten ſie ſich in Auflöſung allerlei philoſophiſcher und theologiſcher Fragen. — Uebungen, die oft weit mehr als alle akademiſchen Vorleſungen die Bildung des Geiſtes befördern.

Werenfels wollte ſich anfangs dem Predigamte widmen; da ihm aber das Memoriren ſeiner öffentlichen Vorträge zu viel Mühe machte, ſo beſchloß er die akademiſche Laufbahn zu wählen. Er übernahm 1684 vikariatsweiſe den akademiſchen Lehrſtuhl, und zwei Jahre hernach wurde er zum wirklichen Lehrer der griechiſchen Sprache ernannt. In eben dieſem Jahre machte er eine literariſche Reiſe mit Friedr. Battier und Gilbert Burnet, welcher letztere nachher Biſchof von Saliſbury wurde. Bei ſeiner Rückkunſt erhielt er das rhetoriſche Lehramt, und 1696 die Profeſſur der Kontroverſen. In ſeinem Vortrage ſchränkte er ſich auf die weſentlichſten Kirchenzwiſte ein, und ſie behandelte er auf eine weit lieberalere Art, als es vorher gewöhnlich geweſen war, zugleich mit Nachdruck und Würde. Seine polemiſchen Beſchäftigungen veranlaßten ihn zu einer neuen literariſchen Reiſe, in der Abſicht, die Lehrer der römiſchen Kirche nicht blos aus Schriften, ſondern auch aus perſönlichen Umgange kennen zu lernen. Am längſten hielt er ſich dießmal in Paris auf, und genoß beſonders den Umgang eines Malebranche, Montfaucon, Varignon und anderer Gelehrten. In Neufchatel ſchloß er mit Oſterwald, und in Genf mit Alphons Turretin den Bund einer vertrauten Freundſchaft, und in Lauſanne lernte er den Philoſophen Crouſay kennen.

Bereichert mit neuen Schätzen der Weltweisheit kam er in ſeine Vaterſtadt zurück, und wandte ſeine hellen Einſichten mit unverſtellter Offenheit zum gemeinen Beſten an. Man übergab ihm nach ſeines Vaters Tode 1703 die Profeſſur des alten Teſtaments, und mit beſonderer Herzenstheilnehmung arbeitete er jetzt an der Auslegung der Pſalmen. Es war aber überhaupt kein Zweig der theologiſchen Wiſſenſchaften, den er nicht aufzuhellen geſucht, und über den er nicht ein wohlthätiges Licht verbreitet hätte. Er unterwarf ſämmtliche Glaubenslehren einer ſtrengen, unbefangenen Prüfung, ſuchte ſie insbeſondere von allen dunkeln und ſcholaſtiſchen Formeln, Eintheilungen und Ausdrücken zu reinigen, und ſie auf einfachere, der Vernunft und Schrift gemäßere Lehrſätze zurück zu führen; indem er dabei überall von dem Grundſatze ausgieng, daß eine Lehre nicht ſowohl dann, wenn ſie von der alten Meinung abwich, als vielmehr dann verdächtig ſcheinen müſſe, wenn ſie ächte Religioſität und Frömmigkeit zu verdrängen ſchien. Dieſe liberale Behandlungsart und Anſicht der Theologie zeigte ſich ſowohl in ſeinen akademiſchen Vorleſungen, als auch in allen ſeinen theologiſchen Abhandlungen, die öfters zuſammen gedruckt geworden ſind, und ſich bis auf unſere Zeiten in verdientem Anſehen erhalten haben. (Opuscula theologica, philosophica et philologica. III. Tom. Basil. 1782. 8.)

Verſchiedene Akademien, Franecker, Lewarden und andere ſuchten mit Verſprechung großer Gehalte dieſen berühmten Theologen an ſich zu ziehen; allein theils ſeine ſchwächliche Geſundheit, theils die Bitten der basleriſchen Akademie, beſonders auch die kindliche Anhänglich-

lichkeit an ſeine Mutter feſſelten ihn an ſeine Vaterſtadt. Die engliſche Geſellſchaft de propaganda fide und die königliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin rechneten es ſich zu einer Ehre, ihn unter die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen. Von Zeit zu Zeit machte er kleine Reiſen nach Neuburg, Genf und in andere Gegenden. Mit neuen Leibes- und Gemüthskräften kam er zurück, und durch ſolche Reiſen gewannen ſeine Zuhörer mehr, als ſie verloren.

Nach Wetſteins Tode, den er als Vater kindlich verehrte, erhielt er 1711 die Profeſſur des neuen Teſtaments, und in eben dieſem Jahre wurde ihm von der franzöſiſchen Kirche in Baſel das Seniorat übertragen. Von dieſem Amte ſchreiben ſich die franzöſiſchen Predigten her, die er von Zeit zu Zeit in dieſer Kirche hielt, und die im Original und in deutſchen Ueberſetzungen mehrmals gedruckt wurden. Schon Mosheim empfahl dieſe Religionsvorträge angehenden Predigern als Muſter. Licht und Wärme iſt ihnen gleich gut vertheilt; Werenfels ſcheidet die populaire und gelehrte Theologie ſehr weislich, und macht nur Gebrauch von der letztern.

In den letzten Jahren ſeines Lebens beſchäftigte er ſich, mit Hintanſetzung aller Kontroverſen, ganz allein mit der praktiſchen Theologie. Weit mehr war er bemüht, die Urtheilskraft ſeiner Schüler als ihr Gedächtniß zu üben. Im vertraulichen Umgange wußte er ihr ganzes Herz zu gewinnen, und ihnen die Tugend als letzten Zweck aller Aufklärung zu empfehlen. Es war beinahe kein Prediger in den reformirten ſchweizeriſchen Kantonen, der nicht bei unſerm Werenfels in dieſen

oder in andern Fällen Rath geſucht habe. Mit liebenswürdiger Höflichkeit empfieng er Beſuche von Einheimiſchen und Fremden; nicht blos Theologen, ſondern Leute von jedem Rang und Stand ſtrebten nach ſeinem Umgang; die Kirche, die Akademie, die Regierung ſelbſt fragten ihn um Rath und ſeine Konſultationen wurden immer für höchſt brauchbar geachtet. Er wurde zuletzt von einem gelinden Flußfieber befallen, welches nur durch ſein hohes Alter tödtlich wurde. Sanſt entſchlief er im 84ſten Jahr ſeines Alters, den 1ſten Jun. 1740.

Jakob Vernet.

Profeſſor der Theologie und Prediger in Genf.

Vernet gehört unter die Theologen, welche über Religionslehren frei denken, ſich an keine Lehrform binden, und ihre Ueberzeugungen mit Scharfſinn und hinreiſſender Beredſamkeit der Welt mittheilen. Er machte unter ſeinen Konfeſſions-Verwandten Epoche und verdient in jeder Hinſicht die Achtung aller Zeiten.

Genf war der Ort ſeiner Geburt, und der 29ſte Auguſt des Jahres 1698 der Tag derſelben. Sein Vater war ein geſchätzter, aber nicht ſonderlich reicher Kaufmann, und als dieſer 1706 ſtarb, mußte Jakob mit noch 9 Geſchwiſtern die mäßige Erbſchaft theilen, die gerade hinreichend war, ihn ohne Kummer bis in die Jahre zu leiten, wo jeder Menſch gelernt haben ſollte, ſein Brod ſelber zu verdienen. Die übrigen 6 Brüder widmeten ſich dem Stande ihres Vaters, er ſelbſt aber den Wiſſenſchaften. Mit ungetheilter Aufmerkſamkeit ſtudirte er ſeit ſeinem 18ten Jahre die Theologie, und die beiden Turretins und Benedict Pictet waren ſeine vornehmſten Lehrer. Als er den

akademiſchen Kurſus geendigt hatte, gieng er nach Paris, und widmete ſich hier länger als 8 Jahre dem Unterricht eines jungen Franzoſen. Jede Gelegenheit, ſeinen Geiſt auszubilden, benutzte er mit weiſer Sorgfalt, und ſeine Kenntniſſe und feinen Sitten verſchaften ihm den Umgang und die Achtung der angeſehenſten Gelehrten. Mit ſeinem Zöglinge durchreiste er ein Jahr lang Italien; und mit welcher Aufmerkſamkeit er dieß gethan, beweiſen ſeine Briefe über den Literaturzuſtand Italiens (Lettres sur l'état litéraire de l'Italie — abgedruckt in der Bibliotheque Italique), die an innerem Gehalt ganze Bände unſrer jetzigen Reiſebeſchreibungen aufwiegen.

Im Jahr 1730 ward er als Prediger nahe bei Genf einer kleinen Dorfgemeinde vorgeſetzt, von der er ſich aber bald wieder trennen mußte, um den Sohn ſeines verehrten Lehrers A. Turretin auf einer Reiſe durch Deutſchland, Holland, England und Frankreich zu begleiten. Ein genaues Tagebuch derſelben, und die Verbindungen, worinn er lebenslang mit den berühmteſten Männern dieſer Länder geblieben, ſind der beſte Beweis, daß er kein Reiſender von gewöhnlichem Schlag war. Als er wieder in ſeine Vaterſtadt zurück gekommen war, beſaß ihn dieſe auf immer, und ſo anlockend auch mehrere aus der Ferne ihm gemachte Anträge für andere geweſen wären — der dankbare Genfer glaubte ſchlechterdings ſeinem Vaterlande ſich ſchuldig zu ſeyn; und dieſes wiederum war klug und erkenntlich genug, die erſten Lehrſtühle, die in Kirche und Akademie offen wurden, mit einem Manne zu füllen, der es von jeher darauf angelegt hatte, ihnen Ehre zu machen. Wie ſehr er als

Prediger Beifall gefunden, erhellet ſchon daraus, daß man es höchſt ungerne ſah, als ihn in ſeinem 82ſten Jahre eine zunehmende Schwachheit der Stimme bewog, der Kanzel nach einer 50jährigen Uebung zu entſagen. Und wie nützlich er ſeit 1739 als Profeſſor der Geſchichte und ſchönen Wiſſenſchaften, der Gottesgelehrſamkeit ſeit 1756, durch mündlichen Vortrag ſowohl als durch ſeine Feder geworden, beweiſen ſo viel wackere Männer, die aus ſeiner Schule hervorgiengen, und die nicht kleine Anzahl von Schriften, die insgeſammt das Gepräge eines eben ſo beleſenen als ſelbſtdenkenden Kopfes tragen, dem es vor allen Dingen um Gründlichkeit und Lebensweisheit zu thun war.

Die Schriften, durch welche er ſich als Theolog ruhmvoll bekannt gemacht hat, ſind ſein chriſtlicher Unterricht (Instruction chretienne) in fünf, und ſein Werk von der Wahrheit des Chriſtenthums (Traité de la religion chretienne) in 10 Bänden, wovon er den letzten noch im 90ſten Jahre ſeines Lebens abdrucken ließ. Daß ein ſo beſcheidener Mann um Nachſicht bat, in ſolchem Alter noch Schriftſteller bleiben zu wollen, war zu erwarten: kaum aber, daß er dieſe Nachſicht nur in einem ſo geringen Grade nöthig haben würde. Hohe Beredſamkeit und lebhafter Witz zeichnen die letzten Theile des Werks freilich nicht aus: dafür wird man durch ausnehmende Klarheit der Begriffe, tiefgeſchöpfte Beleſenheit und ſtrenge Unpartheilichkeit entſchädigt. Als Vernets Glaubensbekenntniß können ſeine Opuscula select. theologica an-

geſehen werden, die er in ſeinem 86ſten Jahre zuſammendrucken ließ.

Bis zum Jahre 1755 hatte der würdige Mann den Pflichten ſeines Amts, ſo wie einer Menge anderer freiwillig übernommener, ungeſtöhrt obgelegen, und lebte im Schooß ſeiner Familie, ohne durch Streitigkeiten oder Zufälle von Erheblichkeit in ſeiner philoſophiſchen Ruhe angefochten zu werden. Dieſe fieng endlich Voltaire zu verbittern an: ein Mann, der zum wenigſten eben ſo oft unrecht gethan, als ihm dergleichen von andern widerfahren iſt. Er hatte Vernet ſchon 1733 in Paris kennen gelernt, einen trefflichen Kopf an ihm gefunden, und ihn ſeitdem nie aus dem Auge verloren. Mehrere bis 1755 an ihn geſchriebene äußerſt ſchmeichelhafte Briefe beweiſen dieſes zur Genüge. Natürlich, daß, bei ſeiner Ankunft am Genferſee, Vernet als ein alter Freund von ihm behandelt, und anfänglich ſogar mit Nachgiebigkeit gehört wurde, als dieſer für gut fand, dem Patriarchen des Unglaubens Winke zu geben, wie er ſich etwa zu benehmen habe, um ein friedlicher Bewohner der kleinen Republik bleiben zu können. Voltaire, dem an Ruh und Friede gar nichts gelegen war, und unſer Geiſtlicher noch lange nicht aufgeklärt genug ſchien, warf ſehr geſchwind die Maſke weg, ſuchte gefliſſentliche Händel, und erlaubte mit unter ſich ſo gehäſſige Mittel, daß Vernet mehr als einmal die Dazwiſchenkunft ſeiner Obrigkeit auffodern mußte.

Nicht viel beſſer gieng es ihm mit d'Alembert, der in dem bekannten von Genf handelnden Artikel der Pariſer Encyklopädie, die Nachweiſungen unſers Ver-

nets ſehr wohl benutzt, aber auch ſich die Bemerkung erlaubt hatte, daß alles, was zu Genf nicht Pöbel wäre, für erklärte Socinianer gelten könne. Gern oder ungern mußte Vernet im Namen ſeiner Kollegen einer ſo plump hingeworfenen Aeußerung widerſprechen, und er that es mit einer Mäßigung, von der ſogar Rouſſeau erbaut wurde, die aber die Apoſtel von Ferney ſo wenig auf andere Gedanken brachte, daß ihr Betragen nunmehr in wahre Grobheit ausbrach. Der ganze Handel gab Vernet Anlaß, die bekannten kritiſchen Briefe (Lettres critiques d'un Voyageur anglois au sujet de l'article Geneve de l'Encyclopédie) zu ſchreiben, die ein ſchönes Denkmal ſeines Scharfſinns und ſeiner Gelehrſamkeit ſind.

Vernet konnte ſeine Thätigkeit bis ins 91ſte Jahr fortſetzen, ohne die Gebrechen eines ſo hohen Alters an ſeinem Geiſte zu fühlen. Blos die Kräfte des Körpers nahmen ab, und auch dieſes, ohne durch ernſthafte oder anhaltende Krankheiten zerrüttet zu werden. Bis in dieſes Jahr genoß er den freien Gebrauch aller ſeiner Sinne; ſelbſt ſein Gedächtniß ſtand ihm noch immer zu Gebot, ſo, daß er durch eine Menge angenehm erzählter Anekdoten, jeden, der ihn beſuchte, entſchädigen konnte. Auch der gewöhnliche Fehler alter Leute, über Neuerungen mißmuthig zu werden, blieb ihm fremd, und bis zum letzten Augenblicke des Lebens ſchritt der Greis mit ſeinem Jahrhunderte fort. Ein hart gewordenes Herz entſtellte eben ſo wenig die übrigen rühmlichen Eigenſchaften des Geiſtes. Sanftmuth, Nachſicht und Wohlthätigkeit blieben bis zum letzten Hauch des Lebens ſeine Gefährten;

und von der letzten ſind Beiſpiele vorhanden, die mit ſeinen Vermögensumſtänden kaum in Verhältniß zu ſtehen ſcheinen; allein immer war Mäßigung ihm über Ueberfluß gegangen. Seine Freunde und Jugendverwandte hatte der Biedermann insgeſammt überlebt. Wohlerzogene Kinder und Kindeskinder, und dankbare Kollegen, die meiſt ſeine Schüler geweſen, beſtrebten ſich nunmehr, dieſen Verluſt ihm weniger fühlbar zu machen. Seinem Ende ſah er mit dem Gleichmuth entgegen, der von einem ſo thätig verwandten Leben zu erwarten war. „Es wäre Zeit, ſich anderwärts zu verjüngen“, pflegte er wohl etwa zu ſagen. Dieſer Wunſch ward ihm am 26ſten März 1789 gewährt, wo er, ſtatt den Stachel des Todes in ſeiner Schärfe zu fühlen, eher einer verlöſchenden Flamme gleich, ſanft entſchlief. — „Ich weiß, an wen ich glaube“, ſind ſeine letzten Worte geweſen, und der Ton, womit er auch dieſe noch ausſprach, der beſte Kommentar darüber.

Vernet war es, dem Montesquieu ſeine Handſchrift vom Geiſt der Geſetze (1747) anverträute, um ſie unter eigener Aufſicht in Genf zum erſtenmal drucken zu laſſen. Da Montesquieu unaufhörlich an den Styl ſeines Werks, ſelbſt während des Abdrucks noch, zu feilen vorfand, Vernet aber bisweilen anderer Meinung war, ſo erwuchs daraus ein weitläuftiger Briefwechſel zwiſchen Verfaſſer und Herausgeber. Montesquieu hatte unter andern dem 2ten Theile eine Anrufung der Muſen vorgeſetzt, die Vernet ihrem poetiſchen Werth unbeſchadet in einem Werke dieſer Art doch an der unrechten Stelle fand. Eine zeitlang ſträubte

der Verfaſſer ſich gegen Unterdrückung ſeiner Geburt; gab aber am Ende doch nach. Uebrigens waren es nicht nur Männer wie Montesquieu, denen ſich Vernets Dienſtfertigkeit widmete; auch für Schriftſteller von geringerem Range unterzog er ſich, ſobald ihre Arbeit auf irgend eine Art nützlich ſchien, der Beſchwerlichkeit einer ſorgfältig wachenden Herausgabe, ohne je die geringſte Entſchädigung dafür anzunehmen.

Alexander Geddes.

Doktor der Theologie in London.

Unter den katholiſchen Theologen Englands zu ſeiner Zeit der angeſehenſte. Seine Kenntniſſe waren ſo ausgebreitet, ſein Charakter ſo vortreflich, und ſein Ruhm unter den aufgeklärten Gottesgelehrten aller chriſtlichen Secten ſo wohl begründet, daß man ihn ſtets mit vorzüglicher Achtung nennen wird.

Er war im Jahr 1737 zu Aradowl in Schottland gebohren. Sein Vater war ein geſchätzter Pachter, aber nur in mittelmäßigen Vermögensumſtänden. Indeſſen gab er ſeinen vier Söhnen eine viel ſorgfältigere Erziehung, als gewöhnlich in dieſem Stande zu geſchehen pflegt. Die Eltern gehörten zu den lieberalen Katholiken. Unter ihren Büchern war das vorzüglichſte eine engliſche Bibel, die ſie ihren Sohn ſehr früh mit Verehrung und Aufmerkſamkeit leſen lehrten. Daher war er ſchon als Kind mit der heiligen Schrift vertraut, und hatte noch vor ſeinem 11ten Jahr den geſchichtlichen Theil derſelben völlig inne. Eine Zeit lang erhielt er Unterricht von dem Hofmeiſter ſeines jungen Gutsherrn, und kam dann nach Scalan, einem unberühm-

ten Orte des ſchottiſchen Gebirges, wo man damals junge Katholiken erzog, die zum Prieſterthum beſtimmt waren. Hier legte Geddes vermuthlich den Grund zu der tiefen Kenntniß der alten Sprachen, wodurch er ſich in der Folge ſo ehrenvoll auszeichnete.

Die nähere Vorbereitung zu ſeiner künftigen Beſtimmung erhielt er in dem Schottiſchen Kollegium zu Paris, wo er in den Jahren 1758 bis 1764 vornemlich Rhetorik, Philoſophie, Theologie und alte Sprachen ſtudirte. Bald nach ſeiner Rückkunft ins Vaterland kam er von Edinburg nach Dundee, um die Seelſorge der Katholiken in der Grafſchaft Angus zu übernehmen. Aber ſchon im folgenden Jahre wurde er nach Traquaire verſetzt, wo er drei Jahre lang Hauskaplan des Grafen von Traquaire war. Dieſes Aufenthaltes erinnerte er ſich immer mit Vergnügen und Dankbarkeit, denn er fand hier nicht nur eine trefliche Bücherſammlung, ſondern auch viel Muße zum Studieren.

Die Schätze der königlichen Bibliothek und anderer wichtiger Sammlungen lockten unſern Geddes im Jahr 1768 noch einmal nach Paris. Aus ſeltenen Büchern, welche in die theologiſche Literatur einſchlugen, machte er Auszüge, gieng dann im folgenden Jahre nach Schottland zurück, und übernahm eine anſehnliche römiſch-katholiſche Gemeinde zu Auchinhalrig in Banffſhire. Der Bau einer neuen Kapelle und eines ſehr niedlichen Pfarrhauſes ſtürzte ihn in Schulden, welche der verſtorbene Herzog von Norfolk für ihn tilgte. Er dachte hierauf, ein kleineres Pachtgütchen würde ſeine Umſtände gemächlicher machen, aber es glückte ihm damit nicht. Erſt mußte er das Geld borgen, um das

nöthige Vieh, die Ackergeräthe ꝛc. anzuſchaffen, und dann kamen drei Jahre Mißwachs dazu; dieß ſtürzte ihn aufs neue in Schulden. Der Bau einer andern Kapelle in Fochabers häufte dieſe vollends an. Seine Ueberſetzung auserleſener Satiren des Horaz brachte ihm zwar eine nicht ganz unbeträchtliche Summe ein, aber freilich nicht ſo viel, um ſeine Umſtände wieder herzuſtellen. Doch verlor er weder Muth noch Hoffnung. Nachdem er 10 Jahre lang die mancherlei Pflichten ſeines Hirtenamts treu und gewiſſenhaft erfüllt hatte, verließ er Auchinhalrig im Jahr 1779, aufrichtig von ſeiner ganzen Gemeinde bedauert. Nie hatte einer ſeiner Vorgänger die Unterweiſung der Jugend mit mehr Aufmerkſamkeit betrieben.

Seine gründliche Gelehrſamkeit, die nun allgemein unter den ſchottiſchen Gelehrten erſchollen war, verſchafte ihm im Jahr 1780 das Diplom eines Doctors der Rechtsgelehrſamkeit auf der Univerſität Aberdeen. Seit der Reformation hatte die Univerſität dieſe Ehre niemals einem Katholiken erzeigt. Um dieſe Zeit ließ ſich Geddes in London nieder, wo er einige Monate lang an der Kapelle des kaiſerlichen Geſandten ſtand, bis Kaiſer Joſeph II. im Jahr 1780 die Kapelle aufzuheben befahl. In den folgenden zwei Jahren predigte er nur noch gelegentlich und gab zu Oſtern 1782, wie man glaubt, alle prieſterliche Verrichtungen gänzlich auf, um die Ausführung ſeines längſt gebildeten Plans ernſtlich zu betreiben.

Eine neue engliſche Bibelüberſetzung, die er herauszugeben beſchloß, war ſeit dem Jahre 1760 der vornehmſte Gegenſtand ſeiner Studien und ſeines emſigſten

Fleißes. Mancherlei Umſtände verzögerten aber die Ausführung ſeines Plans, und vielleicht würde er nie zur Wirklichkeit gediehen ſeyn, wenn nicht Geddes an dem katholiſchen Pair Petre einen großmüthigen Unterſtützer gefunden hätte. Dieſer wirklich edle Lord war nicht nur während ſeines Lebens ſein wohlthätiger Gönner, ſondern er ſetzte ihm auch in ſeinem Teſtamente die bisher gereichte Summe aus. So erſchien im Jahr 1792 der erſte Theil von Geddes Uebrrſetzung, welcher die erſten 6 Bücher des alten Teſtaments begreift.

Der Sturm war ſchrecklich, der jetzt über Geddes losbrach, beſonders, da ſogleich drei apoſtoliſche Vikarien in einem Hirtenbriefe ihre Gemeinden vor ſeiner Ueberſetzung warnten. Dieſe biſchöfliche Ermächtigung, wofür Geddes ſie erklärte, gab Gelegenheit zu einem Briefwechſel zwiſchen ihm und dem Biſchof von Centuria, welcher letztere erklärte, daß er ihn gänzlich von allen prieſterlichen Functionen ſuspendirte, wenn er ſich nicht binnen 6 Tagen einem Befehle fügte, der in dem Hirtenbriefe enthalten war. Der Biſchof kannte aber Geddes Denkungsart ſehr wenig, wenn er glaubte, daß ſich dieſer durch Drohungen Furcht eintreiben ließe. Mit edler Freimüthigkeit erklärte er öffentlich: „Keck würd' ich es mit Päbſten aufnehmen, wenn Päbſte es wagten, mich anzufechten. Unſre katholiſchen Vorfahren banden häufig mit ihnen an, und trugen zuweilen den Sieg davon. Ein Pabſt und alſo auch ein Biſchof kann fehlen, und wenn er fehlt, ſo darf es ihm auch ein Untergebener ſagen.“

So ließ Geddes ſich weder durch Drohungen noch durch Schmähungen abhalten, ſeiner Ueberzeugung zu folgen und ſie laut zu vertheidigen. Ein neuer Beweis davon war der 2te Band ſeiner Bibelüberſetzung, der im Jahr 1797 erſchien. In der Vorrede dazu ſagt er ſich ausdrücklich von der gemein angenommenen Lehre los, daß die heilige Schrift unbedingt und ganz inſpirirt ſei, ja er beſtritt dieſe Meinung kühn. Ihm zufolge hatten die hebräiſchen Geſchichtſchreiber, wie alle andere Hiſtoriker, menſchliche Urkunden vor ſich, ſo wie ſie dieſelben bekommen konnten, und waren daher auch in dem Falle, ſich zu irren; auch beſaßen ſie nicht mehr Einſicht und Beurtheilungskraft, und waren zum allerwenigſten eben ſo leichtglaubig. In Abſicht auf Schönheit des Vortrags, Korrektheit und lichtvolle Ordnung giebt er den griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern den Vorzug, und glaubt, daß man in den hebräiſchen Schriftſtellern poetiſche Geſchichte fände, wie ſie im Homer und Herodot vorkommt.

Solche Grundſätze, die unter den engliſchen Gottesgelehrten nicht eben ſehr gewöhnlich waren, zogen ihm häufig den Namen eines Unglaubigen, eines Ketzers ꝛc. zu. Ob er ſie verdiente, mag man nach folgender Aeußerung (in ſeinen Critical Remarks) beurtheilen: „Das Evangelium Jeſu Chriſti iſt mein Religionsgeſetz; ſeine Lehren ſind meine höchſte Wonne; ſein Joch iſt mir ſanft, und ſeine Laſt leicht; aber ich würde mir ſein Joch nicht auflegen, ich könnte dieſe Lehren nicht lieben und dieſes Evangelium nicht zu meinem Geſetze machen, wenn Vernunft, reine Vernunft mir es nicht geböten

und riethen. Ich bekenne gern, daß ich ein aufrichtiger, obgleich unwürdiger Schüler Chriſti bin, mein Name iſt Chriſt und mein Zuname Katholik. Ich wollte lieber mein Blut vergießen, ehe ich dieſem glorreichen Namen entſagte; aber keinen einzigen Tropfen wollte ich um deſſentwillen, was weder katholiſch noch chriſtlich iſt, vergießen. Katholiſches Chriſtenthum verehre ich, wo ich es finde, und in welcher Secte es nur immer einheimiſch iſt; aber ich kann nicht die Laſten von Heu und Stoppeln verehren, die mit den köſtlichen Juwelen deſſelben vermengt worden ſind, und die immer noch in jeder Secte, die mir bekannt iſt, den Glanz dieſer Kleinodien mehr oder weniger trüben oder verdunkeln."

Wenn aber einige ſchwache und übelwollende Menſchen den Doctor Geddes verunglimpften, ſo hatte er dagegen ſehr viele Verehrer und Freunde unter den edelſten und verſtändigſten ſeiner Landsleute. Wie war es anders möglich, da er mit ſo gründlicher Gelehrſamkeit einen ſo ſchuldloſen, ächt chriſtlichen Wandel verband. Seine Bibelüberſetzung und ſeine Critical Notes bleiben ehrenvolle Urkunden ſeiner großen Kenntniſſe in den Hauptfächern der Theologie. Was andere Felder anbetrifft, ſo hat ein gelehrter Italiäner geſtanden, daß er außer dem Kirchenſtaate nie einen Katholiken angetroffen, der in der Kirchengeſchichte, im kanoniſchen Rechte, der Kirchenliturgie und der Diplomatik des römiſchen Hofs beſſer bewandert geweſen ſei, als Geddes.

Er war ein höchſt aufgeweckter, witziger Geſellſchafter. Daß er ſich zuweilen etwas reizbar zeigte,

kann nicht geleugnet werden; aber er war nie bösartig, nie rachgierig. In ſeinen Schriften lebt und webt er ganz, wie er war. In einigen derſelben zeigte er ſich als einen Mann vom feinſten Witze und von der treffendſten Satire; allein ſie führen ſeinen Namen nicht, und blos ſeine Freunde wiſſen, daß ſie von ihm herrühren. Er ſtarb an einer ſehr ſchmerzhaften Krankheit den 26ſten Februar 1802.

Gilbert Wakefield.

Prediger der Diſſenters.

Ein gelehrter und würdiger engliſcher Gottesgelehrter, der den deutſchen Philologen und Liebhabern der engliſchen Literatur von einer ſehr vortheilhaften Seite bekannt iſt. Er wurde wahrſcheinlich im Jahr 1756 gebohren. Sein Vater war ein Geiſtlicher, der, als Gilbert gebohren wurde, die Predigerſtelle an der Nikolaikirche in Nottingham bekleidete. Schon früh entwickelten ſich bei ihm ſolche Verſtandeskräfte, die man insgemein für das ſichere Zeichen eines vorzüglichen Kopfes hält. In ſeinem ſiebenten Jahre las er das Engliſche ungemein fertig, und man ließ ihn nun das Lateiniſche anfangen. Sein Lehrer hierinn war der Doctor Beardmore, welcher damals Oberlehrer an der Armenſchule in Nottingham war. Unter der ſcharfen Diſciplin dieſes ſtrengen Pädagogen fühlte er oft die Ruthe, aber das Mittel war nicht ſonderlich wirkſam, denn die Fortſchritte waren eben nicht bedeutend, die er machte.

Auf der Schule zu Wilford baute der junge Wakefield auf den Grund fort, den er bei Beardmore gelegt hatte. Hier war die Schulzucht weniger ſtrenge, aber des Lernens zu viel; dreizehn Stunden täglich über den Büchern ſitzen, behagte dem Knaben ſo wenig, als

es ſeiner Geſundheit zuträglich war. Seine letzte Schulzeit brachte er in Kingſton zu unter Woodeſon, einem vortreflichen Philologen.

Die akademiſchen Studien trieb Wakefield auf der Akademie Cambridge, wo er ein Mitglied des Jeſus-Kollegium wurde. Ob er ſich gleich, um einen Gradus zu erhalten, in der Mathematik, welche hier ſehr fleißig getrieben wird, feſtſetzen mußte, ſo blieb dennoch das kritiſche Studium der Alten ſein Hauptzweck, den er mit unermüdetem Eifer verfolgte. In den erſten Jahren mislang es ihm, einen von den Preiſen zu erhalten, welche für griechiſche und lateiniſche Gedichte ausgeſetzt ſind; aber dieß Fehlſchlagen spornte ihn nur noch zu größeren Bemühungen an, und erzeugte einen Wetteifer, der in der Folge die ſchönſten Früchte trug. Auch in dem Studium der hebräiſchen Sprache, nach deſſen gründlicher Kenntniß er ſtrebte, machte er bald ſehr anſehnliche Fortſchritte.

Die Würde eines Bakkalaureus der Theologie erhielt Wakefield im Jahr 1776, und das Examen, welches bei dieſer Gelegenheit mit ihm angeſtellt wurde, war für ihn ungemein ehrenvoll. Er hatte ſich nun bereits einen ausgezeichneten Ruf in ſeinem Kollegium erworben, und es waren nur wenige Monate nach Ertheilung der gedachten Würde verfloſſen, als daſſelbe ihn zum Fellow erwählte. Er krönte den Ruhm dieſes Jahres durch die Herausgabe eines Bändchens von lateiniſchen Gedichten, denen er einige kritiſche Obſervationen über den Horaz beifügte. Durch dieſe Gedichte wurde er allen Gelehrten in England bekannt, und ſelbſt ſeine Gegner geſtehen, daß etliche Gedichte zu den beſten latei-

niſchen gehören, die in neuern Zeiten erſchienen ſind. Jetzt erhielt er bei den Bewerbungen der Univerſität verſchiedenemal den zweiten Preis — doch niemals den erſten.

In einem Alter von nicht viel mehr als 22 Jahren nahm er eine Predigerſtelle zu Stockport in Cheſhire an, und wurde vom Biſchof von Peterborough ordinirt. Ob er aber die Amtspflichten zu beſchwerlich fand, oder ob er anfieng, die Wahrheit der Lehre ſeiner Kirche in Zweifel zu ziehen, genug, er verließ Stockport bald, und begab ſich in das Haus ſeines Bruders, welcher Prediger in Richmond iſt. Von hier aus hielt er um die Lehrſtelle in der Freiſchule zu Breewood in Staffordſhire an, welche er aber nicht erhielt; jedoch wurde er als Prediger nach Liverpool berufen. Da er im Jahr 1779 eine eheliche Verbindung ſchloß, ſo verlor er ſeine Einkünfte und Rechte als Fellow vom Jeſus-Kollegium. In demſelben Jahre wurde er als Lehrer der griechiſchen und lateiniſchen Sprache nach Warrington berufen, wo damals noch die Erziehungsanſtalt für Diſſenters blühte, an welcher ehemals der berühmte Reinhold Forſter ſtund, und wo ſein Sohn Georg erzogen wurde. Wakefield blieb an dieſer Anſtalt, bis ſie eingieng, und verwaltete ſein Amt mit eben ſo viel Ruhm als Fleiß. Zu gleicher Zeit war er unermüdet im Studium der alten Literatur und der Theologie. Während ſeines Aufenthalts daſelbſt gab er folgende Schriften heraus: einen Verſuch über die Inſpiration, eine Abhandlung über die Taufe, und Ueberſetzung des Evangeliums Matthäi, und die Epiſtel an die Theſſalonicher. Seine Liebe für die heiligen Schriften bewog ihn auch, die übrigen orientaliſchen Sprachen zu lernen, in denen er bald außeror-

dentlich weit kam. Hebräiſch konnte er ſchon; nun fügte er Syriſch, Chaldäiſch, Aethiopiſch, Arabiſch, Perſiſch und Coptiſch hinzu. Seine erſten theologiſchen Schriften wurden in der gelehrten Welt überaus günſtig aufgenommen. Aufrichtige Abſicht, Verabſcheuung des vom Anſehen aufgelegten Jochs, enthuſiaſtiſche Anhänglichkeit für alles, was ihm wahr dünkte, ſinnreiche Vermuthungen in der Kritik, obwohl nicht immer mit feſter Beurtheilung, große Beleſenheit, aber oft Mangel an klaren Begriffen, ſind die hervorſtechenden Züge aller dieſer Schriften. Man hatte nun ziemlich große Erwartungen von ihm, und glaubte, daß reifere Jahre, tiefere Gelehrſamkeit und mehr Fertigkeit im Schreiben ihn zu einem der vorzüglichſten Schriftſteller in ſeinem Fache erheben würden.

Von nun an war es kein Geheimniß mehr, daß er ſich mit den Grundſätzen der biſchöflichen Kirche nicht vertragen konnte; er gieng daher, anſtatt ſich, nachdem die Anſtalt in Warrington aufgehört hatte, um eine andre Predigerſtelle zu bewerben, auf ein Dorf bei Nottingham, wo er im Jahr 1783 vergebens bemüht war, ſelbſt eine Erziehungsanſtalt anzulegen. Hier gab er den erſten Theil ſeiner Unterſuchung der Meinungen heraus, welche die Kirchenväter der drei erſten Jahrhunderte über die Perſon Jeſu Chriſti hegten. Ungeachtet dieſes Buch voller Gelehrſamkeit iſt und von vielen geſchätzt wird, ſo fand doch der Buchhändler ſeine Rechnung nicht dabei. Das Jahr darauf zog er in ſeine Geburtsſtadt Nottingham und übernahm die Erziehung von etlichen jungen Leuten, die ſehr gut bezahlten.

Wiewohl Wakefield allezeit höchſt mäßig lebte, keine geiſtigen Getränke genoß, und kein Fleiſch aß, ſo empfand er doch früh die Folgen einer anhalten Geiſtes-anſtrengung und ſitzenden Lebensart. Ein rhevmatiſcher Schmerz überfiel ihn 1786 in der linken Schulter und verließ ihn während zweier Jahre nicht. Unterdeß nutzte er alle leichten Augenblicke zu gelehrten Arbeiten, worunter ſeine Ausgabe von Virgils Landbau die vornehmſte iſt. Daß er unter die wärmſten Verehrer des geläuterten Chriſtenthums gehörte, bewies er durch ſeine Bemerkungen über die innere Evidenz des Chriſtenthums, welche im Jahr 1789 erſchienen, und ihm viel Verehrer verſchaften. Um dieſelbe Zeit fieng er an ſeine Sylva Critica herauszugeben. Dieß Buch machte ihn am meiſten bekannt, und verbreitete beſonders ſeinen Ruf als Philologen im Ausland; es wird geſchätzt werden, ſo lange man die bibliſchen und Profanſcribenten kritiſch liest.

Als in Hackney ein neues Kollegium für Diſſenters geſtiftet wurde, gab man ihm den Lehrſtuhl der alten Literatur; aber die Einrichtung der Anſtalt misfiel ihm, und er blieb nicht mehr als 11 Monate in dieſem Poſten. Da es gleich Anfangs an gehöriger Aufmunterung für dieſes Seminarium fehlte, ſo wurde daſſelbe vollends durch Wakefields Abgang zurückgeſetzt und zerſchlug ſich bald nachher gänzlich. Da er ſchon vorher einzelne Stücke der Bibel überſetzt herausgegeben hatte, und da ſeine theologiſche Gelehrſamkeit nun allgemein geachtet wurde, ſo erhielt die vollſtändige Ueberſetzung des neuen Teſtaments mit Anmerkungen, welche er im Jahr 1791 erſcheinen ließ, viele Leſer; und noch jetzt wird dieß

Buch von den Diſſentern ſehr geſchätzt. Es iſt zu bedauern, daß ihn in der Folge die ſtürmiſche Politik aus den ruhigen Beſchäftigungen mit der Literatur verſchlug. Er ließ im Jahr 1798 eine politiſche Flugſchrift drucken, die zu einer Zeit, da die Gemüther ohnedieß in Gährung waren, der Regierung ſo gefährlich dünkte, daß man ihn zwei Jahre lang zu Dorcheſter in Verhaftung behielt. Im Gefängniß machte er mehrere literariſche Entwürfe, allein ſein Tod, im September 1801, verhinderte die Ausführung derſelben.

Wakefield war ein überaus thätiger Mann, der ſeine Zeit immer wohl anwandte, aber er würde ohne außerordentliche Naturgaben niemals die tiefe Gelehrſamkeit erlangt haben, welche ihm ſo viele Bewunderer verſchafte. Sein Gedächtniß war eines der allertreueſten; ſogar die kleinſten Umſtände blieben ihm gegenwärtig. Seine Unterhaltung und ſeine Sitten waren äußerſt einfach und anſpruchlos; dieß, verbunden mit ſeinem guthmüthigen Ernſte, machte, daß er bei jedem, der ihn kannte, beliebt war. Durch eine unerſchütterliche Rechtſchaffenheit ſetzte er ſich ſelbſt bei ſeinen Feinden in Achtung. Ein wenig Nachgiebigkeit würde ſeinen Umſtänden, welche faſt immer bedrängt waren, ſehr zu ſtatten gekommen ſeyn. Bei allem Ernſte, der ihn von Jugend an auszeichnete, war er ein treflicher Gatte und Vater; er hinterließ ſechs Kinder.

Ludwig Bourdaloue.

Königl. franzöſiſcher Hofprediger.

Das erſte Muſter guter Prediger in Europa war der Pater Bourdaloue — ſagt Voltaire vielleicht zu allgemein, denn es möchte wohl auch vor ihm ſchon gute Prediger, ſelbſt in Frankreich unter den Reformirten, gegeben haben. Aber ein vortreflicher Redner war er gewiß, ausgezeichnet durch eine glückliche Verbindung ſeltener Talente. In einem vorzüglichen Grade beſaß er die Kunſt, ſeinem Vortrage Ordnung und beſtimmten Zuſammenhang, ſeinen Gründen eine vortheilhafte Stellung, ſeinen Gedanken Feuer und Lebhaftigkeit, und ſeinem Ausdrucke hinreichende Wärme zu geben. Und was ihm natürlich ſehr zur Ehre gereicht, iſt die Harmonie zwiſchen ſeiner Lehre und ſeinem Leben.

Er ſtammte aus einer der anſehnlichſten Familien in Bourges, und wurde im Jahr 1632 daſelbſt gebohren. Sein Vater Stephan, ein Mann von anerkannter Redlichkeit und ein gewandter Redner, hatte ſich in ſeiner Jugend lange mit dem Wunſche getragen, in den Jeſuiterorden zu treten. Was er am Ende doch unterließ, das that ſein Sohn bereits im 16ten Jahre. Er

durchwanderte alle Klaſſen und Uebungen der Geſellſchaft. In den erſten 18 Jahren nach ſeiner Aufnahme in den Orden, war er eifrig befliſſen, ſeinen Geiſt mit nützlichen Kenntniſſen auszuſchmücken; aber zu eben der Zeit lehrte er auch die alte Literatur, Philoſophie und Theologie in den Schulen ſeines Ordens. Einige Zeit lang war er unſchlüſſig, ob er ſich der Schule oder der Kanzel widmen ſollte; allein verſchiedene Reden, die er zu der Zeit hielt, da er die theologiſche Sittenlehre vortrug, fanden einen ſo ungetheilten Beifall, daß er ſich auf den Rath ſeiner Obern entſchloß, ſein Talent für die Kanzel weiter auszubilden.

Der Beifall, den Bourdalone fand, blieb nicht auf die Gegenden eingeſchränkt, wo er öffentlich auftrat. Der Ruf ſeiner Talente drang bis nach Paris, ſelbſt Ludwig XIV. hörte von dem ſeltenen Kanzelredner, und bezeigte ein Verlangen, ihn kennen zu lernen. Er kam im Jahr 1669 nach Paris, und es gelang ihm, die Erwartungen noch zu übertreffen, die man ſich von ihm gemacht hatte. Tauſende aus allen Gegenden der Hauptſtadt ſtrömten zu den Kirchen, wo er die Kanzel beſtieg, und der Beifall, den er erwarb, litt mit der Zeit keine Veränderung; vielmehr ſtieg ſein Ruhm immer höher. Vier und dreißig Jahre genoß er ununterbrochen das ſeltene Glück, daß ihn nicht allein die Großen und Gelehrten, ſondern auch das gemeine Volk und mit Erbauung hörten. Am Hofe predigte er beſonders im Advent und in den Faſten; ſonſt aber faſt auf allen Kanzeln von Paris. Man nannte ihn den König der Prediger und den Prediger der Könige. Der Monarch

pflegte zu ſagen: „Eine Wiederholung von ihm iſt mir lieber, als das Neue, das mir ein anderer vorträgt.“

Bourdaloue ſchränkte ſich nicht blos auf den öffentlichen Vortrag der Kanzel ein. Nicht glänzen, ſondern nützen ſcheint ſein Wahlſpruch geweſen zu ſeyn. Er ſaß Beichte und war der Gewiſſensrath vieler vornehmer Perſonen, denen er unverholen und nachdrücklich die Wahrheit enthüllte. Die Armen nahm er liebreich auf; je furchtſamer ſie wegen ſeines großen Anſehens waren, wenn ſie zu ihm kamen, deſto mehr Mühe gab er ſich, ihr Vertrauen zu erwerben und ihnen den Zutritt zu ſich zu erleichtern; er gieng ſelbſt zu ihnen, wenn ſie nicht im Stande waren, zu ihm zu kommen. Gerne verweilte er an Sterbebetten, tröſtete und ermahnte. Er beſuchte die Gefängniſſe und Spitäler, und war oft beſorgt, den Dürftigen reiche Almoſen zu verſchaffen. Streng gegen andere ohne Anſehen der Perſon, wenn es Pflichten der Religion betraf, war er es noch mehr gegen ſich ſelbſt. Je größer ſein Anſehen war, deſto mehr hütete er ſich, einen unbedachtſamen Schritt zu thun. Mit einer ſichtbaren Verachtung der Welt und ihrer Hoheit verband er doch alle den Großen gebührende Hochachtung. Er war dem Dienſte der Kirche unverletzlich ergeben, ſeinen Vorgeſetzten vollkommen unterworfen, und ſo voll Hochachtung gegen ſeinen Beruf und Liebe zu ſeinem Stande, daß er die vortheilhafteſten Anerbiebietungen ausſchlug. Seine Beſcheidenheit, Redlichkeit, Sanftmuth und andere geſellige Tugenden machten, daß man ihn im Umgange eben ſo bewunderte wie auf der Kanzel.

Des Lebens in der groſsen Welt müde, und nicht gefeſſelt von den Lobſprüchen, die ſeiner täglich warteten, ſehnte ſich Bourdaloue in ſeinen letzten Lebensjahren nach einem abgelegenen Orte in der Provinz, um ſeine Gedanken zu ſammeln, und ſich beſſer zum Tode vorbereiten zu können. Da er vorher ſah, daſs ſeine Vorgeſetzten in Frankreich ſich dieſem Wunſche widerſetzen würden, ſo wandte er ſich an den General der Geſellſchaft ſelbſt. Er wurde aber auf ein anderes Jahr vertröſtet, und als dieſes gekommen war, wiederholte er ſeine Bitte, die ihm nun gewährt wurde. Schon war er im Begriffe abzureiſen; allein eben die Vorgeſetzten, die ihn das erſtemal zurück gehalten hatten, wollten ihm die Erlaubniſs zur Reiſe nicht eher ertheilen, bis ſie zu Rom neue Vorſtellungen gemacht hätten. Dieſe veranlaſsten den Schluſs des Generals: Bourdaloue ſollte in Paris bleiben und ferner ſeine Geſchäfte verwalten. Er gehorchte ohne Murren und ſetzte ſeine Arbeiten mit neuer Munterkeit und erhöhtem Eifer fort. Mitten in dieſen Beſchäftigungen entriſs ihn im Jahr 1704 ein bösartiges Fieber der Welt.

Das Genie, der fruchtbare Verſtand, die vorzügliche Gabe, mit der Bourdaloue die Glaubenslehren ſeiner Kirche von ihrer praktiſchen Seite vorzuſtellen, und durch die geheimniſsvollſten Spekulationen hindurch den Weg zum Herzen ſeiner Zuhörer zu finden wuſste; ſein Eifer für Religion und Tugend, und ſeine wirkliche Gottesfurcht, durch welches alles ſeine Predigten ihren eigenthümlichen Charakter bekommen haben — dieſs macht ihn unſterblich. Voltaire

wünſchte übrigens mit Recht, daß dieſer Redner, der den ſchlechten Geſchmack von der Kanzel verbannte, auch die Gewohnheit, über einen Text zu predigen, möchte abgebracht haben. Aber er behielt ſie bei, und faſt ängſtlicher, als irgend einer ſeiner berühmten Nachfolger. Ihm wurde ſein Text eine Art von Motto, oder vielmehr von Räthſel, das in der Predigt allmählich ſeine Auflöſung erhielt.

Gottfried Arnold.

Inſpektor und Prediger zu Perleberg.

Die Zeitgenoſſen dieſes emſigen Forſchers in den Quellen der Kirchengeſchichte waren oft ungerecht gegen ihn; allein die unbeſtochene Nachwelt würdigt unpartheiiſch ſeinen Werth und erkennt ihn eines bleibenden Andenkens würdig.

Gottfried Arnold war der Sohn eines Schullehrers zu Annaberg in Meiſſen, und kam daſelbſt am 5ten September 1666 zur Welt. Die erſten Gründe zu den höhern Wiſſenſchaften legte er auf dem Gymnaſium zu Gera, gieng dann in ſeinem 19ten Jahre auf die Univerſität zu Wittenberg, und nahm ſchon im folgenden Jahre daſelbſt die Magiſterwürde an. Seine Talente und ſein außerordentlicher Fleiß, ſo wie ſeine ſtrenge Sittlichkeit, machten ihn dieſer Auszeichnung vollkommen würdig; allein ein Hang zum Myſticismus und Sonderbarkeit, der ſich ſchon damals an ihm äußerte, ließ ihn den gethanen Schritt bald bereuen, und er vermied es ſorgfältig, das große M. vor ſeinen Namen zu ſetzen. Bei ſeinen Kenntniſſen dürfte es ihm nicht ſchwer geworden ſeyn, in Wittenberg

eine akademiſche Lehrſtelle zu erlangen, allein ſeine Neigung trieb ihn zu dem Oberhofprediger Spener in Dresden, deſſen vorzügliche Liebe er gewann. Auf die Empfehlung deſſelben erhielt er eine Hofmeiſter- ſtelle in einigen adelichen Häuſern in Dresden, ver- lor ſie aber bald wieder, vermuthlich, weil man die Speneriſchen ſogenannten Collegia pietatis, von wel- chen Arnold eines der fleißigſten Mitglieder war, nicht eben mit günſtigen Augen betrachtete. Mit ſei- nes Freundes Speners Beiſtand hätte er ohne Zwei- fel in ein öffentliches Kirchenamt kommen können, er verhinderte es aber ſelbſt: „weil er (dieß ſind ſeine ei- genen Worte) nach Erkenntniß des tiefen Verfalls in der ganzen ſogenannten Chriſtenheit und wegen der äußerlichen Ceremonieen, auch dabei faſt nöthigen Ver- ſtellungen nicht tüchtig dazu zu ſeyn glaubte.“

Als Arnold einige Zeit Korrektor in einer Buch- druckerei zu Frankfurt am Mayn geweſen war, gieng er 1693 als Hofmeiſter in ein adeliches Haus nach Quedlinburg und blieb mehrere Jahre daſelbſt. Seine Muße widmete er vornehmlich dem fortgeſetzten Stu- dium der Kirchengeſchichte, und auf das Zureden ſei- ner Freunde folgte er 1697 einem Rufe als ordentli- cher Profeſſor der Geſchichte zu Gießen. Bald reute aber den ängſtlich- gewiſſenhaften Mann der gethane Schritt, und „der Ekel vor dem hochtrabenden ruhm- ſüchtigen Vernunftweſen des akademiſchen Weſens“, wie er ſich ausdrückte, bewog ihn, nach einem Jahre ſein Profeſſorat wieder niederzulegen. In einer be- ſondern Schrift, welche in wenig Jahren 7mal auf-

gelegt wurde, rechtfertigte er den gethanen Schritt, und wenn nicht alle ſchriftſtelleriſche Phyſiognomik trügt, ſo erſcheint er hier als der redlichſte Myſtiker.

Von Gießen gieng er wieder nach Quedlinburg, und hielt ſich bei dem Hofdiakonus Sprögel auf, der in ein paar Jahren ſein Schwiegervater wurde. Von der Zeit an änderte er auch ſeine Geſinnung in Anſehung der Annahme eines öffentlichen Amts. Da er in Quedlinburg als ein Religions-Separatiſt verfolgt wurde, nahm ihn König Friedrich von Preußen, der ihm den Charakter eines Hiſtoriographen beilegte, in Schutz. Er gieng 1701 als Kabinetsprediger der verwittweten Herzogin von Eiſenach nach Altſtädt, vertauſchte nach einigen Jahren dieſes Amt mit dem Inſpektorat zu Werben in der Altmark, und gieng 1707 in gleicher Würde nach Perleberg in der Priegnitz. Hier fand er auf eine traurige Art ſeines Lebens Ende. Als nemlich einmal preußiſche Werber, die alle großen Leute aufſuchten, unter ſeiner Predigt in die Kirche drangen, um junge Leute auszuheben, erſchrack der Pfarrer darüber ſo ſehr, daß ein hitziges Fieber ihn bald hernach den 30ſten May 1714 dahin raffte.

Arnold war nicht frei von Schwärmerei, und man ſtößt in ſeinen Schriften auf mancherlei ſonderbare Meinungen. Von der ſyſtematiſchen Lehrart in der Theologie wollte er nichts wiſſen. Das Chriſtenthum ſetzte er, ohne Unterſchied der Religion, in der Liebe. Die ſogenannten Orthodoxen hielt er geradezu

für herrſchſüchtige Verfolger; dagegen redete er den Ketzern, als unſchuldigen und unglücklichen Menſchen, oder gar als Zeugen der Wahrheit, überall das Wort. Die Zahl ſeiner Schriften iſt ſehr groß, ſein bleibendes Verdienſt gründet ſich aber auf ſeine unpartheyiſche Kirchen und Ketzerhiſtorie, die mehrmals gedruckt iſt, am vollſtändigſten zu Schafhauſen in 3 Bänden Fol. Arnold gieng von dem Geſichtspunkte aus: es ſei unleugbar, daß vom Anfange der Welt an mancher rechtſchaffene Mann unſchuldig verfolgt und verketzert worden ſei, daß die Lehrer der Kirche immer die heftigſten Verfolger geweſen, und daß die Kirchenverſammlungen mehrentheils aus zankſüchtigen und ehrgeizigen Leuten beſtanden hätten, denen es meiſtens um ihr eigenes Intereſſe zu thun geweſen ſei. Mit vieler Freimüthigkeit ſagte er das Gute, das bei manchen Irrlehrern anzutreffen geweſen, und machte manche ſeltene Nachricht bekannt. Aber er war weder durchaus zuverläßig noch unpartheyiſch. Doch gerade der gerechte Widerſpruch, den ſeine Geſchichte bei den zahlreichen falſchen Behauptungen, die ſie enthielt, von allen Seiten erfuhr; die gegründete Widerlegung, zu der ſie Männer veranlaßte, die ihm an hiſtoriſchen Kenntniſſen bei weitem überlegen waren; zum Theil aber auch das Wahre, welches in vielen Beſchuldigungen, die Arnold den ältern kirchlichen Hiſtoriographen machte; ſo wie manche von ihm wirklich neu aufgeſtellte Thatſache, durch die er die Materialien der Kirchengeſchichte bereicherte: — alles dieſes trug zu der glücklichen Reform, die dieſer

Zweig der Theologie von jetzt an erfuhr, nicht wenig bei. Wenn daher das Verdienſt um eine Wiſſenſchaft ſelbſt auf dem mittelbaren Einfluſſe beruht, den derjenige auf ſie hat, der in ihr Dinge zur Sprache bringt, die bisher überſehen, oder doch nicht genug in Anſpruch genommen waren; ſo gebührt dieſes Verdienſt unſtreitig dem Manne, der im verfloſſenen Jahrhunderte an der Spitze der hiſtoriſchen Theologie ſteht.

Jakob

Jakob Mauvillon.

Ingenieur-Obriſtlieutenant und Profeſſor in Braunſchweig.

Kein großer Gelehrter, aber doch ein ſehr achtungswerther Schriftſteller, dem's bei allem, was er unternahm, ein Ernſt damit war, ſich und andere glücklich zu machen. Seine Lebhaftigkeit war Urſache, daß er oft irrte und beleidigte; aber alle, die ihn näher kannten, hielten ihn für einen ſehr guten Menſchen, für ehrlich, treuherzig, zuvorkommend, wohlwollend, für einen vorzüglichen Gatten und Hausvater.

Mauvillon war am 8ten März 1743 zu Leipzig gebohren, wo ſein Vater ein ſehr geachteter Lehrer der franzöſiſchen Sprache war. In den Anfangsgründen der Wiſſenſchaften unterwieſen ihn theils ſeine Eltern, die beide wohl darinn bewandert waren, theils einige geſchickte Privatlehrer. Dann kam er auf die Thomasſchule, unter die Zahl der beſondern Lehrlinge des groſſen Erneſti. Dieſer Unterricht hörte aber ſchon im Jahr 1758 auf, indem er ſeinen Vater nach Braunſchweig begleiten mußte, wohin dieſer als Profeſſor der franzöſiſchen Sprache am Karolinum berufen war. Hier genoß er den Unterricht ſehr vieler geſchickter Leh-

rer, und legte ſich beſonders auf die militäriſch-mathematiſchen Wiſſenſchaften, denn eine unüberwindliche Neigung riß ihn — ob er gleich ſchwächlich und klein war, und der Vater ſeinen Wünſchen lange widerſtrebte — zum Soldatenſtande hin.

Im Jahr 1760 gieng er zur Armee, anfänglich als Privat-Ingenieur des General-Lieutenants Grafen von Walmoden. Dieſer öfnete ihm den Weg über alle damaligen militäriſchen Begebenheiten, denen er, ſo viel er nur immer konnte, beiwohnte. Im Jahr 1762 ward er beim Hannöveriſchen Ingenieur-Korps als Konducteur angeſtellt, und nach drei Jahren wurde er Fähndrich. Da aber der Friede alle Ausſicht zum Avancement benahm, ſo dankte er auf ſeines Vaters Zureden ab, und gieng nach Leipzig, um die Rechte zu ſtudiren. Dazu hatte er aber keinen Kopf, deswegen verließ er dieſes Studium, und legte ſich auf Literatur und Philoſophie. Allein ſchon im Jahr 1766 folgte er einem Rufe an das Pädagogium zu Ilfeld, um Franzöſiſch und Italiäniſch da zu lehren. Die Ilfeld'ſche Einſamkeit war ihm, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, außerordentlich zuträglich; allein er wurde ihrer doch nach einigen Jahren überdrüſſig, und da er hörte, daß die Lehrſtelle der militäriſchen Wiſſenſchaften am Kollegium Karolinum zu Kaſſel offen wäre, ſo bot er dem Landgrafen ſeine Dienſte zu dieſem Geſchäfte an. Sie wurden angenommen, und er wurde zugleich als Weg- und Brücken-Ingenieur angeſtellt.

Mauvillon war ſchon damals als Schriftſteller ungemein thätig, und blieb es bis an ſein Ende. Er arbeitete an der Lemgoer Bibliothek, an dem Kaſſeler

Zuſchauer, ſpater am deutſchen Muſeum und verſchiedenen andern Journalen, ſchrieb Briefe über den Werth der deutſchen Dichter, überſetzte Raynalds Geſchichte der beiden Indien, Turgots Werke und den Arioſt, und ſchrieb ſeine Aufſätze über Gegenſtände der Staatskunſt, Staatswirthſchaft und neueſten Staatengeſchichte. Er lebte in Kaſſel in Verbindung mit vielen angeſehenen Gelehrten, genoß beſonders beim Heſſiſchen Militär einer ausgezeichneten Achtung, und mehrere Offiziers verdankten ihm ihre Bildung. Da er 1780 von der Geſellſchaft der Alterthumsforſcher in Kaſſel zum Mitglied aufgenommen wurde, ſchrieb er verſchiedene Abhandlungen, welche in dieſes Fach einſchlugen und alle mit Beifall aufgenommen wurden, bis auf Eine, über die der Landgraf ſehr aufgebracht war, weil er darinn die franzöſiſche Nation verkleinert hatte. Einen vorzüglichen Werth haben ſeine Einleitung in die militäriſchen Wiſſenſchaften, über den dreißigjährigen Krieg und über den Einfluß des Pulvers in den neuern Kriegen, Abhandlungen, die auch Franzöſiſch erſchienen ſind. Die letztere iſt bei weitem das Gründlichſte und Gedachteſte, was über dieſen wichtigen Punkt geſchrieben worden iſt; man hat ſie auch ins Engliſche überſetzt. Von einer andern Seite war ſein Syſtem der chriſtlichen Religion (Berlin 1787) eine merkwürdige Erſcheinung, deſſen Tendenz daraus erhellet, daß es eigentlich aus einem größeren Werke entſtanden iſt, welches er Trugſchlüſſe der chriſtlichen Religion betitelt hatte. Seine Dramatiſchen Sprüchwörter (Leipzig 1785) ſind die Frucht ſeiner entſchiedenen Liebe zu dergleichen geſellſchaftlichen Unterhaltungen.

Im Jahr 1785 kam er als Major bei dem Ingenieur-Korps und als Lehrer der Taktik an das Karolinum in Braunſchweig. Dieſe Lage war ſeinen Wünſchen ganz entſprechend. Er hatte, wie jeder Profeſſor dieſer Lehranſtalt, nur wenige Amtsarbeit, und dabei einen Gehalt, mit welchem auch ein Anderer hätte zufrieden ſeyn können, der nicht ſo genügſam geweſen wäre, als er. Was ihm aber in dieſer Lage mehr als alles Uebrige galt, war die Ruhe, mit welcher er nun für ſich arbeiten, ſeine Kinder erziehen und das häusliche Leben genießen konnte.

Bei aller Achtung, die Mauvillon für ſtehende bürgerliche Verfaſſungen hatte, war er doch ein erklärter Freund des Republikaniſmus, und wenn es einmal zur Revolution kommen ſollte, wünſchte er das Königthum in aller Form vernichtet zu ſehen. Da er ſeine Gedanken über Freiheit und Gleichheit nicht geheim hielt, ſo mußte er ſich manche Verunglimpfungen gefallen laſſen. Beſonders war ſeine enge Verbindung mit dem Grafen von Mirabeau, den er ſchon im Jahr 1786 in Braunſchweig hatte kennen lernen, für Viele ein Stein des Anſtoſſes. Aus dieſer Verbindung entſprang das bekannte Werk über die preußiſche Monarchie, an dem Mauvillon wahrſcheinlich mehr Antheil hatte als Mirabeau. Es hat unſtreitig viele Berichtigungen nöthig; man hat dagegen geſprochen und geſchrieben, und viele Unrichtigkeiten aufgedeckt; aber bei dem allen bleibt es ein Buch des Jahrhunderts, und die Nachwelt wird ihm ſeinen Platz anweiſen.

In den letzten Jahren ſeines Lebens beſchränkte Mauvillon ſeinen Umgang vornemlich auf ſeine Fa-

milie und einige wenige erleſene Freunde. Eine ſeiner letzten gelehrten Arbeiten war die Biographie des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig, unſtreitig ein ſehr lehrreiches Werk, und vielleicht in Abſicht auf den Styl das beſte, was Mauvillon geſchrieben hat. Im Jahr 1793 nahm er auf ein halbes Jahr Urlaub, um einige Zeit in Leipzig und Hamburg zuzubringen. Er kam krank von dieſer Reiſe zurück, lag aber wenig zu Bette, ſondern machte ſich immer eine Beſchäftigung. Den Abend vor ſeinem Tode unterrichtete er ſeinen jüngſten Sohn noch im Franzöſiſchen, dictirte einige Briefe, ließ ſich die Zeitungen vorleſen, und da dieſe voll von den Siegen der Franzoſen waren, ſo heiterte ſich ſein ganzes Weſen auf. „Auf ſo gute Nachrichten wird es ſich gut ſchlafen laſſen“ — ſagte er, und legte ſich zu Bette. Es war ſeine letzte Nacht; am andern Morgen, den 10ten Januar 1794, ſtarb er.

Mauvillon iſt in allen ſeinen Schriften ein ſcharfſinniger Denker, aber der Leſer darf ſich nicht ſorglos auf ihn verlaſſen; er baut oft auf einen glänzenden, aber falſchen Vorderſatz, und durch die ſchneidende Behauptungsart, die ihm eigen iſt, und durch ſeinen Witz imponirt er oft dem Leſer, der nicht auf ſeiner Hut iſt. Seine Paradoxienſucht artete zuweilen in Rechthaberei aus. Deswegen, und wegen ſeiner Sarkaſmen, hatte er auch wenig Freunde, ob ihn gleich viele unpartheiiſche Männer ſehr hochſchätzten, weil ſie ſahen, daß es ihm bei allen ſeinen Urtheilen aufrichtig um Wahrheit zu thun war; aber freilich ſah er dieſe, von ihm redlich geſuchte Wahrheit, zuweilen durch das Medium ſeines Witzes an. Dabei iſt er aber unſtreitig ein Schriftſtel-

ler, der durch Scharfſinn und Muth ſeinem Zeitalter ungemein nützlich geworden iſt. Sein deutſcher Styl iſt zwar nicht korrekt, aber überaus kräftig.

Männlichkeit, Muth, Verlaſſen auf eigene Kräfte, Furchtloſigkeit vor den Mächtigen, große Stetigkeit in ſeinen Meinungen und in der Freundſchaft waren ſtark ausgeſprochene Züge ſeines Charakters. Er lebte äuſſerſt einfach und hatte wenig Bedürfniſſe. Sein Tiſch war mittelmäßig, ſeine Kleidung ſimpel; andere Bequemlichkeiten kannte er nicht. Wein war ihm entbehrlich, aber Koffee nicht. Die Geſellſchaft liebte er in jüngern Jahren bis zur Ausſchweifung, und auch ſpäter war er gerne um Menſchen, ohne in der Wahl ſeines Umgangs eigenſinnig zu ſeyn. Er war ſehr tolerant, nur durfte man ihn nicht hindern, ſeine Meinung, ohne alle Rückſicht der Perſon, zu ſagen. Dieß machte ihm die Geſellſchaft von Leuten, die über ſeinen Rang waren, ſehr läſtig. Wenn er jemand nicht leiden konnte, ſo widerſprach er ihm beſtändig. Unter ſeine Schwächen gehörte ſeine Erbitterung gegen berühmte Männer. Seine gute Laune war unzerſtörbar, und Leben ſein liebſter Gedanke. Er war feſt überzeugt, daß es ohne Tugend kein wahres Glück gebe, und dieſer Wahrheit kam er immer und in allen Verhältniſſen aufs Genaueſte nach.

Karl Rollin.

Rector der Univerſität zu Paris.

Rollin war der Sohn eines Meſſerſchmidts zu Paris, und wurde im Jahr 1661 daſelbſt gebohren. Der Vater beſtimmte ihn für ſeine Profeſſion, und ließ ihn ſehr jung als Meiſter einſchreiben. Glücklich entdeckte ein Benedictiner, dem der Knabe öfters bei der Meſſe diente, einige Fähigkeiten zum Studiren bei ihm. Dieſer ehrliche Ordensbruder verſchafte dem jungen Menſchen eine Freiſtelle in einem Kollegium, und ließ ihn ſtudiren. Bei ſeiner nachherigen Erhebung zu den anſehnlichſten Ehrenſtellen, und bei aller Gnade der Großen vergaß er doch ſeine Herkunft nie. Als er einſt an der Tafel eines Großen mit dem Pater Poulouzat ſpeiste, bat man dieſen, ein Stück Wildpret zu zerlegen. Als Rollin ſah, daß das Meſſer des Zerlegers nicht ſchneiden wollte, ſagte er: „Nehmen Sie mein Meſſer; es iſt beſſer. Ich verſtehe mich darauf: denn ich bin eines Meſſerſchmids Sohn.“ Ein andermal hatte er einem ſeiner Freunde ein Meſſer zum Neujahrsgeſchenk geſchickt, und in einem artigen Sinngedichte dabei geſagt: „Wenn dieß Geſchenk ihm mehr vom Vulkan als von den Muſen herzurühren ſchiene, ſo

ſo möchte er ſich darüber nicht wundern, weil ſein Weg nach dem Parnaß von der Höhle der Cyklopen ausgegangen wäre.“

Eine edle Ehrbegierde trieb den jungen Rollin an, ſeine Schulfreunde an Fleiß und Artigkeit zu übertreffen. Er ſaß mit den Söhnen des Miniſters Pelletier in einer Klaſſe. Der Miniſter benutzte die Verbindung des lernbegierigen Jünglings mit ſeinen Söhnen, als einen Sporn zur gegenſeitigen Belebung eines edlen Wetteifers. Wenn Rollin Kaiſer war, das nicht ſelten geſchah, ſo ſchickte ihm Pelletier eben das Geſchenk, das er ſeinen Söhnen zu geben pflegte; und dieſe wurden darüber nicht eiferſüchtig. Sie liebten ihn, und nahmen ihn in ihrem Wagen mit ſich nach Hauſe. Sie ließen ihn bei ſeiner Mutter ausſteigen, wenn er etwas bei ihr zu verrichten hatte, und warteten, bis er wieder kam. Als die gute Frau einſt bemerkte, daß ihr Sohn ohne Umſtände ſich auf den beſten Platz ſetzte, wollte ſie es ihm als einen Mangel an Lebensart verweiſen; aber der Hofmeiſter ſagte: der Miniſter hätte befohlen, daß man ſich im Wagen nach eben der Ordnung ſetzen ſollte, wie in der Klaſſe.

Der berühmte Herſan, der die Gewohnheit hatte, den Eifer ſeiner Schüler in der rhetoriſchen Klaſſe durch rühmliche Ehrennamen zu ſpornen, ſagte öffentlich: er wüßte keinen Namen, der den jungen Rollin ganz charakteriſirte, und manchmal käme er in Verſuchung, ihn göttlich zu nennen. Faſt alle, die etwas in Proſa oder in Verſen von ihm verlangten, ſchickte er mit den Worten an ſeinen talentvollen Zögling: „Geht nur zu ihm, er wirds beſſer machen als ich.“

Nachdem Rollin drei Jahre in der Sorbonne die Theologie ſtudirt hatte, wurde er ſchon in ſeinem 22ſten Jahre der Nachfolger ſeines Lehrers Herſan, und ſchwang ſich endlich bis zum Rector der Univerſität zu Paris. Er ſuchte das Studium der Alten von neuem zu beleben, und beförderte überhaupt die Kultur der Wiſſenſchaften mit Eifer und Einſicht. Er ſelbſt ſchämte ſich nicht, noch als öffentlicher Lehrer Unterricht in dem Fache anzunehmen, in welchem er andere unterrichten ſollte. Er ſollte als Profeſſor eines zur Pariſer Univerſität gehörigen Kollegiums jungen Leuten eine theologiſche Lektion halten. Als er nun den Abbe Guet fragte, wie dieſe Lektion am beſten einzurichten ſei, und dieſer rieth, die Bibel ſelbſt zum Grunde zu legen und in dieſen Stunden durchzugehen, erſchrack Rollin und bekannte, daß er die Bibel nicht hinreichend verſtehe. Dieß veranlaßte den Abbe, mit ihm und einigen andern Freunden die Bibel vom Anfange bis zu Ende durchzugehen und ihnen die nöthige Unterweiſung zum Unterrichte anderer zu ertheilen, welches, wie er ſagte, großen Segen für ihn hatte, und ihm erſt die Augen öffnete.

Rollins Bibliothek war unbeträchtlich; er pflegte aber die geringe Anzahl der Bücher damit zu entſchuldigen, daß er niemals Willens geweſen ſei und erſt ſehr ſpat angefangen habe, (im 54ſten Jahre) ein Autor zu werden, folglich auch wenig Werkzeuge angeſchaft habe. Als er ſeine erſte Schrift in Druck geben wollte (es war eine Ausgabe von Quinctilians Rhetorik zum Schulgebrauch) konnte er kaum einen Verleger finden. Auch derjenige, welcher den Verlag übernahm, ließ ſich erſt von ſeiner Frau, die viel Verſtand beſaß und das Manu-

ſcript geleſen hatte, dazu überreden, und nahm noch überdem von dem Verfaſſer das Verſprechen der Schadloshaltung an, falls die Schrift nicht abgehen ſollte. Der Erfolg war günſtig und Rollin ſchrieb nun ſeine Einleitung in das Studium der ſchönen Wiſſenſchaften (De la maniére d'enseigner et d'etudier les belles lettres), die öfters gedruckt, ins Deutſche überſetzt, und überall mit ungetheiltem Beifall aufgenommen wurde. Es war ein brauchbares Buch für die Zeit, in der es geſchrieben wurde, iſt jetzt aber längſt durch beſſere Schriften erſetzt worden.

Eine neue Bahn betrat Rollin, da er anfieng, in einem ausführlichen Werke die alte Geſchichte zu bearbeiten, (Hist. ancienne des Egyptiens, Charthaginois, Assyriens etc. à Amsterd. 1730 — 39. XIII. Vol. 8.) worauf noch eine beſondere Geſchichte der Römer (Hist. rom. depuis la fondation de Rom jusqu' à la bataille d'Actium. Revue par Crevier, à Paris 1739 — 1748. XVI. Vol. 8.) folgte, die an Crevier einen geſchickten Verbeſſerer und Fortſetzer fand, weil der Verfaſſer im Jahr 1741 und noch vor Vollendung des Werks ſtarb. Ein gelehrter Hiſtoriker war Rollin nicht, und er ſchöpfte mehr aus neuern Schriften als aus den Quellen. Seine Geſchichtsbücher ſind daher keine eigentliche Bereicherung der hiſtoriſchen Literatur; aber ſie trugen ungemein viel dazu bei, die Liebe zur hiſtoriſchen Lectüre in und außer ſeinem Vaterlande zu verbreiten. Original und Ueberſetzungen in die meiſten europäiſchen Sprachen wurden ſehr oft gedruckt, und halfen mit dazu, die geiſtloſen Romane zu verdrängen, und den Geſchmack an einer nützlicheren Unterhaltung zu verbreiten. Denn

Rollin beſaß das Talent, angenehm zu erzählen, und die Leſer durch die Reize des Vortrags zu feſſeln. Wer es mit der hiſtoriſchen Wahrheit nicht allzu genau nimmt, wird ſeine Schriften immer mit Vergnügen und Nutzen leſen.

Achtung und Anſehen begleiteten ihn durch ſein ganzes Leben, ja noch lange nach ſeinem Tode ließ ihm Ludwig XVI. eine marmorne Statue errichten. Nicht allein die Großen Frankreichs, ſondern auch Fürſten und Große des Auslandes bezeugten ihm ihre Achtung und ehrten ſein Verdienſt. Der Herzog von Cumberland und Friedrich der Große waren unter der Zahl ſeiner Bewunderer. Dieſer Monarch, damals noch Kronprinz, ſchrieb öfters an ihn, und bediente ſich einmal des Ausdrucks: „Männer, wie Sie, wandeln an der Seite der Fürſten.“ In das Schreiben, in welchem Rollin dem Könige Friedrich zu ſeiner Thronbeſteigung Glück wünſchte, ließ er einige, einem angehenden Regenten ſehr heilſame Lehren einfließen, und erhielt in der Antwort die Verſicherung, daß der König ſolche Rathſchläge für ſich weit nützlicher finde, als die falſchen und oft thörichten Komplimente der Schmeichler. Gegen den Beifall, den ſeine Schriften fanden, war er nicht gleichgültig, und der Weihrauch, den ihm ſeine Verehrer ſo häufig zum Opfer brachten, mochte wohl Urſache ſeyn, daß er allzu günſtig von ihnen dachte. Aber er war eitel ohne Stolz. Man hörte ihn gerne reden, aber noch lieber las man, was er ſchrieb, denn alles, was aus ſeiner Feder kam, war angenehm, witzig und lebhaft.

Sanftmuth, Redlichkeit, Aufrichtigkeit und eine weiſe Mäßigung waren Hauptzüge ſeines Charakters.

Nichts gleicht dem liebreichen Weſen, mit welchem er ſeine Haushalterin und ſeinen Bedienten behandelte. Er überließ beiden die ganze Wirthſchaft, und hatte, wenn er auswärts ſpeiſete, für weiter nichts zu ſorgen, als daß dieſen Leuten an Speiſe und Trank nichts abgehen möge. Mit dem Domeſtiken, der einem ehrbaren Kammerdiener ähnlich ſah, und ſeine Studien hatte, war er ungemein zufrieden und ließ ihn, wenn er allein war, mit ſich ſpeiſen. Mit dieſen Leuten hielt er täglich Hausandacht, welche hauptſächlich darinn beſtand, daß man ſich des Abends wechſelsweiſe aus dem Nicole etwas vorlas. Als man ihn einmal fragte, ob er auch gute Hausnachbarn habe, bejahte er es, ſetzte aber hinzu: „Es liegt mir eben nicht viel daran, brave Nachbarn zu haben, weil mir für ſie nur wenig Zeit übrig bleibt.“

Ein ſo eifriger Katholik Rollin auch war, und ſo gern er auch jeden vermeinten Ketzer zu ſeiner Kirche gebracht hätte, ſo äußerte er doch auch ſehr tolerante Geſinnungen. Als man in ſeiner Gegenwart von einem redlichen Manne, der ein Moliniſt ſei, redete, verſicherte er, aller erlittenen Moliniſtiſchen Drangſale ungeachtet, einen rechtſchaffenen Moliniſten eben ſo gut zu lieben, als einen Janſeniſten. „Oft, ſetzte er hinzu, iſt eine Mauer zwiſchen dem Verſtande und Herzen; der Verſtand denkt nicht richtig, aber das Herz iſt gut.“

William Robertſon.

Principal der Univerſität zu Edinburg.

Nicht mit Unrecht hat man dieſen treflichen Schriftſteller den Tizian der Geſchichte genannt; denn in wahrer, lebendiger Schilderung und Vergegenwärtigung der Begebenheiten und Charaktere übertrift ihn ſo leicht keiner. Aber was ihm nicht weniger Ehre macht, iſt die von ihm auf die genaueſte Forſchung der Quellen und die treueſte Benutzung der Hülfsmittel verwandte Sorgfalt, und die kühle, reife Beurtheilung, womit er ſeinen Stoff wählte, ordnete und zu einem ſchönen Ganzen bildete.

Robertſons Vater war ein Landgeiſtlicher zu Bothwick, wo unſer Geſchichtſchreiber im Jahr 1721 gebohren wurde. Den erſten Unterricht empfieng er in Dalkeith, einer damals in Schottland ſehr berühmten Schule. Sein Genie hatte nicht den üppigen wilden Wuchs, welcher ſich früh reif auszeichnet; nur ein paar vertraute, ſcharfſehende Freunde konnten aus der angebohrnen Stärke ſeiner Naturgaben und aus dem geduldigen Anbau derſelben ſeinen künftigen unvergänglichen Ruhm muthmaßen. Auf der Akademie zu Edinburg, wo er ſeit dem Jahre 1733 die Theologie ſtudirte, las er mit vorzüglichem Fleiß die Alten; aber der Mathematik und Phyſik konnte er keinen Geſchmack abgewinnen,

obſchon der berühmte Maclaurin damals beide Wiſſenſchaften mit großem Beifalle vortrug.

Viele Schotten zeichneten ſich eben ſo ſehr durch Genie als durch Gelehrſamkeit aus; aber die Schwierigkeit, das Eigenthümliche und Provinzielle der ſchottiſchen Mundart zu überwinden, ſchien den Gelehrten alle Wege zum Ruhme durch Schriften zu verſchließen, ausgenommen in ſolchen Fächern, die den Schmuck der Schreibart nicht zu erfodern ſchienen. Robertſon ließ ſich aber durch dieſe Hinderniſſe nicht abſchrecken, und er ſcheint von ſehr früher Jugend an mit großer Beharrlichkeit die wirkſamſten Mittel angewandt zu haben, ſie zu überſteigen. Unter andern überſetzte er fleißig; und er hatte dieſe ſehr ſchwere Kunſt ſo weit angebaut, daß er mit Ernſt daran dachte, eine Ueberſetzung von Marcus Antonius herauszugeben, als ihm ein Ungenannter in Glasgow darinn zuvor kam. Daß er gerade dieſen Schriftſteller auswählte, mochte gutentheils von der Vorliebe herkommen, die er allezeit für die Ueberreſte der Stoiſchen Philoſophie bewies. In ſeinen letzten Univerſitätsjahren übte er ſich auch mit andern geſchickten Freunden in der Beredſamkeit und im unvorbereiteten Debattiren.

Im Jahr 1743 wurde er Prediger zu Gladsmuir. Dieſe Stelle brachte ihm nur 100 Pfund ein, aber es war ein vorzügliches Glück, daß er ſie bekam, denn ſeine Eltern ſtarben beinahe zu gleicher Zeit, und hinterließen ihm 7 hülfloſe Geſchwiſter. Der edle Mann handelte hier mit der Entſchloſſenheit, die ihn immer auszeichnete. Ohne über eine Familienlaſt kleinmüthig zu werden, welche ſeine bisherigen literariſchen Abſichten

niederzudrücken ſchien, dachte er blos an ſeine heilige Pflicht, nahm alle Geſchwiſter zu ſich nach Gladsmuir, and erzog die 6 Schweſtern in ſeinem Hauſe, bis ſie anſtändig verſorgt wurden. Nur dann erſt glaubte er eine eheliche Verbindung ſchließen zu dürfen, die er ſchon längſt gewünſcht hatte, und die er mit Recht unter die glücklichſten Ereigniſſe ſeines Lebens zählte.

Als die Rebellion im Jahr 1745 ausgebrochen war, hatte er Gelegenheit, den Eifer für die bürgerlichen und religiöſen Freiheiten ſeines Vaterlandes zu beweiſen, welchen er mit ſeiner erſten Erziehung angenommen hatte. Einmal war die ſchottiſche Hauptſtadt in der Gefahr, den Rebellen in die Hände zu fallen, und der Zuſtand der öffentlichen Angelegenheiten ſchien ſo mißlich, daß er ſich für berechtigt hielt, eine Zeit lang unter die Edinburger Freiwilligen zu gehen: ja als es zuletzt beſchloſſen war, daß man die Stadt ausliefern wollte, war er einer von den wenigen, die dem königlichen Feldherrn ihre Dienſte anboten. — Als Prediger erwarb er ſich durch die Pünktlichkeit, womit er ſein Amt verwaltete, die Achtung und Liebe ſeiner Gemeinde, während die Beredſamkeit und der Geſchmack, welche in ſeinen Kanzelvorträgen herrſchten, ihn vor der benachbarten Geiſtlichkeit bemerkt machten, und den Weg zu dem Einfluſſe in der ſchottiſchen Kirche bahnten, den er nachmals erhielt. Er hat zwar nur Eine Predigt drucken laſſen, aber ſie iſt fünfmal aufgelegt und auch ins Deutſche überſetzt worden, und beweiſt hinlänglich, wie weit er es in dieſem Fache hätte bringen können. Der wachſende Ruf verſchafte ihm Verehrer und Freunde, die allerdings ſeine Muße etwas ſchmählerten; aber da ſeine Geſell-

ſchafter gebildet waren, ſo gewann er durch ihren Umgang.

Bald nach ſeinem Eintritte ins Predigtamt hatte Robertſon den Entwurf gemacht, die Geſchichte von Schottland zu beſchreiben; aber erſt im Frühjahr 1758 reiste er nach London, um mit einem Buchhändler Verabredungen wegen des Drucks zu nehmen. Das Werk erſchien den 1ſten Februar 1759, und fand eine ſo gefällige Aufnahme, daß ihn der Buchhändler noch vor Ablauf des Monats bat, Anſtalten zu einer zweiten Ausgabe zu machen. Vierzehn Ausgaben erſchienen beim Leben des Verfaſſers, und alle Anfälle, die man auf das Werk machte, waren nicht im Stande, das Anſehen deſſelben zu untergraben. Die beſten engliſchen Kritiker ſtimmen darinn überein, daß in der Landesgeſchichte Hume und Robertſon immer noch die größten Schriftſteller ſind, welche Grosbritannien aufzuweiſen hat.

Lange hatte Robertſon im Dunkeln gelebt, und ſeine geringen Einkünfte wollten kaum für eine wachſende Familie hinreichen. Unter währendem Drucke ſeiner Geſchichte von Schottland erhielt er einen Ruf nach Edinburg, als Prediger an einer der Stadtkirchen. Von nun an folgte eine Beförderung der andern, ſchon im Jahr 1762 wurde er zum ſogenannten Principal der Edinburger Univerſität, und zwei Jahre darauf erneuerte man die Würde eines königlichen Geſchichtſchreibers für Schottland mit einem Jahrgehalte von 200 Pfund Sterling zu ſeinen Gunſten. Sein Ruhm machte, daß man mit ausnehmender Ungeduld auf ſeine Geſchichte Karls V. wartete, die er nach Vollendung

der

der Geſchichte von Schottland bearbeitete. Auch dieſes neue Werk erhielt wieder einen allgemeinen Beifall, erlebte ſelbſt in Deutſchland mehrere Auflagen, und die ſchöne franzöſiſche Ueberſetzung, welche Suard davon machte, trug nicht wenig zu dem weit ausgebreiteten Ruhme bei, welchen Robertſon einärndtete.

Nach einem Zwiſchenraume von acht Jahren erſchien ſein drittes hiſtoriſches Meiſterwerk: die Geſchichte von Amerika, eben ſo günſtig aufgenommen und eben ſo allgemein verbreitet, als die beiden frühern Werke. Nur muß man den Verfaſſer nach den Materialien beurtheilen, die er damals hatte. Gegen die Spanier verfuhr er unſtreitig zu gelinde; ſeine Herzensgüte konnte an eine außerordentliche Bosheit der menſchlichen Natur nicht glauben. Die Spanier wußten ſehr wohl, wie viel ſie Robertſons Mäßigung zu danken hatten, und wählten ihn im Jahr 1777 zum Mitgliede der königlichen Akademie der Geſchichte in Madrid. Der amerikaniſche Krieg, den Robertſon nicht billigte, hinderte die ganze Ausführung des Plans zur Geſchichte von Amerika.

Lange genoß Robertſon die Früchte ſeines wohlerworbenen Ruhms. Auch im Alter blieben ſeine Geiſteskräfte ungeſchwächt, aber da er ſich dem 60ſten Jahre näherte, fühlte er, daß die ſitzende Lebensart ſeiner Geſundheit geſchadet hätte. Er entfernte ſich nun auch aus den geiſtlichen Gerichten, und ſieben bis acht Jahre lang widmete er alle Zeit, die ihm von Amtsgeſchäften übrig blieb, der Lectüre und ſeinen Freunden. Im 68ſten Jahre ſeines Alters veranlaßte ihn Rennels Erläuterung einer Charte von Indoſtan, die Unterſu-

chung über das älteſte Indien zu ſchreiben; ſie war die letzte ſeiner literariſchen Arbeiten, und koſtete ihn ein Jahr Zeit. Die Gelehrten haben auch zum Vortheile dieſer letzten Schrift entſchieden.

In den Edinburger Kirchenverſammlungen hatte Robertſon ungemein viel Einfluß, ſeine Ueberredungsgabe und die lichtvolle Ordnung, womit er alles vortrug, waren unwiderſtehlich. Er war es, der die Zwiſtigkeiten der ſchottiſchen Kirche völlig heilte. Er war kein ſehr ſcharfſinniger Mann, beſaß aber viel geſunden Verſtand und Lebensweisheit; daher ſein Rath, welchen er jedoch niemals aufdrang, unſchätzbar war. Er liebte Geſellſchaft und war äußerſt angenehm und lehrreich in derſelben; denn ohne ſeine große Beleſenheit in Anſchlag zu bringen, hatte er immer viel Umgang mit unterrichteten Leuten gehabt, und intereſſirte ſich ſtets angelegentlich für die Begebenheiten der laufenden Zeit. Er haſchte niemals nach Witz, aber wenn er unter ſeinen vertrauten Freunden war, fehlte es ihm nie an Aufgewecktheit und Laune. Er fand Vergnügen an harmloſen charakteriſtiſchen Anekdoten ſeiner Bekannten, und ſie gewannen außerordentlich durch die theilnehmende muntere Art, womit er ſie erzählte: überhaupt liebte er den Scherz, ohne jedoch der Würde ſeines Standes etwas zu vergeben. Er hatte ſich ſo ſehr gewöhnt, richtig und in ſchönen Perioden zu ſprechen, daß er ſich ſelbſt im Umgange davon nicht los machen konnte.

Im Jahr 1791 befiel ihn eine Gelbſucht, woran er 1793 ſtarb. An der Vortreflichkeit ſeines moraliſchen Charakters hat wohl ſchwerlich jemand gezweifelt.

Charakter-Zeichnungen interessanter Menschen aus der neuen Geſchichte.

Von

Samuel Baur,

Prediger in Göttingen bey Ulm.

Zweiter und letzter Theil.

Hof, bey Gottfried Adolph Grau.
1806.

Gallerie historiſcher Gemählde aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Ein Handbuch für Liebhaber der Geſchichte.

Von

Samuel Baur,

Prediger in Göttingen bey Ulm.

Sechster und letzter Theil.

Hof, bey Gottfried Adolph Grau.

1806.

Digitized by Google

Inhalt.

X. Politiſche Schriftſteller und Geographen.

Seite

79. Johann Georg Büſch. Profeſſor in Hamburg 3
80. Ernſt Ludwig Poſſelt. Badiſcher Legationsrath 10
81. Jacques Mallet du Pan. Journaliſt in London 17
82. Johann Baptiſta Homann. Römiſch-Kaiſerlicher Geograph 23
83. Johann Michael Franz. Profeſſor der Geographie in Göttingen 27
84. Johann Georg Hager. Rektor in Chemnitz 31
85. Friedrich Wilhelm von Bauer. Ruſſiſcher General-Lieutenant 35
86. Wilhelm de l'Isle. Erſter Geograph des Königs von Frankreich 39

XI. Literatoren.

87. Johann Peter Niceron Mitglied des Barnabiten-Ordens 45
88. Andreas Kippis. Prediger einer diſſentirenden Gemeinde in London 49
89. Johann Baptiſta Audiffredi. Bibliothekar in Rom 53

XII. Mathematiker und Aſtronomen.

Seite

90. Placidus Fixlmillner. Benediktiner im Stift Kremsmünſter 57

91. Tobias Mayer. Profeſſor der Mathematik in Göttingen 63

92. Wenzeslaus Johann Guſtav Karſten. Hofrath und Profeſſor der Mathematik in Halle 69

93. Alexander Guy Pingré. Aſtronom und Geograph der franzöſiſchen Marine 75

94. Pierre Francois Andre' Mechain. Mitglied der erſten Klaſſe des National-Inſtituts in Paris 81

95. Nicolaus Saunderſon. Profeſſor der Mathematik in Cambridge 87

96. William Emerſon. Ein engliſcher Mathematiker 91

97. Jakob Ferguſon. Mitglied der königl. Societät der Wiſſenſchaften in London 95

XIII. Naturforſcher und Phyſiker.

98. Anton, Bernhard und Joſeph de Juſſieu. Franzöſiſche Botaniſten 99

99. Louis Jean Marie Daubenton. Senator und Profeſſor in Paris 106

100. Louis Guillaume le Monnier. Mitglied des National-Inſtituts in Paris 112

101. Johann Jakob Ferber. Königl. Preußiſcher Oberbergrath 118

102. Ruggier Joſeph Boſcowich. Aſtronom und Naturforſcher 124

103. Joſeph Toaldo. Profeſſor der Aſtronomie und Meteorologie zu Padua 130

104. Anton Joſeph Cavanilles. Direktor des königl. botaniſchen Gartens zu Madrid 136

XIV. Mechaniker.

Seite.

105. Philipp Matthäus Hahn. Pfarrer zu Echterdingen im Würtembergiſchen 140
106. Johann Jakob, Freiherr von Külmer. Ein berühmter Mechanikus 146
107. Procopius Diwiſch. Pfarrer zu Prendiz in Mähren 150

XV. Erzieher.

108. Johann Friedrich Hähn. Generalſuperintendent und Konſiſtorialrath zu Aurich in Oſtfriesland 156
109. Johann Ignatz von Felbiger. Abt und Prälat zu Sagan 163
110. Johann Heinrich Ludwig Meierotto. Königl. Preuß. Kirchen- und Oberſchulrath 169
111. Gottlob Nathanael Fiſcher. Konſiſtorialrath und Rektor in Halberſtadt 175

XVI. Deutſche Sprachforſcher.

112. Johann Samuel Ernſt Stoſch. Königl. Preuß. Konſiſtorialrath 181
113. Friedrich Karl Fulda. Pfarrer zu Enſigen im Würtembergiſchen 187

XVII. Philologen.

114. Karl Ludwig Bauer. Rektor zu Hirſchberg in Schleſien 193
115. Friedrich Wolfgang Reiz. Profeſſor der Dichtkunſt in Leipzig 201
116. Richard Bentley. Königl. Profeſſor der Theologie zu Cambridge 207

XVIII. Alterthumsforſcher.

Seite

117. John Zephaniah Holwell. Gouverneur in Indien 213

118. Ritter William Hamilton. Engliſcher Geſandter am neapolitaniſchen Hofe 219

119. Joſeph Niklas, Ritter von Azara. Spaniſcher Geſandter am päbſtlichen Hofe 225

120. Gabriel Lancilotto Caſtello di Torremuzza. Fürſt in Sizilien 232

XIX. Dichter und ſchöne Geiſter.

121. Chriſtian Wernicke. Däniſcher Reſident in Paris 238

122. Chriſtian Felix Weiſſe. Kreis-Steuereinnehmer in Leipzig 244

123. Johann Gottfried Herder. Oberkonſiſtorialpräſident und Oberhofprediger in Weimar 251

124. Georg Chriſtoph Lichtenberg. Hofrath und Profeſſor der Philoſophie in Göttingen 258

125. Johann Baptiſt von Alxinger. Ritter des heil. Röm. Reichs, und Sekretair bei der K. K. Hoftheater-Direktion 265

126. Joſeph Addiſon. Großbrittanniſcher Staatsſekretair 271

127. Horatio Walpole, Graf von Orford. Ehemaliges Mitglied des Londner Parlaments 277

128. James Macpherſon. Mitglied des Parlaments in London 283

129. Proſper Jolyot de Crebillon. Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris 287

XX. Mahler, Kupferſtecher, Bildhauer und Steinſchneider.

Seite

130. Georg Philipp Rugendas. Bataillenmahler 293
131. Lorenz Natter. Steinſchneider. 299
132. Johann Holzer. Hiſtorienmahler 303
133. Johann Wilhelm Ernſt Dietrich. Profeſſor und Hofmahler in Dresden 309
134. Johann Heinrich Tiſchbein. Heſſiſcher Rath und Hofmahler 313
135. Ignatz Unterberger. Kammermahler in Wien 319
136. Johann Georg Pforr. Thiermahler 323
137. Pompeo Ritter von Battoni. Mahler in Rom 329
138. John Bacon. Bildhauer in London 335
139. Johann Quirin Jahn. Mahler in Prag 341

XXI. Tonkünſtler.

140. Johann Mattheſon. Holſteiniſcher Legationsrath 345
141. Franz Benda. Königl. Preuß. Koncertmeiſter 353
142. Johann Rudolf Zumſteeg. Herzogl. Würtembergiſcher Koncertmeiſter 357

XXII. Berühmte Buchdrucker.

143. Baskerville. Haas. Didot. 361

XXIII. Merkwürdige Frauen.

144. Friederike Karoline Neuberinn. Schauſpielerinn 368
145. Marianne Ehrmann. Schriftſtellerinn 374

Seite

146. Marie Aurore, Gräfin von Königsmark. Aebtiſſin des Stifts Quedlinburg 380

147. Die zwei Schweſtern von Polignac. Franzöſiſche Hofdamen 386

148. Angelika Franziska Rolland. Gattin des Miniſters Rolland 391

149. Bruguiere de Lavayſſe. Gattin des Lavayſſe 397

150. Maria Robinſon. In London 403

XXIV. Gründer nützlicher Anſtalten.

151. Karl Hildebrand, Freiherr von Canſtein. Churbrandenburgiſcher Kammerherr 407

152. Paul Olavides. Spaniſcher Generalintendant 411

XXV. Rebellen und Betrüger.

153. Johann Paul Marat. Mitglied des Nationalkonvents 415

154. Franz Athanas Charette. General der Vendeer 421

155. Süß Oppenheimer. Herzogl. Würtembergiſcher geheimer Finanzminiſter 427

Charakter=Zeichnungen intereſſanter Menſchen.

Zweiter Theil.

Johann Georg Büſch.

Profeſſor in Hamburg.

Büſch gehört nicht zu den Kindern des Glücks, denen der Eintritt in die Welt und in das geſchäftige Leben durch ihre Erziehung, oder ihren Reichthum, oder ihrer Verwandten ſo leicht gemacht wird; er mußte ſich's ſauer werden laſſen, und erſt manche unangenehme Erfahrung machen, ehe er ſich aus der Dunkelheit empor arbeitete. In einem eigenen Werke, (Ueber den Gang meines Geiſtes und meiner Thätigkeit; auch der vierte Band ſeiner Erfahrungen) hat er die mannigfaltigen Richtungen, welche ſeine Geiſtesthatigkeit von Kindheit an genommen hat, geſchildert und pſychologiſch entwickelt. Es liegt darin ein Schatz fruchtbarer Bemerkungen für Aeltern und Erzieher, und kein Jüngling ſollte das Werk ungeleſen laſſen. Derjenige, der ſeine Jugend unter nachtheiligen Umſtänden hinbringen muß, wird aus dem Beiſpiele des Verfaſſers neuen Muth ſchöpfen, und manche Schwierigkeiten überwinden lernen. Es wird ſein Vertrauen auf die Vorſehung ſtärken, wenn er auch hier Beweiſe findet, wie unerwartet oft das zu

unſerm Vortheile ausſchlägt, was uns anfangs großen Schaden zu bringen ſchien. Für manchen Jüngling, der eine glücklichere Erziehung und einen beſſern Unterricht genießt, würde es ſehr heilſam ſeyn, aus dieſer Geſchichte zu ſehen, mit was für einem Unterricht oft andere zufrieden ſeyn mußten. Dieß würde ihn ſeine eigenen Vortheile richtiger ſchätzen lehren, ihn in ſeinen Forderungen beſcheidener machen, und ſeine Liebe und Achtung zu ſeinen Aeltern und Lehrern verſtärken. Endlich wird gewiß Niemand das Buch unbefriedigt aus der Hand legen, dem es intereſſant iſt, zu ſehen, wie ein Mann, der ſein Leben in einer ſo gemeinnützigen Thätigkeit zugebracht hat, der zugleich in mehr als einem Fach ein gründlicher Gelehrter und vorzüglicher Schriftſteller geworden iſt, und ſich durch Rechtſchaffenheit und Geradheit ausgezeichnet hat, auf dieſe Stufe der Ausbildung empor geſtiegen iſt.

Büſch wurde am 3ten Jan. 1728 zu Alten-Meding, einem Lüneburgiſchen Dorfe geboren. Noch als Kind aber kam er nach Hamburg, wohin ſein Vater einen Ruf als Prediger erhalten hatte; und dieſe Stadt war faſt beſtändig der Schauplatz ſeines Lebens. Seine Jugend fiel noch in die Zeit, wo der Ton in der Erziehung viel ſtrenger war als jetzt; wo man immer nur tadeln und ſchelten, nie loben und ermuntern zu müſſen glaubte; wo auch der Unterricht im Ganzen viel ſchlechter und dürftiger war, und wo man ſich nicht ſo leicht gedruckte Hülfsmittel zum Selbſtunterricht anſchaffen konnte, als jetzt.

Von Jugend auf empfand der lebhafte Knabe eine brennende Lernbegierde, die aber unaufhörlich mit Mangel an Hülfsmitteln, mit Kränkungen und De-

müthigungen zu kämpfen hatte. Trotz ſeines Fleißes vermochte er die Liebe keines ſeiner früheren Lehrer zu gewinnen. Aus dem Zurückſcheuchen der lebhaften Kraft in ſich ſelbſt und dem Mangel an Hülfsmitteln, entſtand eine in vieler Rückſicht nützliche, aber auch in anderer nachtheilige Avtodidaxie, die erſt mit dem Eintritte ins Gymnaſium im 19ten Jahre aufhörte, wo der Jünglig dem Unterricht und der Leitung des verdienſtvollen Reimarus das Meiſte zu danken hatte. Seine Lieblingsneigung war von der erſten Kindheit an auf die Geſchichte gerichtet. Von der Mathematik ſchreckte ihn im 13ten Jahre die Meinung ab, daß die zu dieſem Studium vorzüglich nöthige Urtheilskraft noch nicht genug in ihm geſtärkt ſey. Allein um eben dieſe Zeit entſtand der, nachher lange Zeit in ihm fixe und herrſchende Gedanke, junge Leute als Hofmeiſter auf Reiſen zu begleiten, und dieſer führte ihn, da er in dieſer Abſicht mathematiſche Kenntniſſe nothwendig glaubte, zur Mathematik zurück, die er nun mehrere Male, obgleich noch ohne entſcheidende Fortſchritte, wieder aufnahm.

Seine äußere Lage beſtimmte Büſch zum Theologen, und in dieſer Abſicht gieng er in ſeinem 21ſten Jahre nach Göttingen, wo er vornemlich Mosheims und Segners Unterricht genoß. Das Meiſte dankte er aber auch hier ſeinem, vorzüglich auf Geſchichte, gerichteten Privatfleiße, und der Benutzung der Bibliothek. Von Göttingen gieng er nach Hamburg zurück, und hatte daſelbſt als Kandidat, mit den mühſeligſten Schwierigkeiten zu kämpfen, bis er 1756 ganz unerwartet die Lehrſtelle der Mathematik am Gymnaſium erhielt. Der Eifer, mit dem er ſeines Berufes

wartete, und ſeine eigene Geiſtesbildung verfolgte, zerrüttete ſeine ohnehin ſchwache Geſundheit und die Kraft ſeiner Augen ſo, daß er ein ganzes Jahr lang ſeine Lehrſtunden nur mit Mühe halten konnte, das Leſen aber ganz aufgeben mußte. Einigermaßen wieder hergeſtellt, wählte er eine freiere und leichtere Art des Studirens, und edirte ein literariſches Journal, die Hamburgiſchen Addreßnachrichten, die ihm einen großen Theil ihres Beifalls danken, indem er die erſten Gedanken, die ihm von einer Materie einkamen, als Abhandlungen in dieſelbe einrückte, die er hernach in ſeinen Schriften weiter ausführte.

Eine denkwürdige Epoche in Büſch's Leben iſt das Jahr 1767, in welchem er ſich zur Errichtung einer Handelsſchule mit Herrn Wurmb, der dieſen Gedanken zuerſt faßte, verband. Dieſes vortreffliche Inſtitut, das erſte in ſeiner Art in Europa, in welchem faſt aus allen europäiſchen Ländern junge Leute gebildet wurden, dankt ſeiner Mitwirkung und Direktion die ausgebreitete Celebrität, die es genießt, und veranlaßte zugleich den Uebergang ſeines Geiſtes zu den Handlungs- und Staatswiſſenſchaften, einen Uebergang, welchem beide Fächer nicht blos überhaupt einen ſo beträchtlichen Gewinn, ſondern in einzelnen Theilen auch eine völlige Umbildung verdankten. Zur Stärkung ſeiner Geſundheit nicht allein, ſondern auch zur Erweiterung ſeiner Einſichten trugen die Reiſen vieles bei, die er von Hamburg aus zu verſchiedenen Zeiten durch Deutſchland, Holland, England, Dänemark und Schweden machte, und von welchen verſchiedene im Druck erſchienen ſind. Viele Jahre lang litt er an Nervenſchwäche und kranken Augen, ohne

deswegen in ſeiner gemeinnützigen Thätigkeit zu ermüden, ja noch in den letzten Jahren ſeines Lebens veranlaßten ihn die Zeitumſtände zur Herausgabe mehrerer wichtiger Schriften, beſonders in Beziehung auf Handlungsſachen, welche die ernſthafteſte Beherzigung verdienten und auch erweckten. Mehrmals ſuchte man ihn auswärts in wichtige Aemter zu befördern, allein er blieb in ſeiner behaglichen Lage, bis der Tod am 5. Aug. 1800 ſeinem nützlichen Daſeyn in einem Alter von 74 Jahren ein Ende machte.

Büſch's Name kann in unſerer Literatur nicht untergehen; um mehrere Zweige derſelben hat er vorzügliche Verdienſte, und was er über Gegenſtände der Handlung ſchrieb, hat eine klaſſiſche Autorität. Nach dem Urtheile eines competenten Richters, iſt er bis jetzt der einzige politiſch-merkantiliſche Schriftſteller unter den Deutſchen, der als Selbſtdenker, ohne allen literariſchen Eigennutz, den Umfang der ganzen Handlung in ihren tief verborgenſten Eigenheiten und Nüancen zu durchblicken im Stande war. Seine Schriften ſind daher für jeden Staatsmann und Gelehrten, welche das Fach der Handlungs-Politik im Ganzen oder in ihren einzelnen Theilen gründlich zu bearbeiten unternehmen, in aller Abſicht lehrreich, und Muſter, das Nachdenken in allen Zweigen der Handlungswiſſenſchaft zu ſchärfen und richtig zu fixiren. Büſch verband ausgebreitete Kenntniſſe mit mannigfaltiger Erfahrung in einem ſo hohen Grade, und zeigte dabei eine ſo weiſe, nur ächten Meiſtern eigene Beurtheilung bei der Auswahl und Bearbeitung der einzelnen Materien, daß er alle und jede ſeiner Vorgänger weit hinter ſich läßt. In dieſer Hinſicht zeichnet ſich beſonders

ſeine theoretiſch = praktiſche Darſtellug der Handlung und ſein klaſſiſches Werk vom Geldumlauf aus, beide voll neuer Ausſichten und Ideen über die behandelten Lehren. Das letzte Decennium ſeines Lebens gab ihm mehrmals Veranlaſſung, einzelne Gegenſtände des Handels und der Politik neuerer Zeit eben ſo ſcharfſinnig als gründlich zu beleuchten, und die Völker gleichſam auf Gegenſtände aufmerkſam zu machen, an die man vorhin vielleicht nicht dachte, oder die man höchſtens nur oberflächlich berührte. Die berühmte Reichsſtadt, in deren Ringmauern er lebte, hat in dieſer und vielen andern Hinſichten, noch lange Urſache, ſein Andenken zu ſegnen. Mehrere gemeinnützige und wohlthätige Inſtitute und Anſtalten, durch die ſich Hamburg ſo ruhmvoll auszeichnet, danken ſeiner Verwendung und ſeiner Einſichten ihr Daſeyn oder ihre verbeſſerte Geſtalt.

Die Gründlichkeit und Klarheit, welche alle Schriften dieſes trefflichen Kopfes und gewandten Schriftſtellers charakteriſirt, iſt auch in ſeiner Mathematik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens und in ſeiner Encyklopädie der mathematiſchen Wiſſenſchaften unverkennbar. Er ſelbſt hielt den Theil des erſtern Werks, der die Waſſerbaukunſt lehrt, für eines ſeiner beſten Werke. Der ſcharfe und richtige Blick, mit dem Büſch die größern und kleinern Begebenheiten zu betrachten verſtand, machte ihn auch zu einem vorzüglichen Hiſtoriker, und ſein Grundriß einer Geſchichte der merkwürdigſten Welthändel neuerer Zeit, wird wegen der häufig eingeſtreuten feinen Bemerkungen, die man oft in größern Werken

vergebens ſucht, auch von denen mit Vergnügen und Nutzen geleſen, die mit der Geſchichte der neuern Zeiten ſchon bekannt ſind.

In allen Verhältniſſen des häuslichen und geſellſchaftlichen Lebens behauptete Büſch den Charakter eines edlen Mannes. Ungeheuchelte Gottesfurcht, reges Streben, ſeinen Mitmenſchen nützlich zu werden, unverbrüchliche Treue in Erfüllung ſeiner Pflichten, als Lehrer, als Bürger, als Gatte und Vater, Freimüthigkeit und Offenheit in ſeinem Umgange, der durch ſeine mannigfaltigen Kenntniſſe höchſt belehrend wurde, innige Anhänglichkeit an die, die er ſich zu Freunden gewählt und als ſolche erprüft hatte, richtige, nicht in heuchleriſche Beſcheidenheit ſich verſteckende, Schätzung ſeines eigenen Werths, aber ſtete und unwandelbare Gerechtigkeit in Beurtheilung anderer, ſind einige Züge zu ſeinem Charakter als Menſch.

Ernſt Ludwig Poſſelt.

Badiſcher Legationsrath.

Auf dem dornigten Pfade der Politik wanderte dieſer geiſtvolle Mann dem Tempel der Unſterblichkeit entgegen, und Deutſchland ergötzte ſich an den ſchönen Früchten, die er ſo reichlich ausſpendete, ohne zu ahnden, daß ihm dieſer, an Geiſt und Körper gleich ſtarke Mann, ſo plötzlich entriſſen werden ſollte. Frühe war Poſſelts Laufbahn vollendet, denn der Tag ſeiner Geburt war der 22ſte Januar des Jahres 1763. In Durlach, wo er geboren war, verlebte er auch die erſten Jahre ſeines Lebens, unter den Augen eines würdigen Vaters, der über 40 Jahre als Beamter in Durlach ſtand, und darauf den Reſt ſeiner Tage ſich und ſeinen Freunden lebte.

Die Jugendjahre Poſſelts verfloſſen unter ſtetem Lernen, und auf dem Pädagogium in Durlach, welches er mehrere Jahre beſuchte, ſchwang er ſich in Kurzem auf den erſten Platz, den er auch nie wieder verſcherzte, weder durch Nachläßigkeit im Lernen, noch durch eine ungeſittete Aufführung. Er war, nach dem Ausdrucke eines ſeiner Lehrer, eine ſo ſeltene Erſcheinung bei der Lehranſtalt in Durlach, als ein Komet am geſtirnten Himmel, und man konnte an ſeinem ganzen jugendlichen Benehmen ſchon zum Voraus den großen Mann in ihm erkennen. Er zeigte früh ein geſetztes Weſen, einen, die ganze Zeit hindurch gleichförmig anhaltenden Fleis, und eine ſeltene Wißbegierde. Sein treffliches Gedächtniß faßte leicht auf, und behielt das

Gefaßte mit gleicher Leichtigkeit. Im Umgange mit Männern, den er vorzüglich ſuchte, zeigte er eine geſunde Beurtheilungskraft, und eine empfehlende Beſcheidenheit, verbunden mit einer liebenswürdigen Offenheit. Gegen ſeine Mitſchüler äußerte er einen gewiſſen Stolz, der ihn aber vor allem Antheil an den gewöhnlichen Knabenſtreichen bewahrte. Immer ſonderte er ſich von den übrigen ab, und ließ die Böſen böſe ſeyn, denn ſein ganzes Dichten und Trachten war nur aufs Lernen gerichtet; allein da ſein Stolz nicht mit Verachtung oder Beleidigung ſeiner Mitſchüler verbunden war, ſondern ſich auf das Bewußtſeyn ſeiner eigenen Vorzüge, und auf den Abſcheu an allen kleinen, kindiſchen und boshaften Handlungen gründete, ſo kann er mit Recht ein edler Stolz oder ein hoher Grad von Ehrliebe genannt werden. Er verlangte nicht nur den erſten Platz, ſondern wollte ihn auch verdienen, und verdiente ihn wirklich nach dem Zeugniß ſeiner Obern.

Nach einer nähern Vorbereitung zum Studium der Jurisprudenz auf dem Gymnaſium zu Carlsruhe, gieng Poſſelt nach Göttingen, und benutzte den Unterricht eines Pütter, Böhmer, Claproth, Beckmann, Gatterer, Schlözer und anderer Zierden dieſer Akademie. Schon hier entſchied ſich ſeine Liebe zum Studium der Politik, welche ihn von nun an, bis an das Ende ſeines Lebens, beinahe ausſchließend beſchäftigte, daß er mit dem feinſten Scharfblick in ihr Innerſtes drang, und die Tauſendarmige mit kühner Kraft umfaßte. Die alten Klaſſiker las er fleißig, und unter den neuern Sprachen ſtudirte er beſonders mit anhaltendem Eifer die engliſche und franzöſiſche.

Ausgerüſtet mit einem Schatze nützlicher Kenntniſſe, kam er nach drei Jahren in ſein Vaterland zurück, beſuchte dann auf einige Zeit Strasburg und promovirte daſelbſt. Er liebte ſchon damals ſein Vaterland warm und innig. Deswegen bequemte er ſich in die gewöhnliche Laufbahn des Juriſten, und wurde Regierungs-Advokat. Aber die Geſchäfte des Sachwalters waren ſeinem lebhaften Geiſte zu ſchleppend und langweilig. Es war alſo natürlich, daß ihm dieſe Stelle läſtig und unangenehm wurde. Er verließ ſie bald wieder, und fand das Amt eines Profeſſors der Geſchichte und Beredſamkeit am Gymnaſium zu Carlsruhe und eines geheimen Secretairs bei ſeinem Fürſten, mit ſeiner Neigung im beſſern Einverſtändniſſe. In dieſer Periode, nur wenige 20 Jahre alt, hielt er zu Carlsruhe ſeine Reden über deutſche Hiſtoriographie, auf Friedrich den Großen, auf die Schlacht bei Wimpfen, und zum Andenken des badiſchen Präſidenten, A. Joh. von Hahn, und wurde durch ſie auch dem Auslande, den Großen und Gelehrten deſſelben, bekannt. Die zweite erwarb ihm mehr als einen vortheilhaften Ruf zu preußiſchen Staatsbedienungen, die dritte das Pforzheimer Bürgerrecht. Auch wurde er 1788 zum Mitgliede der deutſchen Geſellſchaft in Mannheim aufgenommen. Das wiſſenſchaftliche Magazin für Aufklärung, das er in Verbindung mit mehrern Gelehrten herausgab, die Geſchichte der Deutſchen, die er aber unvollendet hinterließ, eine Schrift gegen Mirabeau, ſeine Geſchichte der deutſchen Fürſtenvereine, Geſchichte Karls des Zwölften nach Voltaire, Geſchichte Guſtavs des

Dritten u. a. beſtärkten die gute Meinung immer mehr, die man bei ſeinem erſten Eintritt in die ſchriftſtelleriſche Laufbahn von ihm gefaßt hatte, und es fiel in die Augen, wie ſein Styl immer reiner wurde, ohne an Kraft zu verlieren, und wie ſein Geſchmack immer mehr Feſtigkeit gewann. Dazu trug unſtreitig das fortgeſetzte Studium der beſten Muſter unter den Alten und Neuern das meiſte bey. Keine Sprache war ihm ſo lieb und eigen, als die Lateiniſche. Oft, wenn er Abends allein von Carlsruhe nach Durlach ritt, deklamirte er laut und mit Feuer Stellen aus lateiniſchen Klaſſikern, oder Sätze aus der Geſchichte der Römer, oder eigene Aufſätze, und oft hörte man ihm ſagen: „Starke Stellen können nur im Lateiniſchen ausgedrückt werden." Was er in dieſer Sprache ſchrieb, trägt unverkennbar den Stempel des Alterthums, beſonders ſein Bellum populi Gallici adversus Hungariae Borussiaeque reges eorumque socios.

Im Jahr 1791 kam er als Beamter nach Geresbach, einem Städtchen, das viertehalb Stunden ſeitwärts von Raſtadt in dem angenehmen Murgthale liegt. Hier hatte er, bei wenigen Amtsverrichtungen, Muße genug, ſeine Lieblingsneigungen zu verfolgen, und dem Publikum immer reifere Früchte ſeines Geiſtes vorzulegen. Für einen ſo ſcharfſinnigen Beobachter der Welthändel mußte natürlich die franzöſiſche Revolution mit ihren mannigfaltigen Erſcheinungen das höchſte Intereſſe haben. Sein Geiſt, der damals ganz in den großen Zeiten der Griechen und Römer lebte, empfieng dieſelben mit einem Feuer und einer Begeiſterung, die natürlich in ſeine Schriften übergehen mußte. Er, dem die Republiken aller Zeiten vorſchwebten, der ſie für

den Inbegriff alles Großen und Edlen, für das Element großer Geiſter und Helden hielt, er mußte bei einer ſolchen Geiſtesſtimmung nothwendig die franzöſiſche Republik lieb gewinnen. Kühn und mit hinreißender Beredſamkeit ſchilderte er daher die Thaten der Franzoſen, beſonders in ſeinem ſo allgemein geleſenen Taſchenbuch für die neueſte Geſchichte, das er bis an ſeinen Tod fortſetzte. Dieß nannte der große Hauſe Partheilichkeit, und dieß brachte den biedern Poſſelt in den ſchändlichen Verdacht, als hätte er ſich mit den Franken zum Untergange Deutſchlands verſchworen; und dieſer abſcheuliche Verdacht wurde ſo allgemein, daß der öſtreichiſche General Starray ihn im Jahr 1799 mit ſchwerer Gefangenſchaft bedrohte. Poſſelt ſchrieb nun an den Erzherzog Karl, und legte ſeinem Schreiben das Blatt bei, aus dem ſeine Feinde jenen kränkenden Argwohn geſchöpft hatten, und dieſer erhabene Denker gab ihm in einem Handſchreiben, das eine goldene Doſe begleitete, volle Genugthuung und Sicherheit.

Da dem beliebten Schriftſteller, der in allen Ständen ſeine zahlreichen Leſer fand, die Schriftſtellerei ungleich größern Gewinn abwarf, als jede Beſoldung, ſo hatte er ſchon im Jahr 1796 um ſeine Entlaſſung angeſucht, mit dem Erbieten, gegen Beziehung der jährlichen halben Beſoldung, eine Geſchichte von Baden zu ſchreiben. Der badiſche Hof bewilligte dieſes Geſuch, und ſeit der Zeit lebte Poſſelt abwechſelnd mit ſeiner Familie in Carlsruhe, Durlach, Tübingen, Nürnberg und Erlangen. Die europäiſchen Annalen, die er mit dem Jahr 1795 anfieng, ſetzte er nun ununterbrochen bis an ſeinen Tod fort.

Poſſelt war von Natur ängſtlich und geneigt, gerne das Schlimmſte zu erwarten. Kein Wunder, daß ihm bei dieſer Gemüthsart die Verhaftung und der Proceß des edlen Generals Moreau, mit dem er in freundſchaftlichen Verhältniſſen ſtand, ſehr nahe gieng. Das Schickſal dieſes Freundes beſchäftigte ihn unaufhörlich, und erfüllte ſein Herz mit bangen Sorgen. Dieſe Furcht, und wahrſcheinlich noch einige andere Umſtände, erzeugten in ihm eine Melancholie und Unruhe, die ihn von einem Ort zum andern trieben. Am 10ten Jun. 1804 reiste er von Durlach, wo er wenige Tage zuvor von Nürnberg zurück gekommen war, in Angelegenheiten eines Anverwandten, von demſelben begleitet, nach Heidelberg. Am 11ten Jun. früh ſtürzte ihn wahrſcheinlich ein Schwindel, der ihn befiel, aus einem Fenſter des dritten Stockwerks herab in die Arme des Todes. Er hinterließ eine Gattin und zwei Kinder, eine Tochter von eilf, und einen Sohn von drei und einem halben Jahre. Der Knabe war Poſſelts höchſte Freude. Zwei Jahre war das Kind geſund und blühend, nach dieſer Zeit wurde es krank und blieb elend. Dieß trübte das Leben des Vaters ſehr, und trug zu ſeiner Melancholie nicht wenig bei. — Mehrere öffentliche Blätter ließen Poſſelt ein Vermögen von 80,000 Gulden hinterlaſſen, das größtentheils durch Schriftſtellerei erworben ſeyn ſollte, allein dieſe Angabe iſt mehr als um die Hälfte übertrieben.

So bekannt und geſchätzt Poſſelts Name im Auslande war, ſo wenig kannten ihn ſeine Mitbürger. Allenthalben lebte er verborgen und abgeſondert. Nicht aus Hochmuth, denn dieſer niedrige Trieb kam nicht in ſeine edle Seele; er kam vielmehr jedem, der ihn

beſuchte, war es auch der unanſehnlichſte Fremdling, mit einnehmender Freundlichkeit entgegen, und war es ein verſtändiger Mann, ſo unterhielt er ſich ſtundenlang mit ihm. — Auch nicht aus Unbeholfenheit, denn er wußte mit Leuten jedes Standes umzugehen. Er war der angenehmſte Geſellſchafter, dem es nie an Stoff zur Unterhaltung gebrach. Und doch hatte er mit keinem ſogenannten Vornehmen ſeines Wohnorts Umgang. Aus einem erlaubten edlen Zeitgeiz gieng er nicht aus, um keine Gegenbeſuche annehmen zu dürfen; vielleicht auch aus übertriebener Sparſamkeit! — Er nahm deshalb nie, um nicht wieder geben zu müſſen. Er war die Gefälligkeit ſelbſt; jede Bitte, und mußte er auch ein wichtiges Geſchäft oder eine liebe Bequemlichkeit darüber aufopfern, erfüllte er hurtig und mit Freuden. Seinen Freunden gab er ſich freudig in jeder Stunde des Tages hin, und ihnen ſchloß er auch das Allerheiligſte ſeiner Geſinnungen und Gedanken auf.

Von ſeinem Benehmen als Gatte und Vater nur ſo viel. Das Ernſteſte, Heiligſte ſeines Lebens war ihm ernſt und heilig. Für die Leiden der Mutter hatte er zarte Sorgfalt und inniges Mitleiden. Seine Begriffe von häuslicher Glückſeligkeit waren übrigens eigen; er ſuchte und fand ſie da nicht, wo andere ſie ſuchen und finden. Seine Kinder, und beſonders ſein Sohn, waren Poſſelts Erholung, Freude, und all das, was ihn beglücken konnte. Er lebte ganz in ihnen und für ſie. Stundenlang unterhielt er ſich mit dem Kleinen, und jede neue Entwicklung von phyſiſcher oder geiſtiger Kraft betrachtete der zärtliche Vater mit innigem Wohlgefallen.

Jacques Mallet du Pan.

Journaliſt in London.

Wer in den Zeiten politiſcher Gährungen Parthei nimmt, und die Sache derer, mit denen er's hält, ernſtlich und feurig vertheidigt, darf ſich freilich vom Gegentheil nichts anders verſprechen, als Haß und Verfolgung. Je mehr ihm Talente zu Gebote ſtehen, die er zum Beſten ſeiner Parthei anwendet, deſto mehr ſucht man gewöhnlich die Reinheit ſeiner Abſichten in Anſpruch zu nehmen. Mit vielen Politikern, welche die neuern Staatsveränderungen Frankreichs auf den Kampfplatz gezogen haben, theilt dieſes Loos auch Mallet du Pan. Empfehlung einer gemäßigten Monarchie war das Thema, das er mit aller Gewandtheit eines ſcharfſinnigen Kopfes, eines beleſenen und gewandten Schriftſtellers abhandelte. Seine politiſchen Diatriten wurden durch ganz Europa mit einer außerordentlichen Begierde geleſen, und daß er kein unglücklicher Beobachter geweſen ſey, bewies mehr als eine Wendung der Revolution, die ſein Scharfblick glücklich vorher ſah. Gieng auch er zuweilen in ſeinen Behauptungen zu weit, und wurde er ungerecht gegen ſeine Gegner, ſo bleibt er darum doch immer der merkwürdigen Männer einer, die auf die Achtung der Nachwelt gerechten Anſpruch machen können.

Mallet du Pan, aus Genf gebürtig, wurde im Jahr 1750 geboren. Er war aus einer alten Familie entſproſſen, welche dieſem ehemaligen Freiſtaate Magiſtratsperſonen, und der gelehrten Welt mehrere Schriftſteller und Docenten an höhern Lehranſtalten gab. Ueber der Geſchichte ſeiner Jugend hängt ein Dunkel, das wir nicht zerſtreuen können. Nach dem Berichte ſeines Landsmanns Sourbier (Hist. littér. de Géneve Tom. III. p. 295.) war er in frühen Jahren Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften in Caſſel; allein in andern Quellen findet ſich davon nichts, und namentlich führt ihn der emſige Literator Strieder in ſeiner heſſiſchen Gelehrtengeſchichte nicht auf. Er kann wenigſtens nicht ſehr lange in Caſſel geweſen ſeyn, denn ſchon im Jahr 1782 finden wir ihn wieder in ſeiner Vaterſtadt Genf, die damals durch innere Unruhen zerrüttet wurde. Schon um dieſe Zeit machte er ſich als witzigen Kopf und geiſtreichen Schriftſteller einen Namen; unter andern entwarf er ein Gemählde der Genfer Revolution, deren Augenzeuge er war, das ſich nicht unter den ephemeren Produkten jener Zeit verlor (Tableau histor. et polit. de la durnière Revolution de Géneve 1782, auch in Linguets politiſchen Annalen abgedruckt.

Von Genf wandte ſich Mallet du Pan noch im Jahr 1782 nach Paris, dem Anſcheine nach nicht ohne eine beſtimmte Veranlaſſung. Weil gerade damals Linguets Annalen durch die Gefangenſchaft ihres Herausgebers in der Baſtille eine Unterbrechung erlitten hatten, ſo übernahm er die Fortſetzung derſelben bis zum 13ten Febr. 1783, da Linguet ſie ſelbſt wieder zu beſorgen anfieng. Einmal an die politiſche

Journaliſtik gewöhnt, gab er nun eine eigene Zeitſchrift über die neueſten Weltbegebenheiten heraus (Memoires historiques, politiques et litteraires sur l'état présent de l'Europe), und als dieſe aufhörte, in derſelben Abſicht ein hiſtoriſch-politiſches Journal von Genf (Journal historique et politique de Géneve), das aber immer in Paris erſchien.

Beim Ausbruch der ſchrecklichen Kriſe in Frankreich, wodurch eine ganz neue Ordnung der Dinge herbeigeführt wurde, hatte Mallet du Pan einen vorzüglichen Antheil an der Direction des Mercure de France, einer Zeitſchrift, die damals noch von Hunderttauſenden geleſen wurde. Da ſeine Feder auch den hiſtoriſch-politiſchen Abſchnitt derſelben bearbeitete, ſo konnte es ihm an Gelegenheit nicht fehlen, durch Verbreitung geſunder Grundſätze um ein höchſt zahlreiches Publikum ſich verdient zu machen. Er ſetzte dieſe Arbeit bis zum Julius 1792, d. h. bis zur Endſchaft der Monarchie in Frankreich fort. Da jede Nummer des Journals neue Apologieen der Monarchie und bittern Tadel der Reformen enthielt, ſo war es jetzt die höchſte Zeit für ihn, Paris und ganz Frankreich zu verlaſſen. Vielleicht war er ſogar zu einem der erſten Opfer der Revolutionäre beſtimmt: denn am erſten Tage nach dem 20ſten Auguſt umringte der Pöbel ſeine Wohnung. Seine Bibliothek, ſeine Manuſcripte, unter welchen ſich eines über den politiſchen Zuſtand Europens vor der Revolution befand, und alles, was er ſich durch ſeine Schriftſtellerei erworben hatte, wurde in wenigen Augenblicken vernichtet, und wahrſcheinlich würde es ihm traurig genug ergangen ſeyn, wenn er nicht noch zu rechter Zeit entflohen wäre.

Er gieng zuerſt wieder nach Genf, bald darauf aber ſuchte er einen Zufluchtsort im Canton Bern, und fand ihn auf einige Zeit. Jetzt ließ er das bekannte Schreiben über die Begebenheiten zu Paris am 10. Aug. 1792 drucken, und nicht lange hernach ſeine berühmten Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution und die Urſachen, die ihre Dauer verlängern (Considérations sur la nature de la Revolution de France, et sur les causes qui en prolongent la durée.) In allen Ländern wurde dieſes merkwürdige Werk, das dem ſcharfſinnigen Beobachtungsgeiſte ſeines Verfaſſers auf immer zur Ehre gereicht, mit der größten Begierde geleſen, und zween deutſche Gelehrte (Gentz und Schatz) trugen es in unſre Sprache über. Burke ſoll geſagt haben, daß er beim Leſen dieſer Schrift ſie ſelbſt verfaßt zu haben geglaubt hätte, ſo übereinſtimmend fand er alles mit ſeiner Denkungsart.

Jetzt war Mallet einige Jahre ein ſtiller Beobachter der großen Ereigniſſe, die Schlag auf Schlag nach einander folgten, denn eine Schrift über die Gefahren, welche Europa drohen (sur les dangers qui menacent l'Europe), iſt untergeſchoben, obgleich ſein Name auf dem Titel ſteht. Im März 1796 aber gab er das erſte Stück einer politiſchen Korreſpondenz heraus, die nicht fortgeſetzt wurde. Im folgenden Jahre nahm er an dem bekannten Blatte la Quotidienne Antheil, und ſchrieb Briefe über die Revolutionen von Venedig und Genua, ſo wie über die Gefahren, die damals Portugal drohten. Aber eben dieſe Schriften waren die Veranlaſſung, daß Frankreich im Jahr 1797 bei den Ständen von Bern darauf drang, ihn zu verweiſen, ſo wie auch nachher

ſeine eigene Vaterſtadt Genf in ihrer Unterwürfigkeits-Acte den damaligen Herrſchern der franzöſiſchen Republik Mallet du Pans und d'Ivernois Verweiſung zuſicherte.

Nach dieſer Verbannung gieng er auf eine kurze Zeit nach dem ſüdlichen Deutſchlande, und dann nach London, wo er ſich in dem Hauſe ſeines Freundes, des als Deputirten bei der konſtituirenden National-Verſammlung bekannten Grafen Lally Tolendal, niederließ. Hier fieng er eine neue politiſche Zeitſchrift, den brittiſchen Merkur, an, den er regelmäßig fortſetzte. Die erſten Hefte enthalten eine intereſſante Geſchichte der Zerſtörung des Schweitzer-Bundes, die beſonders ins Deutſche überſetzt worden iſt. Bei Bearbeitung derſelben ſcheint das Gefühl des Schriftſtellers aufs höchſte geſpannt, und ſeine Phantaſie mit allen den Bildern ſelbſt umringt geweſen zu ſeyn, deren Schauderhaftes ihn jeden Augenblick überwältigte. Kein Wunder daher, daß auch ſein Vortrag nicht ſelten ins Düſtre ſpielt, in ungeregelte Metaphern ausbricht, und manche Periode mehr als einmal geleſen ſeyn will.

Die Regierung Bonapartes, der einige Jahre vorher an ſeiner Vertreibung aus der Schweiz gearbeitet hatte, ſchien ihm ein glücklicheres Schickſal für Frankreich zu weiſſagen, und ſeit der Zeit ſprach er auch in einem mildern Tone von den Angelegenheiten dieſes Reichs. Dieſe Aenderung, und der bald darauf im März 1800 angekündigte Entſchluß, dieſe Zeitſchrift aufzugeben, erregte manche ungegründete Vermuthung. Das Wahre iſt, daß der ſchlechte Zuſtand ſeiner Geſundheit ihn dazu nöthigte. Dieſe litt durch das engliſche Klima, und

ſeine Schwindſucht nahm jetzt ſo merklich zu, daß er nur allzuſehr fühlte, wie er täglich dem Grabe näher kam. Mit Ergebung in ſein Schickſal beſchäftigte er ſich jetzt mit Vorbereitungen zum Abſchiede von ſeiner Familie und ſeinen Freunden. Die Predigten ſeines Landsmanns Romilly über die Reſignation und die Unſterblichkeit der Seele waren jetzt ſeine Lieblingslectüre. Indeſſen glaubte er noch kurz vor ſeinem Tode, wieder einige Wahrſcheinlichkeit der Geneſung vor ſich zu ſehen. Noch am letzten Tage vor ſeinem Ende war er ſpatzieren geritten, und ungefehr eine Stunde vor demſelben hatte er gefrühſtückt, und mit Heiterkeit von der Hoffnnng zu geneſen geſprochen. Ein ſanfter Tod machte am 11ten März 1800 ſeinem Leben ein Ende. Er ſtarb mit der Gewißheit, daß für ſeine hinterlaſſene Frau und ſeine fünf Kinder geſorgt werden würde. Dieß hatte nicht nur die Regierung verſprochen, ſondern es trat auch eine Geſellſchaft zu einer beträchtlichen Subſcription zuſammen.

Bei allem dem, was ſeine Gegner geſagt haben, und ſo parador es auch ſeyn mag, daß ein geborner Republikaner und Proteſtant ein warmer Vertheidiger der Monarchie und des Katholicismus war, ſcheint ihn doch keinesweges der Verdacht zu treffen, daß er je aus Eigennutz für eine Parthey ſchrieb; ſeine Werke ſprechen für die innige Ueberzeugung von den Grundſätzen, die er verfolgt, ſo wie ſeine obgedachten Aeußerungen über Bonapartes Regierung, die ihn damals in England bei den Machthabern nicht beliebt machen konnten, für ſeine Unpartheilichkeit und Wahrheitsliebe.

Johann Baptiſta Homann.

Römiſch Kaiſerlicher Geograph.

Homanns Verdienſte um die Geographie, und das deutſche Landcharten-Weſen ſind allgemein bekannt und entſchieden. Er legte den erſten Grund zu einem Gebäude, das zwar nicht mehr in dem Glanze, wie in der Mitte des 18ten Jahrhunderts, daſteht, aber immer auf Deutſchlands Achtung und Dankbarkeit vollgültigen Anſpruch haben wird. Wenn man nemlich auch nicht in Abrede ſeyn kann, daß die Homanniſche Offizin in Nürnberg bei ihrer Entſtehung mehr auf Vollſtändigkeit der Chartenſammlung und auf Wohlfeilheit der einzelnen Blätter, als auf innern Werth und richtige Ausführung der letztern bedacht war, ſo beförderte ſie doch ſchon durch die angeführten Umſtände das Studium der Geographie in Deutſchland ungemein.

Homann wurde am 20ſten März 1663 zu Kamlach, einem großen Dorfe in der Herrſchaft Mindelheim in Schwaben, von römiſch-katholiſchen Aeltern geboren. Er ſollte Dominikaner werden, verließ aber das Kloſter nach einigen Jahren, und trat in Nürnberg zur proteſtantiſchen Kirche über. Hier ſuchte er ſein Fortkommen erſt als Notarius, dann trieb ihn ſeine Neigung zu dem Kupfer- und Schriftſtechen. Er arbeitete für Jakob van Sandrat und für David Funke, beſonders allerhand Landcharten, wodurch er

ſo rühmlich bekannt wurde, daß man ihn gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts nach Leipzig berief, um dort die Landcharten zu des berühmten Cellarius alter Geographie (Notitia orbis antiqui) zu ſtechen. Er übernahm dieſe Arbeit und vollendete ſie zu Cellarius Zufriedenheit; dann kehrte er nach Nürnberg zurück.

Nach manchen ähnlichen Vorarbeiten (z. B. den Charten zu Scherers Atlas novus VII Tom. Aug. Vindelic. 1710. 4.) betrat er die damals im Ganzen freilich noch leichtere, aber für einen bloßen Schrift- und Chartenſtecher immer ſchwierige Bahn, ſelbſt Charten zu entwerfen, zu zeichnen und zu ſtechen. Homann beſaß manche mathematiſche und aſtronomiſche Kenntniſſe, und ſeine vorherige Beſchäftigungen hatten ihm auch geographiſche gegeben. Er trat zuerſt im Jahr 1702 mit einer Charte des Kriegsſchauplatzes in Italien (Belli typus in Italia) hervor, und der Beifall des Publikums machte ihm zu den Verfertigungen ähnlicher Arbeiten Muth. Es erſchienen nun von dieſem Jahre an bis zu ſeinem Tode gegen 200 Charten von ihm ſelbſt oder unter ſeiner Aufſicht gezeichnet und geſtochen. Schon im Jahr 1716 hatte er den Groſſen Atlas über die ganze Welt (126 Blatt in gr. Folio, von denen aber mehrere für Titel, Index, aſtronomiſche Charten, Grundriſſe und Curioſa abgehen) vollendet. Außer einigen Originalcharten (wie z. B. Zollmanns Hydrographia Germaniae, Nells Poſtcharte von Deutſchland, Müllers Mähren, Majers Wirtemberg, Lauterbachs Ulmer-Gebiet, die Charte von Salzburg und andern) ſind die übrigen mehrentheils Reductionen größerer Charten oder Kopien von Viſchers, de l'Isle's,

deFer's und andern Blättern. Gottſchling, Junker, Gregori (Meliſſantes) Hübner und vorzüglich Doppelmayer ermunterten und unterſtützten ihn. Letzterer ſchrieb eine Einleitung zur Geographie für dieſen Atlas, die auch nach damaliger Behandlungsart dieſer Wiſſenſchaft nur mittelmäßig abgefaßt iſt und auch bei der neuen ſehr veränderten Auflage (1760) keinen Beifall erhielt. Gemeinnütziger war ſein methodiſcher Atlas für die Jugend in 18 Charten, den er im Jahr 1719 herausgab, und welcher der Hübneriſchen Methode angepaßt war.

Homann lieferte auch kleine Globen, Armillar-Sphären, und eine künſtlich eingerichtete geographiſche Univerſal-Zeig- und Schlaguhr. Unter Doppelmayers Beiſtand unternahm er einen aſtronomiſchen Atlas, der aber erſt nach ſeinem Tode ganz vollendet mit Doppelmayers Einleitung in die Sternkunde (1742) erſchien. Er war überhaupt nicht bloß Kupferſtecher, der die Zeichnungen anderer geſchickt nachzuſtechen wußte, ſondern er hatte auch außer ſeinen Kenntniſſen in der Geographie und Aſtronomie eine lebhafte Erfindungskraft, wie ſeine wohlangebrachten Nebenwerke auf den Landcharten hinlänglich zeigen. Die unermüdete Thätigkeit des Mannes, der feſte Gang, der die Ausführung ſeines Plans auszeichnete, der anerkannte Nutzen, der ſein Unternehmen für die Welt hatte, blieben nicht unbelohnt. Die Königl. Societät der Wiſſenſchaften zu Berlin nahm ihn 1715 zu ihrem Mitgliede auf. Kaiſer Karl der Sechste ernannte ihn zu ſeinem Geographen und beehrte ihn mit einer Medaille und Gnadenkette in eben dem Jahre. Peter der Große überſandte ihm im Jahr 1722 ähnliche Eh-

rengeſchenke, und machte ihn zu ſeinem Agenten. Er ſtarb den 1. Jul. 1724 in einem Alter von 61 Jahren.

Homann hinterließ ſein Inſtitut in ſehr blühenden Umſtänden, denn ſeine raſtloſe Thätigkeit hatte demſelben ſowohl Feſtigkeit als Anſehen verſchafft. Die Erbendes verdienten Mannes behaupteten noch lange den Ruhm, zu dem er einen ſo dauerhaften Grund gelegt hatte. Ihre Sorgfalt gieng vornemlich dahin, die täglichen Erweiterungen der Erdkunde zu innerer Vervollkommnung der Charten durch thätige Gelehrte zu benutzen. Manches Blatt, zu dem der gute Rektor Hübner den Rath gegeben, und das Homann fleißig einer franzöſiſchen Charte nachgeſtochen hatte, machte jetzt einem andern Platz, welches einſichtsvolle Geographen ihres Beifalls und ihrer Erklärung werth halten konnten. Welchem Geographen ſind die Namen eines Doppelmayer, Haaſe, Böhme, Franz, Lowitz, Mayer und in der Folge Güſſefeld u. a. m. unbekannt, die den Schatz ihrer mathemathiſchen und geographiſchen Kenntniſſe zu der Verbeſſerung der homanniſchen Charten anwendeten. Seit 1702 bis 1764 erſchienen gegen 600 Stück derſelben und unter dieſen viele brauchbare und manche vorzügliche. In den neueſten Zeiten ſcheint die Thätigkeit der Homanniſchen Offizin nicht mehr ſo groß, als ehemals zu ſeyn. Dieſer Anſchein läßt ſich ſehr füglich, ohne andere Nebenumſtände in Betracht zu ziehen, aus der Vervielfältigung ähnlicher Inſtitute erklären, welche die ſchneller als jemals fortſchreitende Ausbildung der Erdkunde und die allgemeiner verbreitete Liebe zu dieſer Wiſſenſchaft fordern.

Johann Michael Franz.

Profeſſor der Geographie in Göttingen.

Das Werk, das Homann unternommen hatte, ſetzte Franz mit Verſtand und Einſicht fort. Er war der Sohn eines unbegüterten Hutmachers aus Oehringen, und am 14ten Sept. 1700 geboren. Die Armuth ſeiner Eltern ſchien es nicht zu erlauben, daß er ſich, ſeinem Wunſche gemäß, den Wiſſenſchaften widmen könnte. Allein er fand Gönner, die ihn unterſtützten, und ſo konnte er im Jahr 1721 von dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt nach Halle gehen, wo er die beſte Gelegenheit fand, auf den zu Hauſe gelegten Grund weiter fortzubauen.

Um eben dieſe Zeit ſtudirte Homanns jüngerer Sohn in Halle die Medizin. Franz lernte ihn kennen und hörte gemeinſchaftlich mit ihm Wolfs mathematiſche Vorleſungen, wodurch er bald ſeiner Beneficien auf dem Waiſenhauſe verluſtig ward, ein Umſtand, ohne den er vielleicht die ihm angetragene Präparation zu einer Miſſion nach Malabar nicht ausgeſchlagen hätte. In der Folge erleichterte ihm ein Herr von Kaliſch aus dem Wirtembergiſchen, durch deſſen Verwandte Franz einſt ſeine Beförderung zu erhalten hoffte, und

bei dem er die Stelle eines Freundes und Führers erfüllte, die Gelegenheit, während ſeines dortigen neunjährigen Aufenthalts erſt die Rechte, dann die Arzneikunde zu ſtudiren. Er begleitete denſelben nach Stuttgardt, gieng dann nach Dünkelsbühl, und bewarb ſich um die juriſtiſche Praxis, — aber unvermuthet erhielt ſein Lebensplan eine andere Richtung.

Der jüngere Homann, welcher die väterliche Landcharten-Offizin geerbt hatte, wünſchte die Talente ſeines ehemaligen Univerſitätsfreundes Franz für dieſes Inſtitut zu benutzen, und berief ihn deswegen im Jahr 1730 zu ſich nach Nürnberg. Es hatten ſich bald nachher für Franz gute Ausſichten zu einer künftigen Beförderung durch die von kaliſchiſche Familie eröffnet. Sie wurden ihm aber durch Zufall oder durch Homanns Veranlaſſung, dem er unentbehrlich geworden war, ſo lange verheimlicht, bis es zu ſpät war, ſich ihnen zu überlaſſen. Homann ſtarb noch in dem nemlichen Jahre (am 21ſten Nov. 1730), und ſetzte Franz zum Miterben der Offizin und Handlung ein. Von dieſem Augenblicke bemühte dieſer ſich unausgeſetzt, ſo lange er Theilnehmer dieſes geographiſchen Inſtituts war, die Projection der Charten zu verbeſſern, alles Kopiren und Reduciren möglichſt zu vermeiden und nur Originalzeichnungen von vorzüglichem Werth dem Stiche zu übergeben. Der Profeſſor Haaſe in Wittenberg bearbeitete nun manches brauchbare Blatt für die Homanniſche Offizin, und benutzte die ſtereographiſche Projection zuerſt häufiger. Franz zog Lowitz und Tobias Mayer, beide zum Theil Autodidakten und beide durch ihre Verdienſte berühmt, nach Nürnberg.

Jetzt erlebte die Homanniſche Offizin ihre glänzendſte Periode. Die Mitwirkung ſo ausgezeichneter Köpfe veranlaßte den für die Ausbildung der geographiſchen Wiſſenſchaften unverrückt thätigen Franz, den Plan zu einer Kosmographiſchen Geſellſchaft zu entwerfen. Ihr Mittelpunkt ſollte anfangs die Homanniſche Landcharten-Offizin und Handlung ſeyn. Um die Wichtigkeit der Arbeiten dieſer Geſellſchaft für die Erdkunde ſogleich unleugbar zu bethätigen, und vielleicht auch um die Koſten der bisherigen Verbeſſerungen und der künftigen Entwürfe der homanniſchen Offizin zu decken, kündigte dieſe dreifüßige ſehr verbeſſerte Erd- und Himmelskugeln auf Pränumeration für 500 Gulden, und zugleich eine Prachtausgabe derſelben mit ſilbernem Horizont und Meridian für 2000 Thlr. an. Es fanden ſich auch Pränumeranten. Die Kosmographiſche Geſellſchaft hatte inzwiſchen 1749 dem Kaiſer Franz dem Erſten ihre Abſichten vorgetragen, und ihm darauf ihre für Geographie und Aſtronomie reichen: Kosmographiſchen Nachrichten und Sammlungen auf das Jahr 1748 dedicirt, worauf ſie von dem Kaiſer 200 Dukaten zu „Beſtreitung der Akademieprivilegien" erhielt. Wie wohlthätig und wie belehrend würde nicht die Realiſirung einer ſolchen Akademie für Deutſchland zunächſt geworden ſeyn! Mit ihr ſollte ein Landmeſſungs-Comptoir verbunden werden. Allein der ganze Plan kam eben ſo wenig zu Stande, als die großen Kugeln, zu deren baldiger Vollendung in einer dritten Ankündigung (1753) den Subſcribenten Hoffnung gegeben, auch noch Mehrern, gegen einen auf 500 Thlr. erhöhten Pränumerationspreis beizutreten geſtattet wurde. In eben dieſem Jahre erſchien der

deutſche Staatsgeographus, dem eine brauchbare Abhandlung Lowitzens über richtige Vermeſſung der Länder beigefügt iſt, und der manche nützliche Vorſchläge zu einer methodiſchen Vervollkommnung der Erdbeſchreibung enthält. Das Ganze war zu Erweckung einer lebhaftern Unterſtützung der Kosmographiſchen Entwürfe von Seiten der deutſchen Fürſten und Obrigkeiten beſtimmt, erreichte aber ſeinen Endzweck nicht.

Tobias Mayer war ſchon im Jahr 1751 nach Göttingen berufen. In einigen Jahren folgten ihm auch Lowitz und Franz, der indeſſen Naſſau-Oraniſcher Rath und Geograph, des fränkiſchen Kreiſes Geograph, und der deutſchen Geſellſchaft in Göttingen Ehrenmitglied geworden war. Seitdem er als Profeſſor der Geographie nach Göttingen gegangen war, befanden ſich die dirigirenden Mitglieder der Kosmographiſchen Geſellſchaft wieder beiſammen. Aber Franzens mannigfaltige und weitausſehende Plane gediehen auch hier zu keiner Reife, und durch übles Haushalten machte er ſich mannigfaltigen Verdruß. Im Jahr 1759 überließ er den Antheil, den er an der Homanniſchen Offizin hatte, ſeinem Bruder, und am 11ten Sept. 1761 ſtarb er. Wäre ſeinen frühern Entwürfen mehr Feſtigkeit, oder ſeinen ſpätern mehr Freundſchaft und Ausdauer beigetreten, ſo würde vielleicht ein noch reicherer Ertrag ſeiner verdienſtvollen Bemühungen um die Erweiterung der Erd- und Weltkunde entſprochen haben.

Johann Georg Hager.
Rektor in Chemnitz.

In zweifacher Hinſicht hat ſich Hager um ſein Zeitalter verdient gemacht; als ein einſichtsvoller Schulmann und als Beförderer des geographiſchen Studiums unter den Deutſchen. Die Baſis, auf welche er als Jugendlehrer baute, war ein gründliches Studium der Alten, mit denen er ſelbſt eine ſehr vertraute Bekanntſchaft hatte. Ihm ward die Freude, aus ſeiner Schule viele gründlich gelehrte Männer hervorgehen zu ſehen, und namentlich war er derjenige, der unſern großen Heyne zuerſt mit dem klaſſiſchen Alterthum bekannt machte. Haben die neuern Fortſchritte in der wiſſenſchaftlichen Kultur, und beſonders die durchaus verbeſſerte Form des geographiſchen Studiums, Hagers Verdienſte ins Dunkel geſtellt, ſo iſt es um ſo mehr Pflicht ihm einen Denkſtein zu errichten, da die vereinigten Bemühungen mehrerer ſo wackerer Schulmänner, als er einer war, den hellen Tag herbei geführt haben, deſſen wir uns erfreuen.

Hagers Geburt ließ auf keine Weiſe ahnden, daß er einmal ein berühmter Mann werden würde. Er war der Sohn eines ſehr armen Dorfbewohners, der neben der Schneiderey auch die Zolleinahme in dem Bayreuthiſchen Dorfe Oberkotzau verſah. Hier wurde unſer Johann Georg am 24. März 1709 geboren,

und äußerſt kümmerlich erzogen. Den erſten Unterricht in der Religion, im Rechnen und Schreiben empfieng er theils von ſeinem Vater ſelbſt, theils in der Schule ſeines Geburtsorts, die er aber nur im Winter beſuchen konnte, weil er im Sommer das Vieh weiden und ſeinen Aeltern aufs Feld folgen mußte. Zu ſchwach indeſſen zu ländlichen Arbeiten, ſah ſich ſein Vater aufgefordert, ihn, da er auf der andern Seite viel Lernbegierde zeigte, nach Rehau in die Schule und bald nachher zu ſeinem mütterlichen Großvater nach Cautendorf zu ſchicken, wo ihn der Pfarrer Schaller mit den Elementen der Latinität bekannt zu machen ſuchte. Von da kam er zwar zu ſeinem Vater zurück, erhielt aber von ihm, weil er ſich äußerſt ungeſchickt bei der Arbeit anließ, und beim Abmähen der Früchte mit der Sichel ſich einmal beinahe einen Finger abhieb, die Erlaubniß, als ein Knabe von 12 Jahren um die Aufnahme in das Gymnaſium in Hof anzuſuchen.

Dürftig an Kenntniſſen, aber voll Eifer etwas zu lernen, kam er dahin, und ſuchte faſt ein Jahr lang von einigen Gymnaſiaſten, die weitere Fortſchritte gemacht hatten, ſo viel zu lernen, daß er mit Nutzen die öffentliche Schule beſuchen konnte. Nach dieſer Vorbereitung genoß er den gemeinſchaftlichen Unterricht einiger geſchickten Lehrer, unter deren Leitung er in den alten Sprachen bald bedeutende Fortſchritte machte.

Von allen Hülfsmitteln entblößt, die wiſſenſchaftliche Laufbahn beſtändig zu verfolgen, beſchloß Hager ſich der Schreiberei zu widmen. Gerne entſagte er aber dieſem Plan, als ihm einige redliche Männer, die ihn jetzt ſchon um ſeiner Kenntniſſe willen ſchätzten, ihre Hülfe zuſicherten. Beſonders nahm ſich der Pro-

feſſor

feſſor Kapp ſeiner an, und dieſer ſorgte auch dann noch väterlich für ihn, als er im Jahr 1730 die Akademie zu Leipzig bezog; er verſchaffte ihm ein churfürſtliches Stipendium und den Freitiſch, und ſetzte ihn dadurch in den Stand, ſich zu dem gelehrten Manne zu bilden, der er durch den Unterricht ſeiner Lehrer geworden iſt. Seine akademiſchen Studien beſchränkten ſich nicht blos auf die Vorbereitung zu einer künftigen Predigerſtelle, ſondern mit dem fortgeſetzten Studium der alten, verband er auch die Erlernung der neuern Sprachen, der Mathematik, Phyſik und Geſchichte. Auf Kapps Ermunterung nahm er 1735 die höchſte Würde in der Weltweisheit an, ſuchte nun durch die Herausgabe einiger Schriften und durch Ertheilung von Unterrichtsſtunden ſeinen Unterhalt zu gewinnen, und fieng 1738 an, als akademiſcher Docent Kollegien zu leſen.

Die ſehr beſchränkte Lage, in der Hager leben mußte, war Urſache, daß er ſehnlichſt wünſchte, ein Amt zu bekommen, welches ihm einen ſichern Unterhalt gewährte. Auf Vorſprache Löſchers, dem er ſich durch die Beſorgung der theologiſchen Annalen empfohlen hatte, hoffte er als Konrektor nach Zeitz zu kommen. Da ſich dieß aber verzog, gieng er auf den Rath eines Freundes mit Empfehlungsſchreiben von Löſcher nach Chemnitz, hielt um das erledigte Rektorat an, und erhielt es im Junius 1741. Gleich darauf ſchlug er den nun erhaltenen Ruf nach Zeitz aus.

Mit dem Geſchäfte des Lehrers, der mehr durch Liebe und Freundlichkeit, damals als eine ſehr gewöhnlich harte Schuldiſciplin zu nützen glaubte, verband er eine fortdauernde ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. In ſeinen zahlreichen Schulſchriften verbreitete er ſich über mannigfal-

tige Gegenſtände aus der alten und neuen Literatur mit Einſicht und Sachkenntniß; er beſorgte eine ſehr brauchbare Herausgabe der Ilias und Odyſſee, gab eine Göttergeſchichte der Griechen und Römer und mehrere andere Lehrbücher zum Schulgebrauch heraus. Noch größer ſind ſeine Verdienſte um die Erdbeſchreibung, deren gelehrtes und Schulſtudium ihm mehrere ſchätzbare Hülfsmittel verdankte. Seine Ausführliche Geographie (in 3 Theilen, Chemnitz 1746—1751) erlebte vier Auflagen, und ſeine kleine Geographie für Anfänger (Chemnitz 1755) wurde im J. 1775 noch einmal aufgelegt. Als gelehrter Kenner des geographiſchen Studiums und der Literatur deſſelben zeigte er ſich am vortheilhafteſten in ſeinem geographiſchen Bücherſaal, den er in einzelnen Heften herausgab, deren vom Jahr 1766 bis 1778 dreißig erſchienen. Nachrichten und Urtheile von alten und neuen geographiſchen Büchern und Landcharten, Lebensbeſchreibungen berühmter Geographen, und allerhand einzelne zur Erweiterung und Verbeſſerung der Geographie gehörige Anmerkungen machen den Inhalt aus. Die alte Geographie iſt vorzüglich gut bearbeitet.

Wenn man 36 Jahre lang als Erzieher der Jugend nützlich geworden iſt, mit ſeinem Pfunde treulich gewuchert, ſich um ſeine Zeitgenoſſen überhaupt verdient gemacht, und beſtändig den Charakter eines rechtſchaffenen Mannes behauptet hat, ſo kann man ſein Haupt ruhig zur ewigen Ruhe niederlegen. Mit dieſem erheiternden Rückblick in das verfloſſene Leben ſtarb Hager am 17. Auguſt 1777.

Friedrich Wilhelm von Bauer.

Ruſſiſcher General-Lieutenant.

Bauer war der Sohn eines Oberförſters zu Biber im Hanauiſchen, und ums Jahr 1730 geboren. Nicht lange blieb man in Anſehung ſeiner natürlichen Neigungen zweifelhaft, denn ſchon im Knaben ſah man den künftigen Mann; Zeichnungen, Riſſe, Fortifications-ähnliche Ideen auf das Papier und in den Sand zu kritzeln, war ſein liebſtes Geſchäft. Es fehlte ihm nicht an Gelegenheit, ſein Talent auszubilden, und ſchon im Jünglingsalter fand er an dem Landgrafen Wilhelm dem Achten von Heſſen-Kaſſel einen Beförderer ſeiner mathematiſchen Studien. Nachdem er den Kurſus abſolvirt und ſich die nöthigſten Kenntniſſe erworben hatte, wurde er als Geometer in Dienſte genommen.

Als im Jahr 1755 ein Korps Heſſen-Kaſſeliſcher Truppen der Krone England gegen Frankreich zum Dienſte überlaſſen wurde, und zur Verſtärkung der engliſchen Landmacht nach England marſchirte, gieng Bauer als Feuerwerker der heſſiſchen Artillerie mit. Um ſich zu empfehlen, ſchickte er fleißig Riſſe von dem Lager der Heſſen in England ein, die vielen Beifall fanden, und ihn zu dem Grade eines Stückjunkers beförderten. Bald nach dem Ausbruche des ſiebenjährigen Krieges (1757) kam er mit den heſſiſchen Regimentern ins Vaterland zurück, und begleitete ſie in die Gegend von Hameln, wo ſie einen Theil der Obſervationsarmee ausmachten. Bald erkannte man ſeine Fähigkeit zu Ge-

ſchäften, und vertraute ihm mancherlei wichtige Unternehmungen. Als Ingenieurkapitain befand er ſich bei dem Prinzen Karl von Bevern, und mußte die Anſtalten zur Belagerung des Schloſſes Marpurg machen, und die Attaken darauf leiten helfen. Als der Held Ferdinand das Kommando der alliirten Armee übernahm, eröffnete ſich für Bauern ein neues Feld, wo er ſeine Talente beweiſen konnte. Der Herzog nahm ihn als Generaladjutanten und Ingenieur ins Hauptquartier, und würdigte ihn ſeines beſondern Vertrauens. Bauer errichtete ein eigenes Korps, das als Pionniers in der Armee gute Dienſte leiſtete, und im Jahr 1759 wurde er unter dem Charakter eines Majors Chef eines Huſaren-Korps, welches er aus der Kontributionskaſſe, zum Dienſte der alliirten Armee, zu errichten die Erlaubniß erhielt. Als dieſes Korps im Jahr 1761 dem König von Preußen geſchenkt wurde, ertheilte ihm der Monarch den Adel, und erklärte ihn zum Oberſten. In eben dieſem Jahre wurde er bei der Belagerung von Ziegenhayn ſchwer verwundet, und bei einem Scharmützel gerieth er den Franzoſen in die Hände, erhielt aber nach einer kurzen Gefangenſchaft ſeine Freiheit wieder.

Die Dienſte im Hauptquartier des Herzogs Ferdinand, vornemlich als Generalquartiermeiſter der Armee, ſetzte Bauer beſtändig fort, bis die ſiebenjährige blutige Fehde (1762) geendigt war.

Der Friede verſetzte Bauern in den Stand der Ruhe. Denn als das Huſarenkorps, welches er kommandirte, reduzirt wurde, verließ er die preußiſchen Dienſte, und begab ſich auf ſein Gut, das er in der Gegend von Frankfurt am Mayn gekauft hatte. Bei-

der Muße, die er jezt genoß, bearbeitete er die Kriegsgeſchichte des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig mit Kupfern und Plans (Histoire militaire de S. A. S. Msgr. le Princ Ferdinand, Duc de Brunsvic, enrichie des Cartes et de Plans) allein das Werk kam nicht völlig zu Stande. Nur die prächtigen Plans und Charten ſind öffentlich bekannt geworden.

Bauer wurde der Ruhe wieder entzogen, als ihn die ruſſiſche Kaiſerin Katharina die Zweite, die durch den Grafen von Czernichef auf ihn aufmerkſam gemacht wurde, im Jahr 1769 als Generalquartiermeiſter und Generalmajor in ihre Dienſte rief. In der Einſamkeit waren ſeine Ideen über wichtige Gegenſtände der Landeskultur zur Reife gediehen, und in Rußland fand er Gelegenheit, ſie im Großen zu realiſiren. Zuerſt aber ſollte er ſich im Felde Lorbeern ſammeln, und das that er (1770) in einem Feldzuge gegen die Türken; er führte die Avantgarde des ruſſiſchen Heers, vertrieb die Feinde am Pruth, und hatte einen rühmlichen Antheil an der Schlacht bei Jſallin. Die Kaiſerin belohnte ſeine Verdienſte mit dem St. Annen- und St. Georgenorden, und mit den eingezogenen beträchtlichen Gütern des Grafen von Oſtermann. Bald darauf that er der Monarchin wichtige Vorſchläge zur Verbeſſerung und Aufnahme der Salzwerke in den ruſſiſchen Staaten; ſie erhob ihn daher zum Direktor aller Salzwerke in den Gegenden von Novogrod, mit einem jährlichen Gehalt von 6000 Rubel. Als er die notwendigſten Verfügungen getroffen hatte, gieng er wieder zur Armee ab, wurde Generallieutenant, und erlangte manche bedeutende Vortheile über die Feinde. Die Früchte ſeiner Beobachtungen und Erfahrungen, die

er in den Feldzügen gegen die Türken ſammelte, theilte er der Welt nicht allein in einer gehaltreichen Schrift mit (Mémoires histor. et géogr. sur la Valachie 1778); ſondern er edirte auch im Jahr 1782 auf ſeine Koſten einen vortrefflichen geographiſchen und militairiſchen Atlas zur Kenntniß des Krieges zwiſchen den Ruſſen und Türken in 7 Blättern.

Große Unternehmungen, die er mit ſeltener Thätigkeit und Einſicht anfieng und zum Theil glücklich ausführte, geben ihm die gerechteſten Anſprüche auf ein ehrenvolles Andenken. Die vornehmſten derſelben ſind: Die Verbeſſerung des Ladoga-Kanals; eine Waſſerleitung von Petersburg nach Sarskoe Selo; die Verbeſſerung des Cronſtädter Hafens; der angefangene Bau eines prächtigen dreifachen Hafens bei Dinamünde ohnweit Riga; die Vereinigung des ſchwarzen Meers mit der Oſtſee durch einen Kanal zwiſchen der Düna und dem Dnieper; die Waſſerleitung nach Moskau, und der Bau eines prächtigen Arſenals daſelbſt; der Plan, wo an den Grenzen Rußlands Feſtungen angelegt werden können, und ihre Einrichtung; ein Entwurf zur Errichtung großer Salzwerke in verſchiedenen Gegenden Rußlands, nach den von ihm zu Stara errichteten Salzwerken; ein Plan zur Errichtung eines hydrauliſchen Korps, und der Wegbau in ganz Rußland. Eben als er damit beſchäftigt war, die Stadt Moſkau mit reinem Waſſer zu verſehen, und den Fontanaka-Kanal zu vertiefen, ereilte ihn der Tod zu St. Petersburg am 4ten Febr. 1783. Die Kaiſerin beklagte den Tod dieſes unerſetzlichen Mannes, und ehrte ſein Andenken durch ein marmornes Monument.

Wilhelm de l'Isle.

Erſter Geograph des Königs von Frankreich.

Der erſte Geograph ſeiner Zeit und der Wiederherſteller der Geographie in Europa, ſtammte aus einer Familie, die ſich um die Wiſſenſchaften in verſchiedener Hinſicht ſehr verdient gemacht hat. Sein Vater, Claude de l'Isle war der Sohn eines Arztes zu Vaucouleurs in Lothringen, wo er am 5. Nov. 1644 geboren wurde. Er ſtudirte zu Pont a Mouſſon, und wurde Doktor der Rechte und Advokat. Weil er aber an dieſem Studium keinen Geſchmack fand, ſo widmete er ſich von nun an ganz dem Studium der Geſchichte und Erdbeſchreibung, und erwarb ſich darinn einen Schatz gemeinnützlicher Kenntniſſe. Lange ertheilte er in Paris Unterricht in beiden Wiſſenſchaften, und erwarb ſich Beifall und Achtung. Der Herzog von Orleans, welcher nach dem Tode Ludwigs des Vierzehnten Regent von Frankreich wurde, der Kanzler d'Agueſſeau und eine Menge anderer Perſonen waren ſeine Schüler. Seine Vorleſungen über die Geſchichte richtete er immer nach den Bedürfniſſen ſeiner jedesmaligen Zuhörer ein; je nachdem dieſe ſich der Politik, oder der Kriegskunſt, oder der öffentlichen Ver-

waltung, oder dem Handel u. ſ. w. widmeten, theilte er ihnen das für ſie vorzüglich Nöthige mit. Er ſtarb am 2. May 1720, und aus ſeinen hinterlaſſenen Manuſcripten gab Lancelot einen Abriß der allgemeinen Weltgeſchichte (Abrégé de l' histoire universelle VII. Vol. a la Haye 1731) heraus, über deſſen Ausarbeitung der Verfaſſer den größten Theil ſeines Lebens zugebracht haben ſoll. Man verſichert, er habe die Geſchichte weit beſſer gelehrt als geſchrieben.

Es iſt eine ziemlich ſeltene Erſcheinung, daß ein Vater, der ſich ſelbſt in der wiſſenſchaftlichen Laufbahn auszeichnete, vier Söhne hat, welche ſich um die Wiſſenſchaften verdient machten. In dieſem Falle war Claude de l'Isle. Sein Sohn Simon de l'Isle de l'Herissel ſtarb zu früh, um ſich in der gelehrten Welt als Geſchichtforſcher (dieß war die Wiſſenſchaft, der er ſich vorzüglich gewidmet hatte,) ſo bekannt zu machen, wie er es bei einem längern Leben gethan haben würde. Louis de l'Isle de la Croyere war ein ausgezeichneter Aſtronom, der ſich um die Geographie durch ſeine Entdeckungsreiſen und aſtronomiſchen Obſervationen verdient machte. Joſeph Niclas de l'Isle war einer der erſten Aſtronomen ſeiner Zeit, der, ſich auch um die Geographie wichtige Verdienſte erwarb. Und auf eben dieſer Laufbahn ſammelte ſich auch Wilhelm de l'Isle unvergängliche Lorbeeren.

Dieſer Letztere wurde am letzten Februar 1675 zu Paris geboren. Den erſten Unterricht erhielt er von ſeinem Vater, der es ſich zu einer angenehmen Pflicht machte, bei der Bildung ſeiner Söhne ſelbſt Hand an das Werk zu legen. Wilhelm verrieth bald ein

entſchiedenes Talent für das Studium der Geographie und die damit verwandten Wiſſenſchaften. Schon in einem Alter von 9 bis 10 Jahren war er im Stande, verſchiedene Charten über die alte Geſchichte zu zeichnen, und ſeine ſchnellen Fortſchritte berechtigten zu Erwartungen, die er in der Folge vollkommen befriedigte. Glücklicherweiſe lebte er in einer Zeit, die an neuen Entdeckungen ſehr fruchtbar war, und welche er ſich gut zu Nutze zu machen wußte, um daraus die unzähligen Fehler zu verbeſſern, welche man damals in geographiſchen Werken antraf. Eine Charte von der Erdkugel, Charten von Europa, Aſia, Afrika und Amerika, eine Charte von Italien, von dem alten Afrika, von Karthago an bis an die Meerenge von Gibraltar, eine Erd- und Himmelskugel, waren die erſten Früchte, die von ſeiner Arbeit ans Licht traten. Sie kamen im Jahr 1700 heraus, als er erſt 25 Jahre zählte, und waren dem Herzog von Orleans zugeeignet. Das mittelländiſche Meer, welches ſo bekannt hätte ſeyn ſollen, war es doch ſo wenig, daß man ihm bis auf dieſe Zeit eilfhundert (franzöſiſche) Meilen in die Länge gab, ſtatt daß de l'Isle fand, es habe deren nicht mehr als 860. Aſien ward gleichfalls um 500 Meilen abgekürzt.

Schon damals gab es Menſchen, die das Verdienſt ſeines wohlverdienten Ruhmes berauben, und erndten wollten, wo ſie nicht geſäet hatten. De l'Isle's Charte von der Erdkugel wurde nachgeſtochen; er belangte den Nachſtecher, und nach einem ſechsjährigen Prozeß wurde er berechtigt, deſſen Kupferplatte zu zerbrechen. Er verfuhr indeſſen gelinder mit ihm, und begnügte ſich damit, ihm alles Geographiſche von derſelben wegſchaben zu laſſen. Die Platten ſelbſt

und die Zierrathen, welche auf derſelben waren, ließ er ihm. Er wollte eine Einleitung in die Geographie herausgeben, und darin die Gründe der Aenderungen darlegen, welche er auf ſeinen Charten vorgenommen hatte. Andere Arbeiten hinderten ihn, dieſes Werk ganz auszuarbeiten.

De l'Isle, welcher der Geographie in allen ihren verſchiedenen Zweigen nachfolgen wollte, lieferte nach der allgemeinen Charte von der Welt, andere von einzelnen Ländern, die deſto mühſamer waren. Die Zahl aller von ihm verfertigten Charten beläuft ſich auf 90; unter dieſen zeichnet ſich beſonders aus: ſeine Monde connu aux Anciens; ſeine Charten von Italien, Griechenland, von den afrikaniſchen Bisthümern, die ſich vor einer neuen Ausgabe des Optatus Milevitanus befindet; eine Charte des griechiſchen Reichs im Mittelalter nach der Beſchreibung, die der Kaiſer Konſtantin Porphyrogeneta im 10ten Jahrhunderte verfertigte; noch mehrere andere Charten zur Erdkunde des Mittelalters, z. B. eine von der Diöceſe von Toul, damals Civitas Leucorum genannt; eine neue von der vorigen ganz verſchiedene Charte von Perſien; eine Charte von Artois zu Maillarts Commentaire sur la Coutume de l'Artois. In den ältern Charten dieſer Provinz waren einige Flüſſe ausgelaſſen; andere, die nicht exiſtiren, hinzugefügt; vierzig Dörfer fanden ſich in denſelben, welche entweder gar nicht exiſtirten, oder deren Lage ſo falſch angegeben und deren Namen ſo verfälſcht waren, daß die Einwohner ſie nicht mehr erkannten.

Der Ruf von dieſem großen Geographen verbreitete ſich in allen Ländern, und ſehr viele Fürſten gaben

ſich Mühe, ihn in ihre Dienſte zu ziehen. Der König von Sizilien, der in der Folge den Sardiniſchen Thron beſtieg, ließ ihm die vortheilhafteſten Anerbietungen machen, um ihn zu bewegen, Frankreich zu verlaſſen und ſich in ſeinen Staaten niederzulaſſen. De l'Isle hatte nemlich eine Charte von Sizilien verfertigt, welche auf Befehl des Königs von gelehrten Sizilianern unterſucht und äußerſt genau befunden worden war. Der König von Sizilien ließ ihm daher durch ſeinen Geſandten ein verbindliches Kabinetsſchreiben und ein Geſchenk überreichen. So erhielt er ebenfalls vortheilhafte Anträge, um nach Rußland zu gehen, wo zwei von ſeinen Brüdern ſich aufhielten. Der Czar, Peter der Große, hatte ihn in Paris öfters mit ſeinem Beſuche beehrt, und er machte ſich ein Vergnügen daraus, ihm beſondere Anmerkungen über Rußland mitzutheilen. Aber die glänzendſten Anerbietungen waren nicht im Stande, ihn aus ſeinem Vaterlande zu locken, an welches er eine entſchiedene Anhänglichkeit hatte.

Frankreich war nicht undankbar gegen die Verdienſte ſeines berühmten Mitbürgers. Schon im Jahr 1702 wurde er in die Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften als Zögling des großen Caſſini in der Aſtronomie aufgenommen, obgleich kein Platz in derſelben für einen Aſtronomen geſtiftet war. Bald darauf wurde ihm der Grad eines Aſſocie' ertheilt, und in der Folge erhielt er den Auftrag, dem König Unterricht in der Erdbeſchreibung zu geben. Im Jahr 1718 erhielt er den Titel: erſter Geograph des Königs, welcher vor ihm Niemanden ertheilt worden war, und der König fügte dieſem Titel auch eine Penſion bei. Der geographiſche Unterricht, den er dem König ertheilte, hatte

ihn veranlaßt, mehrere Charten zu verfertigen, die in der Folge auch dem Publikum mitgetheilt werden ſollten; z. B. eine Charte des Reichs Alexanders, das perſiſche Reich unter Darius, das römiſche Reich in ſeiner größten Ausdehnung, Frankreich nach ſeinen verſchiedenen Eintheilungen, ſowohl unter den Römern, als unter den drei Familien ſeiner Könige. Dieſe Charten hat er aber nie ganz vollendet. Er arbeitete lange und mit einem gewiſſen religiöſen Eifer an einer Charte von Paläſtina und Egypten.

Im Jahr 1720 gab er eine Erdcharte heraus, in welcher er mehrere Fehler ſeiner im Jahr 1700 herausgegebenen Charten verbeſſerte, theils weil ſeine Unterſuchungen ihn auf dieſe Berichtigungen geleitet hatten, theils weil er jetzt den Vorurtheilen, die er im Jahr 1700 noch etwas ſchonen zu müſſen glaubte, kühner trotzen durfte. Im Jahr 1721 erſchien ſeine Charte des Rückzugs der zehntauſend Griechen zu Xenophons Werk. Es erſchien damals faſt keine Reiſebeſchreibung und kein Werk über Geſchichte; wozu ſich nicht der Verfaſſer eine Charte von de l'Isle zu verſchaffen ſuchte. So hatte er dem Abbe Vertot eine Charte zu deſſen Geſchichte von Malta verſprochen. Am 25. Januar 1726 des Morgens endigte er ſie völlig; des Nachmittags gieng er aus, und in der Straße traf ihn ein Schlagfluß, woran er noch an demſelben Tage ſtarb, ohne wieder zu ſich ſelbſt gekommen zu ſeyn.

Johann Peter Niceron,

Mitglied des Barnabiten-Ordens.

Dem Forſchergeiſte dieſes emſigen Literators dankt man die Nachrichten von den Begebenheiten und Schriften berühmter Gelehrten (Mémoires pour servir à l'histoire des Hommes illustres dans la république des lettres. XLIII. Tom. 1729 — 1745), die jedem Verehrer der Literatur ſchätzbar ſind, wenn gleich der Dilettant dabei ſeine Rechnung nicht findet, weil es eigentlich keine Lektüre für Erholungsſtunden iſt. Die gelehrteſten Männer loben einmüthig den arbeitſamen Fleiß dieſes Gelehrten in Sammlung ſo vieler Kenntniſſe; ſie loben die Einſichten, die er bei dem Gebrauch derſelben bewieſen hat, und die Zuverläßigkeit ſeiner meiſten Nachrichten; ſie loben ſeine Genauigkeit in Anführung der Ausgaben und in Beurtheilung der Bücher; ſie loben ſeine Unpartheiligkeit, die Simplicität ſeiner Schreibart, die gedrängte Kürze ſeines Ausdrucks, und den Ton der Ehrlichkeit, den man allenthalben zu führen glaubt. Baumgarten, Rambach und Jani haben das Werk dem größern Theile nach (24 Bände, Halle 1746 — 1777) verdeutſcht, und die Franzoſen

durch manche ſchätzbare Verbeſſerungen und Zugaben noch brauchbarer gemacht.

Niceron wurde am 11ten März 1685 zu Paris geboren. Seine Aeltern waren von gemeinem Stande, aber von bewährter Redlichkeit; ihr Beiſpiel wirkte auf den Sohn, der ſeine Jugendjahre in ſtiller Häuslichkeit verlebte, und beſtändig den Ruhm eines braven und gutdenkenden Mannes behauptete. Die Liebe zu den Wiſſenſchaften erwachte ſchon ſehr frühe bei ihm, und Frankreichs Hauptſtadt bot ihm die beſten Mittel und die ſchönſten Gelegenheiten dar, ſeine Neigung zu befriedigen. In kurzer Zeit machte er, da ſich Fleiß und Talent bei ihm paarten, beträchtliche Fortſchritte, und die Gelehrſamkeit hatte für ihn ſo viel Reizendes, daß er ſich entſchloß, ihr ſein ganzes Leben zu widmen, und aus eben dieſem Grunde ſich, ſo viel möglich, von allen Feſſeln des Lebens loszureiſſen, und von dem Geräuſche der Welt zu entfernen. Er glaubte, dieſe ruhige Einſamkeit, die er ſich zur Fortſetzung ſeiner Studien ſo ſehr wünſchte, nirgends gewiſſer, als in den ſtillen Mauren eines Kloſters zu finden. In der Wahl des Ordens beſtimmte ihn das Beiſpiel eines ſeiner Verwandten, der in einem Barnabitenkloſter lebte, und er ließ ſich wirklich am 18. Jan. 1703 zu einem Barnabiten einkleiden.

Von dieſer Zeit an überließ ſich Niceron ganz und ungeſtört ſeiner Neigung zu wiſſenſchaftlichen Forſchungen, und mit Eifer ſtrebte er zuerſt nach einer gründlichen Einſicht in die Philoſophie und Theologie. Sein Fleiß und ſeine Geſchicklichkeit erwarben ihm ſo viel Hochachtung, daß er, gleich nach Vollendung ſeiner Studien, zum Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften

und Redekunſt, und kurz darauf auch der Philoſophie ernannt wurde.

Noch ehe er das erforderliche Alter erreicht hatte, wurde Niceron (den 2. Jun. 1708) zum Prieſter geweiht — ein Vorzug, den er blos ſeinem tugendhaften Wandel und ſeiner Genauigkeit in Erfüllung der Vorſchriften ſeines Ordens zu danken hatte. Er weihte ſich nunmehr dem Predigerſtuhle, aber die Kanzel war nicht der ſchicklichſte Ort für ihn. Denn ob ſeine Gedanken gleich immer gründlich, und ſein Ausdruck ſimpel und rein war, ſo war er doch nicht zum Redner geboren. Sein Geiſt ſchien mehr gemacht zu ſeyn, die Gedanken anderer zu zergliedern, als die ſeinigen auszuſchmücken; er gehörte unter die Zahl derer, die zwar den Verſtand unterrichten, aber keine Empfindungen und Leidenſchaften rege machen können. Er beſchloß daher, ſeiner herrſchenden Neigung zum Studium der Gelehrtengeſchichte zu folgen, und dieſe war auch ſeit dem Jahre 1716 beinahe ſeine einzige Beſchäftigung. Bald war er im Stande, die gereiften Früchte ſeines Fleißes der Welt vorzulegen; er theilte ihr ſeine in der Gelehrtengeſchichte geſammelten Kenntniſſe in den anfangs erwähnten Nachrichten mit. Zu dieſer Arbeit war niemand geſchickter als Niceron. Er lebte in der ſtillen Einſamkeit des Kloſters, beſaß eine nicht zu ermüdende Beharrlichkeit, war außer den gelehrten auch mit den meiſten lebenden Sprachen vertraut, und konnte in Paris die anſehnlichſten Bibliotheken benutzen. Die gelehrten Reiſen, welche er zwiſchen den Jahren 1712 und 1716 gethan, hatten ihm die Bekanntſchaft auswärtiger Gelehrten verſchafft, und er ſtand überdieß mit den gelehrteſten Männern Frankreichs, Hollands,

Englands, Italiens und Deutſchlands in einem beſtändigen Briefwechſel. Alle dieſe Vortheile verſahen ihn mit einer großen Menge Materialien, die er geſchickt zu verarbeiten wußte.

Mitten unter dieſen Beſchäftigungen ſtarb Niceron, da eben der 40ſte Theil ſeiner Nachrichten gedruckt wurde, am 8. Jul. 1738. Er arbeitete damals an einer franzöſiſchen Bibliothek, worin er die Lebensbeſchreibungen aller Schriftſteller, die in der franzöſiſchen Sprache geſchrieben haben, nebſt einem Verzeichniſſe und einer Beurtheilung ihrer Schriften, liefern wollte. Es iſt aber nichts davon gedruckt worden.

Man rühmt den Charakter dieſes fleißigen Gelehrten. So ſehr er Einſamkeit und Arbeit liebte, ſo behielt er doch immer dabei eine gewiſſe Artigkeit und Anmuth im Umgange, aus der ſeine ſanfte, menſchenfreundliche Seele ſprach. Der beſtändige Umgang mit Verſtorbenen ließ ihn nie die Achtung vergeſſen, die er den Lebenden ſchuldig war. Mit dieſen Vorzügen verband er noch die beſondern Tugenden eines rechtſchaffenen Ordensmannes, und die vortrefflichen Eigenſchaften ſeines Herzens machten ihn bei denen, die mit ihm umgiengen, noch weit mehr Ehre, als die Vollkommenheiten ſeines Verſtandes.

Andreas Kippis.

Prediger einer diſſentirenden Gemeinde in London.

Der vielumfaſſendſte und billigſte Literator ſeines Zeitalters, und nach Johnſon der arbeitſamſte und geſchmackvollſte Kompilator unter den Engländern. Zu Nottingham den 28. März alten Styls 1725 geboren, wurde er, da ſein Vater, ein Seidenfabrikant, früh verſtarb, bei ſeinem Großvater zu Sleaford erzogen, wo der gelehrte Philolog, Merrivale, an der dortigen lateiniſchen Schule früh die Wißbegierde des fähigen Knaben weckte und befriedigte. Im Jahr 1741 kam er nach Northampton, wo damals der berühmte Doddridge den theologiſchen Kurſus der ſtudirenden Diſſenters dirigirte. Nachdem er erſt zu Boſton in Lincolnſhire vom Jahre 1746 an, und zu Dorking in Surrez von 1750 an Prediger diſſentirender Gemeinden geweſen, wurde er 1753 zum Prediger der großen Weſtmünſtergemeinde in Princes-Street berufen, welche Stelle er auch bis zu ſeinem Tode am 8. Okt. 1795 mit allgemeiner Zufriedenheit vorgeſtanden hat, und als ein angenehmer, von aller Polemik weit entfernter Prediger gern gehört worden iſt.

Predigten waren die Erſtlinge ſeiner Schriftſtellereyen, er folgte aber bald ſeiner Lieblingsneigung zur

Literatur, erwarb ſich auf dieſem Wege den Dank und Beifall ſeiner Zeitgenoſſen, und wird auch in der Folge noch mit Achtung genannt werden. Sein Hauptwerk iſt die ganz umgearbeitete und mit zahlloſen Vermehrungen und Berichtigungen erweiterte Brittiſche Biographie in vier Foliobänden, die vom Jahre 1778 bis 1789 erſchienen, wozu er einen fünften Theil ſelbſt ganz neu ausarbeitete, der erſt im Jahr 1794 herauskam. Er hatte ſchon frühe eine außerordentliche Liebe zur Geſchichte der Gelehrſamkeit und Literatur gehabt, und unter andern einmal drei Jahre lang, wo er alle Tage 16 Stunden las und ſtudirte, das General-Dictionary in zehen Foliobänden unaufhörlich durchgeleſen. Durch dieſen eiſernen Fleiß und ein ungewöhnlich ſtarkes Lokalgedächtniß wurde er in den Stand geſetzt, ein ſo ungeheures Werk, als die Brittiſche Biographie iſt, in welchem nach der Berechnung eines kritiſchen engliſchen Journals, nur allein von Kippis an dreimal hundert tauſend Citate ſind, faſt ganz allein auszuarbeiten; denn was Joſ. Tower und die andern Gentlemen, die auf dem Titel mit angeführt werden, anbetrifft, ſo war ihre Theilnahme bei weitem nicht ſo ſtark, als man gewöhnlich angegeben hat, und Kippis mußte auch ihre Beiträge erſt noch beſonders redigiren.

Als eine treffliche Vorarbeit zu dieſem, nur mit der frühern Bayliſchen Altbeleſenheit zu vergleichenden Unternehmen, iſt ſeine thätige Theilnahme an einer der älteſten engliſchen Recenſionsanſtalten, dem Monthly Review anzuſehen. Eine Reihe von Jahren war er, nur von zwei Mitarbeitern unterſtützt, der einzige Recenſent aller hiſtoriſchen und philologiſchen Schriften.

Auch gab er einige Jahre noch ein beſonderes literariſches Journal (the Library) heraus, und arbeitete lange auch das review of new publications in dem Gentlemans Magazin aus. Natürlich mußte er dadurch eine vertraute Bekanntſchaft mit dem kleinſten Detail ſeiner vaterländiſchen Literatur erhalten, und alle Hülfsmittel beherrſchen, die dem Biographen der Nation zu Gebote ſtehen ſollen.

Obgleich ein Diſſenter, läßt Kippis doch den verdienten Schriftſtellern der herrſchenden Kirche volle Gerechtigkeit wiederfahren, und nur da, wo dieſe der orthodoxe Eifer zu weit fortriß, mißbilligt er unpartheiiſch, was wirklich verwerflich und tadelnswürdig iſt. Aber die Zeloten in Oxford konnten auch dieß nicht ertragen, und Kippis mußte manchen bittern Ausfall deswegen über ſich ergehen laſſen. Das Werk hat auch das Verdienſt einer klaren und reinen Schreibart, bei welcher ſich Kippis den William Temple und Addiſon zum Muſter gewählt hatte. Für den vierten Theil arbeitete Kippis mit beſonderer Liebhaberey das Leben des Weltumſeglers Cook aus, das auch beſonders gedruckt, und in Deutſchland durch eine Ueberſetzung und einen neuen Abdruck des Originals vervielfältigt worden iſt. Es ſind gegründete Erinnerungen gegen die Darſtellungsweiſe dieſer Biographie gemacht worden; allein als nützliches Leſebuch und zur allgemeinen Ueberſicht bleibt das Werk noch immer ſehr empfehlungswürdig.

Die biographiſchen Denkmale, welche Kippis ſeinem trefflichen Lehrer Doddridge und dem gelehrten theologiſchen Literator Nath. Lardner, deſſen Werke er 1788 in 11 Bänden edirte, errichtete, verdienen ebenfalls eine ehrenvolle Auszeichnung.

Seit dem Jahre 1779 war Kippis eines der thätigſten Mitglieder der Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, und ſpäter trat er auch den Revolutional- und Konſtitutional-Geſellſchaften bei, verließ aber beide in den letzten zwei Jahren, als er ihre erklärte Tendenz zur republikaniſchen Regierungsform jenſeits des Kanals ſich nicht länger verbergen konnte. Sein moraliſcher Charakter war ſehr achtungswerth. Unbegrenzt war die Dienſtfertigkeit, mit der er jeder Geiſtes- und Leibesarmuth ſeiner gelehrten und ungelehrten Mitbrüder nach Vermögen abzuhelfen ſuchte. Immer ſah man ihn heiter, und in Geſellſchaften gieng ſeine muntere Laune oft bis zur Luſtigkeit. Seine Tiſchgeſpräche waren ſtets mit Salz und einer anekdotenreichen Erzählung gewürzt. So ſanft und gemäßigt ſeine Denkungsart, als Diſſenter, war: ſo ſehr empörte ihn doch die Unduldſamkeit und der unbiegſame Stolz der Episcopalen.

Johann Baptiſta Audiffredi.

Bibliothekar in Rom.

Audiffredi wurde am 2ten Februar 1714 auf der Bergfeſte Saorgio unweit Nizza di Provenza geboren. Doch wohnten ſeine Aeltern eigentlich in dieſer Stadt, wo ſie in Anſehen ſtanden. Im Jahr 1730 trat er in den Dominikaner-Orden, und nahm, ſtatt ſeines Taufnamens Julius Cäſar, den Vornamen Johann Baptiſta an. Er zeigte nun bald einen mehr als gewöhnlichen Verſtand, eine beſondere Neigung zu den gelehrten Sprachen, und einen hinreißenden Trieb zu den mathematiſchen Wiſſenſchaften. Auch den geiſtlichen Studien lag er mit einem ſo glücklichen Erfolge ob, daß er 1749 den Grad eines Maestro in provincia di Theologia erhielt; und zu gleicher Zeit wurde er zu dem ehrenvollen Poſten eines zweiten Bibliothekars der berühmten Caſanatenſiſchen Bibliothek zu Rom befördert. Zehn Jahre hernach rückte er in die erſte Stelle, und obgleich bis dahin keiner in Anſehung des Alters ſo frühzeitig zu derſelben gelangt war, geſchah es doch mit allgemeiner Einſtimmung, weil niemand ſo ſehr, wie Audiffredi ſie verdiente, der mit bewundernswürdiger Harmonie die verſchiedenartigſten Kenntniſſe vereinigte: Theologie, Mathematik, Aſtronomie, Alterthumskunde, Naturgeſchichte, Kritik, Bibliographie, und die gründlichſte Kenntniß der lateiniſchen und griechiſchen Sprache.

Mit der Sternkunde beſchäftigte er ſich viele Jahre ſowohl theoretiſch als praktiſch, und ſammelte auf dieſem

Felde viele Lorbeern. Die berühmteſten Aſtronomen des In- und Auslandes rühmten ſeine Verdienſte, und bewunderten die Fülle von Gelehrſamkeit und den ſcharfſinnigen Beobachtungsgeiſt, der aus ſeinen aſtronomiſchen Schriften hervorleuchtete. Unter andern machte er ſich um die praktiſche Sternkunde auch dadurch verdient, daß er für den Herzog von Sermoneta, in deſſen Pallaſte zu Rom, eine ſchöne Sternwarte nach ſeinem eigenen Entwurfe einrichtete, und mit einer anſehnlichen Mittagslinie verſah.

Die aſtronomiſchen Beobachtungen, welche Audiffredi anſtellte, und die Schriften, die er herausgab, ſchienen beinahe einen der Aſtronomie einzig befliſſenen Mann zu fordern; es waren aber nur die Früchte ſeiner Erholungsſtunden, die ihm die Obliegenheiten ſeiner Aemter und andere damit verwandte, oder ſonſt ihm aufgetragene Beſchäftigungen übrig ließen. Schon im Jahr 1761 bekam er dadurch auch Gelegenheit, ſeine antiquariſchen Kenntniſſe an den Tag zu legen. Zu der ihm anvertraut geweſenen Bibliothek gehört ein auserleſenes Medaillen- und Antiquitäten-Kabinet, wovon er ſelbſt den handſchriftlichen verwahrten Katalog verfertigt hat. Er hatte das Glück gehabt, jene Münzſammlung mit einem höchſt ſeltenen Stücke zu bereichern, und beſchrieb demnach daſſelbe in einem Anhange zu ſeinen Observat. his. astronom. (Romae 1762.)

Bei der Caſanatenſiſchen Bibliothek legte Audiffredi, und zwar größtentheils aus ſeinen eigenen Mitteln, ein reiches Naturalienkabinet an. Er hatte angefangen, ein Verzeichniß darüber zu verfertigen, wurde aber durch wichtige Geſchäfte abgehalten, es zu vollenden. Als wirklicher und gründlicher Kenner in dieſem

Fache war er ſo bekannt und geſchätzt, daß er öfters von Vornehmen und Gelehrten über mancherlei natürliche Produkte zu Rathe gezogen wurde. Selbſt Pius der Sechste zeichnete ihn aus, indem er ihm 1778 den Auftrag gab, mineralogiſche Beobachtungen in den neuen Gruben della Tolfa anzuſtellen, welches Geſchäft er zur Zufriedenheit des Pabſtes und der Sachverſtändigen ausführte.

Alle dieſe gelehrten Unterſuchungen und Arbeiten hinderten den Pater Audiffredi nicht, die Sorge für die Bibliothek, welcher er vorſtand, ſein Hauptgeſchäft ſeyn zu laſſen; und durch dieſe iſt er vorzüglich und mit Recht berühmt worden. Ihm verdankt man den (mit Pracht auf ſchönem ſtarkem Papier in 4 Foliobänden) gedruckten Katalog dieſer Bücherſammlung, welcher jedoch nur von A bis und mit K geht. Die Verfertigung eines großen Bücherverzeichniſſes iſt an ſich eine Arbeit, die viel Mühe und Kenntniſſe erfordert, wenn es auch nur dazu dienen ſoll, die Bücher und Bände leicht zu finden. Der Katalog aber, von welchem die Rede iſt, darf keineswegs in dieſe Klaſſe herabgeſetzt werden, indem er ſehr gelehrte Vorreden und Anmerkungen enthält, durch welche viele Anonymen und Pſeudonymen enthüllet, und von einer Menge Bücher ein ſehr verſtändiges Urtheil gefällt wird; ſo daß überhaupt durch dieſes Werk die Bücherkenntniß und Gelehrtengeſchichte viel Erläuterung erhalten haben.

In mehrern andern Schriften hellte Audiffredi manche hiſtoriſche, literariſche und antiquariſche Dunkelheit auf. Vorzüglich hat man von ihm noch zwei wichtige Werke zu erwähnen, wo ſeine Unverdroſſenheit, Pünktlichkeit und mannigfaltige Gelehrſamkeit beſonders

hervorleuchten, und die ihm wegen ihrer allgemeinen Brauchbarkeit, auch diſſeits der Alpen, bei allen Literatoren einen dauerhaften Ruhm erwerben. Das erſte iſt ſein ſchon genug bekannter Catalogus historico-criticus Romanarum Editionum Saeculi XV. Romae 1783. Er gerieth dadurch in einen weitläuftigen Briefwechſel mit Gelehrten, die ihn theils um bibliographiſche Nachrichten erſuchten, theils ihn ermunterten, ſeine Nachforſchung und Beſchreibung der Druckausgaben des 15ten Jahrhunderts über ganz Italien auszudehnen. Hierzu ließ er ſich denn, ſeines hohen Alters ungeachtet, noch bereden, und legte die Hand an das zweite Werk: Speciem hist. crit. Editionum Italicar. Saeculi XV. Nachdem der gute Greis ſich 4 Jahre mit den Druckern gequält hatte, und endlich am 29. Jun. 1794 den letzten Bogen korrigirte, befiel ihn unter dieſem Geſchäfte, von gänzlicher Erſchlaffung des Magens, eine tödtliche Krankheit, an welcher er nach 5 Tagen, am 3. Jul., den Geiſt aufgab. Eine Mitурſache ſeines Todes war die Trauer über das Unglück, das ſein Vaterland betraf. Die Zerſtörung deſſelben und die Verfolgung der ihm ſo werthen Religion, die Zerſtreuung ſeiner Verwandten und Freunde, und der Tod ſeines Bruders, wirklichen Sardiniſchen Oberſten in der Feſtung Coni, dieß alles verwundete ſein empfindſames Herz tief.

Audiffredi war ein ſehr ſanfter, freundlicher und beſcheidener Gelehrter, ein gefälliger Bibliothekar, und toleranter Ordensgeiſtlicher. Seine ungeheuchelte Frömmigkeit, ſtrenge Beobachtung ſeiner Ordenspflichten, Mildthätigkeit gegen die Armen, Abneigung gegen unnützes Gepränge u. a. m. wurden ſehr gerühmt.

Placidus Fixlmillner.

Benediktiner im Stift Kremsmünſter.

Dieſer gelehrte Ordensmann wurde am 28ſten May 1721 in Achleiten, einem Dorfe in Vorderöſtreich, nicht weit von Kremsmünſter geboren. Sein Vater war Pfleger daſelbſt, und ein leiblicher Bruder des Abts Alexander Fixlmillner, welchem das Stift die Errichtung einer adelichen Erziehungs-Akademie und einer Sternwarte zu verdanken hat. Seine erſten Studien machte er in der Kloſterſchule zu Kremsmünſter. Schon damals fand er vorzügliches Vergnügen an Mathematik und am Nachzeichnen geometriſcher Figuren, ſo daß ſeine Mutter ihn ſcherzweiſe einen Kalendermacher nannte. Er gieng von da nach Salzburg, wo er den philoſophiſchen Kurſus vollendete, und die Doktorwürde in dieſer Fakultät erhielt. Seine Neigung zu den mathematiſchen Wiſſenſchaften nahm indeſſen zu und zeigte ſich immer deutlicher. Als er ſich einſt ein Geſchenk von ſeinem Vater ausbitten ſollte, nannte er Wolfs Auszug aus den mathematiſchen Wiſſenſchaften, welches Buch ſeine angenehmſte und beinahe einzige Unterhaltung in freien Stunden ausmachte.

Inzwiſchen hatte ſich Firlmillner für das Kloſterleben beſtimmt, wurde 1737 als Noviz in das Stift Kremsmünſter aufgenommen, und legte das Jahr darauf das feierliche Gelübde in die Hände ſeines Oheims, des damaligen Abts Alexander, nieder. Als er zwei Jahre im Kloſter geweſen war, ſchickte ihn ſein Oheim wieder nach Salzburg, um dort ſeine juriſtiſchen, und theologiſchen Studien zu vollenden. Dieß that unſer Placidus, beſchäftigte ſich daneben noch ernſthaft mit Mathematik, Sprachen, Geſchichte und Alterthümern. Das Klavier und die Orgel kunſtmäßig zu ſpielen, und ſowohl im Kirchen= als Theaterſtyl zu komponiren, machte er beſondere Fortſchritte. Er disputirte über theologiſche Theſes, wurde Doktor der Theologie, kehrte 1745 wieder in ſein Kloſter zurück, und erhielt dort die Prieſterwürde.

Um dieſe Zeit wurde die adeliche Ritterſchule in Kremsmünſter errichtet. Bei dieſer neuen Anſtalt wurde unſerm Placidus das Lehramt des Kirchenrechts, in welchem Fach er ſich allgemeines Lob auf der Univerſität erworben hatte, übertragen, ein Amt, das er 40 Jahre lang ruhmvoll bekleidete, und nur kurz vor ſeinem Tode niederlegte. Faſt um eben dieſe Zeit wurde er zum Dekan der höhern Schulen, zum zweiten, und bald darauf zum erſten Regenten über die adeliche Jugend beſtellt, in welchen Aemtern er auch bis zu ſeinem Tode blieb. Er hatte große Kenntniſſe im Kirchenrechte, er mußte daher viele Responsa in Prozeſſen geben und ähnliche Geſchäfte für das Kloſter übernehmen. Ein theologiſches Werk von ihm, über den göttlichen Urſprung der Kirche (Reipublicae sacrae origines divinae) erſchien im Jahr 1760.

So achtungswerth auch ſchon dieſe rühmliche Thätigkeit Fixlmillnern machen würde, ſo iſt es doch ſeine Beſchäftigung mit der Sternkunde, durch welche er ſich als Beobachter und Schriftſteller ein vorzügliches Verdienſt erwarb. Der Abt, Alexander, ein großer Freund der Wiſſenſchaften, beſonders der mathematiſchen, beſchloß im Jahr 1747 zur Verbreitung derſelben in ſeinem Kloſter Anſtalten zu treffen, fieng den Bau einer Sternwarte an, und vollendete denſelben im Jahr 1758. Sein Nachfolger, der gelehrte Abt Berthold Vogel, ernannte den Pater Placidus im Jahr 1762 zum Kremsmünſteriſchen Aſtronomen, mit Beibehaltung des Lehramts des Kirchenrechts. Mit dem größten Eifer ſuchte ſich dieſer in der Mitte ſeines Lebens noch gründlich mit ſeinem neuen Geſchäfte bekannt zu machen. Er hatte ſich noch nie mit ausübender Sternkunde abgegeben, er hatte nicht einmal genaue Kenntniß von den Büchern in dieſem Fache, aus denen er einen vollſtändigen Unterricht ſchöpfen konnte. Indeſſen Liebe zu der Wiſſenſchaft, gute Vorkenntniſſe, und der Wunſch, ſeinem Stifte und der Welt nützlich zu werden, beſiegten alle Schwierigkeiten.

Glücklicherweiſe fand ſich ein Zimmermann, Namens Johann Illinger, aus einem zur Abtey gehörigen Dorfe gebürtig, ein Mann von großen natürlichen Talenten für Mechanik, der zwar nie leſen und ſchreiben lernte, es aber unter unſers Placidus Anweiſung ſo weit brachte, daß er Mauer-Quadranten, Zenith-Sectoren, Paſſagen-Inſtrumente und auch Pendeluhren ſehr genau und ſauber verfertigte. Andere Inſtrumente wurden von Brander aus

Augsburg, und achromatiſche Fernröhre von Dollond aus England verſchrieben, und ſo wurde unter Fixlmillner's Thätigkeit die Kremsmünſter Sternwarte eine der am beſten eingerichteten und berühmteſten in Deutſchland. Seine Gehülfen waren beſonders Thadd. Derfflinger, der ſein verdienter Nachfolger geworden iſt, und P. Benno Waller.

Fixlmillner erwarb ſich nun auch einen anſehnlichen Rang unter den aſtronomiſchen Schriftſtellern. Im Jahr 1766 gab er ſeinen Meridianus Speculae astron. cremifanensis heraus, worin er die erſten Elemente ſeiner Sternwarte, die geographiſche Länge und Breite derſelben feſtſetzt. Im Jahr 1776 gab er ſein zweites Werk heraus: Decennium astronomicum, welches die zu Kremsmünſter von ihm angeſtellten Beobachtungen von 1765 bis 1775 enthält, und voll der nützlichſten und brauchbarſten Bemerkungen iſt. Sein drittes Werk: Acta astronomica Cremifanensia, welches er in den letzten Zeiten ſeines Lebens ausarbeitete, und welches nach ſeinem Tode gedruckt worden iſt, erſchien 1791. Es enthält einen Schatz von Beobachtungen vom Jahr 1776 bis 1791, eine Menge Berechnungen und Abhandlungen, welche ſeinen Ruhm in dieſem Fache noch mehr befeſtigen werden. Außerdem enthalten das Journal des Savans, Bernoullis Briefwechſel, die Pariſer Ephemer. des mouvements célestes, die Berliner aſtronomiſchen Jahrbücher, die Wiener aſtron. Ephemeriden, die Memoires de l'Acad. royale Sciences de Paris, viele intereſſante und wichtige Beiträge von ihm.

Fixlmillners große Verdienſte um ſeine Wiſſenſchaft ſind allen Aſtronomen bekannt. Die große

Anzahl ſeiner Merkurs-Beobachtungen, zu einer Zeit, da ſie noch ſelten und ſchwer zu machen waren, haben den berühmten la Lande in den Stand geſetzt, ſeine genaue Merkurstafeln zu verfertigen, wofür ihm auch dieſer große franzöſiſche Aſtronom ſeinen Dank öffentlich bezeugte. Fixlmillner war einer der erſten Aſtronomen, welcher die Bahn des neu entdeckten Planeten Uranus beobachtet, berechnet und Tafeln davon verfertiget hat. Er war der erſte, der Bode's Vermuthung, daß der von Flamſtred im Jahr 1690 beobachtete, und nun verſchwundene 34ſte Stern des Stiers der neue Planet geweſen ſey, geprüft, mit in Rechnung gezogen, und eine dieſer Beobachtung völlig anpaſſende Theorie herausgebracht hat. Beſonders eigen war Fixlmillnern der Fleiß, daß er alle ſeine Beobachtungen ſelbſt berechnete, und die Reſultate daraus zog. Viele Aſtronomen beobachten viel und rechnen wenig; nicht ſo der fleißige Placidus. Alle ſeine Beobachtungen, von welcher Art ſie ſeyn mochten, berechnete er auf der Stelle, und zwar um alle Rechnungsfehler zu vermeiden, jedesmal doppelt. Bei dieſer ungewöhnlichen Arbeitſamkeit zeigte er ſich auch als einen ſcharfſinnigen und denkenden Kopf, dieß beweiſen ſeine vielen trefflichen Aufſätze, Bemerkungen und Erfindungen in ſeinen Werken. Dabei muß man nicht vergeſſen, daß dieſer geſchickte Aſtronom auf dem Lande, von allen literariſchen Hülfsquellen, von allen Gelehrten ſeines Faches entfernt lebte, und dennoch bis an das Ende ſeiner Tage ein ſeltenes Beiſpiel von Beharrlichkeit, Anſtrengung und Anhänglichkeit an ſeine Wiſſenſchaft gegeben hat.

Wenige Menſchen empfanden in einem ſo geringen Grade die gewaltſame Herrſchaft der Leidenſchaften, als dieſer fromme Ordensmann. Einfach, gleichförmig und unerſchütterlich, wie die ewigen Geſetze der Natur, mit denen er ſich beſchäftigte, war ſeine Gemüthsart. Sanft, edel und liebenswürdig war ſein Charakter bis zur letzten Stunde ſeines ruhmvollen und thätigen Lebens. Er lebte blos den religiöſen Pflichten ſeines Ordens, die er mit Strenge übte, und den Wiſſenſchaften. Er war genügſam, und wußte nichts von Wohlleben oder ausgeſuchter Bequemlichkeit. Sein auswärtiger Ruhm machte ihn nicht eitel; was zu ſeinem Lobe von ihm geſchrieben oder geſagt wurde, ſuchte er eher zu verbergen, als auszubreiten. Mit ſeinen Kloſterbrüdern lebte er verträglich, und es war ein Tag der allgemeinen Freude für das Stift, als man im Jahr 1788 das 50jährige Jubiläum ſeines Eintritts in das Kloſter feierte. Seine durch ſo viele Anſtrengungen geſtörte Geſundheit unterlag endlich hartnäckigen Verſtopfungen und einer darauf folgenden Diarrhö. Er ſtarb am 27ſten Aug. 1791 im 71ſten Jahre ſeines Alters, dem 53ſten ſeines Kloſterlebens, und dem 46ſten ſeines Prieſterthums.

Tobias Mayer.

Profeſſor der Mathematik in Göttingen.

Mayer wurde am 17ten Febr. 1723 zu Marbach, einem Würtembergiſchen Städtchen am Neckar, drei Meilen von Stuttgardt, geboren. Er mochte ungefehr zwei Jahre alt ſeyn, da ſein Vater in der geweſenen Reichsſtadt Eßlingen als Brunnenmeiſter angeſtellt wurde, und mit ſeiner Familie dahin zog. Sehr früh ſtarben beide Aeltern, und der verwaiste arme Knabe wurde in das Waiſenhaus in Eßlingen aufgenommen. In ſeinem 6ten Jahre wurde er in die deutſche Schule geſchickt, und ſogleich verrieth ſich die große Fähigkeit des Knaben; denn auf Einmal und beim erſten Schulgange lernte er das A B C, ohne vorher einen Buchſtaben gekannt zu haben. Seine Fortſchritte zeichneten ihn bald aus; beſonders zeigte er Anlage und Neigung zum Zeichnen und Mahlen. Dieß erwarb ihm die Gunſt der Schulvorſteher, welche dafür ſorgten, daß er auf öffentliche Koſten in die lateiniſche Schule, und ſpäter in das Kollegiatſtift geſchickt wurde.

Die höchſte Ausſicht, welche ſich Mayern eröffnete, war die Stelle eines deutſchen Schullehrers. Allein während er das Kollegiatſtift beſuchte, entwik-

kelten ſich immer ſichtbarer die Anlagen, welche ihn einer höhern Beſtimmung entgegen führten; hier ſammelte er ſich nicht blos ſchöne philologiſche Kenntniſſe, ſondern hier wurde er auch in der Mathematik ſein eigener Lehrer, ſo wenig ihm ſonſt ſeine dürftigen Umſtände geſtatteten, ſich die nöthigſten Bücher und Werkzeuge anzuſchaffen. Sein Fleis im Studiren war unermüdet; er las gewöhnlich bis um 2 Uhr nach Mitternacht, und hatte ſich für ſein Licht ein Geſtell verfertiget, von welchem daſſelbe, wenn er wider Willen einſchlafen ſollte, in eine darunter ſtehende Schüſſel mit Waſſer fallen, und auf dieſe Art auslöſchen mußte.

Ein geſchickter Unteroffizier vom Schwäbiſchen Kreis = Artilleriekorps, mit dem Mayer bekannt wurde, veranlaßte ihn wahrſcheinlich, ſich ganz für die Mathematik zu beſtimmen. Er zeigte nemlich Mayern die Ausſicht, es durch ausgezeichnete Kenntniſſe dahin bringen zu können, daß er eine Offizierſtelle beim ſchwäbiſchen Kreiſe erhielte, ein Umſtand, der den Muth und Eifer des jungen Mathematikers mächtig erhöhte. Schon in ſeinem 18ten Jahre ließ er eine „neue und allgemeine Art, alle Aufgaben aus der Geometrie vermittelſt der geometriſchen Linien leichter aufzulöſen“ drucken, die für ſein Alter nicht gewöhnliche geometriſche Kenntniß, Scharfſinn und Gewandheit verräth.

Nachdem einmal der Wunſch, als Offizier beim Kreis-Artilleriekorps angeſtellt zu werden, in Mayern rege war, arbeitete er unermüdet an Zeichnungen und Riſſen zur Geometrie, Artillerie und Befeſtigungskunſt. Die Bekanntſchaft mit einem jungen de Witt, der auch Offizier werden wollte, beſtimmte ihn, mit dieſem ſein Heil in Holland zu verſuchen. Um weniger Aufſehen

Aufſehen zu erregen, wollten beide an verſchiedenen Tagen abreiſen. Witt gieng zuerſt, und kam bis nach Canſtadt, wurde aber bald vermißt und wieder eingeholt; er bekannte Mayers Einverſtändniß mit ihm, und nun war von Beſtrafung die Rede. Mayer wollte es nicht erwarten, mit Schimpf ausgeſtoßen zu werden; ſein Entſchluß war gefaßt; er entfloh aus Eßlingen, wo er, wegen ſeiner Kenntniß und ſeines Charakters allgemein geſchätzt, ſeine beſten Jahre verlebt, und ſeit einiger Zeit fleißig Unterricht ertheilt, auch manche Unterſtützung erhalten hatte. Nach manchen Abentheuern, die vorzüglich aus ſeiner Unerfahrehheit und Dürftigkeit entſtanden, kam er in Augsburg an, und gewann hier ſein Brod wahrſcheinlich damit, daß er in einer Kupferſtecher-Offizin arbeitete, vermuthlich in derjenigen, die ſeinen mathematiſchen Atlas verlegt hat, der unter dem Titel erſchien: Mathematiſcher Atlas, in welchem auf 60 Tabellen alle Theile der Mathematik vorgeſtellt, und nicht allein überhaupt zu bequemer Wiederholung, ſondern auch den Anfängern beſonders zur Aufmunterung durch deutliche Beſchreibung und Figuren entworfen worden, von Tob. Mayern, Philomath. Augsburg, verlegts Joh. Andr. Pfeffel, weil. kaiſerl. Hofkupferſtecher. J. W. Baumgärtner delin. J. G. Pinz ſculpſ. 68 Kupfertafeln.

Man will wiſſen, daß Mayer in Augsburg Gefahr gelaufen habe, in ſchlechte Geſellſchaften hinein gezogen zu werden; deſſen ungeachtet hätte man ihn in der Offizin ſehr gerne behalten, und es waren ihm große Verſprechungen gemacht worden, wenn er bleiben, und wöchentlich auch nur eine halbe Stunde für die Offizin arbeiten wollte. Mayer ſcheint indeß gefühlt

zu haben, entweder daß er auf Abwegen ſey, oder leicht darauf gerathen könne; er entgieng auch hier einer Gefahr, welche ſeiner Sittlichkeit drohte, durch eine freiwillige Entfernung; er verließ Augsburg und wanderte nach Nürnberg.

Hier erwartete ihn ein günſtigeres Schickſal. Er fand in Nürnberg einen Mann, der einſt in derſelben Lage geweſen war, worin Mayer ſich jetzt befand, und der von der Vorſehung beſtimmt ſchien, dem Gange ſeines Lebens eine vortheilhafte und entſcheidende Richtung zu geben. Der bekannte Profeſſor Franz, aus Oehringen gebürtig, hatte keine Stelle in ſeinem Vaterlande erhalten können, und war, da er einſt ſchwermuthsvoll vor einem Thore von Nürnberg herum irrte, von dem jungen Homann angetroffen, und in die berühmte Landcharten-Offizin aufgenommen worden. Homann verheyrathete ihn in der Folge an eine Perſon aus ſeiner Verwandtſchaft, und legte überhaupt den Grund zu ſeinem Glücke. Franz nahm ſich jetzt vor, das, was Homann ihm erwieſen hatte, ſeiner Seits bei jeder Gelegenheit auch andern zu erweiſen, und er erfüllte ſeinen Vorſatz zum erſtenmal, indem er auf die nemliche Art, wie er ſelbſt von Homann behandelt worden war, den jungen Mayer behandelte, ihn in ſeine Geſellſchaft aufnahm, und mit ſeiner Schwägerinn verheyrathete.

Die ruhigere Lage gab nun Mayern Gelegenheit, ſeine Talente immer mehr zu entwickeln, und ſich zugleich in der gelehrten Welt Ruhm zu erwerben. Den Landcharten, welche in der Homanniſchen Handlung erſchienen, widmete er den fruchtbarſten Fleiß; insbeſondere wurde ſeine kritiſche Charte von Deutſch-

land (1750), die eine Menge Irrthümer hob und den Generalcharten dieſes Landes faſt eine ganz andere Geſtalt gab, geſchätzt. Die kosmographiſche Geſellſchaft in Nürnberg nahm ihn unter ihre Mitglieder auf, und er lieferte zu den Nachrichten und Sammlungen derſelben verſchiedene merkwürdige Abhandlungen, welche ſeine Kenntniſſe in der Aſtronomie bewährten. Er fieng auch ſchon damals an, inſonderheit zur Verbeſſerung der Theorie vom Monde, wichtige neue Beobachtungen zu machen, und gab zu dem Ende einen „Bericht von den Mondskugeln, welche bei der kosmographiſchen Geſellſchaft in Nürnberg aus neuen Beobachtungen verfertigt werden" heraus, wobei ein paar neue von ihm gemachte Abzeichnungen des Mondes und ſeiner Flecken befindlich waren.

Mayer, der ſelbſt nie auf einer Univerſität ſtudirt hatte, wurde im Jahr 1751 als Profeſſor der Mathematik nach Göttingen berufen, ward 1753 Mitglied der dortigen Societät der Wiſſenſchaften, und 1754 erhielt er die Aufſicht über das Obſervatorium. Jetzt ſah die Welt immer reifere Früchte ſeines ſcharfſinnigen Beobachtungsgeiſtes, ſeine Vorleſungen hingegen wurden nur wenig beſucht, weil der große Haufe der Studenten, welche z. B. die Geometrie hören wollen oder müſſen, lieber zu andern Lehrern gieng, die im Anfange der Wiſſenſchaft blieben, und auch die hier vorkommenden Sachen oft wiederholten, damit doch etwas kleben bliebe. Die ſteten Anſtrengungen, denen ſich Mayer unterzog, mochten wohl in Verbindung mit den Drangſalen, die der ſiebenjährige Krieg über ihn brachte, ſeinen frühen Tod beſchleunigen, denn er ſtarb ſchon am 20. Febr. 1762.

Nimmt man die Verdienſte dieſes Mannes um die Aſtronomie zuſammen, ſo möchte ſich in der Geſchichte

der Aſtronomie nicht leicht jemand finden, der durch ſeine Beobachtungen der erhabenſten aller Wiſſenſchaften nützlicher geworden iſt, als er. Die wichtigſte Arbeit, welche er hinterlaſſen hat, und welche nach ſeinem Tode noch die Stütze ſeiner Familie geworden, iſt die Berechnung der Mondstafeln zum Gebrauch der Schiffahrt, um die Meereslänge darnach zu beſtimmen. Er ließ ſeine Tafeln zuerſt in den Comment. Soc. Reg. Scient. Götting. T. II. abdrucken, wo er auch im folgenden Bande den Nutzen derſelben bei Findung der Meereslänge gezeigt hat. Damals rieth man ihm, daß er auf den in England geſetzten Preis, zur Beſtimmung der Meereslänge, Anſpruch machen möchte. Dieß that er; er ſandte ſeine Schriften nach England, und arbeitete an der Verbeſſerung ſeiner Tafeln mit vielem Fleiß, wovon das Manuſcript erſt nach ſeinem Tode nach England geſandt wurde. Die Wittwe des fleißigen Aſtronomen erhielt für die verdienſtlichen Bemühungen ihres verſtorbenen Gatten 3000 Pfund Sterl. als einen Theil der geſetzten Prämie. Die Zeichnungen, die Mayer zu einer neuen Mondscharte mit der äußerſten Genauigkeit und Sauberkeit gemacht hatte, und ſeine beträchtlichen Manuſcripte, die ſeine mannigfaltigen Beobachtungen und andere theils aſtronomiſche, theils ſonſt mathematiſche Unterſuchungen enthalten, ſind von der königlichen Regierung für die Univerſität Göttingen erkauft worden. Mit einer damals in Deutſchland ungewöhnlichen typographiſchen Pracht beſorgte Lichtenberg die Herausgabe dieſes gelehrten Nachlaſſes: (Tob. Mayeri Opera inedita. Vol. I. 1774. Fol.) — aber die Fortſetzung unterblieb!

Wenzeslaus Johann Guſtav Karſten.

Hofrath und Profeſſor der Mathematik in Halle.

Karſten war am 15ten Dec. 1732 zu Neubrandenburg im Herzogthum Mecklenburg-Strelitz geboren. Sein Vater war daſelbſt Apotheker, und ſeine Mutter die Tochter eines Apothekers aus Güſtrow. Bald äußerte der Knabe eine vorzügliche Liebe zum Lernen, und dieß beſtimmte die Aeltern, ihn dem gelehrten Stande zu widmen. Es gewann aber in Kurzem das Anſehen, als ob dieſer Entſchluß ſchon in der Geburt wieder erſtickt werden ſollte; denn im April 1737 ward faſt ganz Neubrandenburg ein Raub der Flammen. Das Haus ſeiner Aeltern, mit allen Waaren und Geräthſchaften der Apotheke wurde ein Opfer; und da ſie kaum noch ein wenig Hausgeräthe retten konnten, ſo war ſein Vater nicht im Stande, ſich wieder anzubauen, noch viel weniger eine neue Apotheke zu errichten.

Die Armuth der Aeltern war Urſache, daß der junge Karſten im ſiebenten Jahre zu ſeinem Großvater nach Güſtrow kam, der ſich anheiſchig gemacht hatte, für ſeine Erziehung zu ſorgen. Er hielt, was er verſprach, und ſorgte nicht nur für die leiblichen Bedürfniſſe des Knaben, ſondern auch für die Bildung

ſeines Geiſtes. Einige Jahre darnach zog ſein Vater ſelbſt nach Güſtrow, und erhielt hier — da er ſich ſelbſt in der Rechtsgelehrſamkeit die nöthigen Kenntniſſe erworben hatte — das Notariat bei dem daſigen Herzoglichen Hofgerichte. Da nun ſein Großvater bald darauf ſtarb, ſo kam er wieder unter die Aufſicht ſeiner Aeltern.

Von dem Unterrichte auf der Domſchule in Güſtrow, den der junge Karſten viele Jahre lang genoß, war damals die Mathematik gänzlich ausgeſchloſſen — eine Entbehrung, die ihm um ſo ſchmerzlicher fiel, da er gerade für dieſe Wiſſenſchaft, die ihm in der Folge ſo viel zu danken hatte, eine entſchiedene Vorliebe hegte. Erſt in ſeinem 16ten Jahre fand er Gelegenheit, in einigen Privatſtunden über Wolfs Auszug aus den Anfangsgründen aller mathematiſchen Wiſſenſchaften Unterricht zu erhalten. Kaum war er in der Geometrie etwas vorgerückt, ſo ſtudirte er die praktiſchen Theile ſchon für ſich, und fuhr darin unverrückt fort, bis er im Jahr 1750 die Akademie zu Roſtock bezog. Hier übte er ſich, ſeiner Verhältniſſe wegen, vorzüglich in den theologiſchen Wiſſenſchaften: indeſſen ließ er das Studium der Mathematik nicht ganz liegen, ſondern machte auch darin immer weitere Fortſchritte, beſonders da er, nach einem zweijährigen Aufenthalt in Roſtock, ſich nach Jena gewendet hatte. Daries und Suckow waren ſeine vornehmſten Lehrer in der Mathematik und Phyſik.

Im Jahr 1754 kehrte er zu ſeinen Aeltern nach Güſtrow zurück. Hier brachte er ſeine Zeit mit Privatſtudium und wiederholtem Predigen zu, weil er — ſo ſehr es auch gegen ſeine Wünſche war — doch

bis jetzt nur auf eine Prediger- oder Schullehrerſtelle im Lande Rechnung machen konnte. Allein, wichtige Veränderungen, welche auf der Roſtocker Univerſität in den Jahren 1753 und 1754 vorgegangen waren, bewogen einen ſeiner daſigen Freunde, ihm ſchriftlich den dringenden Rath zu geben, nach Roſtock zu gehen, und ſich unter die Docenten aufnehmen zu laſſen. Er folgte dieſem Rathe um ſo williger, da ſich ihm hierdurch eine Ausſicht eröffnete, welche ſeinen Wünſchen völlig angemeſſen war, und ſo beſtieg er (1755, in ſeinem 22ſten Jahre) zum erſtenmal als Magiſter den Lehrſtuhl. Er hielt Vorleſungen über Mathematik, Logik, Metaphyſik, philoſophiſche Moral und Naturrecht, und gegen ſeine Erwartung wurde er durch eine beträchtliche Anzahl Zuhörer ermuntert, dieſe neue Laufbahn mit Eifer zu verfolgen. Sein Privatſtudium war nun ſtets auf Mathematik, beſonders auf die höhere gerichtet.

Eine öffentliche Profeſſur (der Vernunftlehre) erhielt Karſten im Jahr 1758, mit Sitz und Stimme in der Fakultät und im akademiſchen Senat. Und als der Herzog von Mecklenburg im Jahr 1760 die Univerſität Bützow ſtiftete, ſo bekam er einen Ruf dahin als Profeſſor der Mathematik und Phyſik. Achtzehn Jahre lebte er hier, erfuhr manche leidenvolle Tage, aber auch auf der andern Seite viele Freuden im Schooße ſeiner Familie und Freunde. Nur an ihm lag's, daß er nicht eher dieſen Ort verließ. Denn er hatte mehrere ſehr anſehnliche Vokationen, unter andern den Ruf als Profeſſor bei der Ruſſiſch-Kaiſerlichen Akademie in Petersburg ausgeſchlagen. Mehrere Gründe feſſelten ihn an ſein Vaterland, bis er endlich nach langer Weigerung, den Ruf des Königs

in Preuſſen annahm, und im Jahr 1778 als Profeſſor der Mathematik und Naturlehre nach Halle zog.

Karſten genoß hier nicht lange einer ungeſtörten Zufriedenheit. Häusliche Unfälle, der Tod geliebter Angehörigen, beſonders aber ſeine eigene zunehmende Kranklichkeit — die Folge einer ununterbrochenen Geiſtesanſtrengung — machten ihm die Erfüllung ſeiner Amtspflichten immer beſchwerlicher. Nachdem er ſechs Jahre lang mit häufigen Anfällen einer Nervenkrankheit gekämpft hatte, zeigten ſich immer deutlichere Spuren einer anfangenden Schwindſucht. Sie nahmen ſo ſchnell überhand, daß im Jahr 1785 mehrmals ein gefährlicher Blutauswurf eintrat, welcher ihn gewöhnlich ohnmächtig machte. Gleichwohl hoffte er immer noch auf Beſſerung, und im Sommer 1786 ſchien er wirklich zu geneſen. Er fieng daher um Michaelis wieder an, Vorleſungen zu halten, die er ſchon ſeit geraumer Zeit hatte ausſetzen müſſen: allein um Weihnachten kamen die alten Zufälle wieder, und am 17ten April 1787 erfolgte ſein Tod.

Männer, von Karſtens Verdienſten, verdienen eine ehrenvolle Auszeichnung. Zu allen Zeiten wird man ſeinen Namen mit Achtung, neben den Namen eines Newton, Leibnitz, Wolf und Eulers nennen. Wenn er ſeine Stelle unter den Mathematikern erhält, ſo deutet dieß nur an, daß ſeinen Studien, die er andern Wiſſenſchaften widmete, eine tiefe Kenntniß der mathematiſchen Wahrheiten vorangieng; daß er dieſe als Grundlage der Naturlehre und Chemie, die er mit nicht minderm Eifer und Erfolg bearbeitete, anſah und behandelte, und daß ſeine größern ſchriftſtelleriſchen Arbeiten der Ma-

thematik gewidmet waren. Dahin gehören unter andern ſein Lehrbegriff der geſammten Mathematik (Greifsw. 1769—1778. 8 Bde.), in welchen aber, weil der Tod des Verfaſſers die Herausgabe unterbrach, die aſtronomiſchen Wiſſenſchaften, die Dioptrik und Katoptrik noch fehlen; ſeine Anfangsgründe der mathematiſchen Wiſſenſchaften (3 Bde. 1780.) ſeine Abhandlung von Feuerſpritzen und Theorie der Bewegung des Waſſers in Gefäßen und Röhren (1775) und ſeine Theorie von Wittwenkaſſen ohne Gebrauch algebraiſcher Rechnungen (1783); die letztere trug nicht wenig zur Verbreitung der richtigen Grundſätze über dieſen Gegenſtand bei.— Für die Naturlehre bearbeitete er außer einigen Lehrbüchern, eine encyklopädiſche Ueberſicht, unter dem Titel: Anleitung zur gemeinnützigen Kenntniß der Natur, beſonders für angehende Aerzte, Kameraliſten und Oekonomen (1783.) Alle dieſe Schriften zeichnen ſich aus durch Deutlichkeit in Angabe der Begriffe, durch logiſchen Zuſammenhang und Konſequenz der Folgerungen, und durch ſtete Anwendung der mathematiſchen Wahrheiten zur feſtern Beſtimmung der chemiſchen und phyſiſchen Lehren. Auf dieſe Einwirkung und auf innigere Verbindung der mathematiſchen Wiſſenſchaften mit Chemie und Phyſik und der beiden letztern Wiſſenſchaften unter ſich, aber auch auf genaue Abſonderung der, jeder von ihnen eigenthümlich angehörenden, Lehren, drang Karſten lebhaft und anhaltend. Von ſeinen chemiſchen Arbeiten erinnern wir nur an die Unterſuchung des vom Baron Hirſch verbreiteten, und von dem verſtorbenen Semler in Schutz genommenen Luftſalzgeiſtes; die unpartheyiſchen Behauptungen

des Chemikers zogen ihm den Unwillen des getäuſchten ehrwürdigen Greiſes zu, der ſich durch empfindliche Ausfälle in einer eigenen Abhandlung äußerte.

Was man ſo oft — es ſey mit Recht oder Unrecht — manchen Gelehrten, die nicht Theologen ſind, zum Vorwurf macht, nemlich daß ſie in Religions-Meinungen zu frei wären, und dieſelbe wenig ſchätzten, kann Karſten wenigſtens nicht treffen; er verehrte die Religion durch Wort und That ohne Schwärmerey oder Aberglauben. Er war ein tugendhafter Mann von unbeſcholtenen Sitten, der zärtlichſte Gatte, Vater und Freund, und erfüllte alle ſeine Pflichten mit der äußerſten Strenge.

Alexander Guy Pingre'.

Aſtronom und Geograph der franzöſiſchen Marine.

Pingre' wurde am 4ten Sept. 1711 zu Paris geboren, und erhielt ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung von den Prieſtern der Kongregation von St. Genevieve auf ihrer Schule zu Senlis. Die Liebe zu den Wiſſenſchaften bewog ihn, ſchon in ſeinem 16ten Jahre das Ordenskleid ſeiner Lehrer anzuziehen. Er widmete ſich vorzüglich der Gottesgelahrtheit, und zeichnete ſich darin ſo ſehr aus, daß er in einem Alter von 24 Jahren, und noch ehe er geweihter Prieſter war, zum Profeſſor der Theologie ernannt wurde.

Verdruß und Verfolgungen waren der Lohn, den Pingre' auf dieſer Laufbahn einärndtete. Die Veranlaſſung dazu gaben die theologiſchen Zänkereyen des Janſenismus, und die Streitigkeiten über eine nur zu berüchtigte Bulle. Die Regierung nahm ſich der Sache an, und in vier Jahren wurden gegen unſern Pingre' fünf Königliche Verhaftsbefehle (lettres de cachet) ausgefertiget. Er wurde ſeines Lehramtes entſetzt, und nach Senlis, nach Chartres, und nach Rouen verwieſen, wo er Lehrämter in den unterſten Klaſſen der Schule übernehmen mußte. In Rouen lernte ihn der

berühmte und gelehrte Wundarzt le Cat kennen: er ſah bald, welches Geiſtes Kind unſer Pingre' ſey. Le Cat hatte in dieſer Stadt eine Akademie der Wiſſenſchaften geſtiftet, bei welcher ein aſtronomiſches Mitglied fehlte. Die Stelle wurde Pingre' angetragen; er verſprach in einem Alter von 38 Jahren ſich auf die Sternkunde zu legen, und er ward ein großer Aſtronom. Sein erſter Verſuch in dieſem für ihn neuen Felde der Gelehrſamkeit war eine Berechnung der Mondsfinſterniß den 23. Dec. 1749. Der berühmte Aſtronom de la Caille hatte ſie auch berechnet, aber andere Reſultate gefunden; man ſtritt ſich, aber la Caille war es, der ſich verrechnet hatte. Eine gegenſeitig geſtiftete Freundſchaft endigte den Streit.

Pingre' beobachtete am 6. May 1753 in Rouen den Vorübergang des Merkurs vor der Sonnenſcheibe, und ſchickte ſeine Beobachtung der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften ein. Sie war nicht nur mit vieler Geſchicklichkeit gemacht, ſondern auch mit ſo vielen gründlichen Berechnungen begleitet, das ihm dadurch die Ehre zu Theil wurde, zum Korreſpondenten der Akademie ernannt zu werden. Von dieſer Zeit an ſtieg ſein aſtronomiſcher Ruf mit jedem Tage. Dieß bewog die Pariſer Kongregation, ihren berühmt gewordenen Mitbruder aus ſeinem Verbannungsorte nach Paris zurückzurufen.

Im Jahr 1751 ließ ihm die Kongregation in der Abtey eine Sternwarte bauen; der Abt und das Kapitel verſchafften ihm Inſtrumente, und die Königliche Akademie vertraute ihm die ihrigen an. Vierzig Jahre hat er daſelbſt beobachtet, und ſeine Arbeiten wurden

nur durch aſtronomiſche Reiſen unterbrochen. In vorzüglicher Verbindung lebte er mit Charles le Monnier, dem älteſten Aſtronomen der Akademie; dieſer ſchlug ihm vor, einen Schiffer-Kalender zu berechnen; er übernahm dieſes mühſame Geſchäft, welches die Kräfte eines Mannes zu überſteigen ſchien, ganz allein, und er gab dieſen aſtronomiſch-nautiſchen Kalender mehrere Jahre lang heraus. Im J. 1756 wurde er bei der Königl. Akademie zum wirklichen Mitgliede und Associé libre ernannt, eine Ehre, welche für ihn die höchſte Stufe ſeines Ehrgeizes war. Es iſt faſt kein Band der Denkſchriften dieſer Akademie vom Jahr 1753 bis 1770, der nicht eine, oder mehrere Abhandlungen von ihm enthielte.

Im Jahr 1757 eröffnete ſich für Pingré eine neue Laufbahn in der Aſtronomie, die er mit dem größten Ruhm durchlief, nemlich die Theorie der Kometen und die Berechnung ihrer Bahnen. Dieſer Zweig der Sternkunde iſt einer der ſchwerſten, weil dieſe Berechnungen die meiſte Beurtheilungskraft, und vielen Scharfſinn erfordern, wegen der vielen nicht vorherherzuſehenden Fälle, die dieſen Kalkul erſchweren und verwickeln. Allein für Pingré war nichts ſchwer; er berechnete allein mehr Kometen-Bahnen, als alle übrige Aſtronomen in Europa zuſammen. Im Jahr 1760 wurden mehrere Aſtronomen von verſchiedenen Mächten in alle Welttheile ausgeſchickt, den berühmten Vorübergang der Venus vor der Sonnenſcheibe den 6. Jun. 1761 zu beobachten. Pingré reiste nach der Inſel Rodrigue im indiſchen Meere, wo er den Ein- und Austritt beobachten ſollte, allein der Himmel begünſtigte dieſe Beobachtung nicht. In-

zwiſchen war Pingre's Seereiſe für die Geographie und für die Schifffahrt von mehr als einer Seite nützlich.

Ein neues mühſames Geſchäft übernahm er nach ſeiner Rückkunft. Er berechnete die Sonnen- und Mondsfinſterniſſe auf 1900 Jahre für die zweite Auflage des berühmten chronologiſchen Werks l' Art de verifier les Dates, welches der gelehrte Benedictiner Durand im Jahr 1770 herausgab. La Caille hatte ſie für die erſte Ausgabe dieſes Werks berechnet; allein Pingre' gieng noch weiter, er berechnete ſie nicht nur genauer und mit größerm Fleiße, ſondern für 10 Jahrhunderte mehr, vom Jahr 1 bis 2000 Jahr nach Chriſti Geburt. Eine Seereiſe nach Holland machte er im Jahr 1768, um mit dem Marquis de Courtanvaux, dem Unternehmer dieſer Reiſe, die Seeuhren des berühmten Uhrmachers le Roy zu prüfen. Einen vollſtändigen Bericht über den Erfolg dieſer Reiſe ließ er bald nach ſeiner Rückkunft drucken.

Im Jahr 1768 wurden abermals Aſtronomen in alle Theilen der Welt ausgeſchickt, um den Vorübergang der Venus vor der Sonne im Jahr 1769 zu beobachten. La Lande wurde als Aſtronom zu dieſer wichtigen Expedition ernannt, allein er hatte zu ſolchen großen Seereiſen keine Luſt. Pingre' übernahm mit Vergnügen ſeine Stelle, und machte dieſe Beobachtung glücklich im Kap Francois. Nach ſeiner Rückkunft gaben er und der Kapitain Fleurieu im Jahr 1773 eine Beſchreibung dieſer Reiſe in zwei Quartbänden heraus. Eine dritte Reiſe wurde von der Regierung im Jahr 1771 angeordnet, um die Berthoudiſchen und le Royſchen Längenuhren zur See zu prüfen. Die Fregatte la Flore wurde dazu beſtimmt: Verdun

de la Crenne kommandirte ſie; Borda und Pingre' waren bei dieſer Expedition. Die Beſchreibung davon erſchien im Jahr 1778 in zwei Bänden; ſie iſt faſt ganz das Werk Pingre's.

Die Kometen-Theorie blieb noch immer das Lieblingsfach Pingre's, was er darüber geſchrieben hatte, war in den verſchiedenen Bänden der Pariſer Memoiren zerſtreut; er ſammelte alles in ein Werk und gab es 1783 unter dem Titel Come'tographie in zwei Bänden heraus. Schon ſeit 1756 beſchäftigte er ſich mit einer Geſchichte der Sternkunde des 17ten Jahrhunderts. Er wollte alle zerſtreute Beobachtungen dieſes Jahrhunderts ſammeln und berechnen. Dieſe Arbeit wurde aber oft unterbrochen. Pingre' nahm ſie im Jahr 1786 wieder vor, und beendigte ſie 1790 in einem Alter von 80 Jahren, aber den völligen Abdruck des Werks erlebte er nicht, weil der Krieg die Vollendung verzögerte.

Das aſtronomiſche Gedicht des Manilins war noch nie in einem franzöſiſchen Gewand erſchienen. Ein Advocat, Namens Dreux de Radier, wagte den Verſuch, allein er mißlang, denn es gehören zu dieſer ſchweren Arbeit eben ſo viel Sprach- als aſtronomiſche Kenntniſſe. Pingre' war allein der Mann, der dieß leiſten konnte, und er gab wirklich im J. 1786 dieſe Ueberſetzung in zwei Oktavbänden mit vielen Noten heraus. Er fügte noch die Ueberſetzung von Cicero's Gedichte, die Phänomene, hinzu, welches eine Nachahmung des griechiſchen Gedichts des Aratus iſt. Pingre' war nicht nur ein Kenner der alten, ſondern auch der neuen Sprachen; ſo überſetzte er aus dem Spaniſchen eine intereſſante Reiſe, welche

1781 auf einer ſpaniſchen Fregatte von Manilla nach Mexiko gemacht wurde. Sie wurde im 4ten Theile von la Perouſe Reiſen abgedruckt. Als im J. 1796 ein Komet am Himmel erſchien, wollte er ihn berechnen, geſtand aber, daß ihm die Arbeit zu beſchwerlich wäre, und daß er ſie nicht mehr zu Stande bringen könnte. Das war das erſtemal, daß ihm eine ſchwere Arbeit ſchwer wurde; allein er war 64 Jahr alt, und ſeine Organe hatten nur noch auf vier Monate Kraft und Dauer.

Sein Ende ſah er ohne Unruhe herannahen. Den 30. April 1796 las er noch Zeitungen, und ſeinen Lieblingsdichter Horaz; er machte auf ſich die Anwendung des Verſes, uti conviva satur. Den 1. May um 4 Uhr verloſch er ruhig und ſanft ohne Schmerzen und ohne Leiden; er ſtarb, wie er gelebt hatte.

Pingre' war ein geſunder, ſtarker Mann, ſowohl, was ſeine moraliſche, als ſeine phyſiſche Konſtitution betrifft. Er war einfach, ſittſam, gefällig in einem ſeltenen Grade, ſehr gottesfürchtig, und wahrhaft religiös; denn er war nicht intolerant. Die Offenheit ſeines Charakters, und ſeine Seelengüte mahlten ſich auf ſeinem Geſichte, und ſeine ſchneeweißen Haare geboten die innigſte Ehrfurcht. Es war rührend, dieſen ehrwürdigen Greis mitten im National-Inſtitut, wie einen Vater von ſeinen Kindern umgeben zu ſehen; denn er wurde von ſeinen Mitbrüdern, die er alle hatte aufwachſen ſehen, wie ein Familienvater geliebt und geehrt. Alle, die ihn kannten, beklagten ſeinen Tod, und beneideten ſein thatenreiches und nützliches Leben.

Pierre François Andre Mechain

Mitglied der erſten Klaſſe des National-Inſtituts zu Paris.

Ein berühmter Aſtronom, geb. zu Laon im Departement de l'Aisne am 15ten Aug. 1744. Sein Vater, ein geſchickter Baumeiſter, that ihn zu den Jeſuiten in die Schule, wo er bald ſeine meiſten Mitſchüler hinter ſich ließ. Beſtimmt, die Kunſt des Vaters zu treiben, unterrichtete man ihn in den mathematiſchen und mechaniſchen Wiſſenſchaften, in der Zeichen-Steinhauer- und Zimmermannskunſt u. ſ. w. In ſeinem 19ten Jahre war er bereits im Stande, nicht nur die Riſſe und Bauanſchläge zu großen und namhaften Gebäuden zu entwerfen, ſondern auch ihre Ausführung zu leiten. Sein Vater hatte viel für einen einſichtsvollen Edelmann aus der Picardie zu bauen. Dieſer lernte den gewandten und beſcheidenen Jüngling kennen, ſchätzte ihn auch wegen ſeiner ſtrengen Sittlichkeit, und bat den Vater, daß er den Winter über bei ihm bleiben dürfte, um ſeinen Söhnen Unterricht in den mathematiſchen Wiſſenſchaften zu geben. Statt wenigen Wochen blieb Mechain 18 Monate in dem Hauſe des Edelmanns, wo ihn Liebe und Achtung aller Hausgenoſſen feſſelte.

Jetzt wandte er ſich nach Paris, um in der vortrefflich beſtellten Schule der Brücken und Chauſſeen (Ecole des ponts et chaussées) ſeine Kenntniſſe zu erweitern und eine Anſtellung abzuwarten. Da aber ſein Vater nicht vermögend war, den Aufwand in die Länge zu beſtreiten, ſo übernahm er die Erziehung zweier jungen Edelleute auf dem Lande bei Sens, wodurch er nicht nur ſein eigenes Auskommen ſicherte, ſondern auch bei einer ſtrengen Oekonomie die ſüße Kindespflicht ausüben konnte, ſeinen durch verſchiedene Unglücksfälle bis zur Dürftigkeit herabgeſunkenen Aeltern einige Unterſtützung zukommen zu laſſen.

Inzwiſchen verſchlimmerten ſich die häuslichen Umſtände ſeines Vaters immer mehr; ein koſtſpieliger Proceß, den er in Paris gegen mächtige Gegner und Unterdrücker führte, brachte ihn vollends um alles, was er hatte. Da er nicht einmal die Koſten zur Rückreiſe aufzutreiben wußte, ſo wandte er ſich an ſeinen guten Sohn. Dieſer war aber außer Stande, ihn dießmal mit baarem Gelde zu unterſtützen, da er jeden Pfennig, den er nur erſparen konnte, ſeinem armen Vater ſchon mitgetheilt hatte. Er ſchrieb ihm daher mit blutendem Herzen, daß er in Paris bei einem Freunde noch einen ihm zuſtändigen aſtronomiſchen Quadranten ſtehen habe; er bat ihn, dieſen zu verkaufen, und mit dem daraus gelöſten Gelde die Rückreiſe zu beſtreiten. Von der äußerſten Noth gezwungen, wandte ſich nun der alte Mechain an la Lande, und bot ihm das Inſtrument an. Dieſer kaufte es, fragte nach ſeinem ehemaligen Beſitzer, und wurde begierig, den jungen Mann, der ſich von ſeinem erſparten Taſchengelde ein ſolches Inſtrument aus bloßer Lernbegierde angeſchafft

hatte, näher kennen zu lernen. La Lande äußerte dieſes Verlangen gegen den alten niedergebeugten Vater mit einer ſolchen Wärme und einem ſolchen Eifer, daß der junge Mechain ſogleich die Reiſe nach Paris machte, und ſich dem würdigen Altvater aller Aſtronomen vorſtellte. Dieſer freute ſich der Hoffnung, in dem talentvollen jungen Manne der Sternkunde einen Gelehrten zuführen zu können, der ihr einſt wichtige Dienſte leiſten würde. Er entwarf ihm einen Studirplan, lieh ihm Bücher, gab ihm Rechnungen auf, und ermunterte ihn, öfter an ihn zu ſchreiben und von ſeinen Fortſchritten Nachricht zu geben.

Mechain, von einer ſo liebreichen Aufnahme ganz bezaubert, kehrte wieder auf das Landhaus zu ſeinen Eleven zurück, und ergab ſich mit brennendem Eifer dem Studium der Sternkunde. Nun entſtand ein förmlicher Briefwechſel zwiſchen dem neu geworbenen Aſtronomen und ſeinem Führer und Wohlthäter. Mechain erholte öfters Raths bei ſeinem Lehrer, und theilte ihm ſeine Bemerkungen mit, die den denkenden Kopf und die natürlichen Anlagen zu dieſer Wiſſenſchaft immer mehr verriethen. In demſelben Grade ſtieg auch la Lande's Eifer und Freundſchaft für dieſen jungen Mann mit jedem Augenblicke, und er verſchaffte ihm im Jahr 1772 die Stelle eines Astronome-hydrographe bei dem Land- und See-Charten-Archiv zu Verſailles.

Jetzt ſtand Mechain auf einem Poſten, wo er Gelegenheit hatte, von ſeinen ſeltenen Kenntniſſen Gebrauch zu machen. Es iſt unglaublich, welche ungeheure Menge von Beobachtungen er zur Berichtigung der See-Charten aller Welttheile aſtronomiſch berechnet,

und wie viel zweifelhafte Lagen von Inſeln, Klippen, Küſten u. ſ. w. er aus Schiffer-Journalen erörtert, und mit kritiſchem Fleiß auseinander geſetzt hat. Die Reſultate ſeiner Berechnungen, welche viele Bände betrugen, wurden zu Grundlagen der neuen Seecharten benutzt. Als man den ſchönen Entwurf machte, neue Seecharten von allen Küſten Frankreichs am Weltmeere aufnehmen zu laſſen, erhielt Mechain mit noch einem Marine-Offizier die Leitung dieſes ganzen Geſchäftes, das durch den amerikaniſchen Krieg (1778) nur zu bald unterbrochen wurde. Indeſſen waren die Frucht dieſer Expedition acht vortreffliche Küſtencharten, die ſchon im Jahr 1778 in Kupfer geſtochen, aber erſt vor wenigen Jahren öffentlich bekannt gemacht wurden. Einen wichtigen Antheil hatte Mechain an der großen militäriſchen Charte von Deutſchland in 9 Blatt, und einer ähnlichen von Italien in 3 Blatt, die der Herzog von Ayen, ein großmüthiger Beförderer nützlicher Wiſſenſchaften, im Jahr 1780 entwerfen ließ. Beide Charten gehören bis jetzt unter die beſten, und werden von Kennern noch immer geſucht und geſchätzt.

Die Aſtronomie fand immer an Mechain den eifrigſten Beförderer; er war nicht nur rechnender, ſondern auch praktiſcher Aſtronom, und bald machte er ſich der königlichen Akademie zu Paris auf eine ſehr vortheilhafte Art bekannt. Im Jahr 1781 hatte er das Glück (den 28. Jun. und den 9. October) zwei Kometen zu entdecken; er verfolgte ihren Lauf und berechnete zugleich ihre Bahnen. Er war einer der erſten franzöſiſchen Aſtronomen, der den, in demſelben Jahre von Herſchel entdeckten neuen Planeten am ſorgfältigſten beobachtet, und ſeine Bahn berechnet hat. Im fol-

genden Jahre trug er bei der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften einen Preis davon, über den berühmten, in den Jahren 1532 und 1661 erſchienenen Kometen, deſſen Rückkehr von einigen Aſtronomen im Jahr 1789 erwartet wurde. Er bewies in ſeiner meiſterhaften Preisſchrift, daß der Komet von 1532 und 1661 nicht ein und derſelbe, ſondern zwei ganz verſchiedene Weltkörper, und keiner von beiden auf das Jahr 1789 zu erwarten ſey, wie auch der Erfolg nachher vollkommen beſtätigt hat. Dieſer ſo ehrenvoll gewonnene Preis bahnte ihm den Weg in die Akademie, und er wurde noch in demſelben Jahre in dieſe Geſellſchaft der berühmteſten und gelehrteſten Männer Frankreichs als Associé ordinaire aufgenommen.

Welch ein fleißiger und unermüdeter Himmelsbeobachter Mechain zu allen Zeiten war, kann man ſchon daraus abnehmen, daß er ſeit 1781 eilf neue Kometen am Himmel entdeckt hat. Und wenn es ihm gleich der viel ältere Kometenſpäher Meſſier in der Anzahl dieſer neu entdeckten Weltkörper zuvor gethan hat, ſo kann man hingegen von Mechain behaupten, daß noch kein Aſtronom, weder der vergangenen, noch jezzigen Zeiten, für ſich allein ſo viele Kometen zugleich entdeckt, beobachtet und berechnet hat. Nicht weniger als 24 neue Kometen-Bahnen hat er nach verſchiedenen Methoden berechnet.

Als es im Jahr 1791 in der National-Verſammlung wegen Einführung eines allgemeinen und gleichförmigen Maaßes und Gewichtes durch ganz Frankreich zur Sprache kam, dieß Project der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zum Gutachten übergeben wurde, und dieſe die Meſſung eines Meridian-Bo-

gens von Dünkirchen bis Barcellona vorgeſchlagen hatte; ſo wurde dieſe Gradmeſſung zweien der geſchickteſten Akademiker übertragen. Unſerm Mechain wurde dieſe Ehre abermals zu Theil; er übernahm den ſüdlichen Theil dieſer Meſſung in den Pyrenäen und in Spanien; de Lambre den nördlichen. Mehrmals gerieth der erſtere bei dieſer Expedition in Lebensgefahr. Er hatte das Unglück, auf einer ſeiner Triangel-Stationen von einem der höchſten Berge in den Pyrenäen einen ſehr gefährlichen Sturz zu thun. In Catalonien wäre er beinahe um das Leben gekommen, indem er einen Freund von einer augenſcheinlichen Gefahr in der Nähe einer hydrauliſchen Maſchine zu retten, begriffen war, wodurch er ſelbſt eine gefährliche Kopfwunde, nebſt einem doppelten Bruch des Knochens, der die rechte Schulter mit dem Halſe verbindet, erlitt. Das viele Ungemach, das er in dieſen rauhen Gebirgsgegenden auf dieſer Meſſung erdulden mußte; der viele Kummer und die Sorgen, die ihm ſeine hülflos in Paris, unter dem Schwerdt der Würger und Ungeheuer, die ſein Vaterland mit Blut überſtrömten, zurückgelaſſene Familie verurſachte, und von der er ſeit 7 Jahren getrennt leben mußte; der gänzliche Verluſt ſeiner kleinen vieljährigen Erſparniſſe und des Vermögens ſeiner Frau, das er auf Staatsrenten gelegt hatte: alle dieſe Leiden zerrütteten und zerſtörten ſeine Geſundheit unwiederbringlich. Dennoch gieng er von neuem nach Spanien, um auf Befehl der Regierung Beobachtungen anzuſtellen, ſtarb aber daſelbſt 1804 an der epidemiſchen Krankheit.

Nikolaus Saunderſon.

Profeſſor der Mathematik in Cambridge.

Saunderſon gehört zu den merkwürdigen Menſchen, welchem, gleich jenem Sänger in der Odyſſee, die Unſterblichen Ein Schlimmes und Ein Gutes beſchieden; jenes, indem ſie ihn des Geſichtsſinns beraubten; dieſes, indem ſie ihn mit ausgezeichneten Talenten zu den abſtracteſten Wiſſenſchaften ausrüſteten. In ſofern er aber nicht erſt im Alter, oder doch wenigſtens in reifern Jahren, ſondern ſchon in der erſten Kindheit der Augen beraubt, und gleichwohl durch dieſen Unfall nicht gehindert wurde, ſich unter den vorzüglichſten Mathematikern ſeiner Zeit einen Namen zu machen, in ſofern gehört er allerdings zu den außerordentlichſten Erſcheinungen in der phyſiſchen und moraliſchen Welt.

Geboren wurde er im Laufe des Jahres 1682 zu Thurleſton, nahe bei Penniſton in Yorkſhire. Die Anſprüche, zu denen ihn ſeine Geburt berechtigte, waren eben nicht glänzend, denn ſein Vater war ein gemeiner Zollbedienter, der nur weniges Vermögen beſaß. Kaum hatte er das erſte Lebensjahr zurück gelegt, ſo befielen ihn die bösartigſten Blattern, welche ihn auf die ganze übrige Zeit ſeines Lebens des Lichts der Augen beraubten; man ſah bei ihm weiter nichts, als die Augenhöhlen. Indeſſen zeigte er bei mehreren Jahren eine lebhafte Lernbegierde, und daher brachte man ihn ſehr frühzeitig in die Freiſchule zu Penniſton, wo er mit Leichtigkeit die Anfangsgründe der lateini-

ſchen und griechiſchen Sprache erlernte. In der Arithmetik gab ihm ſein Vater ſelbſt Unterricht, und hier entfalteten ſich die Gaben ſeines Genies auf eine Art, welche allgemeines Erſtaunen erregte; es wurde dem blinden Knaben nicht ſchwer, durch die Stärke ſeiner Einbildungskraft die ſchwierigſten arithmetiſchen Aufgaben zu löſen, und öfters erfand er dazu eigne Regeln.

Es bedurfte eines günſtigen Umſtandes, um den jungen Saunderſon auf der Laufbahn zu erhalten, die er ſo glücklich betreten hatte, da dem Vater ſeine Armuth nicht vergönnte, auf die Erziehung ſeines Sohnes viel zu verwenden. Glücklicherweiſe fand dieſer einen Mäzen, der ihm das Fortſchreiten auf der wiſſenſchaftlichen Laufbahn erleichterte. Als er nemlich in ſeinem 18ten Jahre ſtand, lernte ihn ein gewiſſer Richard Weſt kennen, ein Mitglied des Unterhauſes von großem Vermögen, und zugleich ein Liebhaber der mathematiſchen Studien. Er bewunderte nicht allein die Fähigkeiten des blinden Jünglings, ſondern nahm ſich auch die Mühe, ihm ſelbſt in den Anfangsgründen der Geometrie und Algebra Unterricht zu ertheilen. Als dieſer Unterricht aufhörte, beſuchte Saunderſon eine Privatakademie zu Atterclief, aber nur auf eine kurze Zeit, weil die Logik und Metaphyſik, die hier die Hauptbeſchäftigung waren, ihm nicht behagten. Er kehrte daher in das älterliche Haus zurück, und ſetzte ſeine mathematiſchen Studien durch Hülfe eines Buchs und eines Vorleſers fort. Sein ſeltenes Genie half ihm, alle Schwierigkeiten glücklich zu beſiegen.

Eine Akademie ſchien endlich der beſte Ort zu ſeyn, wo Saunderſon von ſeinen erworbenen Kenntniſſen Gebrauch machen, und durch Vorleſungen ſeinen Un-

terhalt gewinnen könnte. Im 25ſten Jahre ſeines Alters wurde endlich dazu Rath geſchafft, indem einige Freunde ſeines Vaters eine Kollekte veranſtalteten, die ihn in den Stand ſetzte, ſich nach Cambridge bringen zu laſſen. Hier eröffnete er ſogleich den Vorſtehern der Akademie ſeinen Wunſch, den Lehrſtuhl zu beſteigen, und der damalige Profeſſor der Mathematik, William Whiſton, war ſehr bereit, die Schwierigkeiten zu entfernen, die ſich der Ausführung dieſes Vorſatzes entgegen ſtellten.

Saunderſon hielt ſeine erſten Vorleſungen über Newtons Principia Mathematica, über deſſen Arithmetica universalis, und welches das ſonderbarſte war, auch über die Optik deſſelben. Da ſein Freund und Gönner Joſua Dunn, der ihn nach Cambridge geführt hatte, und der ein Mitglied des Kollegiums war, ſein Verdienſt der ganzen Univerſität gleich anfangs nachdrücklich empfohlen hatte, ſo wurden ſeine Vorleſungen ſehr ſtark beſucht. Als Whiſton wegen ſeiner bekannten Religionsſtreitigkeiten von ſeinem Amte entſetzt wurde, erhielt Saunderſon deſſen Lehrſtelle, und es wurde ihm durch einen ausdrücklichen Königl. Befehl die Magiſterwürde ertheilt. Dieß hatte Newton ausgewirkt, der ſich ſeiner ſehr annahm. Er trat ſein Amt mit einer Rede an, die in ſehr zierlichem Latein abgefaßt war. Seine Wohnung hatte er bis zum Jahr 1732 in dem Kollegium, wo er ein eignes Haus bezog; er heyrathete darauf die Tochter eines Rektors Dikins, mit welcher er eine Tochter zeugte.

Die Feinheit ſeines Gefühls war außerordentlich groß. Er war im Stande es zu ſagen, wenn ihm etwas nahe vors Geſicht gehalten wurde, oder wenn er nahe

bei einem Baume vorbei gieng. Unter einem Haufen römiſcher Münzen konnte er die ächten von den falſchen genau unterſcheiden, obgleich leztere ſo fein nachgemacht waren, daß ſie einem Kenner, der ſie nach dem Auge beurtheilte, hätten verführen können. Doch war er nicht im Stande die Farben durchs Gefühl zu unterſcheiden, ob er gleich ſonſt die mindeſte Rauhigkeit auf polirten Flächen empfinden konnte. Die Vorzüge ſeines Gehörs waren ebenfalls ſehr groß. Er unterſchied nicht nur Leute, welche er nur einmal hatte ſprechen hören, ſondern beurtheilte auch ſelbſt aus dem Schalle die Entfernungen ſehr genau. So urtheilte er auf die Art von der Größe eines Zimmers, und von der Entfernung einer Wand; und wenn er einmal über ein Pflaſter von Höfen, offenen Plätzen u. d. gl. gegangen war, ſo wußte er, aus dem Schall ſeiner Tritte, künftig genau zu ſagen, an welcher Stelle er ſich befände.

Der Charakter dieſes merkwürdigen Mannes erweckte übrigens mehr Bewunderung als Zuneigung. Er hatte viel Witz und Lebhaftigkeit des Geiſtes, ſagte aber alles ganz ohne Zurückhaltung, oft mit Beleidigung des Wohlſtandes heraus; ſchlimmer noch war dieß, daß er in der Liebe, im Trinken und im Fluchen bis zu einem erſtaunlichen Grade ausſchweifte. Sein anhaltendes Sitzen mechte die nächſte Veranlaſſung ſeyn, daß er endlich an einem ſtarken Scorbut kränkelte, welcher am 19. April 1739 ſeinem Leben ein Ende machte. Er hatte in allen Theilen der Mathematik etwas zum Beſten ſeiner Zuhörer geſchrieben, welches nach ſeinem Tode in zween Quartbänden mit dem Bildniſſe des Verfaſſers gedruckt worden iſt.

William Emerſon.

Ein engliſcher Mathematiker.

Wenn ein ſchlichter Landbewohner, durch innere Geiſtesthätigkeit geſpornt, ſich über ſeine enge Sphäre erhebt, und ſelbſt als Schriftſteller ſich Beifall erwirbt, ſo gehört das immer unter die ſeltenen Phänomene, die eine Auszeichnung verdienen. Emerſon war ein ſolcher Mann. Man hat von ihm gute und mit Beifall aufgenommene Lehrbücher der Arithmetik und Geometrie, der Trigonometrie, Mechanik, Algebra, Optik und Perſpectiv, der Aſtronomie, Maſchinenlehre u. dgl. — und daß dieſe Bücher auch darum eine merkwürdige Erſcheinung ſind, weil Er ſie ſchrieb, ſagt die Geſchichte ſeines Lebens.

Er war 1701 zu Hurworth, einem Dorfe in der Nachbarſchaft von Darlington, an der ſüdlichen Grenze der Grafſchaft Durham, in dem nördlichen Theile von England, geboren. Sein Vater war daſelbſt Schullehrer. Dieſer Mann hatte ziemlich gute Kenntniſſe in der Mathematik. Durch ſeinen Unterricht und durch ſeine Bücher iſt wahrſcheinlich das Talent des Sohnes für das mathematiſche Studium geweckt worden. Neben dem väterlichen Unterricht genoß dieſer noch in den gelehrten

Sprachen des Beiſtandes eines jungen Geiſtlichen, der zu Hurworth Gehülfe des Pfarrers war, bei dem der alte Emerſon ſeinen Tiſch hatte. Anfangs verſuchte der junge Emerſon auch einige wenige Schüler zu unterrichten, war aber in dieſem Geſchäfte nicht glücklich, es ſey nun, daß er nicht die Gabe hatte, ſeine Gedanken deutlich genug vorzutragen, oder daß ein lebhaftes Temperament ihn zu ungeduldig machte. Darum gab er dieſe Lebensart auf, und widmete ſich, zufrieden mit einem kleinen, von ſeinen Eltern ererbten Vermögen, ganz ſeinen eigenen gelehrten Beſchäftigungen. Dieſe verfolgte er mit großem Eifer, an demſelben Orte, wo ſein Vater gelebt hatte, ſein ganzes langes Leben hindurch. Er genoß größtentheils einer ſehr guten Geſundheit, bis auf die letzten Jahre ſeines Lebens, da er ſehr von Steinſchmerzen litt. Dieſe verurſachten auch ſeinen Tod im Jahre 1782, in einem Alter von 81 Jahren, an ſeinem Geburtsorte.

Emerſon hatte ſich durch ſeinen kraftvollen, muntern Verſtand, und durch angeſtrengten Fleiß eine gründliche Kenntniß in allen Theilen der Mathematik und Phyſik erworben, über welche alle er auch Schriften verfaßt hat, nur in einem nicht ſorgfältig genug ausgearbeiteten Vortrage. Durch Entdeckungen oder neue Anſichten zeichnen ſich ſeine Schriften nicht aus. In der theoretiſchen Muſik, ſowohl nach den alten, als neuen Syſtemen, war er ſehr gut bewandert; allein in der praktiſchen war er ein Stümper. Doch konnte er einige muſikaliſche Inſtrumente verfertigen und ausbeſſern; er gieng auch zuweilen auf dem Lande herum, Claviere zu ſtimmen.

In der Lebensart, im Umgange, ſelbſt in der Kleidung hatte er vieles Sonderbare. In ſeinem äußern Aufzuge und in ſeinen Manieren war er plump und ſelbſt bäuriſch. Sein Ausdruck war gemein, faſt pöbelhaft, da er ſeine Behauptungen mit Schwüren und Flüchen zu begleiten pflegte, ohne doch jemand dadurch beleidigen zu wollen. Er beſaß einen ſcharfen natürlichen Verſtand, und konnte über alle Gegenſtände vernünftig reden, war aber ſehr ſtarrköpfig, und konnte keinen Widerſpruch vertragen. Sein ganzes Leben brachte er mit angeſtrengtem Studiren und Bücherſchreiben zu. Von der Einnahme, die er durch ſeine Schriften erhielt, tilgte er einige Schulden, womit ſein kleines väterliches Gut beſchwert geweſen war. In ſeiner Kleidung zeigte er ſich ſo wunderlich, wie in jedem andern Stücke. Gewöhnlich beſaß er nur einen Anzug, der immer ſehr alt ausſah. Eine Weſte zog er ſelten an; den Rock trug er vorn offen, nur mit dem unterſten Knopfe zugeknöpft. Auch das Hemde trug er nicht, wie es andere zu tragen pflegen, ſondern mit dem Schlitze auf dem Rücken, mit dem Kragen zugeknöpft, und die Bruſt ganz bedeckt. Seine Perücke war roſtfarbig, ganz ſchlicht ohne ein einziges gekrümmtes Haar, und hatte wahrſcheinlich, ſeitdem ſie gemacht worden war, nie den Durchzug eines Kammes erlitten. Ein Hut hielt bei ihm einen guten Theil ſeines Lebens aus. Denn ſo wie die Krämpe ſchlaff ward und herunter hieng, ſchnitt er einen Streifen nach dem andern von Zeit zu Zeit ab, bis daß zuletzt faſt nichts als das Kopfſtück übrig blieb.

Emerſon war ziemlich klein von Statur, aber ſtark und wohlgebaut, mit einer offenen Miene, röthlicher Geſichtsfarbe, von geſunder und ſtarker Leibesbe-

ſchaffenheit. Er gieng oft zu Fuß nach London, ohngefähr 50 deutſche Meilen weit von ſeinem Wohnorte, wenn ein Werk von ihm da gedruckt ward, um jeden Bogen wegen der Druckfehler ſelbſt durchzuſehen. Denn ſein Lieblingsgrundſatz war, keinen Augen zu trauen, als ſeinen eigenen. Bei Unterſuchungen aus der Mechanik machte er immer Erfahrungsproben von den Lehrſätzen, und verfertigte das dazu nöthige Geräthe alles ſelbſt im Kleinen, daher ſeine Wohnung mit allen Arten von mechaniſchen Werkzeugen, zum Theil in Stücke zerlegt, angefüllt war. Das Fiſchen war ihm eine angenehme Beſchäftigung, wobei er ſich oft bis an den Leib ins Waſſer begab. Er pflegte einige Zeit hindurch ununterbrochen zu ſtudiren, und dann zur Erholung nach irgend einem Bierhauſe zu gehen, um daſelbſt mit dem erſten dem beſten einen Krug Bier zu trinken und zu ſchwatzen.

Ein gewiſſer angeſehener Herr in der Nachbarſchaft war Emerſon ſehr gewogen, und beſuchte ihn oft, um ſich mit ihm zu unterhalten, woran er viel Vergnügen fand. Auch kam dieſer Herr oft zu ihm auf das Feld, wo er arbeitete, und begleitete ihn von da nach Hauſe, konnte aber nie es von ihm erhalten, daß er ſich zu ihm in den Wagen geſetzt hätte. Bisweilen ward er derb abgewieſen, mit den Worten: „Zum Teufel mit euren Albernheiten, ich gehe lieber zu Fuß.“ — Emerſon war verheyrathet. Seine Frau mußte auf einem Spinnrade von alter Art, das er ſelbſt verfertigt hatte, ſpinnen. Es iſt das nemliche Spinnrad, wovon er in ſeiner Mechanik eine Zeichnung gegeben hat.

Jakob Ferguſon.

Mitglied der Königlichen Societät der Wiſſenſchaften in London.

Daß man es durch Genie und Fleiß, auch ohne andere Glücksumſtände, ſehr weit bringen könne, lehrt das Beiſpiel dieſes verdienten Gelehrten. Er war im Jahr 1710, einige Meilen von Keith, einem Dorfe in Nordſchottland, von zwar armen aber rechtſchaffenen Aeltern geboren. Das baufällige Dach ihrer Wohnung gab ſchon im achten Jahre ſeines Alters die ſonderbare Gelegenheit zur Entwickelung ſeines Talents für die Mechanik. Der Vater bediente ſich des Hebebaums, um das geſenkte Dach wieder in die Höhe zu richten. Dieß ſah der junge Ferguſon, und fieng ſelbſt an, kleine Hebel zu machen, die er nach und nach durch verſchiedene Erfahrungen zu großer Vollkommenheit brachte. Er ſetzte ſogar eine kleine Beſchreibung von dieſen Maſchinen auf, zeichnete mit der Feder die Figuren dazu, und glaubte nun das größte Werk in dieſer Art verfertigt zu haben.

Seine erſten Verſuche in der Aſtronomie ſind nicht minder merkwürdig. Die dürftigen Umſtände ſeiner Aeltern hatten ihn genöthigt, ſich in der Nachbarſchaft als Schaafhirte zu vermiethen, wobei er Muße genug hatte, die Geſtirne zu beobachten. War ſein Tagewerk vorüber, ſo wandelte er des Nachts mit einer Laterne auf das freie Feld, legte ſich auf den Rücken, und nachdem er eine Schnur, ſo hoch wie ſein Arm, an welchen kleine Kügelchen geſchnürt waren, zwiſchen ſei-

nen Augen und den Sternen, die er beobachten wollte, aufgezogen hatte, ſo ſchob er die Kügelchen ſo lange hin und wieder, bis ſie ſeinen Augen dieſe oder jene Sterne gänzlich verbargen, um dadurch ihre ſcheinbare Entfernung von einander zu finden. Hierauf legte er den Faden auf Papier, und bemerkte mit den Kügelchen die beobachteten Sterne nach ihrem verſchiedenen Stande. Der Pfarrer zu Keith lieh ihm die erſte Charte der Erdkugel, welche er ſogleich abzeichnete; und nach der Beſchreibung eines Globus in Gordons geographiſcher Grammatik machte er ſich einen Globus von Holz, und zeichnete die Erdcharte darauf. Während einer Krankheit, der Folge von allzuſtrengen Arbeiten, verfertigte er eine ganz hölzerne Wanduhr, die ſehr richtig gieng, und die Stunden auf einem Stücke von einer zerbrochenen gläſernen Flaſche anſchlug. Eben ſo glücklich ahmte er die erſte Taſchenuhr, die ihm zu Geſichte kam, in Holzarbeit nach. Das Räderwerk durchaus war hölzern, die Feder von Fiſchbein, und ein gleichfalls hölzernes Gehäuſe, in allem nicht viel größer als eine Theetaſſe.

Seine Geſchicklichkeit verſchaffte ihm die Bekanntſchaft mit dem Ritter Jakob Dumbar, der ihn in ſeine Dienſte nahm. Schon vorher hatte er von dem Tafeldecker eines Landedelmanns die Decimal-Rechnung, die Algebra und die Geometrie erlernt. Jetzt lernte er zeichnen, und fieng an Bildniſſe zu mahlen, durch welche Beſchäftigung er verſchiedene Jahre, in Schottland ſowohl als in England, als er ſich ſchon auf ernſthaftere Studien gelegt hatte, ſich und ſeine Familie erhielt. Zwei große ſteinerne Pfeiler, die auf Dumbars Thorpfeilern ruhten, ermunterten ihn zu neuen Verſuchen in ſeiner Lieblingsbeſchäftigung. Er mahlte mit Oel-

Oelfarben auf die eine die Erd- und auf die andere die Himmelskugel, und zwar mit ſo vieler Geſchicklichkeit, daß die Pole der gemahlten Globen gerade gegen die Pole des Himmels gerichtet waren. Auf jeder derſelben waren die 24 Stunden rund um die Aequinoctial-Linie bemerkt, ſo daß, wenn die Sonne ſchien, die gewiſſe Zeit des Tages durch den Grenzabſchnitt von Licht und Schatten auf den jedesmal halb erleuchteten und halb beſchatteten Kugeln ſehr richtig angezeigt wurde. Die erleuchteten Theile des Erdglobus waren hier allezeit den erleuchteten Theilen der wirklichen Erdkugel gleich. Man konnte folglich ſehr genau ſehen, an welchen Orten die Sonne auf und unter gieng, und wo es Tag und Nacht auf dem Erdboden war.

Allmählig wurde Ferguſon der Haushalter eines kleinen Vermögens, deſſen Erwerb ihm die Güte ſeiner Freunde erleichtert hatte. Einige Zeit widmete er ſich dem Studium der Heilkunde, doch bald verließ er daſſelbe wieder, weil er ſich nicht zu weit in ein Geſchäft wagen wollte, zu welchem Erfahrungskenntniſſe nicht minder, als Genie erfordert werden, und von welchem die Folgen des Irrthums ſo gefährlich ſind. In ſeinem 29ſten Jahre heyrathete er, und als er 30 Jahr alt war, erfand er, mit ſehr geringer Beihülfe von Büchern und Inſtrumenten, die vortreffliche Maſchine zum Anzeigen der Neumonde und Finſterniſſe, die er ſeine aſtronomiſche Rotula nannte. Durch das bloße Anſchauen eines Orrerys, deſſen innere Beſchaffenheit ihm aber nicht gezeigt ward, verfertigte er einen von der Erdkugel, für die Bewegungen der Erde und des Mondes, und hielt ſeine erſten Vorleſungen über den Gebrauch deſſelben.

Nicht lange nachher begab ſich Ferguſon nach London, wo er zuerſt einige artige aſtronomiſche Tafeln und Berechnungen herausgab, und hernach über die Experimental = Philoſophie öffentliche Vorleſungen hielt, die er auf Subſcription in den meiſten und vornehmſten Städten von England mit allgemeinem Beifall wiederholte. Eine Zeichnung von den zuſammengeſetzten Linien der Bewegung des Mondes empfahl ihn der Königl. Societät der Wiſſenſchaften, die ihm die Ehre erwies, ihn unter ihre Mitglieder aufzunehmen. König Georg der Dritte wurde auf das Verdienſt des beſcheidenen Mannes aufmerkſam gemacht, er berief ihn zu ſich, ließ ſich von ihm einige Vorleſungen halten, unterhielt ſich in der Folge öfters mit ihm über wichtige Materien, beſchenkte ihn mehrmals und gab ihm ein Jahrgeld von 50 Pfund. Verſchiedene phyſikaliſche, mathematiſche, aſtronomiſche und mechaniſche Schriften fanden den Beifall der Kenner und Liebhaber, und ſeine Aſtronomie nach Newtons Grundſätzen, von Kirchhof überſetzt, hatte das Glück, ſelbſt in Deutſchland mehrere Auflagen zu erleben. Ferguſon hat das Verdienſt, die vornehmſten Erſcheinungen des Himmels ſehr ſinnlich darzuſtellen.

Nach einem langen und nützlichen Leben ſtarb er den 16. Nov. 1776. Sein Charakter verdient die größte Hochachtung. Er war wohlthätig, und in ſeinen Sitten ſo ſanft und unſchuldig, wie ein Kind, beſcheiden, höflich und mittheilend. Die Philoſophie ſchien bei ihm nur Mißtrauen gegen ſich ſelbſt und Beſcheidenheit, eine Liebe zu den Menſchen und zu ſeinem Schöpfer, hervorzubringen. Sein ganzes Leben war ein Muſter von Ergebung an Gott, und von chriſtlicher Frömmigkeit.

Anton, Bernhard und Joſeph de Juſſieu.

Franzöſiſche Botaniſten.

Drei Brüder, die ihr ganzes Leben der Unterſuchung der Natur widmeten, und ſich reelle Verdienſte um die Wiſſenſchaft erwarben, — das einzige Beiſpiel ſeiner Art. Ihr Vater war ein Arzt und Apotheker zu Lyon, und hier wurde Anton am 6ten Jul. 1686 geboren. Schon in den erſten Jahren der Jugend äußerte ſich ſeine Liebe zu den Naturwiſſenſchaften, und das Kräuterſammeln war ihm das angenehmſte Geſchäft. Als er im Dreieinigkeitskollegium ſeiner Vaterſtadt ſeine Studien vollendet hatte, gieng er nach Montpellier und erlangte hier die mediziniſche Doktorwürde. Hierauf unternahm er zu verſchiedenen Zeiten Reiſen auf die Alpengebirge, nach der Provence, nach Languedoc, ins Land der Sevennen, nach Bretagne und nach der Normandie, um ſich die Pflanzen bekannt zu machen.

Zeitig fand Juſſieu eine Stelle, die ſeinen Kenntniſſen angemeſſen war, und den Lohn, der ſeinen Verdienſten gebührte; er wurde in ſeinem 23ſten Jahre der Nachfolger des berühmten Tournefort in dem Lehrſtuhle der Botanik und in der Aufſicht über den königlichen botaniſchen Garten zu Paris. Jetzt fand er die

beſte Gelegenheit, in der Kräuterkunde immer tiefere Einſichten zu erlangen, und ſeine Beobachtungen der Welt mitzutheilen. In den königlichen Garten, dem er vorſtand, kamen die ſeltenſten Gewächſe aus allen Gegenden der Erde, und er lieferte nun zu den Abhandlungen der Akademie der Wiſſenſchaften, deren Mitglied er ſeit dem Jahr 1712 war, eine Menge vortrefflicher Beiträge über merkwürdige Pflanzen. Der franzöſiſche Hof ſandte ihn nach Spanien und Portugal, um aus dieſen Reichen diejenigen Pflanzen nach Paris zu holen, welche im botaniſchen Garten des Königs noch fehlten. Er ſchrieb eine Geſchichte des königlichen Gartens (Hist. du Jardin royal de Paris), verbeſſerte Tourneforts Lehrbuch der Botanik (Institutiones rei herbariae), und erſt im Jahr 1772 erſchien aus ſeinem Nachlaſſe eine Abhandlung von den Eigenſchaften der Pflanzen (Traité des vertus des plantes). Er ſelbſt ſtarb am 22. April 1758.

Mit ſeinen literariſchen Beſchäftigungen verband Juſſieu auf eine edelmüthige Art die Uebung der Arzneikunde, denn er war vorzüglich der Arzt der Armen. Täglich ſammelte ſich eine anſehnliche Zahl derſelben um ihn, und er unterſtützte ſie nicht allein mit ſeinem Rathe, ſondern auch mit ſeinem Gelde, denn er beſaß ein anſehnliches Vermögen, deſſen Erbe ſein Bruder Bernhard war.

Dieſer wurde am 17. Auguſt 1699 zu Lyon geboren. Er legte den Grund der Wiſſenſchaften bei den Jeſuiten in ſeiner Vaterſtadt, und ſtudirte die Philoſophie zu Paris, unter der Aufſicht ſeines Bruders Anton. Kaum war der Kurſus geendigt, ſo mußte er ſeinen Bruder auf einer Reiſe begleiten, um die Pflan-

zen der Pyrenäen, in Spanien und Portugal zu unterſuchen. Dadurch bekam er Geſchmack an der Botanik und Naturgeſchichte. Alles, was er ſah, wurde begierig ergriffen, und mit der größten Leichtigkeit erlernt. Nach ſeiner Rückkehr aus Spanien ſuchte er die Pflanzen um Lyon und auf den benachbarten Alpen auf, und gieng nachher nach Montpellier, um die Arzneikunde zu erlernen. Hier wurde er 1720 Doktor, mit dem Vorſatze, ſich der Praxis zu widmen, aber bei näherer Prüfung gab er denſelben auf, ohnerachtet er die nöthigen Gaben, ein richtiges Urtheil, ein gutes Gedächtniß, ein gewiſſes Ausdauren, ein ſeltenes Talent, gehörig zu beobachten, im vollen Maaße beſaß. Die Urſache war eine gewiſſe Empfindlichkeit, vermöge welcher er keine Kranke ſehen konnte, ohne ſelbſt krank zu werden, und vor lauter Mitleid heftiges Herzklopfen zu bekommen. Dagegen machte er ſein Glück durch die Botanik und Naturgeſchichte.

Vaillant war damals Lehrer der Kräuterkunde am königlichen Garten; er fühlte das Unvermögen des Alters, dachte an einen Nachfolger, ſchlug den jungen Mann vor, und bewirkte ihm die Anwartſchaft. Dieſe Ehre war für ihn um ſo ſchmeichelhafter, da ſein Bruder Antón ehedem des Vaillants Nebenbuhler war, und den Vorzug erhielt. Der junge Juſſieu, erſt 25 Jahr alt, widmete ſich dieſem neuen Amte mit allem Feuer der Jugend; gab dem Garten in kurzem ein ganz anderes Anſehen, und ließ ſich 1726 unter die Doctoren der Pariſer Fakultät aufnehmen.

Um dieſe Zeit beſorgte er eine neue Ausgabe der Tournefortiſchen Beſchreibung der Pflanzen um Paris (Histoires des plantes, qui naissent aux environs

de Paris), und bereicherte dieſelbe mit wichtigen Anmerkungen und vielen neu entdeckten Pflanzen. Dadurch bahnte er ſich den Weg in die Akademie der Wiſſenſchaften, in welche er den 12ten Auguſt 1725 aufgenommen wurde. Man hat von ihm geſagt: er habe wenig geſchrieben, aber viel geſprochen, und andere hätten nach ihm geſchrieben. Im Jahr 1739 lieferte er eine Abhandlung vom Pillenkraut, die mit vieler Beſtimmtheit und Deutlichkeit abgefaßt iſt, und worin die Geſchlechtstheile außer Streit geſetzt ſind. Im Jahr 1742 that er eine Reiſe an die Seeküſten, und hatte Gelegenheit, den Streit über die Korallinen zum Beſten des Priſſonel aufzuklären.

Juſſieu war kein Freund der eingebildeten Syſteme, die mehr zur Bequemlichkeit der Phyſiker, als zur Erweiterung der Wiſſenſchaft dienen. Daher rieth er dem Rouſſeau auf ſeine Anfrage, welchem Syſtem er in der Botanik folgen ſolle, die Pflanzen nach den Charakteren, welche die Natur darbietet, zu beobachten. Alle Jahre ſtellte er Herboriſationen um Paris an, und lehrte ſeine Schüler in dem großen Buche der Natur leſen. Mit einer unbeſchreiblichen Geduld konnte er in einer Viertelſtunde den Namen der nemlichen Pflanze wohl 200mal wiederholen, und ſelbſt bei dem Misbrauche dieſer Güte, da man ihm befliſſentlich verſtümmelte Pflanzen vorlegte, nannte er ſogleich dieſelben, und gab das Zeichen an, woran ſie zu erkennen, und von andern zu unterſcheiden ſind. Dieß thaten ſeine Schüler ſogar, als der berühmte Linne nach Paris kam, um das Verdienſtliche ihres Lehrers kennbar zu machen, aber ohne den Linne zu ſchonen, der ſich von dieſer Zudringlichkeit mit Manier befreite. Wer nur Achtung gab,

und ein gutes Gedächtniß hatte, konnte in Kurzem ein Kräuterkenner werden. Er ersetzte, was ſich nicht in den Büchern findet, und theilte gerne mit, was er wußte. Sein Haus ſtand allen Gelehrten offen, und ſeine Dienſtbefliſſenheit war unbegrenzt.

Juſſieu ließ ſich's ſehr angelegen ſeyn, das königliche Kabinet zu bereichern, und hielt dieß für das beſte Mittel, ſeine Lieblingswiſſenſchaft zu erweitern. Er gab Ludwig dem Funfzehnten einige Jahre Unterricht in der Botanik, und fuhr wöchentlich einigemal nach Trianon, ohne die dadurch verurſachten Koſten wieder zu bekommen. Er hat nie etwas gefordert, aber auch nichts bekommen. Am Hofe muß man öfters den Hofmann machen, und für ſein Glück ſorgen: allein Juſſieu ſah nur Pflanzen, und vergaß darüber die Mittel, ſich ein gutes Auskommen zu verſchaffen. Ohne Eigennutz theilte er mit, was er wußte und konnte, und ſchien auf das Mein und Dein gar nicht eiferſüchtig zu ſeyn.

Die Beſcheidenheit dieſes verdienſtvollen Naturforſchers glich ſeiner Gelehrſamkeit. Er kannte überhaupt die heftigen Leidenſchaften nicht, welche die Geſundheit zerſtören. Er lebte mäßig, und wurde über 78 Jahr alt, ohne je krank geweſen zu ſeyn. Nur fühlte er in den letzten Lebensjahren die Folgen ſeiner Arbeitſamkeit — eine große Schwäche, die durch den Gram über den Tod ſeines Bruders noch zunahm. Er ſtarb am 6ten November 1777.

Weniger günſtig war das Schickſal dem dritten Bruder Joſeph, der am 3ten September 1704 als das letzte von 16 Kindern geboren war. Seine beiden Brüder führten ihn zu ihrer Wiſſenſchaft an; er ver-

ließ aber auf eine kurze Zeit Botanik und Arzneikunde für Mathematik, und ward Ingenieur. Auf dieſer Laufbahn ſammelte er Kenntniſſe, die er bei jener Beſchäftigung, zu der er zurück kehrte, mehrmals anbringen konnte. Er gieng 1735 mit den Aſtronomen nach Peru, als Botaniſt, und diente ihnen ſelbſt bei ihren Verrichtungen. Er beobachtete die Bäume, welche den Quinquina geben, lernte von den Einwohnern den Gebrauch der Rinde, und die Art, einen Extract daraus zu machen, davon er ſeinen Brüdern überſchickte; dieſer Extract fand ſich wirkſamer, als der, den man in Frankreich macht.

Als die Aſtronomen nach ſieben Jahren auf ihre Rückreiſe dachten, unternahm er, amerikaniſche Länder zu beſuchen, die von Europäern nicht bewohnt werden; als Arzt konnte er ohne Unterſtützung aus Europa reiſen. Es ward ihm ſogar, bis zu Ende einer epidemiſchen Krankheit, wo man ihn nöthig fand, unterſagt, das Land zu verlaſſen, und dem, der ihn etwa, wenn er über die Grenze gehen wollte, aufhielt, eine Belohnung verſprochen. Dieſe neuen Reiſen trat er erſt 1747 an; die meiſten ſeiner daſigen Entdeckungen ſind für uns verloren. In Potoſi unterrichtete er die Aerzte, nahm Charten der Provinz auf, unterſuchte die Bergwerke, verbeſſerte öffentliche Bauanſtalten, und durfte nicht eher wegreiſen, bis er eine nothwendige Brücke gebaut, einen Fluß durch Dämme eingeſchränkt, die Wege gebeſſert hatte. Man ſetzte ihm zur Erkenntlichkeit auf öffentliche Koſten eine Pyramide. Der Gouverneur machte ihm Hoffnung, ihn mit nach Europa zurück zu nehmen, ließ ihn aber bei ſeiner Frau, die eines Arztes bedurfte, zurück. Juſſieu bekam weder

aus Europa Unterſtützung, noch dort Beſoldung, mußte zu ſeinem Unterhalt die mediciniſche Praxis treiben, die übrige Zeit widmete er der Geometrie, der einzigen Wiſſenſchaft, die ihn durch die Evidenz ihrer Beweiſe befriedigte. Durch Arbeiten und Verdruß an Leibes- und Gemüthskräften geſchwächt, kam er 1771 nach Paris zurück. Sein Bruder war das einzige, deſſen er ſich erinnerte. Alle ſeine Bemühungen und Entdeckungen ſeit 40 Jahren waren durch Leiden aus ſeinem Gedächtniß verwiſcht. Er verſank in eine gänzliche Erſchlaffung, und ſtarb am 1ſten April 1779. Er war 36 Jahre lang Akademiſt, ohne einer Verſammlung beigewohnt zu haben, hatte ſein ganzes Leben den Wiſſenſchaften gewidmet, und keine einzige Abhandlung herausgegeben.

Louis Jean Marie Daubenton.

Senator und Profeſſor in Paris.

Dieſer berühmte Naturforſcher wurde den 20. May 1716 zu Montbar im Departement Cote d'or (dem ehemaligen Bourgogne) geboren, wo ſein Vater als Notar lebte. Von Jugend auf zeichnete er ſich durch ſanfte Sitten und durch ſeine Arbeitſamkeit aus, und gewann daher ſehr leicht die Liebe ſeiner Lehrer. Seinen erſten Unterricht genoß er bei den Jeſuiten zu Dyon; und als er hernach ſeinen ſogenannten philoſophiſchen Kurſus bei den daſigen Dominikanern gemacht hatte, wurde er von ſeinem Vater, der ihn dem geiſtlichen Stande beſtimmt hatte, nach Paris geſchickt, um dort die Theologie zu ſtudiren. Im Geheim überließ er ſich aber ſeiner Neigung zur Medicin; und als der Tod ſeines Vaters im Jahr 1736 ihm ſeine völlige Freiheit ließ, ſetzte er dieß Studium mit Eifer fort, promovirte 1740 zu Rheims, und kehrte dann als Arzt in ſeine Vaterſtadt zurück.

Buffon, ſein Jugendfreund, war damals zum Aufſeher des botaniſchen Gartens und des damit verbundenen naturhiſtoriſchen Muſeums ernannt worden. Dieß feſſelte denſelben ganz an die Naturgeſchichte, und

ſehr bald entſtand bei ihm der Entſchluß, für das Studium dieſer Wiſſenſchaft ein Intereſſe zu erwecken, daß die bisherigen größtentheils trockenen Bearbeitungen derſelben nicht hervorzubringen vermocht hatten. Da er indeſſen mit dem blühenden Vortrage, den er dieſem Werke geben zu können fühlte, auch Gründlichkeit verbinden wollte, ſo wählte er (1742) zu ſeinem Gehülfen den mit ihm an einem Orte gebornen Schulfreund Daubenton, den er hinlänglich kannte, um ſich auf ihn in allen den Rückſichten verlaſſen zu dürfen, für die er ihn brauchen wollte. Er fand aber in ihm mehr, als er ſuchte, und nie war vielleicht eine Verbindung zu einem wichtigen Werke glücklicher. Beide hatten ganz verſchiedene Charaktere, deren Vereinigung erſt dem Werke die gewünſchte Vollkommenheit geben konnte. Der kraftvolle und leidenſchaftliche Buffon, der bei ſeinen Unternehmungen ſchnellen Genuß verlangte, ſchien die Wahrheit mehr errathen als ſuchen zu wollen, und überließ ſich nur allzuſehr ſeiner Einbildungskraft, und ſeiner Beredſamkeit; Daubenton hingegen, der bei ſeiner Schwächlichkeit, ein gemäßigtes Temperament beſaß, gieng bei allen Unterſuchungen mit der gewiſſenhafteſten Vorſichtigkeit zu Werke; glaubte und behauptete nur ſo viel, als er geſehen und gefühlt hatte; entfernte ſorgfältig alle bildlichen und andere verführeriſche Ausdrücke aus ſeinen nur auf Evidenz abzweckenden Aufſätzen, und bearbeitete ſie ſo lange, bis ſie ihm völlig Genüge leiſteten. Buffon fand folglich an ihm einen treuen Führer, der ihn vom Abwege bewahrte, und ihm dadurch vielleicht nützlicher noch wurde, als durch das, was er ſelbſt arbeitete. Auf alle Fälle würde ohne ihn die Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere,

die ſie gemeinſchaftlich bearbeiteten, nicht die Vollkommenheit erreicht haben, die man ihr zugeſtehen muß.

Buffon war nicht unerkenntlich gegen ſeinen Freund. Er gab ihm anfangs freie Wohnung, zahlte ihm, da er nur noch Adjunkt der Akademie der Wiſſenſchaften war, aus deren Kaſſe mehrmals Gratifikationen, und verſchaffte ihm nachher (1743) die Stelle eines Aufſehers über das naturhiſtoriſche Kabinet, deren damalige Beſoldung von 500 Livres allmählig bis auf 4000 vermehrt wurde. Schwerlich konnte dieſe Stelle einem Würdigern ertheilt werden. Daubenton brachte das Kabinet zu einer bisher nicht geahneten Vollkommenheit in Rückſicht auf Anordnung und äußere Schönheit, und vermehrte daſſelbe beſonders mit anatomiſchen Präparaten. Die Beſchäftigung mit dieſem Kabinet wurde bei ihm zur Leidenſchaft, die einzige vielleicht, die man je an ihm bemerkte.

So lange Daubenton mit Buffon an der Naturgeſchichte der Vierfüßer arbeitete, konnte er der Akademie der Wiſſenſchaften nur wenige Abhandlungen liefern; deſto fleißiger arbeitete er aber nachher ſowohl für dieſe Akademie, als auch für die Societäten der Medicin und der Oekonomie, ſo wie zuletzt noch für das National-Inſtitut. So beſchrieb er in den Memoiren der Akademie der Wiſſenſchaften (1754) fünf neu entdeckte Arten von Fledermäuſen und (1756) die nach ſeinem Namen genannte Waſſerſpitzmaus, die, ſo gemein ſie auch in Frankreich ſind, bisher ungeachtet geblieben waren; ferner (1772) die Gattung der Muskelthiere und (1785) die Stimmorgane einiger ausländiſcher Vögel. Er war der erſte, der die Kenntniß der vergleichenden Anatomie auf die Beſtimmung der Arten

von Vierfüßern anwandte, von denen man Knochen ausgegraben hat, und zerſtörte auf immer die lächerlichen Ideen von Rieſen, die ſich erneuerten, ſo oft man foſſile Knochen eines großen Thiers entdeckte. — In der Phyſiologie der Pflanzen war er der erſte, der die Bemerkung bekannt machte, daß die Bäume nicht vermittelſt äußerer und koncentriſcher Schichten wachſen, und der die in der Rinde bereits von ihm entdeckten Luftröhren wieder erkannte. Die Mineralogie verdankt ihm ſcharfſinnige Ideen über die Bildung der Alabaſter und Stalactiten, über die Urſachen der Pflanzenabdrücke auf Steinen, über figurirte Marmorarten und Beſchreibungen bis dahin wenig bekannter Mineralien.

Außer ſeinen naturhiſtoriſchen Arbeiten waren ſeine Bemühungen vorzüglich auf die Oekonomie und beſonders die Verbeſſerung der Schaafzucht gerichtet. Was er in dieſer Rückſicht ſeit 1766 in ſeinem Vaterlande praktiſch weckte, wird ihn in Frankreich immer in einem geſegneten Andenken erhalten; ſeine vorzüglichſten Schriften hierüber ſind auch in Deutſchland durch Ueberſetzungen bekannt. Dieſe Verdienſte hatten ihm eine Art von Popularität erworben, die ihm im Jahr 1794 ſehr wohl zu ſtatten kam. Um ſein bisheriges Amt zu erhalten, bedürfte er eines Certificats ſeines Bürgerſinns; und die ſogenannte Section der Sansculotten fertigte ihm dieſes auf Verwendung einiger vernünftiger Leute, die ſich des allgemeinen Beſtens wegen unter die unwiſſenden Wüthriche gemiſcht und den Akademiker als Schäfer vorgeſtellt hatten, in einem (ſehr unorthographiſch abgefaßten) Beſchluſſe aus.

Neben den bisher gedachten Schriften arbeitete er für beide Encyklopädien, beſonders für die **Encyclo-**

pedie méthodique, in die er die Naturgeſchichte der Vierfüßer, der Schlangen und Fiſche lieferte, gab ein Tableau méthodique des Minéreaux heraus, das bei ſeinem Leben ſieben Auflagen erlebte; lieferte nebenher durch ſein Mémoire sur les Indigestions (1785 Nouv. Ed. 1798) einen Beweis von ſeinen mediciniſchen Kenntniſſen, und hinterließ handſchriftlich ſeine Vorleſungen im Collège de France, im Muſeum und in der Normalſchule. Von dieſen Vorleſungen hier noch einige Worte.

Schon lange hatte man ſich in Frankreich über den Mangel an öffentlichem Unterrichte in der Naturgeſchichte beklagt; endlich wurde 1773 einer der Lehrſtühle der praktiſchen Medicin im Collège de France in einen Lehrſtuhl der Naturgeſchichte verwandelt. Daubenton trat dieſe Profeſſur im Jahr 1775 an, und hielt überdieß ſpäterhin (im Jahr 1783) auf Anſuchen des Pariſer Intendanten Berthier, Vorleſungen über die Oekonomie in der Vieharzneiſchule zu Alfort, wo damals Vicq d'Azyr die Anatomie und Fourcroy die Chemie lehrte. Sein Wunſch aber, einen anſchaulichern naturhiſtoriſchen Unterricht im Naturalienkabinette zu ertheilen, wurde erſt unter dem Konvente erfüllt, der ihm die mineralogiſchen Vorleſungen übertrug. Dieſe hielt er mit dem gewohnten Eifer, bis an ſeinen Tod, ſo ſchwer ſie ihm auch endlich bei ſeiner körperlichen Schwäche wurden, und unterrichtete ſich noch bis auf die letzten Tage von allen neuen Fortſchritten ſeiner Wiſſenſchaft, um ſie ſeinen Zuhörern mitzutheilen, die er nicht blos durch zuſammenhängenden Vortrag, ſondern auch durch Geſpräche zu unterrichten ſuchte. Auch hielt er einige Vorleſungen

in der ephemeriſchen Normalſchule, und zwar mit dem ausgezeichnetſten Beifalle.

Bei dieſen angeſtrengten Arbeiten erreichte er, troß ſeiner Schwächlichkeit, ein hohes Alter; er wußte in Rückſicht des Körpers und Geiſtes Diät zu halten. Zur Erholung las er oft mit ſeiner Gattin Romane und andere leichte Unterhaltungsſchriften. Dieſe Diät erhielt ihn bei froher Laune, wozu auch viel ſeine gute Meinung von den Menſchen beitrug, mit denen er im Ganzen nicht ſo viel Verkehr hatte, um ſie von ihrer ſchlimmen Seite kennen zu lernen. Ein anderer Zug, der ihm das Leben ſelbſt unter der tyranniſchen Schreckens-Regierung erträglich machte, war ſeine Gewohnheit, den Geſetzen, ſo hart ſie auch ihm ſelbſt drücken mochten, ohne Murren zu gehorchen. Er war dagegen ſo gleichgültig, als gegen Chiragra und Podagra. Bei dieſer Stimmung wurde es ihm leichter, als andern, die Periode der Revolution zu überſtehen, und er lebte noch lange genug, um die neue Ordnung der Dinge unter Bonaparte eintreten zu ſehen. Er wurde zum Mitgliede des Erhaltungsſenats ernannt; aber in der erſten Sitzung, der er beiwohnte, rührte ihn der Schlag, und er ſtarb bald darauf, am letzten Tage des Jahres 1799, mit vieler Ruhe. Sein Leichenbegängniß war dem Range angemeſſen, der ihm als Senator, Gelehrten und achtungswerthen Mitgliede der Geſellſchaft gebührte. Seine Leiche wurde, in Begleitung eines großen Gefolges, in dem von ihm verſchönerten Pflanzengarten beigeſetzt.

Louis Guillaume le Monnier.

Mitglied des National-Inſtituts in Paris.

Botanik und Electricität danken dieſem thätigen und einſichtsvollen Gelehrten zum Theil ihre Aufnahme und ihr Gedeihen in Frankreich. Es gereicht ihm zur Ehre, daß er das Vertrauen der Könige, deren Leibarzt er war, (Ludwigs des Funfzehnten und Sechszehnten) vorzüglich dazu benutzte, das Studium der Botanik durch Anſtalten zu befördern, die nur durch höhere Unterſtützung zu Stande kommen konnten.

In Paris, wo ſein Vater die Phyſik lehrte, wurde er im Jahr 1717 geboren. Mit Eifer gab er ſich von Jugend auf den Wiſſenſchaften hin, und ſelbſt noch Lehrling der Medicin, hielt er bereits Vorleſungen über Experimentalphyſik, in der er damals nur Nollet zum Vorgänger hatte. Die Naturgeſchichte bekam um dieſe Zeit eine neue Geſtalt. Gerade damals, da Linne bei einem reichen Holländer den weitumfaſſenden Plan zu ſeinem neuen Syſtem entwarf, gelang es le Monnier, der 1738 Arzt bei dem Krankenhauſe zu St. Germain en Laye geworden war, dem Marſchall Noailles und deſſen Sohne Liebhaberei zum Pflanzen-Sammeln und zu botaniſchen Anlagen beizubringen, die damals in

England

England herrſchend geworden war, und jetzt beſonders durch le Monnier in Frankreich verbreitet wurde. Mehrere Umſtände trugen dazu bei, ihn hierin zu unterſtützen; vorzüglich der, daß ein ehemaliger Gärtner, Namens Richard, ein mit dem König Jakob nach Frankreich geflüchteter Engländer, der dort ein Treibhaus hatte, und mit den Harlemer Blumenfreunden im beſtändigen Verkehr ſtand, le Monnier durch ſeinen Pflanzenbau unterſtützte, ſo wie nachher der Gärtner unter der Anleitung des Botanikers zu Trianon einen Blumengarten und eine Pflanzſchule fremder Gewächſe, und endlich 1758 einen botaniſchen Garten anlegte, dem der Pariſer lange nachſtand.

Indeſſen beſchränkte ſich le Monnier nicht auf die Gewächſe der Gegend um Paris, noch auf die Botanik allein. Die berühmte Gradmeſſung, zu welcher Maupertuis 1735 nach Lappland gieng, machte auch eine Berichtigung des bisherigen Meridians von Paris nöthig; Caſſini de Thury und la Caille wurden deshalb nach dem ſüdlichen Frankreich geſendet: le Monnier begleitete ſie als Naturforſcher. Der Bericht darüber iſt in den Memoiren der Akademie der Wiſſenſchaften abgedruckt. Im Jahr 1742 ließ er eine mit Anmerkungen bereicherte Ueberſetzung der Vorleſungen des Engländers Côtes über die Experimentalphyſik drukken. Sie verſchaffte ihm die Aufnahme in die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu London und die Dedication der Wiſſenſchaften zu Berlin. Zwei nachherige Reiſen hatten Schriften über das Waſſer von Montd'or und Barege (1744 und 47) zur Folge.

Im Jahr 1746 machte er ſich auf eine unerwartete Art um die Electricität verdient. Man ſtritt eben da-

mals über die Natur der Kommunikation des electriſchen Fluidums; man fieng eben erſt an zu ahnen, daß das Waſſer zum Leiten dienen könne. Ein authentiſcher Verſuch entſchied die Frage. Le Monnier legte an dem großen Baſſin der Thuillerien eine electriſche Maſchine an, und zog durch einen ſehr ſinnreichen Apparat Funken aus dem Waſſer deſſelben auf allen Punkten. Ein anderer 1752 zu St. Germain en Laye von ihm gemachter Verſuch beſtätigte, vereinigt mit Alibard's Verſuche zu Marnay la Ville, die Frankliniſche Theorie von der Electricität des Gewitters, worüber er nachher noch mehrere Verſuche anſtellte. Späterhin nahm er Theil an der Encyklopädie, wozu er unter andern den Artikel vom Magnet und der Magnetnadel gab.

Bei dieſen literariſchen Arbeiten vernachläßigte er die Pflichten ſeines Berufs nicht. Vielmehr trieb er dieſen mit vielem Eifer — wie unter andern ein 1749 abgefaßtes Memoire an die Akademie über einen Fall beweist, da er von fünf Perſonen, die Schwämme genoſſen hatten, eine ohne Rettung ſterben ſehen mußte. Kurz darauf wurde er durch Vermittlung einer mächtigen Familie an den Hof gerufen, und wurde nachher Oberfeldarzt; ein Amt, das er in den letzten Jahren des damaligen Kriegs in Deutſchland mit Ruhm bekleidete. Um dieſelbe Zeit wurde er zum Nachfolger des ältern Juſſieu (Antoine) als Profeſſor der Botanik ernannt. Der jüngere Juſſieu (Bernard) hatte dieſe Stelle ausgeſchlagen, wurde indeſſen nachher doch der Gehülfe le Monniers, der bei ſeinem 30 Jahr hindurch fortgeſetzten Unterricht in der Botanik mehrere berühmte Schüler zog, unter denen ſich beſonders ſein Nachfolger, Desfontaines, auszeichnete.

Nach ſeiner Zurückkunft an den Hof erhielt er die Anwartſchaft auf die Stelle des erſten Leibarztes, die er aber ziemlich ſpat antrat. Die Muße, die er jeßt hatte, und das Vertrauen des Königs zu ihm, wurden zu botaniſchen Anlagen in Montreuil benußt, die durch die vielen Geſchenke ausländiſcher Pflanzen, welche die Marine-Offiziere von ihren Reiſen, vorzüglich von den Miſſionaren mitbrachten, eine hohe Vollſtändigkeit erhielten, von welcher die Kenner mit Enthuſiasmus ſprechen. Im Jahr 1758 legte er den Garten von Trianon nach Juſſieus Methode an, und bereicherte ihn durch ausländiſche Pflanzen, beſonders chineſiſche, ſo ſehr, daß die Neugier dadurch in hohem Grade rege, und beſonders durch das Beiſpiel der Großen eine Liebhaberei erweckt wurde, die der Botanik nicht wenig zu ſtatten kam. Ueberdieß erwarb er ſich um Frankreich dadurch ein großes Verdienſt, daß viele ſeltene Bäume, die man bisher nur in Treibhäuſern zog, an das Klima von Frankreich gewöhnt wurden. Schade nur, daß mehrere ſeiner Anlagen, wie z. B. die Fichten-Anlagen bei Fontainebleau und um Rouen, ſo wie der Garten zu Montreuil, während der Revolution ſo viele Verwüſtungen erleiden mußten!

Während der Revolution zog er ſich 1792 ganz nach Montreuil zurück, entgieng auf dieſe Art allen Verfolgungen, denen ehemalige Hofleute nur allzu oft ausgeſeßt waren, und beſorgte Kranke. Das nach der Konſtitution des dritten Jahres errichtete National-Inſtitut nahm ihn zu ſeinem Mitgliede im Fache der Botanik auf; auch war er Mitglied der Central-Jury des öffentlichen Unterrichts. — Ziemlich ſpat kam er auf den Gedanken, ſich zu verehlichen; und doch wollte ſein

H 2

Schickſal, daß es zweimal geſchah. Er endigte ſein Daſeyn am 3. Sept. 1799, und alle, die ihn kannten, beklagten ſeinen Verluſt. Er war ein einſichtsvoller Arzt und ein beſcheidener Gelehrter, deſſen Kopf voll deutlicher und geordneter Kenntniſſe war, daher er auch immer mit ſeltener Beſtimmtheit und Richtigkeit ſprach. Als Menſch zeigte er unter einer kalten Hülle ein gefühlvolles Herz, vorzüglich war er aber im häuslichen Leben ſehr beliebt. Dieſe Eigenſchaften erwarben ihm allgemeine Achtung.

Als Aſtronom hat ſich ſein älterer Bruder, Pierre Charles, geboren den 20. Nov. 1715 einen unvergänglichen Ruhm erworben. Dieſer widmete ſich ſchon in ſeiner früheſten Jugend der Sternkunde; als er 16 Jahr alt war, machte er ſeine erſte Beobachtung, die des Gegenſcheins des Saturns den 23. Sept. 1731. In einem Alter von 20 Jahren wurde er ſchon zum Mitgliede der königlichen Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften ernannt. Im Jahr 1735 wurde auch er, wie ſein jüngerer Bruder, zu der berühmten Gradmeſſung mit Maupertuis nach Lappland geſchickt. Im Jahr 1748 gieng er nach Schottland zu dem Lord Maclesfield, um die daſelbſt am beſten ſichtbare einförmige Sonnenfinſterniß zu beobachten; er war der erſte Aſtronom, der das Vergnügen hatte, den Durchmeſſer des Mondes auf der Sonnenſcheibe ſelbſt zu meſſen.

König Ludwig der Funfzehnte liebte die Aſtronomie, und beobachtete alle merkwürdige Himmelserſcheinungen in le Monniers Geſellſchaft. Als er einſt von dem Monarchen 15,000 Livres zum Geſchenk bekam, kaufte er dafür neue und gute Inſtrumente, mit denen er nachher ſeine beſten und merkwürdigſten Beob-

achtungen machte. Unverdroſſen beobachtete er 40 Jahre lang den Mond zu allen Stunden der Nacht. „Man muß ſelbſt fleißiger Aſtronom ſeyn, ſagt Zach in den geographiſchen Ephemeriden, um zu wiſſen, welchen Ungemächlichkeiten man bei einer ununterbrochenen Reihe von Mondsbeobachtungen ausgeſetzt iſt. Da der Mond während einer Revolution zu allen Zeiten des Tages und der Nacht durch den Mittagskreis gehen kann, welches der Augenblick der Beobachtung iſt, ſo muß der Aſtronom, der dieſe Beobachtungen tagtäglich verfolgt, zu allen unbequemen Stunden des Tages und der Nacht bereit ſeyn, und ihnen alle ſeine Vergnügungen und ſeinen Schlaf aufzuopfern wiſſen. Wie abſondernd von allem geſellſchaftlichen und konventionellen Umgange, und wie ermüdend eine ſolche Lebensart viele Jahre hindurch ſey, wiſſen freilich diejenigen Aſtronomen nicht, welche ihre Pendeluhren nur dann erſt anregen und in Gang ſetzen, wenn es etwa Sonnen= Monds= oder Jupiters = Trabanten = Verfinſterungen zu beobachten giebt.“

Vier und achtzig Jahr hatte le Monnier gelebt, als er am 2. April 1799 zu Ligieux in der vorigen Normandie ſtarb. Er hinterließ ſehr ſchätzbare Handſchriften, und eine Menge guter Beobachtungen, mit denen er aber immer ſehr eigenſinnig verfuhr, und wovon er in den letzten Zeiten nie etwas bekannt machen wollte. Sein Temperament war ſehr reizbar, und ſo ſehr er für ſeine Freunde eingenommen war, ſo leicht konnte man ihn auch beleidigen: ſein Haß war alsdann unverſöhnlich.

Johann Jakob Ferber.

Königlich = Preußiſcher Oberbergrath.

Einer der erſten Mineralogen ſeiner Zeit: voll brennenden Eifers für ſeine Wiſſenſchaft, unermüdet thätig, ein ächter Kenner der mannigfaltigſten Gelehrſamkeit, ein warmer unbeſtechlicher Freund der wahren Aufklärung; redlich, feſt und freimüthig; ein treuer Freund, ein liebevoller Gatte, ein zärtlicher Vater.

Schweden, das mehrere der berühmteſten Naturforſcher im 18ten Jahrhundert erzeugt hat, war ſein Vaterland; er wurde am 9. Sept. 1743 zu Karlskrona geboren. Als der älteſte Sohn ſeiner wohlhabenden Aeltern wurde er mit einer wachſamen Sorgfalt erzogen. Die Natur gab ihm einen ſtarken Körper, und einen feurigen ausdauernden Geiſt, ſein Temperament war choleriſch: aber die Herrſchaft ſeiner Vernunft und das Wohlwollen ſeines Herzens waren ſo groß, daß ihm eine auszeichnende Sanftmuth, Liebe, und Menſchenfreundlichkeit eigen ward. Sein Vater, Aſſeſſor beim Königl. Medizinalkollegium, beſtimmte ihn zum Arzt. Er legte ſich auf dieſe Wiſſenſchaft, aber er blieb bei derſelben nicht ſtehen: bald umfaßte er alles, was das große Gebiet der Naturkenntniſſe

begreift. Schon in ſeiner erſten Jugend kam er mit einem geſchickten Mineralogen, dem Bergrath Swaab, in genaue Bekanntſchaft, dieſer war der ehemalige Reiſegefährte und der vertraute Freund ſeines Vaters. Swaab erhielt vom Hofe den Auftrag, die Bergwerke der Provinz zu unterſuchen, und ließ den jungen Ferber bei ſeinen chemiſchen Prüfungen der Metalle zu.

Im Jahr 1760 gieng er nach Upſala, wo Wallerius, Kronſtedt, Linne', und mehrere berühmte Männer blühten. Beſonders empfohlen war er an Mallet, nachmals Profeſſor der Aſtronomie; bei welchem er auf dem Obſervatorium wohnte, und Mathematik und Aſtronomie ſtudirte. Linne's Vorleſungen und botaniſche Wanderungen benutzte er ſo, daß er unter deſſen Präſidium 1765 de prolepsi plantarum disputirte. Er knüpfte vertraute Freundſchaft mit dem hernach ſo berühmt gewordenen Bergmann, deſſen Sciagraphia regni mineralis er nachher herausgab. Als er ſeine akademiſchen Studien vollendet hatte, wurde er zu Stockholm beim Königl. Bergwerkskollegium angeſtellt, und bereiste diejenigen Provinzen ſeines Vaterlandes, welche Bergwerke enthalten. Dann gieng er nach Karlskrona zurück, wo er ſein Diarium Florae Carolicoronensis ausarbeitete, welches ihm eine Ehrenbelohnung von der Stockholmer Akademie der Wiſſenſchaften erwarb.

Im Jahr 1765 trat er ſeine Reiſen an, welche ſein ganzes Leben hindurch ſo ausgebreitet, ſo oft wiederholt, und ſo ſorgfältig angeſtellt und benutzt waren, daß er wohl mit Recht auf das, was er ſelbſt geſehen hatte, bauen konnte, und daß bei dem Streite über die Struktur der Berge und die Entſtehung der Ge-

birgsarten einige Heftigkeit bei ihm, vorzüglich gegen Gelehrte, welche die Natur minder im Großen betrachtet hatten, wohl zu erklären war. — Zuerſt gieng er nach Deutſchland. In Berlin hielt er ſich lange auf, um Chemie unter Pott und Markgraf zu ſtudiren; auch verweilte er eine zeitlang in Leipzig. Er beſuchte ſodann die deutſchen Bergwerke auf dem Harz, in der Pfalz, in Baiern, Naſſau, Oeſtreich u. ſ. w.; ſodann die Bergwerke in Böhmen; und vorzüglich in Ungarn, wo er zu Chemnitz und Kremnitz Bekanntſchaft mit Born knüpfte, welcher ſein unveränderlicher und von ihm ſtets innig geliebter Freund geblieben iſt. Nun gieng er nach Frankreich, Holland und England. Im letztern Lande beſuchte er die Bergwerke in Kornwallis und Derbyſhire. Es war im Werke, daß er eine Reiſe nach der Südſee mit Banks und Solander machen ſollte. Vorzüglich merkwürdig war ſeine italiäniſche Reiſe. Er hat mehrere dieſer Länder öfters beſucht, z. B. Ungarn und Frankreich noch wenige Jahre vor ſeinem Tode.

Faſt von allen Bergwerken der von ihm bereisten Gegenden hat Ferber ſehr wichtige und intereſſante Beſchreibungen ausgearbeitet, welche theils von ihm ſelbſt, theils von ſeinen Freunden, theils von den gelehrten Geſellſchaften, deren Mitglied er war, zum Druck befördert worden ſind. Das allgemeinſte Intereſſe haben ſeine vortrefflichen Briefe aus Welſchland über natürliche Merkwürdigkeiten dieſes Landes, die Born 1773 herausgab, und die auch ins Franzöſiſche und Engliſche überſetzt wurden. Die Italiäner ſelbſt haben geſtanden, daß ſie durch dieſen Fremden die Naturſchätze ihres Vaterlandes erſt recht haben kennen lernen; ſo wie

Winkelmann ſie manche unbekannte Kunſtwerke und Kunſtſchönheiten ihres Landes kennen lehrte.

Ferber hatte ſeinen Ruf zeitig ſo feſt gegründet, daß es ihm an einer vortheilhaften Anſtellung nicht fehlen konnte. Er wurde 1774 von dem Herzoge von Kurland als Profeſſor der Naturgeſchichte und Phyſik an die neu errichtete hohe Schule zu Mitau berufen. Von hier machte er im Jahr 1781, mit Genehmigung ſeines Fürſten, auf Anſuchen des Königs von Polen eine bergmänniſche Reiſe in dieſen Staaten, wofür ihn derſelbe königlich belohnte. Im Junius 1783 gieng er, auf einen Ruf der Kaiſerin Katharina der Zweiten, als Lehrer der Naturwiſſenſchaft nach St. Petersburg. Die Kaiſerin wollte ihm die Direktion der ſibiriſchen Bergwerke übertragen, allein er verbat die Stelle, weil das kalte Klima ſeiner Geſundheit nicht zuträglich war. Dieß war vielleicht eine mitwirkende Urſache, daß er 1786 als Oberbergrath in preußiſche Dienſte trat.

Mit königlicher Genehmigung machte Ferber 1788 eine Reiſe ins Ansbachiſche, Zweibrückiſche, in die Schweiz, nach Frankreich, und ſo durch Metz über Mannheim zurück. Theils hat er ſelbſt in zwei Schriften (drei Briefe mineralogiſchen Inhalts 1789 und mineralogiſche und metallurgiſche Bemerkungen ꝛc. m. Kpf.) manches Merkwürdige auf dieſer Reiſe Beobachtete erzählt; theils findet ſich, was das Berneriſche Gebiet betrifft, von dem damaligen Generalkommiſſarius Manuel, Mitglied des großen Raths in Bern, eine Beſchreibung der mit Ferbern gemachten bergmänniſchen Reiſe in Höpfners Magazin für die Naturkunde Helvetiens. Der Magiſtrat von Bern erſuchte ihn, bald nach der Rückkunft von dieſer Reiſe, noch einmal in die Schweiz

zu kommen, weil man ſeine Einſichten bei gewiſſen mineralogiſchen Unterſuchungen benutzen wollte. Er reiste hin — um nicht wieder zu kommen. Im September 1789 rührte ihn, auf einer Reiſe im Gebirge jenſeit des Thuner- und des Brienzerſees, im Millithal, der Schlag, welcher ſchon mehrmals ihn angegriffen hatte; er ward mit Mühe nach Bern zurück gebracht, und endete hier nach einem langwierigen Krankenlager am 12. April 1790 ſein Leben in einem Alter von 47 und einem halben Jahre. Der Magiſtrat in Bern behandelte ihn während ſeiner Krankheit, und nach ſeinem Tode die Wittwe (ſeine gewöhnliche Reiſegefährtin) auf die großmüthigſte und zugleich liberalſte Weiſe. Er ward, obgleich ein Fremder, auf einem Kirchhofe in der Stadt, an Hallers Seite, dieſes großen von ihm ſtets ſo ſehr verehrten Mannes, beerdigt.

Die natürliche Erdkunde dankt vielleicht keinem Mineralogen ſo viele geprüfte Bereicherungen, als Ferbern. Nächſt der Kenntniß unſers Erdkörpers richtete er zugleich ſeine Aufmerkſamkeit auf Fabriken, und auch hier danken wir ihm eine Menge von Nachrichten, die den technologiſchen Kenntniſſen ſeines Zeitalters, vorzüglich in Rückſicht auf chemiſche Fabriken, eine faſt ganz neue Geſtalt gaben. Ein großer Theil der von ihm auf ſeinen Reiſen geſammelten Notizen iſt gleichwohl dem Publikum vorenthalten geblieben, und dieſes kann nur aus dem, was es von ſeiner Hand erhielt, ſchließen, wie beträchtlich das iſt, was es verloren hat. Wenn er in ſeinen meiſten Schriften und in den Abhandlungen, die er in Journale und in die Sammlungen der gelehrten Geſellſchaften einrücken ließ, deren Mitglied er war, mehr einzelne geologiſche Be-

obachtungen in hiſtoriſcher Darſtellung gab, ſo nahm er hingegen einen weitumfaſſenderen, mehr philoſophiſchen Geſichtspunkt in ſeiner Schrift: von der Verwandlung der mineraliſchen Körper in einander, mit welcher er bei der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften in St. Petersburg einen Preis erlangte. Dieſe Abhandlung (Lateiniſch in den Actis dieſer Akademie vom Jahr 1780 und Deutſch von der Geſellſchaft naturforſchender Freunde in Berlin 1788 herausgegeben) iſt, neben Gebhard und Wiedemann, das befriedigendſte, was wir über dieſen Gegenſtand beſitzen.

Ruggier Joſeph Boſcowich.

Aſtronom und Naturforſcher.

Es iſt bemerkenswerth, daß unter den Bewohnern der öſtlichen Küſten des adriatiſchen Meeres ſich im 18ten Jahrhundert ſo viele ausgezeichnete mathematiſche Köpfe gezeigt haben: Boſcowich, Pasquich, Vega, Cagnoli, Bogdanich, ſind Dalmatier, Kärnther, Albanier und Croaten, alle vorzügliche Mathematiker. Unter ihnen hat ſich beſonders Boſcowich einen Namen gemacht, der überall mit Achtung ausgeſprochen wird, wo man Verdienſte ehrt.

Er war zu Raguſa in Dalmatien am 18ten May 1711 geboren. Schon in ſeiner früheſten Jugend bemerkte man Spuren ſeines erhabenen Genies bei ihm. Ein vortreffliches Gedächtniß, verbunden mit einem durchdringenden Geiſte, feſten und richtigen Blicke, waren unverkennbar an ihm. Seinen erſten Unterricht genoß er im Jeſuitenkollegium zu Raguſa. In der Folge begab er ſich nach Rom, und ward im 14ten Jahre Mitglied dieſer Geſellſchaft. In allem, was ihm vorkam, machte er große Fortſchritte, doch beſtimmte er vornemlich die Mathematik zu ſeinem Hauptſtudium. Er las ſehr eifrig die Werke der alten Geometer, und bildete dadurch ſeinen Geiſt zu jener wiſſenſchaftlichen Strenge, die als origineller Charakter allen ſeinen

Schriften eigen iſt. Hierdurch gelang es ihm, auch in allen Theilen der Naturwiſſenſchaft neue Theorien zu gründen, und die mathematiſchen Wiſſenſchaften anſehnlich zu erweitern, und dieß alles geſchah mit einem brennenden Eifer und einer raſtloſen Thätigkeit. Seine Lehrer in der Mathematik konnten dem fähigen Kopfe nicht genug zu thun geben, der ſich ſelbſt Methoden und Lehrbücher ſchuf.

So ausgezeichnete Fähigkeiten verdienten hervorgezogen zu werden. Im November 1740 wurde er ſchon Profeſſor der Mathematik in dem Collegio Romano zu Rom, und zeichnete ſich vorzüglich durch mehrere vortreffliche mathematiſche und aſtronomiſche Abhandlungen aus, die er ſchnell hinter einander herausgab. Im J. 1750 erhielt er unter Pabſt Benedict dem Vierzehnten, von deſſen erſten Staatsminiſter Kardinal Valenti den Auftrag zu einer Gradmeſſung im römiſchen Kirchenſtaate, welche Unternehmung er in Verbindung mit einem ſeiner Ordensbrüder glücklich ausgeführt und in einem eigenen Werke (De literaria expeditione per pontificiam ditionem etc. Romae. 1755.) beſchrieben hat.

Von Rom kam er im Jahr 1763 als Profeſſor der Mathematik nach Pavia, und nach 6 Jahren wurde er von dem kaiſerlichen Miniſter Grafen Firmian nach Mayland berufen, wo er 3 Jahre lang Profeſſor der Aſtronomie und Optik und der eigentliche erſte Stifter der Mayländer Sternwarte der Jeſuiten war, aus welcher nachher die kaiſerliche, jetzt Ciſalpiniſche Sternwarte von Brera entſtanden iſt. Nach der Aufhebung des Jeſuiterordens luden ihn ſeine gelehrten Freunde und Gönner in Frankreich zu ſich; er gieng wirklich

nach Paris, wurde da nationaliſirt, und erhielt eine Stelle als Direktor der Optik bei der Marine, mit einem Jahrgehalt von 8000 Livres. Mehrere gelehrte Fehden, in die er hier verwickelt wurde, kränkten ihn tief, und erzeugten im Jahr 1783 den Entſchluß in ihm, Paris zu verlaſſen. Er wandte ſich wieder nach Italien, und da er 1786 nach Mayland kam, übertrug ihm der Kaiſer Joſeph die Aufſicht über eine Gradmeſſung, und über die Aufnahme einer Charte der Lombardey. Bald nachher verſank er in einen traurigen Gemüthszuſtand. Die Furcht vor Verarmung, die er bei großen Reichthümern hegte, und der Verdruß über vermeinte Zurückſetzung, ſtürzte ihn in eine Raſerey, welche zu Wahnſinn wurde. In den lichten Zwiſchenräumen, die er manchmal hatte, beklagte er oft, daß er ſein ganzes Leben den Wiſſenſchaften geweiht hätte. Er ſtarb am 13. Febr. 1787 in einem Alter von 76 Jahren.

Die Zahl der gelehrten Werke und Abhandlungen, die Boſcowich ſchrieb, iſt außerordentlich groß; er ließ, ſo zu ſagen, keinen Winkel ſeiner Wiſſenſchaft unbeſucht. So ſchrieb er z. B. über die Sonnenflecken; den Durchgang Merkurs durch die Sonne; die geometriſche Konſtruktion der ſphäriſchen Trigonometrie; die Nordlichter; einen neuen Gebrauch der Fernröhren, zu Beſtimmung der himmliſchen Gegenſtände; die Figur der Erde; die Gründe der Alten, ihre Kugelrundung zu behaupten; die Bewegung geworfener Körper in einem Raume, wo ſie keinen Widerſtand finden; die Natur und den Gebrauch der unendlichen Größen; des unendlich Kleinen; die Ungleichheit der Schwere an verſchiedenen Orten des Erdbodens; die Abirrung der Fixſterne; die Grenzen der Zuverläſſigkeit bei aſtronomi-

ſchen Beobachtungen; eine Ueberſicht der ganzen Aſtronomie; eine neue Methode, die Beobachtung der Phaſen in den Mondsfinſterniſſen zu brauchen; die Radlinien; die Kometen; die Ebbe und Fluth; das Licht; die Wirbel; eine Stelle Newtons über den Regenbogen; eine Eulerſche Methode, die Berechnung der Brüche betreffend; die Beſtimmung einer Planetenbahn, mittelſt der Katoptrik; die Mondsatmoſphäre; das Geſetz der Stetigkeit und der in der Natur vorhandenen Kräfte; die dioptriſchen Linſen und Fernröhre; die Störungen Jupiters und Saturns; über die Zeit ihrer Zuſammenkunft u. m. a. Einen vorzüglichen Werth haben ferner ſeine Elemente der Mathematik, ſeine Supplemente der neuern Philoſophie ꝛc. — und die Sammlung ſeiner Werke (Opera ad Opticam et Astronomiam pertinentia. T. V. 4. 1786.), womit er ſich am Abend ſeines Lebens beſchäftigte, war ein ſehr verdienſtliches Unternehmen. Aus dem 5ten Bande derſelben, wurde die nautiſche Aſtronomie beſonders verdeutſcht.

Zu Boſcowichs Verdienſten gehört auch ſeine neue Behandlung der Kegelſchnitte; ſein neuer Gebrauch der krummen Linien; ſeine neue Methode, die Sterne zu beobachten; die Angabe neuer Apparate zu aſtronomiſchen Inſtrumenten. Er war der erſte, der die Aufgabe von der Umdrehung der Sonne um ihre Axe auflöste; er zeigte die weſentlichen optiſchen Irrthümer, in welche de Dominis, in Rückſicht der Kenntniſſe ſeiner Zeit, gefallen war. Mit eben dem Scharfſinn bemerkte er auch einige von Kepler, Newton und andern begangene Irrthümer, er vervollkommnete auch die Theorie der achromatiſchen Fernröhre, und entwik-

kelte zuerſt einige Erſcheinungen aus dieſem neuen Zweige der optiſchen Wiſſenſchaften. Dasjenige Werk aber, welches allein dieſen ſchöpferiſchen Geiſt charakteriſiren kann, iſt ſeine Theorie der Naturkunde (Philosophiae naturalis Theoria.) Er machte von dieſer allgemeinen Theorie verſchiedene beſondere Anwendungen auf die Lehre vom Schwerpuncte; der Gleichheit der Wirkung und Gegenwirkung; der Reflexion und Refraction, der Mittelpuncte des Gleichgewichts, des Schwunges und des Stoßes; des Drucks der flüſſigen Körper; des Zuſammenhangs, der Zähigkeit, der Federkraft, der Ausdehnung, der chemiſchen Operationen, des Lichts, Geſchmacks, Geruchs, Schalles, des Gefühls, der Kälte, Wärme, Electricität, des Magnetismus und anderer phyſiſch-mathematiſcher Gegenſtände. Sogar auf Pſychologie, natürliche Theologie, Schöpfung, Vorſehung und Offenbarung wandte er ſeine Theorie an.

Es war ſehr natürlich, daß ein ſolcher Geiſt von den Großen der Erde geſchätzt und geſucht werden mußte. Pabſt Benedict der Vierzehnte zog ihn bei einem an der Kuppel der St. Peterskirche entdeckten Schaden zu Rathe. Johann der Fünfte, König von Portugal, ſchickte ihn nach Braſilien, um ein Stück von dieſem Lande aufzunehmen. Man bediente ſich ſeines Rathes, als man einige Häfen des adriatiſchen und toskaniſchen Meeres wieder zu ihrer gehörigen Höhe empor heben wollte. Man hat auch einige Schriften von ihm über die Methode hydrodynamiſcher Dämme, zu Verhütung der Beſchädigung der Ufer und der Veränderung des Laufs der Flüſſe; über die Beſchädigungen der Tiber zu Porto-Felice, und über viele andere Gegenſtände der

Art.

Art. Auch hatte ihn Pabſt Clemens der Dreizehnte nach den pontiniſchen Sümpfen geſchickt, über deren Austrocknung er eine beſondere Abhandlung verfertigte. Bei verſchiedenen Waſſerſtreitigkeiten verſah er das Amt eines Vermittlers mit vielem Glück.

Boſcowich war auch Dichter; die trockenen und ernſthaften mathematiſchen Studien benahmen ſeinem Geiſte weder den hohen Schwung, noch die feurige Einbildungskraft, welche den gebornen Dichter bezeichnen. Sein lateiniſches Gedicht über die Finſterniſſe iſt merkwürdig, ſowohl wegen des innern poetiſchen Werths, als wegen der Geſchicklichkeit und Klarheit, mit welcher er die ſchwerſten Rechnungs-Vorſchriften, und die verwickeltſten aſtronomiſchen Theorien darin vorgetragen hat; es wurde von Barruel ins Franzöſiſche überſetzt. Die Achtung und der Einfluß, den er an mehrern europäiſchen Höfen hatte, verwebten ihn auch in die Politik. Die Republik Lucca trug ihm in einer ſehr wichtigen Staatsangelegenheit eine ſehr ſchwierige Unterhandlung auf; er führte ſie mit Klugheit aus, und leiſtete der Republik damit ſehr weſentliche Dienſte. Er war viel gereist, faſt durch ganz Europa, auch in die Türkei. Seine Reiſebeſchreibung (Journal d'un Voyage de Constantinople) erlebte zwei Auflagen 1762 und 1772, eine italieniſche und eine deutſche Ueberſetzung. Er arbeitete mit ſolcher Anſtrengung, daß er eine Feuersbrunſt in ſeiner Behauſung nicht eher gewahr wurde, als bis alle andere ſich gerettet hatten. Auf ſeinen aſtronomiſchen und mathematiſchen Exkurſionen, wo man ihn für einen Hexenmeiſter hielt, kam er oft in Gefahr, das Leben zu verlieren.

Joſeph Toaldo.

Profeſſor der Aſtronomie und Meteorologie zu Padua.

Die Meteorologie oder Witterungslehre iſt eine von den Wiſſenſchaften, worin man, ohngeachtet des anhaltendſten Fleißes im Beobachten, noch immer vom Ziele entfernt geblieben iſt. Man kennt die Veränderungen der Athmosphäre, aber man kann ſie ſelbſt und ihren Zuſammenhang nicht begreiflich machen, ſelbſt bei den gewöhnlichſten und gemeinſten nicht, und noch weniger laſſen ſie ſich aus Gründen mit Zuverläßigkeit vorher beſtimmen. Alles Dankes werth ſind indeſſen die Bemühungen, wodurch in dieſe Dunkelheiten wenigſtens einiges Licht gebracht wird, und dieſer Dank gebührt vor allen dem Italiäner Toaldo, der durch ſeine Witterungslehre für den Feldbau in allen kultivirten Ländern Europens aufs rühmlichſte bekannt worden iſt. Er war ein vorzüglicher Aſtronom und ein ſehr achtungswerther phyſikaliſcher Schriftſteller.

Sein Geburtsort war San Lorenzo di Pianezza, ein kleines Dorf bei Maroſtica am Fuße der Alpen in den Thälern von Vicenza, wo er am 11. Jul. 1719 das Weltlicht erblickte. Den erſten Unterricht ertheilten ihm verſchiedene Prieſter, die ihn von Jugend auf an

einen anhaltenden Fleiß gewöhnten und ihm Liebe zu den Wiſſenſchaften einflößten. In ſeinem 13ten Jahre kam er in das Seminarium zu Padua, wo er die Humaniora, die Rhetorik, Philoſophie und Theologie ſtudirte, ſeine Neigung entſchied ſich aber ſchon damals vorzüglich für die Mathematik. Nachdem er den theologiſchen Doktorgrad angenommen hatte, wurde er zum Lehramte bei derſelben Anſtalt beſtimmt, in welcher er Unterricht genoſſen hatte. Nebenbei fieng er aber auch an, ſich als Schriftſteller zu zeigen. Die erſte Arbeit, die er unternahm, war eine neue Ausgabe der Werke Galilei's, der er mehrere bis dahin ungedruckte Fragmente, eigene Anmerkungen und eine Vorrede beifügte. Dieſe Ausgabe enthielt auch die berühmten Dialogen über das Weltſyſtem, deren Druck nur mit vieler Schwierigkeit erlaubt wurde.

Als Lehrer am Seminarium ertheilte Toaldo Unterricht in der Grammatik, Rhetorik, Philoſophie und Mathematik; und führte hier zuerſt die Infiniteſimal-Rechnung, nach den Grundſätzen ſeines Lehrers Suzzus, eines der größten Analytikers Italiens, ein. Seine Verdienſte um dieſe Lehranſtalt wurden ſehr bald von dem Erzbiſchoffe mit der Erzprieſterſchaft von Montepolda belohnt, die er 14 Jahre behielt. Dieſe Stelle beſchäftigte ihn nicht wenig; doch verſchaffte ſie ihm Muße zur Fortſetzung ſeiner mathematiſchen Studien, die er bis dahin, wegen der ſehr verſchiedenartigen Geſchäfte ſeines Lehramts, nicht nach Wunſche hatte betreiben können; und zur Abfaſſung einer Lobrede auf den Abbe Conti. Indeſſen vertauſchte er dieſe Pfründe mit einer noch bequemern, nachdem der Senat von Venedig ihn im Jahr 1762 zu der vakanten

Profeſſur der Aſtronomie und Meteorologie auf der Univerſität von Padua berufen hatte.

Hier fand er ſehr viel zu ändern, um ſeinen Unterricht nutzbarer zu machen. Das erſte, was ſeinem Plane nach geſchehen mußte, war die Anlegung einer Sternwarte. Die Kuratoren der Univerſität bewilligten ihm ſein Anſuchen, und übertrugen ihm die Ausfertigung des Plans und die Aufſicht über den Bau. Er machte daher eine Reiſe durch Italien, um die vorzüglichſten Sternwarten zu beſehen und darnach ſeinen Plan zu der Paduaniſchen zu entwerfen. Der Bau derſelben fieng im Jahr 1767 an, und wurde 1774 geendigt. Nun ließ er auch einen ſchönen Quadranten aus England kommen, mit welchem er, von ſeinem Neffen und Adjunkten Chiminello unterſtützt, Beobachtungen anſtellte. Außerdem ſuchte er dem bisherigen Mangel an guten Lehrbüchern abzuhelfen, und gab einen Abriß der ebenen und ſphäriſchen Trigonometrie mit Tafeln heraus, der in mehrern italiäniſchen Schulen eingeführt wurde. Dieſem Werke folgte ſehr bald ein anderes, das viel zur Verbreitung ſeines Ruhms beitrug, ſein Verſuch über die Meteorologie (Della vera influenza degli Astri nelle stagioni e mutazioni di temps. 1770.) Dieſes Werk, das ihn auf das ſpätere vorbereitete, wodurch ſein Name durch ganz Europa bekannt wurde, fand Ueberſetzer in mehreren Ländern und verſchaffte ihm die Aufnahme in mehrere gelehrte Societäten. Um eben dieſe Zeit ließ er verſchiedene Aufſätze zur Empfehlung der Blitzableiter, deren häufige Anlegung im Venetianiſchen ſein Werk war, und ähnliche Gegenſtände drucken. Zu-

gleich fieng er (1773) ein aſtronomiſch-meteorologiſches Journal an, das er bis an ſeinen Tod fortſetzte.

Die höchſte Stufe ſeines Ruhms erreichte Toaldo 1774 durch ſeine zur Beantwortung einer Preisfrage der akademiſchen Societät zu Montpellier bearbeitete Meteorologie für den Feldbau (Meteorologia applicata alla Agricultura), die von der gedachten Geſellſchaft gekrönt und in Roziers Journal der Phyſik abgedruckt wurde. Sie fand faſt in allen Ländern Ueberſetzer (deutſch von Steudel, drei Auflagen von 1777 — 1786) und erweckte mit der vorhergehenden Schrift des Verfaſſers allgemeine Aufmerkſamkeit auf ein bisher ziemlich vernachläßigtes Studium; auch trugen dieſe Schriften nicht wenig zu der Stiftung der meteorologiſchen Societät in Mannheim bei. Toaldo ſelbſt fuhr von dieſer Zeit an eifrig fort, an der Verbreitung der meteorologiſchen Kenntniſſe und an der Vervollkommnung der dazu gehörigen Werkzeuge zu arbeiten; beſonders ſtrebte er immer mehr dahin, ſeine Lehre von dem Einfluße des Mondes bei den verſchiedenen Veränderungen deſſelben zu beſtätigen. Nebenher lieferte er eine Geſchichte der Verdienſte der Venetianiſchen Schulen um Aſtronomie, Geographie und Schifffahrtskunde, und überſetzte mehrere aſtronomiſche Schriften von la Lande ins Italiäniſche.

Im Jahr 1783 erhielt er nebſt ſeinem Neffen Chiminello von der Akademie zu Mannheim den Preis für eine Abhandlung über die beſte Verfertigung eines vergleichenden Hygrometers. Von Zeit zu Zeit ließ er Journal-Aufſätze und einzelne Abhandlungen, auch größere Schriften drucken, in welcher er dem Publikum die Reſultate ſeiner Beobachtungen vorlegte. Unter

andern hat man von ihm einen kurzen Abriß der Chronologie, eine Abhandlung über die außerordentlichen Winter, nebſt einer chronologiſchen Ueberſicht der Witterung überhaupt; mehrere Unterſuchungen über die anhaltende Trockenheit des Winters 1779, über die Nebel und den Einfluß der feurigen Meteore; ein Prognostikon der Witterung nach dem Fluge der Vögel; ein meteorologiſches Wörterbuch; Betrachtungen über einen neuen Cyclus und den Stand der Planeten; und allgemeine Vorherbeſtimmungen des Regens und der Winde für den adriatiſchen Meerbuſen nach der Anſicht des Himmels. Mehrere italiäniſche und franzöſiſche Journale, ſo wie die Acten der Mannheimer Geſellſchaft, liefern verſchiedene meteorologiſche und andere phyſiſche Aufſätze von ihm. Auch in den Schriften der Königl. Societät zu London, des Inſtituts zu Bologna und der Berliner Akademie ſtehen Abhandlungen von ihm; vorzüglich reich an Aufſätzen von ihm aber ſind die Abhandlungen der Paduaniſchen Akademie.

Zu drei verſchiedenen malen durchreiste Toaldo ſein Vaterland, und ſtellte Beobachtungen an, die das Beſte der Wiſſenſchaften zum Zwecke hatten. Auf ſeiner letzten Reiſe nach Rom und Neapel, Trieſt und Toskana unterſuchte er auf den Apenninen den Ort, wo Hannibal über dieſes Gebirge kam, und ſchrieb darüber eine Abhandlung, die in dem vierten Bande der Schriften der Akademie zu Padua eingerückt wurde, deren Mitglied er von ihrer Stiftung an war. Dieſe Reiſe veranlaßte ihn auch zu Abfaſſung einer Schrift über die Kunſt mit Nutzen zu reiſen. Nach der Rückkunft von dieſer Reiſe führte er (1789) die franzöſiſchen Uhren zu Padua ein, und ließ eine Abhandlung über

die Gnomonik und Schediasmata astronomica, die Sonnenfinſterniſſe und den Durchgang des Merkurs vor der Sonne betreffend, drucken.

Unter dieſen Beſchäftigungen lebte er, ſelbſt bei den traurigen Gährungen in ſeinem Vaterlande, ruhig, und würde vielleicht noch länger gelebt haben, wenn nicht ein Verdruß ſein Ende beſchleunigt hätte. Die Fruchtloſigkeit ſeiner Verwendung für einen jungen Mann, den man ſeines Amtes beraubt hatte, kränkte ihn ſo ſehr, daß er zuerſt ſeine natürliche Heiterkeit verlor, und bald darauf ſich ſehr krank fühlte. Den 7ten Nov. 1797 wurde er von einem Nervenſchlage gerührt, und am 11ten ſtarb er in einem Alter von 79 Jahren.

Toaldo war klein, hatte eine freundliche Phyſiognomie und überhaupt ein Aeußeres, das Vertrauen einflößte. Sein Betragen war liebevoll; ſein Vortrag leicht und lebhaft; ſeine lehrreichen und auf viele Fächer der Wiſſenſchaften ſich ausdehnenden Unterhaltungen voll feiner Züge. Einfach in ſeinen Sitten, voll Offenheit und Herzlichkeit, überließ er ſich nur ſanften Leidenſchaften, und ſchien keinen andern Ehrgeiz zu haben, als den, nützlich zu ſeyn. Er war feſt in der Freundſchaft, leiſtete gern und uneigennützige Dienſte, und war gegen Jedermann nachſichtig. Nie hatte er es mit erbitterten Gegnern zu thun. Er vereinigte in ſich die Talente eines Gelehrten und die Tugenden des bürgerlichen Lebens, und wurde daher allgemein, beſonders aber von denen, die ihn genauer kannten, verehrt.

Anton Joſeph Cavanilles.

Direktor des königlichen botaniſchen Gartens zu Madrid.

Ein achtungswerther Naturforſcher, geboren zu Valencia am 16ten Jan. 1745. Seine Aeltern waren nicht reich; vielleicht verdanken aber gerade dieſem Umſtande die Wiſſenſchaften den ausſchließenden Geſchmack, den er für ſie gewann, und bis in ſein ſpäteſtes Alter, auch bei glänzendern Glücksumſtänden, behielt. Er ſtudirte die ſogenannten Humaniora bei den Jeſuiten, hernach die Philoſophie und Theologie auf der Univerſität von Valencia. Auf ſeinen und ſeines Freundes Munoz Rath geſchah es, daß dieſe Univerſität den geſchriebenen Heften, die man bis dahin bei den Vorleſungen zum Grunde gelegt hatte, Condillacs und Muſchenbroels Werke ſubſtituirte; auch wurde ſeitdem die Mathematik, die man vorher kaum kannte, ein Haupttheil des Unterrichts.

Cavanilles lehrte die Philoſophie zu Murcia, als er den Ruf erhielt, ſich der Erziehung der Kinder des letzten Herzogs von Infantado zu widmen. Er unterzog ſich ſeinen neuen Verrichtungen mit ſolchem Eifer und Erfolg, daß der älteſte ſeiner Zöglinge, der gegenwärtige Herzog, ſich durch ſeine Kenntniſſe und

Liebe für die Wiſſenſchaften vor allen Perſonen ſeines Ranges in Spanien auszeichnet. Dieſes Erziehungsgeſchäft führte ihn im J. 1777 nach Paris, wo er zwölf Jahre blieb, und ſich beinahe nationaliſirte. Auch war es hier, wo er, ſchon in reiferem Alter, zuerſt die Botanik lernte, der er hauptſächlich ſeinen Ruhm verdankt. Im Jahr 1784 ließ er in franzöſiſcher Sprache unter dem Titel: Observations sur l'article Espagne de la nouvelle Encyclopedie, ſeine erſte Schrift drucken, worin er ſich mit lobenswürdigem Eifer gegen die gewagten und oft zu ſtrengen Urtheile Maſſons de Moralliers, des Verfaſſers von jenem Artikel über Spanien, auflehnte.

Seine erſte Abhandlung über die Monadelphia erſchien 1785, und er ſchrieb deren bis 1790 noch neun. Die Botaniker bewundern die Klarheit, Richtigkeit und einſichtsvolle Kritik, wodurch ſich dieß Werk auszeichnet; man findet darin die Beſchreibung einer großen Menge von Arten und 297 Kupferſtiche, wozu er ſelbſt die Zeichnungen gemacht hatte. Auch verdient er wirklich den Namen eines Reformators dieſer vor ihm ſo wenig reichen Klaſſe.

Nach ſeiner Zurückkunft nach Spanien fieng Cavanilles 1791 an, die Icones plantarum etc. herauszugeben: dieſes ſchöne Werk enthält in 6 Bänden 601 Kupfertafeln, die er insgeſammt ſelbſt außerordentlich korrekt und ſchön gezeichnet hat, eine Menge von neuen Gattungen, und eine noch größere von neuen ſeltenen Arten, theils aus Spanien, theils aus beiden Indien und Neuholland. Er war noch mit dieſer Arbeit beſchäftigt, als er von ſeiner Regierung den Auftrag erhielt, Spanien zu durchreiſen, und eine vollſtändige

Flora vorzubereiten. Er begann ſein Geſchäft mit dem Königreich Valencia, ſeinem Vaterlande. Indeſſen beſchränkte er ſich nicht auf die Pflanzen; er ſammelte eine große Anzahl Beobachtungen über das Mineralreich, den Ackerbau und die Geographie dieſer Provinz, in der er alle Diſtrikte, Dörfer durchſuchte, jeden Hügel, jeden Felſen beſtieg. Dieſe Beobachtungen wurden 1797 auf Koſten des Königs in 2 Foliobänden gedruckt; ſie ſind mit zahlreichen, von Cavanilles gezeichneten, Kupfertafeln, und auch mit einer von ihm ſelbſt aufgenommenen Landcharte geziert. Dieß Buch war und iſt noch bis jetzt das erſte ſeiner Art in Spanien.

Im Jahr 1801 wurde er zum Direktor des königlichen botaniſchen Gartens zu Madrid ernannt. Er unternahm ſofort eine gänzliche Reform, ſowohl der Einrichtung, als der mit dem Garten verbundenen Lehranſtalten. Ueberhaupt giengen aus ſeiner Schule ſchon viele ſehr unterrichtete Männer hervor. Auch wurden ſeine öffentlichen Vorleſungen über Pflanzenkunde äußerſt häufig beſucht, und von verſchiedenen Perſonen herausgegeben; ſchon ſind ſie vom Profeſſor Viviani zu Genua ins Italiäniſche überſetzt. Seit der übernommenen Direktion des Madrider Gartens arbeitete Cavanilles an einem Horto regio Matritensi, wovon bei ſeinem Tode der erſte Theil unter der Preſſe war. Er wollte darin nicht blos die lebenden Pflanzen des Gartens, ſondern auch diejenigen unbekannten, die im königlichen Herbarium aufbewahrt ſind, beſchreiben; gleich der erſte Theil ſollte eine ſehr ſchöne und merkwürdige Folge von Farrekräutern aus dieſem Herbarium beſchreiben.

Wie die meiſten berühmten Leute, fand Cavanilles Nebenbuhler und Gegner. Mit dem franzöſiſchen Botaniſten l'Heritier bekam er Streit auf Veranlaſſung einer Schrift, welche dieſer über eine Gattung der Monadelphiſten, die Sidas, herausgab. Heritiers Werk erſchien zwar ſpäter, als das von Cavanilles, aber es trug eine frühere Jahrszahl. Da nun die nemlichen Arten beinahe mit den nemlichen Worten darin beſchrieben, und blos die Benennungen verändert waren, ſo glaubte Cavanilles, er ſey dadurch des Plagiats beſchuldigt, und ſuchte ſich zu vertheidigen, indem er ſie gegen l'Heritier retorquirte, und behauptete, das frühere Datum von deſſen Schrift, und die veränderten Namen ſeyen ein Betrug, der nur darauf abzwecke, ihm einen Theil ſeines Ruhms zu rauben. Auch in Spanien hatte er ſich gegen Antagoniſten zu vertheidigen, die ihm noch gefährlicher werden konnten, weil ſie mehr Kredit beſaßen.

Cavanilles ſtand mit den berühmteſten Botaniſten des übrigen Europas in Verbindung, und ſuchte durch den gefälligen und freundſchaftlichen Empfang, den jeder Verehrer der Wiſſenſchaften in Madrid bei ihm fand, die Aufnahme und Unterſtützung zu vergelten, die er einſt in der Hauptſtadt Frankreichs genoſſen zu haben, ſich ſtets mit Dankgefühl erinnerte. Er ſtarb im Mai des Jahres 1804.

Philipp Matthäus Hahn.

Pfarrer zu Echterdingen im Würtembergiſchen.

Ein Mann, durch unermüdeten Eifer, Gutes zu wirken, durch allumfaſſende Bruderliebe, Gutmüthigkeit, Dienſtfertigkeit und Uneigennützigkeit, durch edle Einfalt bei seltener Geiſteskraft, durch kindliche Anſpruchloſigkeit und Beſcheidenheit bei anerkannten vortrefflichen Eigenſchaften und großen Verdienſten, durch raſtloſes Streben nach Wahrheit, durch erhabne Duldſamkeit gegen anders Denkende, ehrwürdig, und durch seine mechaniſchen Erfindungen der rühmlichſten Auszeichnung und des ehrenvollſten Andenkens der Nachwelt werth. Wie er durch jene Tugenden in den Herzen aller, die ihn kannten, noch lange fortleben wird, ſo werden dieſe Erfindungen immerwährende Denkmahle seines ſchöpferiſchen Geiſtes ſeyn.

Er war der Sohn eines armen würtembergiſchen Pfarrers zu Scharnhauſen im Oberamt Stuttgardt, wo er am 25. Nov. 1739 geboren wurde. Schon im frühen Alter verrieth ſich ſein mechaniſches Genie; er machte allerlei kindiſche Beobachtungen mit Sonnenuhren, ſuchte nach einer Himmelscharte die Sterne kennen zu lernen, zeichnete, machte Riſſe und lernte im Knabenalter ſelbſt Farben bereiten und Lackfirniſſe machen. Seine Lieblingsbeſchäftigung begleitete ihn auf die Akademie nach Tübingen, wo er zwar ernſtlich dem Studium der Theologie oblag, aber auch jeden freien Augenblick zu mechaniſchen Ar-

beiten, zum Glasſchleifen, Rechnen und allerlei Verſuchen anwandte. Bei ſeiner groſſen Dürftigkeit mußte er ſich die unentbehrlichſten mathematiſchen Bücher abſchreiben. Die überaus große Begierde, den Bau der Taſchenuhren kennen zu lernen, brachte ihn dazu, daß er lange Zeit keine warme Koſt aß, und ſich mit Brod und Waſſer begnügte, um ſich von dem Erſparten eine Taſchenuhr kaufen zu können. Dieſe zerlegte er dann und ſetzte ſie wieder zuſammen, bis er ihre Theile verſtand. Um ſeine Familie aus der Dürftigkeit zu reißen, ſann er auf nichts als neue Erfindungen; lange grübelte er über einer Maſchine von immerwährender Bewegung; allein am Ende mußte er mit Leidweſen erkennen, daß dieſes Problem nicht zu löſen ſey.

Von Tübingen kam Hahn zu verſchiedenen Landgeiſtlichen ſeines Vaterlandes als Pfarrvikarius, und neben der gewiſſenhaften Erfüllung ſeiner Amtspflichten ſetzte er ſeine mechaniſchen Arbeiten unermüdet fort. Er dachte auf ein Inſtrument, die Meereslänge zu meſſen; auf eine Maſchine, die auf einen Wagen geſetzt, dieſen durch die Gewalt der Dämpfe über Berg und Thal treiben ſollte; aber es fehlten ihm die Mittel, wirkliche Verſuche anzuſtellen. Mit mehr Beharrlichkeit verfolgte er ſeinen Entſchluß, den Himmelsbau in einer Maſchine beweglich vorzuſtellen. Nebenher las er auch viele chemiſche und alchemiſche Bücher, und machte ſich Anmerkungen daraus, entwarf eine dauerhafte Art von Kirchenuhren, verbeſſerte den Mechanismus der Taſchenuhren, und erſann eine ſehr bequeme und genaue Hauswage.

Im Jahr 1764 wurde er Pfarrer in Oeſtmettingen, und dieſe günſtigere Lage beförderte auch das Gedeihen

ſeiner Unternehmungen. Er verfertigte in Geſellſchaft eines andern mechaniſchen Genies (des nachmaligen Schulmeiſters Schaudt in Oeſtmettingen) eine kleine aſtronomiſche Maſchine, die auf dem Fußgeſtell, einem Kubus, auf der einen Seite Stunden und Minuten, auf der andern das kopernikaniſche Syſtem vertikal, auf der dritten einen Jahrzähler auf 8000 Jahre, oben aber eine bewegliche Himmelskugel hatte, auf welcher die Fixſterne und alle Planeten ſich nach der ſcheinbaren Bewegung drehten. Der mit einer anſehnlichen Belohnung verknüpfte Beifall des Herzogs Karl Eugen munterte ihn auf, eine noch vollkommenere Maſchine dieſer Art zu liefern, die in der öffentlichen Bibliothek zu Ludwigsburg aufgeſtellt wurde. Sein Fürſt wollte ihn zum Profeſſor ernennen, er zog aber den Stand des Landpfarrers vor, und man ſuchte ihn dadurch zu belohnen, daß man ihm eine ergiebigere Stelle, erſt zu Kornweſtheim, dann zu Echterdingen gab.

Hahns Tiefblick in der Mechanik kam nur die feſte Beharrlichkeit in Verfolgung ſeiner Unternehmungen und ausdaurende Geduld und Aufopferung gleich, mit welcher er koſtbare Verſuche verwarf, und wiederholte, ſobald er eine neue Idee zur Vervollkommnung der vorigen gefaßt hatte. Immer nur den Zweck größerer Vollkommenheit im Auge, ſagt er in der genetiſchen Beſchreibung der von ihm erfundenen Rechnungs-Maſchine (Wielands d. Merkur J. 1779. 2s Viertelj. S. 153.) mit der ihm eigenen Herzlichkeit: „alle, die mich kennen, wiſſen, daß ich nicht auf Profit arbeiten laſſe, ſondern mich begnüge, wenn meine Auslagen erſetzt werden, und ich alſo im Stande bleibe,

dergleichen mechaniſche Verſuche fortzuſetzen.“ — Dieſe Rechnungsmaſchine, auf deren Erfindung Leibnitz vieljähriges Nachdenken und 20,000 Gulden vergebens verwendet hatte, verdient wohl eine anſehnliche Stelle unter den ſinnreichen Erfindungen des 18ten Jahrhunderts, und vielleicht die erſte unter den Werken Hahns ſelbſt, obſchon die übrigen alle, ihrer Beſchaffenheit und Beſtimmung nach, von ausgedehnterer Brauchbarkeit und Anwendung für Wiſſenſchaften und für das Leben ſind. Ich nenne davon beſonders das große Orery oder die große aſtronomiſche Maſchine, durch welche nicht nur das Kopernikaniſche Weltſyſtem, ſondern auch der ſcheinbare Anblick der Planeten- und Fixſternen-Bewegungen, wie ſie, von der Erde aus betrachtet, in die Augen fallen, beweglich und von einer Uhr getrieben, vorgeſtellt wird; die kleine aſtronomiſche Setzuhr, welche die Phaſen und Knoten des Mondes zeigt; die allgemeine Aequinoctial-Sonnenuhr ꝛc. Er verbeſſerte die Taſchenuhren, fand eine neue Art, das Repetiren anzubringen, verfertigte Uhren in Ringe, in der Größe eines Groſchen, von der nemlichen Dauer und Genauigkeit, wie die größte Taſchenuhr; auch Taſchenuhren, die ſich durch die Bewegung ſelbſt aufziehen. In Verfertigung aller dieſer Kunſtwerke hatte er ſeine beiden ältern Söhne, die ſich der Mechanik gewidmet, ſehr ſorgfältig unterwieſen.

Durch einfache und regelmäßige Lebensart genoß er von Jugend auf einer ſehr dauerhaften Geſundheit, die aber doch allmählich durch das unabläßige Denken und Arbeiten untergraben wurde. Die üblen Folgen davon trafen vorzüglich die Verdauung, der er aber durch eine genaue Diät zu Hülfe zu kommen ſuchte. Die

Krankheit, der er unterlag, traf ihn auf einem Spaziergange, den er täglich gleich nach dem Mittageſſen, bis auf ein gewiſſes Ziel von einer Viertelſtunde machte. Nur mit Mühe brachte ihn das Zureden der Seinigen dahin, von ſeiner gewohnten Arbeitſamkeit abzulaſſen. Er übertrieb die Anſtrengung ſeiner Kräfte. Ob er gleich, wenn er geſund war, nicht nur den ganzen Tag über, ſondern auch bis in die ſpäte Mitternacht ohne Unterbrechung beſchäftigt war, ſo hatte er doch an ſeinem 50ſten Geburtstage ein Gebet niedergeſchrieben, worin er Gott um Hülfe zu mehrerer Thätigkeit bittet, weil er ſich überzeugt hielt, noch immer nicht genug gethan zu haben. Während der beſten Hoffnung der Seinigen zu ſeiner Geneſung, entſchlief er im eigentlichen Sinne am 2ten Mai 1790.

Die großen Koſten, die er auf Verbeſſerung ſeiner Maſchinen verwendete, und ſeine Uneigennützigkeit ließen ihn nicht ein ſo großes Vermögen erwerben, als es bei einer andern Denkungsart möglich geweſen wäre. Denn oft ließ er ein Werk wieder zernichten, wenn auch ein Arbeiter ein halbes oder ein ganzes Jahr damit beſchäftigt geweſen war. Seine Haushaltung beſtand öfters aus 14, 16 und noch mehrern Perſonen. Seine Koſt war von Mangel und Ueberfluß gleich weit entfernt. Er ſelbſt war in ſeiner Art zu leben und ſich zu kleiden höchſt einfach; und eben ſo war auch ſein ſittlicher Charakter. Eine ungeheuchelte Frömmigkeit begleitete ihn durch ſein ganzes Leben. Frey von den Feſſeln des Syſtems, durch hohen Geiſtesſchwung nicht ſelten über die Grenzen deſſelben weggeführt, und los von den Banden der Schul- und Lehrmeinungen, ein enthuſiaſtiſcher Bekenner und Prediger der chriſtlichen Religion, fügte er

ſich

ſich doch gelaſſen und hingebend den eingeführten Vorſchriften, und übte an andern, auch als Theolog die edle Schonung und Nachgiebigkeit, die ihm oft hart genug verſagt wurde; ihm, der ſich ohnedieß, wie irgendwo von ihm geſagt iſt, mit der bloßen Toleranz ſeines Genius begnügen mußte. — Derſelbe Geiſt der Subtilität und des Grübelns über Gegenſtände der Mathematik, übergetragen auf andere, vorzüglich theologiſche Gegenſtände, erzeugte bei ihm paradoxe und myſtiſche Vorſtellungen, und wenn ſeine Arbeit über die Offenbarung Johannis ſeltſame Ideen enthält, ſo muß man bedenken, daß der große Mathematiker Newton ein nicht weniger ſeltſames Buch über die Apokalypſis ſchrieb. Hahn gab mehrere exegetiſche und aſcetiſche Schriften heraus; von bleibenderem Werthe ſind aber die Schriften, die ſich auf Mechanik beziehen, und worin er ſeine Maſchine beſchreibt.

Das Urtheil, welches Lavater in den Phyſiognomiſchen Fragmenten über dieſen ausgezeichneten Mann fällt, lautet ſo: „Ein ganz außerordentliches, mechaniſches, mathematiſches und aſtronomiſches Genie, das immer erfindet, immer ſchafft, mit ausharrender allüberwindender Geduld zum letzten Ziel alles ausführt. Er ſchafft Welten, und freut ſich einfältig ſeiner ſtillen Schöpfungskraft. — Wenn ich König wäre, der Mann wäre mir eins der theuerſten Producte meines Reichs. Er brächte Gottes Weltſyſtem in mein Kabinet, Wagen, alles zu wägen, in meine Magazine, und was mehr iſt, als beides, die allertiefſte und harmoniereichſte Religion in meine Theologie, ob auch in meine Theologen, wäre eine andre Frage.

Johann Jakob, Freiherr von Külmer.

Ein berühmter Mechanikus.

Die Natur ſelbſt beſtimmte Külmern für das Fach, in dem er groß wurde. Er war am 25. Jul. 1720 auf dem Rittergute Pretſch, im Stifte Magdeburg, das damals ſeinem Vater gehörte, geboren und erzogen. Nachdem er ſeine Jugendjahre in ländlicher Einſamkeit verlebt hatte, widmete er ſich dem Kriegsdienſte, und avancirte unter den Churſächſiſchen Truppen bis zum Kapitain-Lieutenant: aber ſeine Neigung, die Welt näher kennen zu lernen, und zugleich ſein Talent für die Kunſt mehr auszubilden, bewog ihn, ſeinen Abſchied zu nehmen und ſich nach Rußland zu begeben.

Von Jugend auf hatte ſich Külmer, blos aus eigener Neigung und ohne alle Anweiſung, Kenntniſſe in der Uhrmacherkunſt erworben; und dieſe zu erweitern, nicht bei dem Gewöhnlichen in dieſer Kunſt ſtehen zu bleiben, ſondern den Bau der Kunſtuhren näher kennen zu lernen, um ſich dergleichen zu ſeinem Vergnügen verfertigen zu können, war jetzt ſein Zweck. Er fand auch in Petersburg, wo er ſich lange Zeit aufhielt, hinlängliche Nahrung für ſeine Wißbegierde, und Ge-

legenheit, ſein Talent auszubilden. Durch ſeine Geſchicklichkeit wurde er bald dem Czar Peter dem Dritten bekannt, der ſelbſt ein Kenner der Künſte und Beſchützer der Künſtler war; daher auch der Baron von Külmer den Umgang des Czars ſehr oft genoß. Von Petersburg aus reiste er mehrmals nach England, und in dieſem Reiche erwarb er ſich beſonders jene tiefe Einſichten in ſeine Kunſt, wodurch er ſich nachmals vor ſo vielen andern Künſtlern dieſes Faches auszeichnete. Durch den Umgang mit Englands Künſtlern, durch öfteres Beſuchen der daſigen Uhrfabriken und durch aufmerkſames Beobachten der Vortheile, die den engliſchen Fabriken eigen ſind, brachte er es ſo weit, daß er alle zu einer Uhr gehörigen Theile, ſie mochten nun aus Metall, Holz oder Glas beſtehen, das Uhrwerk ſelbſt oder das Gehäuſe und die Verzierungen deſſelben betreffen, ſehr ſauber und mit der größten Genauigkeit ſelbſt verfertigen konnte; wodurch er ſich über viele gewöhnliche Künſtler dieſes Fachs erhob, indem die letztern gewöhnlich alle zu den Uhren gehörigen Theile erſt aus Fabriken verſchreiben, und weiter nichts thun, als daß ſie dann Uhren daraus zuſammen ſetzen.

Im Jahr 1768 verließ er Rußland ganz, kehrte nach Deutſchland zurück und privatiſirte einige Zeit in Erfurt, begab ſich aber von da nach Arnſtadt, wo er ſich vermählte und glücklich lebte. Er liebte ein ſtilles häusliches Leben, und diejenige Zeit des Tages, die ihm von dem Umgange mit ſeiner Familie übrig blieb, füllte er gewöhnlich durch Beſchäftigung mit ſeiner Lieblingskunſt aus. In Geſellſchaften erſchien er nur ſelten, ſprach auch wenig, aber herzlich; wie denn überhaupt Redlichkeit und Gottesfurcht die Grundzüge ſeines

Charakters ausmachten. Von ſeiner Geſchicklichkeit urtheilte er äußerſt beſcheiden, und obgleich ſeine Kunſtwerke von jedem, der ſie ſah, mit Bewunderung betrachtet wurden, ſo war er doch ſo wenig für ſie eingenommen, daß er ſie nur ſeinen Zeitvertreib zu nennen pflegte.

Unter ſeinen Kunſtwerken zeichnet ſich beſonders eine Tafel- oder Stutzuhr aus, welche 8 Tage lang geht, Stunden, Minuten und den Tag zeigt, ſchlägt und repetirt. Auf dem mit ſchönen Figuren geſchmückten Gehäuſe ruht ein aus Silber gearbeiteter Hund, an dem das Pudelhaar vortrefflich ausgedrückt iſt. Wenn eine Stunde verfloſſen iſt, ſchlägt nun entweder die Glocke, oder der Hund fängt an, ſeine Augen zu drehen, die Ohren und den Schwanz zu bewegen, den Rachen zu öffnen, ſo daß man die elfenbeinernen Zähne und die rothe Zunge deſſelben ſieht, und bellt dann ſo vielmal, als die Glocke ſchlagen ſollte. Das Bellen des Hundes iſt ſehr natürlich nachgeahmt, und wird durch einige in dem hohlen Hunde verborgene Werke hervorgebracht, die aber mit der Uhr in Verbindung ſtehen, und durch die letztere in Bewegung geſetzt werden. Alle Theile der Uhr ſind aus Meſſing oder Stahl auf das ſauberſte gearbeitet, und auf alles Meſſing, welches durch die mit Glas bedeckten Seiten der Uhr in die Augen des Zuſchauers fallen kann, ſind die ſchönſten Zeichnungen von Blumen und Laubwerk gravirt.

Eben ſo merkwürdig iſt eine in Form eines von der Decke des Zimmers herab hängenden Vogelbauers von ihm verfertigte Uhr. Dieſer Vogelbauer iſt aus gebogenen, meſſingnen Stäben zuſammengeſetzt, die ſich oben in einen kleinen Kranz, unten aber in einen runden Boden von ſchwarzen Ebenholz vereinigen.

Dieſer Boden iſt ſieben Zoll dick aber ganz hohl, denn inwendig befindet ſich die von Meſſing und Stahl verfertigte Uhr, und gleich darüber das ebenfalls aus Meſſing gearbeitete und mit der Uhr verbundene Flötenwerk, welches einen Waldgeſang hervorbringt. Dieſe Uhr geht einen Tag lang, zeigt Stunden und Minuten, ſchlägt und repetirt. Wenn dann die Stunde geſchlagen hat, hüpft aus einem im Bauer angebrachten Laubwerk ein Vogel hervor, der ſeinen Schnabel gehörig bewegt, einen Waldgeſang pfeift und ſich dann wieder ins Laubwerk verbirgt.

Verſchiedene andere Werke, die aus ſeiner Hand hervorgiengen, beſonders ſehr kunſtreiche Pendel- Reiſe- und Taſchenuhren ſind bleibende Denkmale ſeiner Kenntniſſe in der Metallurgie, Gold- und Silberarbeit, Gravier- und Juwelierkunſt, beſonders aber in der Mechanik. Mit gleicher Geſchicklichkeit arbeitete er in Holz und in Metall, und jedes Werk, das er unternahm, wußte er ganz allein, ohne jemandes Beihülfe auszuführen; ſogar die zu ſeinen Uhren nöthigen Gläſer ſchnitt er ſelbſt mit dem Diamant zu, und faßte ſie aufs Beſte. Die Inſtrumente, mit denen er arbeitete, hatte er ebenfalls meiſtens ſelbſt aus dem beſten Stahl verfertigt.

Külmer hatte noch mehrere wichtige mechaniſche Arbeiten unternommen, deren Vollendung ſein Tod am 12. May 1796 vereitelte. Noch des Tages zuvor beſchäftigte er ſich mit ſeiner Lieblingskunſt, gieng wie gewöhnlich zur Ruhe, und am folgenden Morgen fand man ihn in ſeinem Bette liegend, als ob er ſchlief, aber — er war für dieſes Leben entſchlafen!

Procopius Diwiſch.

Pfarrer zu Prendiz in Mähren.

Es iſt Pflicht der Dankbarkeit, die Namen derjenigen der Vergeſſenheit zu entziehen, die in irgend einem Fache dem menſchlichen Geiſte neue Wege zeigen, ſeine Kräfte anzuwenden, und die zeitherigen Grenzen um etwas weiter hinaus zu ſtecken. In dieſe Klaſſe gehört der Pfarrer Diwiſch.

Er wurde im Jahr 1696 zu Senftenberg in Böhmen geboren. Nachdem er die Schuljahre zurück gelegt hatte, begab er ſich in das Prämonſtratenſer-Stift Bruck, hörte daſelbſt die Philoſophie, und empfahl ſich durch ſeine Gelehrigkeit, die Leichtigkeit alles zu faſſen, und ſeine übrigen hervorleuchtenden Talente bei den Obern dieſes Ordens ſo, daß ſie ihn auf ſein erſtes Anſuchen in denſelben aufnahmen. Hierauf wandte er ſeinen Fleiß auf die theologiſchen Wiſſenſchaften und das geiſtliche Recht, und wurde 1726 zum Prieſter geweiht. Er wurde bald darauf zum Profeſſor der Philoſophie, nachher der Theologie an dieſem Stifte ernannt, und verwaltete beide Stellen mit größtem Beifall; dann ließ er ſich zu Salzburg die Doktor-

würde ertheilen, und nach der Zeit erhielt er die Pfarrei zu Prenditz in Mähren.

Diwiſch war ein emſiger Seelſorger, der ſeinen Pflichten treulich nachkam; aber er fand daneben immer noch Muße, ſeine Liebe zur Naturkunde zu befriedigen. Natürliches Talent, Forſchbegierde und ein unermüdeter Eifer im Experimentiren brachten ihn in kurzer Zeit ſehr weit. Beſonders ſpürte er den Eigenſchaften des Feuers und des Waſſers unermüdet nach. In der Folge verwandte er ſein ganzes Talent auf die Erforſchung der bewundernswürdigen Kraft und Wirkung des elektriſchen Feuers, verband mit einem anhaltenden Nachdenken darüber wiederholte Verſuche, die er ſich zum Leitfaden in Ergründung der Wahrheit gewählt hatte, und ohne die er nie einen Schluß zu machen, oder ein Syſtem zu entwerfen pflegte. Dadurch erlangte er in dieſer Wiſſenſchaft ſo ausgebreitete Kenntniſſe und Einſichten, daß er alle diejenigen, die ſich vor ihm derſelben gewidmet hatten, hinter ſich zurück ließ. Er fieng damals ſchon an zu bemerken, das Blitzen und Donnern in den Wolken bei Gewittern ſei eben das, was Funken und Praſſeln bei der Elektricität im Kleinen ſind. Von dieſer Betrachtung fiel er auf den großen Gedanken, die fürchterlichen Gewitter kraftlos und ſchadlos zu machen, und ſann von nun an auf Mittel, denſelben in Ausübung zu bringen.

Der Ruf von den ſehenswürdigen und ſonſt unbekannten Experimenten, die Diwiſch täglich über die Elektricität machte, verbreitete ſich ſo ſehr, daß der Kaiſer Franz der Erſte ihn einigemal nach Wien kommen, und in ſeiner Gegenwart ſeine Verſuche machen ließ.

Da er noch immer mit ſeinem Entwurfe, das elektriſche Feuer aus den Gewitterwolken abzuleiten und zu zerſtreuen, beſchäftigt war, las er im Jahr 1753 in den Zeitungen die Nachricht, daß der Profeſſor Richmann bei einem Wetterexperimente vom Blitz erſchlagen worden ſey. Er ſchrieb hierüber ſogleich eine Abhandlung, worin er bewies, daß die Art eiſerner Stangen, deren ſich Richmann bei ſeinem Verſuche bediente, nicht nur ganz unnütz, ſondern auch höchſt gefährlich wäre; er zeigte auch in dieſer Schrift an, wie man das elektriſche Feuer aus den Wetterwolken ohne Gefahr leiten, es der Erde zuführen und den Ausbruch des Donnerſtrahls verhindern könnte. Dieſe Abhandlung ſchickte Diwiſch an Eulern nach Berlin, mit der Bitte, ſie der Akademie vorzulegen. Allein man würdigte ihn keiner Antwort; vielleicht hielt die Akademie den Gedanken, das Gewitter vom elektriſchen Feuer zu entladen, für ein leeres Hirngeſpinſt, wenigſtens zweifelte Euler noch im Jahr 1761 an der Möglichkeit der Sache.

Diwiſch ließ ſich durch den Kaltſinn der Berliner Akademie nicht irre machen, ſondern beſchloß vielmehr, ſeinen längſt entworfenen Plan auszuführen. Er ließ eine Wettermaſchine von eigener Erfindung verfertigen, und ſtellte ſie am 15. Jun. 1754 unweit ſeiner Wohnung auf. Dieſe Maſchine beſteht aus einer dicken eiſernen Stange, an welcher vier eiſerne Arme in horizontaler Lage, jeder mit einer Queerſtange, befeſtigt ſind. Auf dem Ende jedes Arms und der Queerſtangen, ſtehen ſenkrecht kleine Stangen eines Schuhes lang, welche Käſtchen von Blech tragen. Dieſe ſind mit Feilſpänen angefüllt, und haben einen hölzernen

durchlöcherten Deckel. In ein jedes Loch des Deckels wird ein meſſingnes Spießchen geſteckt, und mittelſt eines kleinen hölzernen, an der Mitte des Spießchens befindlichen Cylinders, befeſtigt. Die Stifte ſind wie eine Haarnadel dick und ſpießmäßig zugeſpitzt, und müſſen mit dem untern Theile die Feilſpäne wohl berühren. Die ganze Maſchine wird auf einem Thurm oder einem hohen Gerüſte befeſtigt. Diwiſch hatte ſie zuerſt am 15. Jun. 1754, unweit von ſeiner Wohnung aufgeſtellt. Sie that in der Zertheilung der Gewitterwolken die erwartete Wirkung. Der Erfinder that dem Kaiſer Franz dem Erſten den Vorſchlag, in verſchiedenen Gegenden ſolche Wetterableiter aufſtellen zu laſſen; aber die Wiener Mathematiker widerriethen es, weil ſie weder die Möglichkeit, noch den Nutzen einſehen konnten. Nach zwei Jahren ward die Maſchine von den Bauern der daſigen Gegend umgeriſſen, weil ſie die Dürre des damaligen Sommers der Maſchine zuſchrieben. Sie wird jetzt in dem Kloſter zu Bruck aufbewahrt. Man muß ſie wirklich als die erſte in ihrer Art anſehen. Denn wenn gleich Franklin im Sept. 1753 aus Amerika nach London geſchrieben, daß ſpitzige Stangen, welche auf Gebäuden oder Maſtbäumen der Schiffe aufgerichtet, und mit der Erde oder dem Meere in Gemeinſchaft ſtehen, gute Dienſte thun müßten; ſo blieb es damals doch bei dem bloßen Vorſchlage. Franklin und Diwiſch wußten beide von einander nichts. Beide hatten verſchiedene Abſichten: Diwiſch ſtellte ſeine Geräthe auf freiem Felde auf, um die Materie des Blitzes in der Höhe zu zerſtreuen und unvermerkt herab zu ziehen, damit kein ſchädlicher Strahl hervorbrechen könnte, und

die Wetterwolken in einen Regen zu verwandeln. Franklin aber ſtellte ſeine Stangen an die Gebäude, um den herunterfahrenden Blitz zu fangen, und ihn, dem Gebäude unbeſchadet, der Erde zuzuführen.

Diwiſchens erfinderiſcher Geiſt konnte nicht ruhen, als er die Verſuche mit ſeiner Wettermaſchine aufzugeben gezwungen ward; er griff nach einem angenehmern und ſtillern Gegenſtande. Dieß war die Tonkunſt. Schon vor der Aufrichtung der Wetterſtange hatte er angefangen, an einem ganz neuen von ihm ausgedachten muſikaliſchen Inſtrumente zu arbeiten. Jetzt nahm er dieſes Geſchäft von neuem vor, und ließ nicht eher davon ab, bis er es zu ſeiner Vollkommenheit brachte. Dieſes Inſtrument giebt die Töne beinahe aller Saitenſpiele und blaſenden Inſtrumente von ſich, die man ganz leiſe und ſanft, oder auch mit voller Stimme, wie ein ganz beſetztes rauſchendes Orcheſter, kann tönen machen. Es wird, wie eine Orgel, mit Händen und Füßen geſpielt, und der Kenner kann 130 Veränderungen an demſelben wahrnehmen. Der Prinz Heinrich von Preußen bot dem Erfinder eine große Summe Geldes für dieſes merkwürdige Werk, allein dieſer ſtarb während der Unterhandlung im Jahr 1765. Auch dieſes Inſtrument, Denis d'or genannt, kam in das Kloſter Bruck, wo ein beſonderer Tonkünſtler gehalten wurde, der es zu behandeln verſtand.

Diwiſch genoß ſeit der Zeit, da er ſich mit der Elektricität beſchäftigte, einer ſtarken und vollkommenen Geſundheit, die vorher ſchwach und unſtet war. Seinem Geiſte nach gehörte er unter die großen Männer des 18ten Jahrhunderts. Die von ihm ausgedachte Wettermaſchine macht ſeinen Namen unſterblich. Ein

ewiger Zeuge ſeiner harmoniſchen Seele iſt das muſikaliſche Inſtrument, das er erfunden hat, in welchem ſich das Reine, Verſchiedene, Erhabene und Reizende der Töne nicht wohl beſchreiben, und nur von einem Kenner der Muſik empfinden läßt. Ganz von der Liebe zu den nützlichen Wiſſenſchaften der Mechanik eingenommen, ſchien er faſt keine andere Empfindungen zu haben, als dieſe auf einen Grad der Vollkommenheit bringen zu können. Sein Geiſt war zum Nachdenken und zu Betrachtungen ſo geſchickt, und durch immerwährende Anſtrengung ſo geübt, daß er denſelben ganze Tage ununterbrochen nachhängen konnte. Daher geſchah es oft, daß er Leute, die in ſein Zimmer traten und ihn grüßten, nicht eher beobachtete, als bis ihn ſein Bedienter beim Ermel zupfte und gleichſam erſchütterte. Deswegen nahm man bei ihm im alltäglichen Umgang einige unfreundliche Mienen wahr, die er aber beim Beſuch eines Fremden leicht abzulegen wußte. Die häufigen und vornehmen Gäſte, die ihn ſeiner Kenntniſſe wegen beſuchten, bewirthete er niedlich und mit Vergnügen, entfernt von aller eitlen Prahlerey.

Johann Friedrich Hähn.

Generalſuperintendent und Konſiſtorialrath zu Aurich in Oſtfriesland.

Ein Reformator im Erziehungsweſen, der in einer Gallerie merkwürdiger Männer nicht fehlen darf, wenn gleich die von ihm erfundene Literal-Methode längſt unter die Antiquitäten gehört. Das Eigenthümliche dieſer ehemals ſehr berühmten Methode beſteht darin, daß man blos mit den Anfangsbuchſtaben der Worte die Hauptgegenſtände des Unterrichts in den Schulen an der Tafel anſchreibt, und insbeſondere die Folge der Hauptideen in den Wiſſenſchaften tabellariſch auf dieſe Weiſe vorſtellt. Hat man jetzt eingeſehen, daß ein ſolcher Unterricht äußerſt trocken und ermüdend iſt, ſo vergeſſe man nicht, daß Hähn für ſeine Zeit viel that, und daß man ihm eine Menge nützlicher praktiſcher Bemerkungen und Erfahrungen über Erziehung und Unterricht zu danken hat.

Er war der Sohn eines Bäckers zu Baireuth und am 15ten Auguſt 1710 geboren. Seine Erziehung war die gewöhnliche. Nachdem er die deutſchen Schulen beſucht hatte, bereitete er ſich in dem Seminar und Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt auf den akademiſchen Unter-

richt vor, und gieng 1733 nach Jena, wo er mit dem Studium der theologiſchen ein emſiges Studium der mathematiſchen Wiſſenſchaften verband. Er lebte ſehr eingezogen, und da er ſich zu den frömmern Chriſten geſellte, die innerlichen Gefühlen einen vorzüglichen Werth beilegten, ſo begab er ſich nach Halle in die Schule des Pietismus. Hier lernte ihn der Abt Steinmetz zu Kloſter Bergen als einen ſehr frommen Bruder kennen, dem es dabei nicht an Kenntniſſen fehlte, und darum berief er ihn 1736 als Lehrer an die berühmte Schulanſtalt, deren Vorſteher er war. Hähn verrieth bald eben ſo viel Eifer als Talent beim Jugendunterricht, und wurde nach wenigen Jahren Inſpector der Schule zu Bergen. Mit unermüdeter Geduld, mit anhaltendem Eifer und einnehmender Freundlichkeit ließ er ſich zu den Zöglingen herab, und ſuchte ihnen alles leicht und deutlich zu machen. Als Aufſeher des Schulmeiſterſeminariums gab er ſich alle erſinnliche Mühe, die Kloſterbedienten, welche zu Schullehrern auf den Dörfern und in Städten beſtimmt waren, in der zweckmäßigſten Methode des Unterrichts zu üben; mit edler Uneigennützigkeit ſorgte er dafür, daß die Armen Papier und Schreibmaterialien bekamen; von den vornehmſten Rechnungsarten ließ er Tabellen drucken, und vertheilte ſie unter die Armen, verfertigte ein neues Buchſtäbier- und Leſebüchlein, und lehrte die Seminariſten den zweckmäßigen Gebrauch deſſelben.

Ein Zwiſt, den er mit dem Abt bekam, war Urſache, daß er im Jahr 1749 Bergen verließ, und als Prediger der Gens d'Armes nach Berlin gieng. Auch hier ſchränkte er ſich nicht bloß auf die Verrichtungen ſeines Amts ein, ſondern verband ſich mit dem Konſi-

ſtorialrath Hecker, der eine Realſchule angelegt hatte, und nahm den thätigſten Antheil an dieſer Anſtalt. Seine Gabe des Unterrichts erwarb ihm die Achtung der angeſehenſten Familien, und ſelbſt am Hofe wurde er geſchätzt, wo er dem nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm dem Zweiten durch ſeine neu erſonnene (Literal=) Methode die Buchſtabenkenntniß und das Leſen beibrachte. Anſehnliche Beförderungen waren der Lohn ſeiner Verdienſte. Er wurde 1753 Paſtoradjunct an der Dreifaltigkeitskirche und Inſpector der Realſchule, und 1759 Generalſuperintendent der alten Mark und Priegnitz, wie auch Inſpector und erſter Domprediger in Stendal. In jedem ſeiner Verhältniſſe war die Verbeſſerung des Schulunterrichts ſeine angelegentlichſte Sorge.

Steinmetz hatte ſich ſchon längſt wieder mit ſeinem ehemaligen Lieblinge ausgeſöhnt; er beſtimmte ihn zu ſeinem Nachfolger, und König Friedrich der Zweite beſtätigte ihn wirklich nach Steinmetzens Tode (den 19ten Jul. 1762) als Konſiſtorialrath, Generalſuperintendent des Herzogthums Magdeburg, Abt und Direktor des Stifts und Kloſters Bergen. Der König hatte ihn ſchon längſt wegen ſeiner pädagogiſchen Verdienſte und der Redlichkeit ſeiner Denkart geſchätzt, und einſt von ihm geurtheilt: „wenn alle ſeine Feldprediger Heuchler wären, ſo wäre wohl Hähn der einzige, der das von Herzen glaube, was er lehre.“

In Bergen zeigte der neue Abt ſich bald von einer Seite, die ihm aller Herzen entzog. Er arbeitete zwar auch jetzt wieder mit raſtloſem Eifer an der Schule, gab ſelbſt Lehrſtunden, ſorgte für eine gute Oekonomie, und bemühte ſich ernſtlich, die beträchtlichen

Schulden des Kloſters zu tilgen. In ſeinem Charakter entwickelte ſich aber auch zugleich eine deſpotiſche Herrſchſucht, die alles empörte. Aus übertriebener Sparſamkeit war er hart gegen die Unterthanen des Kloſters, und die Lehrer ſelbſt behandelte er mit einer unerhörten Strenge. Er drohte mit Fortjagen, erhob gegen den Konvent eine Klage in Berlin, und dieſer ſuchte ebendaſelbſt Hülfe. Die gegenſeitige Erbitterung wuchs, und mehrere Lehrer verließen die Anſtalt. Das Wechſeln dauerte fort, und Hähn beförderte Konventualen und Lehrer nicht nach Verdienſt, ſondern nach Gunſt. Mit den Zöglingen war er vertrauter, als mit den Lehrern, und ein Bedienter galt bei ihm ſo viel, als ein Konventual; gegen die letztern erklärte er ſich ſogar auf der Kanzel. Dabei verfiel er auf den unſeligen Grundſatz: es wäre beſſer, wenn das Kloſter nur eine kleine Schule hätte, weil es bei einer großen Anzahl Zöglinge, auch viele Lehrer und Aufſeher, viele Bedienten und viel Holz haben müßte. Er ließ daher die Schule immer kleiner werden, und dieß beförderte ſeinen Sturz.

König Friedrich erfuhr durch den Obriſt Lentulus den verfallenen Zuſtand der Bergenſchen Schule. Als einſt bei Tiſche von Bergen die Rede war, äußerte dieſer Liebling des Monarchen: „Wenn ich ſonſt vor dem Kloſter vorbeimarſchirte, ſah ich eine Menge junger Leute, welche meine Burſche mit Vergnügen durchmuſterten; jetzt muß die Schule in ſchlechtem Stande ſeyn, denn man ſieht nichts als Schweine. Der Abt mag wohl ein guter Oekonom ſeyn, aber um die Schule wird er ſich wohl wenig bekümmern. Allenfalls mag er noch Dorfprieſter und Betbrüder erziehen, aber ein

rechtſchaffener Kavalier kann da nicht mehr erzogen werden u. ſ. w." Dieſe zufälligen Aeußerungen hatten eine langwierige Unterſuchung der ganzen Hähniſchen Oekonomie- und Schulverwaltung zur Folge, die ſich damit endigte, daß Hähn am 6ten Jan. 1771 ſeines Amtes entſetzt wurde, mit dem Befehl, ſich binnen 24 Stunden vom Kloſter zu entfernen, und bis zu völliger Berichtigung der Rechnung mit einem monatlichen Gehalt von 100 Thalern in einem, vom Konvent und Pädagogium abgeſonderten Gebäude zu wohnen. Er zog nach Magdeburg, bekam aber bald, auf die Verwendung ſeines ehemaligen Schülers, des Prinzen Friedrich Wilhelms, der ihn ſehr liebte, eine Vokation als Generalſuperintendent, Konſiſtorial- und Kirchenrath, wie auch Director des Gymnaſiums und Prediger an der Schloßkirche zu Aurich in Oſtfriesland. Hier lebte er ruhig, behandelte die ihm untergebenen Geiſtlichen brüderlich und väterlich, und erwarb ſich in ganz Oſtfriesland allgemeine Liebe und Achtung. Am 4ten Jun. 1789 endigte ſich ſein Leben.

Hähn war von Perſon ſehr unanſehnlich, klein, ſehr ſchwarz im Geſicht, und hatte eine gelbe Haut, mit einem etwas finſtern Blicke, den er aber durch ungezwungene Freundlichkeit erheiterte. In ſeiner Lebensart war er ſehr mäßig. Es fand ſich bei ihm die ſonderbarſte Miſchung von Gutem und Böſem, von Demuth und Stolz, Hartnäckigkeit und Wankelmuth, Beſcheidenheit und Unfreundlichkeit, Klugheit und Unvorſichtigkeit, der lebhafteſten Thätigkeit und abwechſelnder Schläfrigkeit. Wie alle Pietiſten, führte er den Heiland beſtändig im Munde; einer ſeiner Freunde mochte aber wohl nicht mit Unrecht von ihm ſagen:

„Hähn

„Hähn läuft unruhig unter dem Kreuz Chriſti herum, kommt aber nicht heran.“ Häufig ließ er ſich von einem blinden Vertrauen auf Gottes Beiſtand leiten, und hielt ſeine ſeltſamen Triebe und Neigungen für Winke der Vorſehung. Er war argwöhniſch und leichtgläubig, ungerecht und hartherzig, konnte ſich zuweilen auf eine ſehr edle Art dienſtfertig erweiſen, hielt aber auch öfter nicht, was er verſprach, und erregte dadurch den Verdacht der Unwahrheit und des Mangels an Aufrichtigkeit. Oefters ſah er zwar ſein Unrecht ein, und ſchämte ſich nicht, deshalb Abbitte zu thun, denn er war überaus demüthig, beſcheiden und offenherzig im Geſtändniß ſeiner Fehler; aber wenn ſein Stolz wieder erwachte, ſo war er unfähig, ihn zu bezähmen. Er war kein Heuchler, aber ein durch Leidenſchaften, Vorurtheile, falſche Klugheit und Mangel an Beurtheilungskraft irre geführter Mann, der die, welche vom Chriſtenthum und deſſen Uebung anders dachten, als er, für keine ächten Chriſten, und die ſich in ſeine Methode nicht finden konnten, wohl gar für ſeine Feinde hielt.

Geſchrieben hat Hähn ſehr viel, wovon die aſcetiſchen Schriften wohl den geringſten Werth haben. In ſeinen zahlreichen Programmen und Schulſchriften umfaßt er faſt alle Zweige des Schulunterrichts, und unſtreitig hat er hier manches Goldkörnchen ausgeſtreut. In der Mathematik, und beſonders in der Mechanik, beſaß er treffliche Kenntniſſe; er erfand unter andern eine Dreſchmaſchine und einen Sparofen, wovon er eine beſondere Beſchreibung drucken ließ. Mit der Geſchichte und den damit verwandten Wiſſenſchaften, der Chronologie, Geſchlechts=, Wappen=, Münz= und Erdkunde, war er ſehr vertraut, und über die Reichs=

Hiſtorie hielt er mehrmals Vorleſungen. In den Sprachen waren ſeine Kenntniſſe mittelmäßig, und die alten Philoſophen und Geſchichtſchreiber hatte er nicht mit Geſchmack geleſen. Seine Beurtheilungskraft war weit ſchwächer, als ſein Gedächtniß. Von einer ermüdenden Länge waren ſeine öffentlichen Religionsvorträge; er diſponirte blos, und verließ ſich dann auf den Geiſt Gottes; zuweilen gelang es ihm aber doch, die Herzen zu rühren, und ſeine Ermahnungen an die Jünglinge waren oft rührend und eindringlich.

Johann Ignaz von Felbiger.

Abt und Prälat zu Sagan.

Erziehung und Unterricht waren die großen Gegenſtände, für welche dieſer treffliche Prälat mit einem Eifer wirkte, der Bewunderung verdient. Ihm war es die wichtigſte Herzensangelegenheit, das Volk über ſeine Rechte und Pflichten und über ſeine Beſtimmung aufzuklären, und ihm auf dieſem Wege ein dauerhaftes Wohlſeyn zuzubereiten. Er war ein Prälat, wie es deren zu allen Zeiten nur wenige gab, ein aufgeklärter Freund und Beförderer alles Guten, wo er es fand. Unter ſeinen katholiſchen Glaubensgenoſſen that er, der mannigfaltigen Schwierigkeiten ungeachtet, die es zu beſiegen gab, weit mehr, als mancher Proteſtant unter ungleich günſtigen Umſtänden. Achtung und Segen ſeiner Aſche!

Felbiger war am 6ten Januar 1724 in der ſchleſiſchen Hauptſtadt Breslau geboren. Sein Vater hatte, als Kaiſerl. Poſtmeiſter daſelbſt, von Karln dem Sechsten den Adelſtand erhalten. Der Knabe äußerte nicht nur Talente, ſondern auch Luſt zu den Wiſſenſchaften, und widmete ſich ihnen von Jugend auf ganz. Sein Fleiß ſtand mit ſeinen Neigungen im

engſten Bunde, und er vollbrachte ſeine Studenten=jahre ganz nach dem Wunſche ſeiner Aeltern und Lehrer auf der Leopoldiſchen Univerſität zu Breslau.

Als die Jahre gekommen waren, da Felbiger ſich einem beſtimmten Stande widmen ſollte, entſchloß er ſich, als geiſtlicher Ordensmann dem Staate nützlich zu werden. Er wendete ſich an das fürſtliche Stift der regulirten Chorherren Auguſtinerordens bei unſerer lieben Frauen zu Sagan in Schleſien, that daſelbſt Profeß und wurde im Jahr 1746 unter die Zahl der regulirten Chorherren aufgenommen. Hier ſetzte er ſeine Privatſtudien mit unermüdetem Eifer fort, und ſeine Lieblingslektüre waren nicht allein die Schriften der Kirchenväter, ſondern auch der beſten römiſchen klaſſiſchen Schriftſteller und die franzöſiſche und deutſche Literatur. Ein vorzügliches Intereſſe für ihn hatte ſchon damals alles dasjenige, was zur Verbeſſerung der Schulen und der Lehrmethode ſeiner Religionsverwandten dienlich ſeyn konnte.

Als der Prälat ſeines Stifts den 7ten May 1758 ſtarb, und der Konvent deſſelben dem Könige von Preußen drei Subjekte zur Wahl eines neuen Prälaten empfahl, forderte der Monarch darüber das Gutachten des damals in Schleſien dirigirenden Miniſters von Schlabrendorfs. Dieſer erkannte Felbigers ausgezeichnete Würdigkeit, und ſo erhielt er auf die Empfehlung deſſelben die Saganſche Prälatur, zu welcher er am 13. Nov. 1758 inſtallirt wurde. Jetzt ſuchte dieſer zu großen Entwürfen geſchaffene und ausgebildete Geiſt ſeine bisher ſpeculativ geweſene Schulmethode zu realiſiren. Außer ſeinen wichtigen und vielfachen geiſtlichen Amtsverrichtungen, durch welche er ſich ein

bleibendes Verdienſt um ſein fürſtliches Stift erwarb, richtete er ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Verbeſſerung des äußerſt vernachläßigten Schulunterrichts. Bei dem humanen und menſchenfreundlichen Sinn, der ihn belebte, erkannte er mit Wehmuth, daß aus dieſer Vernachläßigung zahlloſes Elend entſpringe. Anfangs erfuhren ſeine redlichen Unternehmungen ſelbſt bei ſeinen Untergebenen, und ſogar bei verſchiedenen Schullehrern, manche falſche Auslegung: aber der große und thätige Menſchenfreund wußte dieſe durch die vernünftigſten Vorſtellungen zu vertreiben, und jene durch ſeine unveränderliche Thätigkeit glücklich zu erhalten und immer beſſer in Gang zu bringen.

Felbiger, dem es nur um das Gute zu thun war, hielt es nicht für herabwürdigend, ſeine angefangenen Schulreformen mit den Schuleinrichtungen in andern Gegenden zu vergleichen, um etwa dadurch auf neue Ideen geleitet zu werden. In dieſer Abſicht beſuchte er die Berliniſche Realſchule, um ſich in der Nähe mit der dabei üblichen Lehrart bekannt zu machen. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr er, daß in dieſer Anſtalt auch Schulleute beſonders vorbereitet würden, und dieß bewog ihn, zween für die Saganſche Schule beſtimmte neue Lehrer, zur Erlernung einer beſſern Methode, auf eilf Monate dahin abzuſchicken, und die Koſten dazu aus ſeiner Privatkaſſe zu beſtreiten. Er hatte nun beſſere Lehrer, und dachte auch darauf, zweckmäßigere Schulbücher einzuführen. Dieſe neue Veranſtaltung erweckte bald in einigen benachbarten Gegenden eine rühmliche Nacheiferung, die aber doch durch die gegenſeitige Abneigung und die falſchen Beſorgniſſe des größern Theils ſich nicht ſo weit würde ausgebreitet haben,

wenn ihr nicht durch dazu gekommene königliche Verordnungen das Uebergewicht verſchafft worden wäre. Die erſte (vom 20. März 1763) gieng nur in allgemeinen Ausdrücken auf die Beobachtung einer beſſern Aufſicht über die katholiſchen Schulen in Schleſien; nachdem aber Felbiger einen Entwurf zu einer allgemeinen Verbeſſerung derſelben bei der Königl. Kammer eingereicht hatte, ſo ward anbefohlen, Schulmeiſterſeminarien anzulegen und ein Fond dazu angewieſen; auch wurde feſtgeſetzt, daß kein Kandidat künftig zum Predigeramte beſtellt werden ſolle, der ſich nicht in einem ſolchen Seminarium mit der verbeſſerten Lehrart und den Pflichten einer gewiſſenhaften Aufſicht über die Schulen bekannt gemacht habe. Zu Sagan ſelbſt hatte Felbiger eine Vorbereitungsanſtalt errichtet, an mehreren Orten geſchah das nemliche, und der thätige Prälat unterrichtete ſelbſt ſowohl Direktoren als Docenten. Er legte in Sagan eine Buchdruckerey an, erhielt ein Königl. Privilegium auf die daſelbſt zu druckenden Schulbücher, bereiste die Grafſchaft Glatz, um ſich von den Schulmängeln und den Mitteln, ihnen abzuhelfen, beſſer zu unterrichten, und verfertigte aus den verſchiedenen Königl. Verordnungen in Schulſachen einen Auszug, der die Pflichten der Seminarien-Direktoren, Schul-Inſpektoren, Erzprieſter, Pfarrer und Schulmeiſter enthält. Für die Schulleute ſetzte er nachher noch einen beſondern Unterricht, von den ihnen nöthigen Kenntniſſen und Verhaltungsregeln, auf; für die Jugend aber chriſtliche Grundſätze und Lebensregeln, und andere Schriften, die ſeinen Einſichten alle Ehre machen.

Mit dem Flor der katholiſchen Schulen in Schleſien ſtieg auch Felbigers Ruhm, und die Nutzbarkeit ſeiner Schulmethode und der darauf gerichteten zahlreichen Schriften breitete ſich auch in andern Ländern aus. Um die Gemeinnützigkeit der Felbigerſchen Schulbücher zu befördern, mußten an vielen Orten des deutſchen Reichs (z. B. zu Bamberg, Würzburg, Wien u. ſ. w.) neue Auflagen und in die Tauſende gehende Abdrücke derſelben veranſtaltet werden.

Der Ruf des einſichtsvollen Schulreformators drang bis zu den Ohren der Kaiſerin Maria Thereſia, und ſie wünſchte, die Talente deſſelben auch zum Beſten ihrer Schulen zu benutzen. In dieſer Abſicht ließ ſie durch ihren Geſandten am Preuß. Hofe den König Friedrich den Zweiten erſuchen: man möchte ihr Felbigern nur auf einige Jahre überlaſſen, damit die Schulen in ihren Staaten durch ihm verbeſſert werden möchten. Dieſes Anſuchen wurde erfüllt, und Felbiger gieng nun im Anfange des Jahres 1774, in Begleitung einiger Männer, die mit ſeiner Schulmethode vertraut waren, nach Wien. Hier fand er ein weites Feld vor ſich, das er mit jener raſtloſen Thätigkeit anbaute, die ihn durch ſein ganzes Leben begleitete. Der kaiſerliche Hof unterſtützte ihn bei ſeinen Bemühungen aufs nachdrücklichſte, und gab ihm viele Beweiſe einer ausgezeichneten Achtung. Als er daher im Jahr 1778 von ſeinem Monarchen reklamirt wurde, und er dazu die Einwilligung des kaiſerlichen Hofes nicht erlangen konnte, ſo reſignirte er die Saganſche Prälatur, und fuhr thätig fort, das öſtreichiſche Schulweſen neu zu organiſiren. Im J. 1782 wurde er vom Kaiſer Joſeph der Oberdirektion der

Normalſchulen entbunden. Er gieng darauf nach Presburg und ſtarb daſelbſt am 17. May 1788 als Probſt des Kolegiatſtiftes.

Felbiger hat für ſeine Zeiten ungemein viel Gutes geſtiftet, weil er die allgemeine Aufmerkſamkeit auf einen Gegenſtand hinlenkte, der vom höchſten Intereſſe iſt, und weil er ſelbſt mit ſo viel Eifer Hand ans Werk legte. Seine Methode (eigentlich die Hahnſche Buchſtabiermethode) iſt zwar nichts weniger als muſterhaft und es war ein Fehler, daß er immer bei derſelben verharrte, ohne von den ſpätern Verbeſſerungen in der Pädagogik einen Gebrauch zu machen. Aber wir verzeihen ihm dieſen Fehler um des überwiegenden Guten, das er ſtiftete, auch um ſeines Charakters willen, denn er war nicht nur ein warmer Freund und Beförderer des Wahren, ſondern auch ein Mann, der mit Muth, Geduld und Vorſicht die größten Hinderniſſe zu beſiegen ſuchte, gelaſſen wider viele Feinde kämpfte, gerade herausſagte, was die Natur der Sache beſiehlt; nicht ſchalt und tobte, ſondern nur darauf ſann, wie er ſeine guten Abſichten erreichen könnte. So arbeitete er vielen Mißbräuchen entgegen, und belehrte den Landmann unter andern von der Unſchädlichkeit der Blitzableiter. Als man ihn einſt gegen einen proteſtantiſchen Geiſtlichen einnehmen wollte, weil er etwas zum Nachtheil der katholiſchen Religion geſchrieben hatte, antwortete er: „Man muß den Fleiß eines würdigen und gelehrten Mannes unterſtützen, und Religionsverſchiedenheit muß hierin keine Ausnahme machen.“ Er bewies ſich auch nachher, wie zuvor, als einen warmen Freund und thätigen Beförderer dieſes Gelehrten.

Johann Heinrich Ludwig Meierotto.

Königl. Preuß. Kirchen- und Oberſchulrath.

Meierottos Beiſpiel beſtätigt die Wahrheit von Klopſtocks Ausſpruch: „Habe nur Verdienſte, die Welt wird's kennen." Er war unter den Schulmännern ſeiner Zeit einer der geachtetſten, und wird noch lange in dem Andenken unſrer dankbaren Nachkommen fortleben.

Geboren wurde er am 22. Auguſt 1742 zu Stargard im Preußiſchen Pommern. Sein trefflicher Vater, der reformirte Rector daſelbſt, wandte, ungeachtet ſeiner geringen jährlichen Einnahme von 160 Thalern, alles an, was er vermochte, den fähigen Sohn auszubilden, und ihn, außer der römiſchen Literatur, mit der Natur, und vorzüglich mit einem Theile der Botanik und Mineralogie bekannt zu machen, Studien, welche Stargards ſchöne Lage und Umgebungen ſehr begünſtigten. Der Vater dachte den Sohn aus ſeinem Unterrichte auf die Univerſität zu entlaſſen; aber die Nachricht, daß der Prinz Moritz von Deſſau, Inhaber des Regiments zu Stargard, der ſich gerade Krankheitshalber dort aufhielt, den langgewachſenen Jüngling als Musquetier einkleiden laſſen wolle, bewog den Vater, mit dem Sohne in der ſchon eingebrochenen Nacht eilends nach Berlin zu flüchten, wo er ſogleich (am 29ſten Sept. 1760) Mitglied der erſten Klaſſe des joachimsthaliſchen Gymnaſiums wurde, und ſich in aller Hinſicht muſterhaft auszeichnete. Kein Wunder, da

ſchon damals ſein Lieblingsbuch Richardſons Grandiſon geworden war, dem er, ſoviel ſeine Lage erlaubte, ſich zum Vorbilde genommen hatte.

In den Jahren 1762 bis 1765 ſtudirte er zwar zu Frankfurt an der Oder Theologie, doch wandte er die meiſte Zeit auf das Studium der klaſſiſchen Literatur, wobei ihm der freie Gebrauch der akademiſchen Bibliothek, bei welcher er zum Gehülfen angeſtellt worden war, ſehr nützlich wurde. Nachher zeichnete er ſich als Privatlehrer in Berlin ſo aus, daß er im Jahr 1770 Profeſſor, und 1775 wider ſein Wiſſen und Vermuthen Rector des joachimsthaliſchen Gymnaſiums ward. Die Anſtalt hatte gerade einen ſolchen Mann nöthig, der Muth mit Klugheit zu paaren wußte, um der völligen Anarchie und Verwilderung ein Ende zu machen, und das Vertrauen des Publikums wieder zu gewinnen. Daher kam es auch, daß Friedrich der Zweite, der einmal eine lange Unterredung mit ihm hatte, ihn einer vorzüglichen Achtung würdigte. Sein Anſehen und ſein Wirkungskreis wurde immer ausgebreiteter: er bekam Zulagen, ward kurz hintereinander von 1786 an, Kirchenrath, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, und Oberſchulrath, immer ohne ſein Zuthun, da er Geradheit liebte, und das pulsare limina potentiorum ihm verhaßt war, obgleich er Geiſtesgewandtheit und Lebensart genug dazu beſaß. Alle ſeine Aemter verwaltete er mit der pünktlichſten Ordnung und Gewiſſenhaftigkeit. In den letzten Jahren wurde ihm mehrmals auf Befehl des Königs die Reviſion der Schulen in Südpreuſſen und den angrenzenden Provinzen aufgetragen. und er war eben von einer ſehr beſchwerlichen Reiſe dieſer Art, die er ſchon mit ſehr geſchwächter Geſund-

heit wider den Rath ſeiner Freunde angetreten hatte, zurückgekommen, als ihn ein bösartiges Fieber befiel, welches am 24. Sept. 1800 ſeinem Leben ein Ende machte.

Meierotto war groß von Perſon und verhältnißmäßig ſtark gebaut. Seine Miene war zwar in der Regel ernſt, aber dabei einnehmend und häufig freundlich. Er hatte eine deutliche wohltönende Stimme, die er oft mit Nachdruck zu brauchen wußte. Sein ganzes Aeußeres hatte etwas Gefälliges und Angenehmes, und war von aller Pedanterie weit entfernt; ſeine Sitten waren bei ihm mit einem gewiſſen Ernſt und einer anſtändigen Würde verbunden, vermöge derer er ſich zwar nichts vergab, aber ſich doch auch ſehr häufig äußerſt zuvorkommend benahm.

Alle Eigenſchaften ohne Ausnahme, die den eigentlichen Werth des Menſchen beſtimmen, waren in ſeinem Charakter vereinigt. Unerſchütterliche Redlichkeit, Feſtigkeit der Grundſätze, die er einmal als richtig anerkannt hatte, Freimüthigkeit, die keine Menſchenfurcht kennt, ſeltene Religioſität, Thätigkeit ohne Grenzen, pünktliche Ordnungsliebe, hohes Pflichtgefühl, Menſchenliebe, Wohlthätigkeit im höchſten Grade, Edelmuth, Gutmüthigkelt und Herzlichkeit, feine, zarte Empfindung, Uneigennützigkeit, Vaterlandsliebe, Gefühl für Freundſchaft und die zärtlichſte Liebe zu den Seinigen machten die Grundzüge davon aus.

Er war ein vielſeitig gebildeter, und bei einem ſeltenen Umfange der ungleichartigſten Kenntniſſe, doch ſehr gründlich gelehrter, raſtlos thätiger Mann. Das, was er wußte, hatte er ſich nicht ſowohl durch ein ſchnelles und glückliches Eindringen des Genies, als durch hartnäckige Anſtrengung und durch eine kluge, ſtets fer-

tige, Anwendung aufs wirkliche Leben erworben. Es trugen daher auch ſeine literariſchen und deutſchen Schriften mehr das Gepräge des tiefen Forſchers, als des genialiſchen, ſeine Gegenſtände leicht auffaſſenden, und fließend darſtellenden Schriftſtellers. Er beſaß eine tiefe, grammatiſche und hiſtoriſche Kenntniß der alten Sprachen, beſonders der lateiniſchen, wovon theils ſeine lateiniſche Grammatik, und beſonders ein kritiſcher Brief an Heyne ſehr einleuchtende Beweiſe ablegen. Das Werk, wodurch er zuerſt ſeinen Ruf als Gelehrter gründete, war die vortreffliche Schrift über Sitten und Lebensart der Römer, in verſchiedenen Zeiten der Republik, 1776, die auf immer unter den Schriften über dieſen Gegenſtand einen vorzüglichen Werth behauptet.

Meierotto hatte große praktiſche Erfahrungen über die beſten Methoden des Unterrichts, und die zweckmäßigſte Abſtufung deſſelben gemacht. Beweiſe davon ſind ſeine Gelegenheitsſchriften über die ſokratiſche Methode, und eine neue Ausgabe der Sulzeriſchen Vorübungen, die er ganz umarbeitete, und in drei Theilen, ſo wie ſie ſtufenweiſe nach einander gebraucht werden können, von 1779 bis 1781 herausgab, auch endlich noch mit einem vierten Theile, der die Methodik für die Lehrer enthält, vermehrte. Phyſikaliſche und gäologiſche Unterſuchungen gehörten zu ſeinen Erholungen von ſchwerern und mühſamern Berufsarbeiten. In der kleinen Schrift: Gedanken über die Entſtehung der beltiſchen Länder, liegt ein Schatz neuer Anſichten und ſinnreicher Muthmaßungen über die Revolutionen unſerer Erde, und das Zurücktreten des Meeres in dieſen nördlichen Breiten. Durch die-

ſelbe Veranlaſſung, welcher jene Schrift ihre Entſtehung zunächſt verdankt, entſtand auch noch eine zweite, welche auch ins Holländiſche und Däniſche überſetzt worden iſt, und ſich auf eine Menge eigener und fremder Erfahrungen gründet: Exempelbuch für Seefahrer und Strandbewohner zu Rath und Hülfe in Gefahr und mannigfaltigen Fällen, 1790. Schon durch dieſes Noth- und Hülfsbüchlein allein hätte ſich der edle Mann eine Stelle unter den Wohlthätern ſeiner Nation erworben. Auch war die Sprache überhaupt oft ein Gegenſtand ſeiner Forſchung, wovon ſich eine Probe in den Sammlungen der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften, deren thätiges Mitglied er war, unter dem Titel findet: wie die Sprache eines Volks deſſen Denkart ſchildere.

Wenn ein Schulmann, gleichweit entfernt von Pedanterie und Neuerungsſucht, die ſolideſte Kenntniß alter und neuer Sprachen beſitzt, die Philoſophie in wahrer Aufklärung findet, Sachkenntniß mit Geſchichte und Philologie verbindet, und dieß alles ſo vorträgt, daß er, ohne zu ermüden, die Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer zu feſſeln weiß; wenn er mit gründlicher Beurtheilungskraft nur das, was ſie brauchen können, aus dem großen Schatz ſeiner Gelehrſamkeit heraushebt, und ihnen den Weg der Wiſſenſchaften, ſo viel möglich, von beſchwerlichen Dornen reinigt, ohne ſie jedoch auf lauter Roſenpfaden zu führen; dann verdient er wohl den Namen eines ſehr vorzüglichen Schulmannes. Sein Verdienſt iſt aber noch größer, wenn er zugleich ein guter Erzieher iſt, und wenn ſein Beiſpiel den Gehalt ſeiner Lehren beſtimmt; wenn er mit dieſen Eigenſchaften noch unermüdete Thätigkeit verbin-

det, und ſich ſeinem Berufe ganz hingiebt. Dieß iſt ein Bild von Meierotto. Da er ſelbſt in allem, was er unternahm, durch eiſerne Anſtrengung viel leiſtete, ſo verlangte er auch von ſeinen Schülern die nemlichen Eigenſchaften. Nie half er eher, als bis er wirklich ſah, daß man der Hülfe bedurfte. Vortrefflich war ſeine Art zu examiniren; er vermied alles zweckwidrige Dociren mit vieler Sorfalt, und verſtand die Kunſt, durch planmäßige Sprünge in ſeinen Fragen, das Wiſſen eines Andern gar bald und doch genau zu erforſchen. Das Mechaniſche in ſeiner ſchriftlichen Korrektur eines Aufſatzes war ſo eingerichtet, daß er dem eigenen Forſchen nicht leicht vorgriff, ſondern daſſelbe nur zu leiten ſuchte. Das Fehlerhafte in einzelnen Wörtern oder Redensarten deutete er faſt immer durch Unterſtreichung derſelben an; ſelten ſchrieb er den richtigen Ausdruck darüber. Fehler in den Ideen, in der Anordnung, rügte er am Rande des Blattes durch Striche, Frage- und Ausrufungszeichen; ſelten ſchrieb er eine kurze Bemerkung daneben. Den Privatfleiß ſuchte er vornemlich dadurch zu befördern, daß er dem Schüler durch ſeinen trefflichen Unterricht Geſchmack am Studiren einflößte, und in ſeiner Methodik ihm zugleich eine zweckmäßige Richtung dieſer Privatſtudien angab. Seine Stimmung während des Unterrichts war ſtets ernſt, aber nicht finſter. Witzige Einfälle und Scherze hörte man höchſt ſelten aus ſeinem Munde. Wer ein ſittlich guter Menſch war, und ſeinen Unterricht genoß, oder einſt genoſſen hatte, konnte ſicher darauf rechnen, in dem biedern Lehrer auch einen biedern Freund zu beſitzen.

Gottlob Nathanael Fiſcher.

Konſiſtorialrath und Rektor in Halberſtadt.

Nicht nur durch den weiteſten Umfang ſeiner Kenntniſſe, ſondern auch durch vorzügliche Güte des Herzens, machte ſich Fiſcher allen, die nah und fern mit ihm in Verbindung ſtanden, theuer und unvergeßlich. Deutſchland würde ihm manches klaſſiſche Werk zu danken haben, wenn er nicht ſeine meiſte Zeit der journaliſtiſchen Schriftſtellerey gewidmet hätte, die ihm ein treffliches Vehikel ward, Licht und Wahrheit zu verbreiten. Nicht glänzen, ſondern nützen war ſeine Sache.

Er war der Sohn eines Predigers zu Graba, bei Saalfeld, und am 12. Jan. 1748 geboren. Unter mehreren Geſchwiſtern, von denen zwei Brüder als Schriftſteller bekannt ſind, war er das älteſte. Die erſte Bildung erhielt er von ſeinen Aeltern, und als ſein Vater am 16. Jun. 1761 geſtorben war, kam er in die lateiniſche Schule des Waiſenhauſes zu Halle, wo er ſich die glücklichſten Fortſchritte und durch einen unermüdeten Fleiß ganz vorzüglich auszeichnete. Ungefehr ums Jahr 1766 verwechſelte er ſie mit der Akademie, auf der er ſich der Theologie, und vorzüglich dem Studium der ältern Literatur widmete. Bald dar-

auf ſuchte er auch durch ſeine erworbenen Kenntniſſe, andern nützlich zu werden, ertheilte deshalb Unterricht in der lateiniſchen Schule, und wurde 1769 als ordentlicher Lehrer am Pädagogium in Halle angeſtellt. Sechs Jahre nachher erhielt er den Ruf als Rektor der Raths- und Martinsſchule zu Halberſtadt. Sein Wirkungskreis war zwar hier ſehr klein, indeſſen hatte er doch die Freude, manchen brauchbaren Mann zu bilden, und manche nützliche Einrichtung zum Beſten der Jugend zu machen. In einem weitern Kreiſe konnte er Nutzen ſtiften, als ihm 1783 das Rektorat der Domſchule übergeben wurde, dem er 17 Jahre lang vorſtand, bis ihn am 20. März 1800 der Tod ereilte. Kurz zuvor war ihm die Würde eines Konſiſtorialraths ertheilt worden.

Fiſcher war einer der gründlichſten Gelehrten, und die Maſſe ſeiner Kenntniſſe war überaus groß. Es gab faſt kein Fach des menſchlichen Wiſſens, in dem er ganz Fremdling geweſen wäre. Theologie, Philoſophie, Mathematik, Aſtronomie, Natur- beſonders Pflanzenkunde, Geſchichte mit allen ihren Nebenzweigen, Poeſie, Sprachkunde, Phyſik, Baukunſt, Politik, Geſetzkunde und Technologie — kurz alles, was wiſſenswürdig und gemeinnützig war (und er verſtand alles dazu zu machen), umfaßte er mit gleicher Liebe, und hatte die Gabe, alles gerade von der Seite darzuſtellen, wo es am intereſſanteſten war.

Als Jugenderzieher machte er ſich vielfach verdient, und die Schriften, in welchen er ſeine Schulanſtalten beſchrieb, (von der Halberſtädtiſchen Domſchule, ſieben Stücke 1783—1790) zeugen durchaus von gereiften Einſichten. Die Grundlage der gelehrten Bildung junger Leute war ihm die alte Literatur, und, ſelbſt Kenner

der-

derſelben, trug er ſie mit Geiſt und Liebe vor, aber er drang zugleich auf eine möglichſt allſeitige Ausbildung aller Vermögen des Geiſtes, und verſtattete allen den wiſſenſchaftlichen, hiſtoriſchen und andern Kenntniſſen, die zu jenen Zwecken mitwirken, den Eingang in ſeine Anſtalt. Nicht im Geiſte der neuern Pädagogik, aber aus ſehr guten Gründen, nahm er ſich der lateiniſchen Poeſie als Lehrer an, und gab auch eine lateiniſche Blumenleſe heraus, (Florilegium latinum 1785), worin er neuere lateiniſche Gedichte aufnahm, und ſelbſt ſchätzbare Beiträge mittheilte. Seine vielſeitige Geiſtesbildung und ſein gereinigter Geſchmack bewahrte ihn vor aller Einſeitigkeit, und ließ ihn vorzüglich auch auf die äſthetiſche Ausbildung hinarbeiten. Er ſelbſt behauptete einen ehrenvollen Rang unter Deutſchlands Dichtern. Sein Geſtirnter Himmel (Deutſches Muſeum 1780), ſeine Jahresfeyern, ſeine Hymnen auf Friedrich den Einzigen und ſeine Nachfolger, werden ſo lange geſchätzt und mit Vergnügen geleſen werden, als deutſche Dichtkunſt überhaupt geſchätzt bleiben wird.

Die Liebe, mit der er alles umfaßte, was gut iſt und glücklich macht, trieb ihn an, zur religiöſen Aufklärung ſeiner Zeit auf mancherlei Art mitzuwirken, unter andern durch die Beiträge zur Verbeſſerung des öffentlichen Gottesdienſtes, die er mit Hermes und Salzmann gemeinſchaftlich herausgab. Seine öffentlichen Religionsvorträge, die der mit Arbeit ohnehin ſchon belaſtete Mann dennoch ſehr oft willig übernahm, wurden von Vielen gern gehört, da er auch hier die Kunſt verſtand, den Gelehrten ſowohl als den Ungelehrten zu befriedigen. Uebrigens ließ er

ſich aus einem ſehr feinen Gefühle für Schonung und Billigkeit nur ungern in Geſpräche über theologiſche Materien ein, und hütete ſich, ſeine Ueberzeugungen überall zur Schau zu tragen.

Die Philoſophie, welche Fiſcher lehrte und übte, war die ſchönſte Lebensphiloſophie, fern von allen Sophismen, ſo rein und lauter, wie ſein Herz. Er hat ſie in ſehr vielen Aufſätzen, welche die von ihm herausgegebenen Zeit- und Wochenſchriften enthalten, zur Genüge dargeſtellt. Seine Beiträge zu Bode's Jahrbüchern, zu Zachs Ephemeriden, und vor allem ſeine Vorleſungen über die Aſtronomie in der deutſchen Monatsſchrift zeigen, wie viel er in dieſer von ihm mit ſo viel Vorliebe getriebenen Wiſſenſchaft geleiſtet haben würde, wären ſeine übrige Arbeiten weniger laſtend, und ſeine Zeit eben dadurch weniger begrenzt geweſen.

Die Journale, denen er viele Jahre lang den größten Theil ſeiner Muße widmete, und durch deren Herausgabe er ſehr viel zum Nutzen und Vergnügen eines großen Theils der deutſchen Leſewelt beigetragen hat, waren: Fliegende Blätter für Freunde der Toleranz, Aufklärung und Menſchenverbeſſerung (Deſſau 1783 — 1784), Berliniſches Journal für Aufklärung (gemeinſchaftlich mit A. Riem 1788 — 1790); Deutſche Monatsſchrift (1790 — 1795); und beſonders die Halberſtädtiſchen gemeinnützigen Blätter, die er (vom Jahr 1785 an bis an ſeinen Tod) im Namen der literariſchen Geſellſchaft, deren Direktor er 15 Jahre hinter einander war und blieb, beſorgte. Wie viel Gutes wirkte er nicht zunächſt dadurch für die Provinz und für die Stadt, der er angehörte. Wie begierig ergriff man nicht an jedem Sonnabende das neu er-

ſchienene Blatt, weil man wohl wußte, daß Fiſcher nichts ſchlecht machen konnte, und daher immer etwas durchaus Gemeinnützliges erwarten durfte. Unermüdet dachte er darauf, dieſe Blätter ſtets zweckmäßiger einzurichten, was ihm auch bei ſeinem eiſernen Fleiße und bei der ihm eigenen Gabe, allem, ſelbſt dem, was klein und geringfügig zu ſeyn ſcheint, irgend eine intereſſante Seite abzugewinnen, nicht ſchwer wurde.

Durch die Halberſtädtiſchen Blätter brachte Fiſcher zuerſt den großen Plan der Blattern-Ausrottung in Umlauf. Er reiste im Frühjahr 1797 ſelbſt nach Bückeburg, um Fauſt's perſönliche Bekantſchaft zu machen, betrieb ſeit der Zeit die Anlegung eines Iſolirhauſes, mit vielem Enthuſiasmus, und konnte daher ſchon am 17. Jul. 1797 zu demſelben 200 Rthlr. bei der Bank niederlegen. So verſchieden indeß dieſer Plan in der Nähe und in der Ferne beurtheilt wurde, ſo unverkennbar iſt doch der Geiſt der reinſten Humanität, der Fiſcher'n, wie überall, ſo auch hier, leitete, und der von allen vorurtheilsfreien Beurtheilern deſſelben ſo laut anerkannt wurde.

Offenheit und unbeſtechliche Redlichkeit war mit Fiſcher's Charakter auf das innigſte verwebt — ein wahrer Nathanael, in deſſen Herzen kein Falſch war. Fern von Egoismus, wozu ihm die allgemeine Verehrung ſeiner Zeitgenoſſen ſo leicht hätte verleiten können, zeigte er überall jene Anſpruchloſigkeit, durch die er die Herzen Hoher und Niederer gewann, mit welchen ihn Beruf oder Zufall in Verbindung ſetzten. Freude und Wohlſeyn zu verbreiten, überall frohe, zufriedene Menſchen um ſich zu ſehen, war ſein ununterbrochenes Beſtreben. Wo er rathen, helfen, unter-

ſtützen konnte, wo er durch Bitten und Fürſprache an⸗dern nützlich zu werden wußte, da konnte man ſicher auf ſeine bereitwillige Thätigkeit rechnen. Er war Pa⸗triot im eigentlichſten und edelſten Sinne des Wortes. Obgleich ein Ausländer, lag ihm doch das Wohl und Wehe der preußiſchen Staaten außerordentlich am Her⸗zen, und ſo kamen ihm an reiner Vaterlandsliebe Wenige gleich, Niemand übertraf ihn. Davon zeu⸗gen unter andern die patriotiſchen Hymnen, die er ſo oft anſtimmte, als ſich ihm Gelegenheit dazu anbot.

Johann Samuel Ernſt Stoſch.

Königl. Preuß. Konſiſtorialrath.

Alle Sprachforſcher kennen Stoſch als einen Gelehrten, der beſonders über die ſinnverwandten Wörter der deutſchen Sprache ungemein lehrreiche und gründliche Unterſuchungen anſtellte. Er ſtammte aus dem alten adelichen Geſchlechte derer von Stoſch in Oberſchleſien. Der Zweig deſſelben, zu welchem er gehörte, hatte bereits ſeit dem 16ten Jahrhundert den Adel nicht mehr geführt, deſſen ſich aber einige der Nachkommen, welche zu bedeutenden Militair- und Civilpoſten gelangt waren, wieder bedienten. Sein Vater war 7 Jahre Prediger zu Liebenberg in der Mittelmark, wo unſer Stoſch den 18. Sept. 1714 geboren wurde, kam dann als Hofprediger nach Potsdam, ſtarb aber ſehr früh, und hinterließ fünf unerzogene Kinder, für die König Friedrich Wilhelm der Erſte großmüthig ſorgte.

Unſer Stoſch, der älteſte unter den Söhnen, kam auf das Joachimsthalſche Gymnaſium in Berlin, in ſeinem 18ten Jahre bezog er die Univerſität zu Frankfurt an der Oder, und ſchon im 21ſten erhielt er die Predigerſtelle zu Lino bei Rheinsberg. Die Koloniſten, welche die Gemeinde daſelbſt ausmachten, waren in dem Rufe der Starrköpfigkeit und der Unverträglichkeit mit ihren

Predigern. Das machte dem jungen Manne keine geringen Bedenklichkeiten, er fand jedoch bald, daß dieſer Sinn nicht allgemein war, und was er von den Ausbrüchen deſſelben erfahren mußte, überwand er bald durch die ihm eigene Leutſeligkeit und Gabe — überzeugend zu ſprechen. Gemeine und Prediger waren durchaus mit einander zufrieden; er ward erſt als Freund geliebt und dann als Vater geehrt, weil er als Lehrer und Seelſorger das war, was er ſeyn ſollte.

Nie beſtieg Stoſch die Kanzel ohne tagelange ſorgfältige Vorbereitung. Er verſtand ſich herabzuſtimmen zu den Geiſteskräften und Bedürfniſſen der Dorfbewohner, wußte aber auch den Ton zu treffen, der dem Gebildeten genügt. Daher ließ der Prinz Heinrich ihn ſehr oft vor ſich und ſeinem Hofe in Rheinsberg den Gottesdienſt halten. Er predigte dann, wie es verlangt ward, in deutſcher oder franzöſiſcher Sprache. Zu einer Zeit, da die Verbeſſerung der Landſchulen noch kein Gegenſtand einer beſondern Aufmerkſamkeit und Betriebſamkeit war, lag ihm die Bildung der Jugend auf ſeinen Dörfern ſehr am Herzen. Lehrer und Kinder waren gewohnt, ihn häufig in ihrer Mitte zu ſehen; und erſtere hatten außer dieſer Aufmunterung noch den Vortheil, daß er ſie öfters zu ſich kommen ließ, um ſie über Methode, zweckmäßige Unterweiſungsmittel und Behandlungsart ihrer Schüler zu belehren. Seine Katechiſationen waren faßlich, vollſtändig, und ganz auf Beförderung der Moralität gerichtet, und ſo hatte er die Genugthuung, aus dem jüngern Geſchlechte verſtändige und religiöſe Gemeindeglieder hervorwachſen, und dieſen Geiſt unter ſeinen Pfarrkindern verbreitet zu ſehen, der ſich noch unter ihnen erhält.

Zu ſeinen Nebenbeſchäftigungen machte Stoſch die Anbauung und Bepflanzung der verſchiedenen großen Gärten, die der Pfarre zugegeben ſind, und ſehr verwahrloſt waren. Er beſetzte ſie mit Fruchtbäumen, die er von Hamburg kommen ließ, und gewann dadurch die ſchönſten und beſten Arten von Obſt in großer Menge. Zugleich feſſelte ihn die Blumenliebhaberey, und in ſeinem Blumengarten prangten bald die auserleſenſten Hiacinthen, Tulpen, Aurikeln und Nelken, welche die Bewunderung der Kenner und Dilettanten in der ganzen Gegend erhielten. In der Folge forderte die Erziehung der heranwachſenden Kinder ſeine unbeſetzten Stunden. Er unterzog ſich dem wiſſenſchaftlichen Unterricht ſeiner Söhne und Töchter ganz und allein. Alle lernten unter ſeiner Anleitung nicht nur die Anfangsgründe nützlicher Kenntniſſe aller Art, ſondern machten auch darin nicht gemeine Fortſchritte. In der franzöſiſchen Sprache erhielten ſie durch ſeine Bemühungen eine ſeltene Fertigkeit, ſo daß ſie dieſelbe richtig zu ſchreiben und zu ſprechen verſtanden. Die Söhne konnten, durch ihn vorbereitet, in den mittlern Klaſſen des Joachimsthaliſchen Gymnaſiums ihre Plätze einnehmen. Gefällige Sitten, Tugend und vernünftige Andacht lehrte er ſie mit ſeinem Exempel.

Die Nähe der Stadt Rheinsberg war für Stoſch eine Quelle vieler Aufheiterungen, und gewährte ihm einen ſehr angenehmen Umgang. Der Geſchmack an Wiſſenſchaften, und der beſſere Ton in Geſellſchaften, den er und ſeine Gattin ſich zu eigen gemacht hatten, und auch ihren Kindern mittheilten, zog die Bewohner des Schloſſes von Zeit zu Zeit nach dem Pfarrhauſe in Lino, und bewirkte öftere Einladungen an den Hof. In

den erſten Jahren lebte hier Friedrich der Große als Kronprinz, der Natur, den Muſen und der Freundſchaft. Jordan, Dechamp und andere Vertraute des Thronfolgers, ſuchten und liebten den klugen und redlichen Geiſtlichen. Sein Zuſpruch war ihnen ſtets willkommen, und manchen halben Tag brachten ſie wiederum höchſt zufrieden mit der Unterhaltung in ſeinem Hauſe zu. Bei der Thronveränderung erſetzte ihm der Hof des Königl. Bruders die Entfernung ſeiner Freunde. Auch hier fand er edle Menſchen, die ihn ſchätzten, und deren Geſellſchaft ihm mannigfaltiges Vergnügen gab.

Ein Zufall führte ihn auf die Bahn, auf der er als Schriftſteller berühmt wurde. Als er einſt (ums Jahr 1765) Girards franzöſiſche Synonymen las, kam er auf den Gedanken, ein ähnliches Werk für ſeine Mutterſprache zu verfertigen. Die Uebung in dem Zerlegen und Abſondern der Begriffe bei gleichbedeutend ſcheinenden Wörtern, geſchah anfangs gewöhnlich Abends bei der Mahlzeit, wo er gern von 8 bis 10 Uhr verweilte. Hier brachte er dann mehrere Wörter zum Vortrag, forderte das Gutachten ſeiner erwachſenen Kinder, und hielt nicht ſelten ihre Meinungen des Benutzens werth. Auf ſeinen Reiſen nahm er ſeine Aufſätze mit, und legte ſie ſeinen Freunden zur Beurtheilung vor. Da verfloß manche Stunde unter freundſchaftlichem Streit über die eigentliche beſtimmte Bedeutung dieſes oder jenes Worts; und recht ſehr freute er ſich über jeden Aufſchluß, den ihm eine ſolche Auswechslung der Meinungen gab. Andere Hülfsmittel fehlten ihm damals beinahe gänzlich. Die gute Aufnahme, welche der erſte Verſuch, als er aus dem

Druck kam, erhielt, gab ihm Muth, auf der betretenen Bahn weiter fortzuwandeln, und beſonders auch in der Geſchichte der Sprache, und nach dem Urſprunge der Ausdrücke und Redensarten mehr zu forſchen. So entſtanden bald die folgenden Theile ſeines Verſuchs in richtiger Beſtimmung der gleichbedeutenden Wörter der deutſchen Sprache, die übrigen kleinern Schriften und Aufſätze über die deutſche Sprache in der berliniſchen Monatsſchrift, und lehrreiche Recenſionen von Schriften, die zu dieſem Fache gehören, in der allgemeinen deutſchen Bibliothek. Auch ſeine andern Schriften und Aufſätze, die deutſche Sprache betreffend, verrathen den fleißigen und kritiſchen Forſcher.

Im Jahr 1769 kam er als Prediger nach Lüdersdorf, und nach 13 Jahren gieng er als Konſiſtorialrath, Hofprediger und Inſpektor nach Küſtrin. Auch jetzt wirkte er, obwohl dem Greiſenalter nahe, mit unverminderter Kraft, zu großer Zufriedenheit ſeiner Gemeinde und aller, mit denen ſeine Aemter ihn in Verbindung ſetzten. Er ſah ſich auch hier bald in dem Beſitz allgemeiner Hochachtung und Liebe, die einem Manne von ſeinem Biederſinne nirgends fehlen konnten. Die Kanzelvorträge, die er hielt, und deren eine gute Anzahl gedruckt iſt, ließen nichts weniger als den lange verwöhnten Landprediger, durchblicken, trugen vielmehr unverkennbare Merkmale ſorgſamer Ausarbeitung, wie des Fortſchreitens mit dem guten Geſchmack im Predigen an ſich.

Im Genuß einer dauerhaften Geſundheit feierte Stoſch im Jahr 1785 ſein Amtsjubelfeſt. Nur das Oede in ſeinem Hauſe, nach dem Tode ſeiner Gattin,

erweckte in ihm den Wunſch, den Reſt ſeiner Tage im Schooße der Seinigen verleben zu können. Bald ward dieſer Wunſch völlig gerechtfertigt, indem ein durchaus geſchwächtes Gedächtniß, und die Einbüßung des halben Zeigefingers an der rechten Hand, welches ihn am Schreiben hinderte, ihn außer Stand ſetzten, ſeine Aemter ferner zu verwalten. Mit Beibehaltung der meiſten Einkünfte ſeiner Stelle, zog er 1791 zu ſeiner älteſten Tochter und deren Kindern nach Berlin, und wohnte daſelbſt in dem Hauſe ſeines Sohnes. Seine Zeit verwendete er theils aufs Leſen, theils auf ſeine Lieblingsbeſchäftigung. Noch immer von eigentlichem Krankſeyn befreit, und zum Frohſinn geſtimmt, nahm er gern Theil an den Geſellſchaften, welche der Zirkel ſeiner Verwandten und Freunde ihm darbot. Den Tod erwartete er mit der Ruhe und Gelaſſenheit eines chriſtlichen Weiſen, der auf das bald vollendete Tagewerk ohne bittere Reue hinſchauen durfte. Ein langwieriges Fieber verzehrte allmählich ſeine Kräfte, und am 27ſten Jun. 1796 ſtarb er. Das theilnehmende Weſen, und der Sinn für Gefälligkeit verließen ihn in der Krankheit und auf dem Sterbelager ſo wenig, als ſeine Gleichmüthigkeit und Freundlichkeit.

Friedrich Karl Fulda.

Pfarrer zu Enſingen im Würtembergiſchen.

Einer der erſten Sprach- und Geſchichtforſcher Deutſchlands, dem ſelbſt ſein unſterblicher Zeitgenoſſe Klopſtock, das ehrende Zeugniß ertheilte: „er habe viel von ihm gelernt!“ Der Ruhm, den der beſcheidene Mann erlangt hat, ſteht in richtigem Verhältniß mit ſeinen Talenten und gelehrten Bemühungen. Tiefes, geduldiges, unermüdetes Forſchen, verbunden mit großer Beleſenheit, mit ſeltenem Scharfſinn, und mit reifem, unbefangenem Urtheil, gab ſeinen Unterſuchungen die Subtilität, ſeinen Ausarbeitungen die Gründlichkeit, ſeinem Ausdruck die Präciſion, die Energie, aber auch die etwas ſchwerfällige Kürze, welche das eigenthümliche Gepräge ſeiner Schriften iſt.

Fulda war in der ehemaligen ſchwäbiſchen Reichsſtadt Wimpfen am 13. Sept. 1724 geboren. Sein Vater war daſelbſt Diakonus, ſtarb aber ſchon zwey Monate vor der Geburt dieſes Sohnes. Der verwaiste Knabe wurde zu den Wiſſenſchaften beſtimmt, wozu er auch entſchiedene Talente beſaß, und nachdem er ſich auf dem Stuttgardter Gymnaſium gehörig vorbereitet hatte, bezog er die Akademie zu Tübingen,

und wurde ein Zögling des daſigen theologiſchen Stifts. Das Schickſal wollte, daß er von ſeinen eingeſammelten Kenntniſſen zuerſt außerhalb ſeines Vaterlandes Gebrauch machen ſollte; er erhielt in ſeinem 24ſten Jahre eine Feldpredigerſtelle in Holland. Doch nicht lange blieb er bei dieſer Stelle, denn ſein Regiment wurde abgedankt, und er bereiste nun mehrere deutſche Provinzen, verweilte aber am längſten in Göttingen, und benutzte dieſen Aufenthalt ſorgfältig zur Vermehrung ſeiner Kenntniſſe. Nach ſeiner Rückkunft erhielt er 1751 die Stelle eines Garniſonpredigers auf der würtembergiſchen Feſtung Aſperg; im Jahr 1753 kam er als Pfarrer nach Mühlhauſen an der Ens, und hier blieb er bis zum Jahre 1787, wo ihm die einträgliche Pfarrſtelle zu Enſingen, eine Stunde vom letztern Orte, zuerkannt wurde. Er konnte aber das neue Amt nicht lange verwalten, denn ſchon am 11. Sept. 1788 erfolgte ſein Tod, in einem Alter von 64 Jahren.

Von Jugend auf verrieth Fulda einen denkenden, ſyſtematiſchen Kopf. Schon in ſeinen jüngern Jahren gewöhnte er ſich, durch die Methode ſeines ehemaligen Lehrers, des verdienten Stuttgardtiſchen Rektors Göriz geleitet, die Gegenſtände ſeines Wiſſens durch Skiagriphien ſich nahe zu halten und zu verſinnlichen. Bei reiferem Alter entwarf er einen illuminirten Stammbaum aller Wiſſenſchaften, Profeſſionen, Künſte und Handwerke. Er brachte beſonders die Theologie und mehrere andere Diſciplinen in das Schema eines Familien-Stammbaumes. Auf ähnliche Art bildete ſich bei ihm ſchon ein Stammbaum der Sprachorgane und des Urſprungs der menſchlichen Sprache und Begriffe. Es war übrigens ein zufälliger Umſtand, der ſeine Auf-

merkſamkeit vorzüglich auf Sprach-Unterſuchungen hinlenkte, die er dann mit ſo viel Scharfſinn verfolgte. Da er nemlich einſt (es war im Jahr 1762) Popowitſchens deutſche Grammatik zu Geſichte bekam, entdeckte er in derſelben ſogleich viele Unrichtigkeiten, und fieng nun an, ernſtlicher über ſeine Mutterſprache nachzudenken. Es wurde ihm aber äußerſt ſchwer, auf dieſem Wege bedeutende Fortſchritte zu machen, da er ſelbſt nur wenige Bücher beſaß, und keine großen Bibliotheken benutzen konnte; allein keine Schwierigkeit war im Stande, ihn abzuſchrecken. Deſto origineller wurden dann auch ſeine Forſchungen, weil ſie zum Theil unabhängig von den Werken und Unterſuchungen anderer angeſtellt waren.

Als tiefer, origineller Sprachforſcher trat Fulda zuerſt öffentlich auf mit der Preisſchrift über die beiden Hauptdialecte der deutſchen Sprache, welche von der königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen im Jahr 1771 gekrönt worden iſt. Die Ausführung der Hauptſätze und der tiefen Ideen, die in dieſer Schrift liegen, folgten nach einigen Jahren in dem wichtigſten ſeiner Werke, in dem Germaniſchen Wurzel-Lexikon. Wenn ihm wegen dieſes Werks, worin er den erſten Verſuch gemacht hat, die einförmige Bildung der Wurzellaute aus ihren bedeutenden Organen zu erweiſen, die Philoſophie über die Elemente unſerer ſowohl, als die Kunde ihres Alterthums und ihrer reichen Schätze, ſehr viel zu danken hat; ſo hat auch die Wichtigkeit und Beſtimmtheit unſerer Sprachlehren durch den deutſchen Sprachforſcher, den er mit Naſt herausgab, nicht wenig gewonnen. Dieſes Werk enthält nicht

ſowohl Regeln der deutſchen Sprache, nicht ſowohl Aufzählung deſſen, was Sprachgebrauch iſt, als vielmehr Nachſpürung der Entſtehung deſſelben bis zu den erſten Quellen. Der Eifer der Herausgeber erregte einen kleinen Krieg, weil dieſe beiden philoſophiſchen Grammatiker die Oberherrſchaft der Sachſen in Sprachſachen zu bezweifeln die Kühnheit hatten, ſogar behaupteten, die Sachſen haben von den alten Schwaben, den Voreltern der jetzigen, das Hochdeutſche empfangen, und jenen Sprachfehler vorrückten. So ſehr ſie in manchen Stücken recht hatten, ſtießen ſie doch durch ihre ganz ſchwäbiſche Rechtſchreibung an, und giengen in einigen Punkten zu weit. Gewiß aber hatte keiner ihrer Gegner die Sprache der Nation ſo tief ſtudirt, als Fulda, wovon auch ſein Verſuch einer allgemeinen deutſchen Idiotikenſammlung (Berlin 1788) nicht wenige Beweiſe enthält. Als ein Anhang zu ſeinem Wurzelwörterbuche iſt die natürliche Geſchichte der deutſchen und der menſchlichen Natur anzuſehen, die Gräter 1795 der Preſſe übergab, und erſt zehen Jahre ſpäter gelang es dem patriotiſchen Prediger Zahn zu Delitz bei Weißenfels, Fulda's Bearbeitung der Evangelien-Ueberſetzung des Ulphilas, der älteſten Urkunde unſerer Sprache, dem Publikum mitzutheilen — ein wichtiges Werk für das Studium der Quellen unſerer Sprache.

Nicht nur aus dieſen größern Schriften Fuldas, ſondern auch aus den kleinern Aufſätzen, und aus den zerſtreuten Rhapſodien, die er größtentheils ins Schwäbiſche Magazin eingerückt hat, leuchtet ſein philoſophiſcher Tiefſinn, ſeine ausgebreitete Kenntniß der Spra-

chen und der Geſchichte, und der mühſamſte Fleis im Durchforſchen alter germaniſcher Sprachurkunden hervor, ſo wie darin auch das Reſultat weitläuftiger und trockener Unterſuchungen und lange durchgedachter Erfahrungen in der gedrungenſten, oft beinahe räthſelhaften, und nur dem Kenner und Denker ſich enthüllenden Kürze vorgelegt iſt. Daher aber auch bei ihm der freie, feſte Ton ſeiner Behauptungen, ſelbſt da, wo er etwas Neues ſagte, und gleichwohl nur Fragmente von Beweiſen gab. Daher bei andern die Schwierigkeit, ſich in ſeine Gedankenreihe hinein zu arbeiten, und die oft abſichtlich von ihm gelaſſenen Lücken zu ergänzen. Kein Wunder, wenn man manche ſeiner Sätze für willkührlich anſah, die er als erwieſen betrachtete; und wenn man manche ſeiner Unterſuchungen und Entdeckungen, die ihm nützlich und wichtig dünkten, in die Klaſſe der Mikrologien verwies.

Von einem ſo gelehrten Sprachforſcher ließen ſich auch gründliche Erläuterungen hiſtoriſcher und antiquariſcher Gegenſtände erwarten. Fulda gab hiervon Proben in einzelnen Abhandlungen, die er in verſchiedene Sammlungen einrücken ließ. Das vorzüglichſte Denkmal ſeines großen und wohlgeordneten Reichthums von hiſtoriſchen Kenntniſſen, ſeines ſcharfen, weitreichenden Ueberblicks über die Weltgeſchichte, und ſeiner ſinnreichen Erfindungskunſt, eine ſolche ſynchroniſtiſche Ueberſchauung auch andern zu erleichtern, hat er in ſeiner Geſchichtkarte (in 12 großen illuminirten Blättern, Baſel 1782) hinterlaſſen. Daß ſie nicht ſo viel nützte, oder nicht gebraucht wurde, wie ſie ſollte, iſt vielleicht bei hundert Lehrern der Mangel des Blicks Urſache, den nicht jeder über das ganze Bild ſo werfen

kann, wie der Verfaſſer. Es iſt auch Schade, daß ſeine Erklärung (Ueberblick der Weltgeſchichte 1783) eben ſo gedrängt und gedankenreich iſt, wie die Charte ſelbſt.

Merkwürdig iſt es, daß der abſtracte, trockene Sprachforſcher auch ſo viel praktiſches Genie hatte, und ſich mit Dingen abgab, die man von ihm nicht erwartet hätte. Die Fenſter- und Bettvorhänge, deren er ſich bediente, waren von ſeinem Zuſchnitte. Zur Verfertigung der Franzen an denſelben hatte er nicht nur eigene Werkzeuge erfunden und gemacht, ſondern ſie auch ſelbſt gewürkt. Die Tiſche, Stühle, Sophas waren von ſeiner Erfindung. Bei allen dieſen Beſchäftigungen des Geiſtes und des Körpers unterrichtete er ſeinen Sohn und einige andere Knaben, und verfaßte die Lehrbücher, deren er ſich bediente, ſelbſt ſchriftlich. Im Umgange war er angenehm, lebhaft, freimüthig, höflich und witzig. In Entdeckung ſeiner Privatmeinungen war er äußerſt behutſam. Er warf, wenn er die Geiſter prüfen wollte, von Zeit zu Zeit Angeln aus, um zu ſehen, ob man anbeiſſen werde; machte aber dabei das Waſſer ſo trübe, daß man die Angeln nicht gewahr werden konnte. Fand er aber Empfänglichkeit, ſo entdeckte er ſich mit einer Ehrlichkeit und Offenherzigkeit, die ganz für ihn einnahm. Er konnte ſchlechterdings nicht unthätig ſeyn, und nannte ſeine Spatziergänge Verweiſungen von der Arbeit.

Karl

Karl Ludwig Bauer.

Rektor zu Hirſchberg in Schleſien.

Ein gelehrter Schulmann, der, ſeiner Schwächen ungeachtet, doch unter uns fortzuleben verdient. Sein Lebensweg war ſehr einfach. Er war der Sohn eines öffentlichen Notars zu Leipzig, wo er am 18. Jul. 1730 das Weltlicht erblickte. Gut vorbereitet, kam er in ſeinem 12ten Jahre auf die Thomasſchule, und genoß nun eine lange Reihe von Jahren Erneſtis Unterricht, erſt als Schüler, in der Folge als akademiſcher Bürger, und dankte dieſem großen Philologen und Exegeten faſt ausſchließend ſeine Bildung zum gelehrten Schulmanne. Im 21ſten Jahre fieng er an, öffentlichen und Privatunterricht über griechiſche und römiſche Autoren zu ertheilen, erwarb ſich einen großen Ruf als Philolog, kam 1756 als Rector nach Lauban, 1766 nach Hirſchberg, und ſtarb hier am 3ten Sept. 1799 am Schlage, nachdem er faſt immer einer dauerhaften Geſundheit genoſſen hatte.

Bauer beſaß eine unglaubliche Stärke in Sprachen. Schon die Anzahl derſelben war groß. Lateiniſch, Griechiſch, Hebräiſch, Chaldäiſch, Syriſch, Rabiniſch, Franzöſiſch, Italieniſch, Engliſch, Spaniſch und Deutſch.

Hierzu half ihm ſein außerordentliches Gedächtniß, das äußerſt ſchnell faßte, und auf immer feſthielt. Latein war ihm wie Mutterſprache, im Schreiben, Leſen und Sprechen. Wären alle Lexica auf einmal verbrannt, er hätte aus ſeinem Kopfe ein ziemlich vollſtändiges ſchreiben können. Den Horaz und Livius wußte er faſt ganz auswendig, und aus vielen andern klaſſiſchen Autoren ſehr große Stücke. Im lateiniſchen Style war Livius ſein vornehmſtes Muſter. Lateiniſche Gedichte diktirte er nicht viel langſamer als einen Brief, denn aus allen Dichtern von Bedeutung ſtanden ihm beſtändig Ausdrücke, Redensarten, Wendungen ꝛc. zu Gebote. Da er aber das Korrigiren nicht liebte, ſo war ſein Vortrag in Proſa und in Verſen manchmal ziemlich verworren. Die Sprache der Griechen hatte er ebenfalls ganz inne, und unter ihren Autoren ſchätzte er hauptſächlich den Homer, Thucidydes, Xenophon und Theodoret. Er ſprach nicht nur Griechiſch, ſondern auch Hebräiſch, und wußte auch in der letztern Sprache große Stücke der Bibel auswendig, beſonders aus den Pſalmen, der Geneſis und dem Jeſaias. Das Franzöſiſche, Italieniſche und Engliſche ſprach und lehrte er mit Nutzen. Die ſpaniſche Sprache hatte er ums Jahr 1770 in vier Wochen von ſelbſt ſo weit erlernt, daß er einen in dieſer Sprache geſchriebenen Brief verſtehen und ſpaniſch beantworten konnte. Sein deutſcher Styl war in der Regel ſchwerfällig, wie ſein Latein, das man auch oft nur für ſchön hielt, weil man es nicht verſtand. Im Grunde war ſein Styl, bei allen ſchönen einzelnen Ausdrücken, bei aller grammatikaliſchen Korrektheit, in jeder Sprache ſchwer und verworren.

Die alte Dogmatik hatte an Bauern einen groſsen Vertheidiger, und er war mit jeder dogmatiſchen, polemiſchen, kirchengeſchichtlichen Kleinigkeit, Spitzfündigkeit und Anekdote wohl bekannt. Dabei war er doch ziemlich tolerant gegen Andersdenkende; aber die Socinianer und Neologen hatte er doch Luſt, ein wenig zu verdammen, weil dieſe das Licht haben konnten, und aus Herzens-Härtigkeit ſich ſelbſt verfinſterten, — wie er glaubte. Aeltere Kirchen- und Gelehrtengeſchichte gehörte mit zu ſeinen Lieblingswiſſenſchaften; weniger war er in den neuern, und am wenigſten im letzten halben Jahrhunderte zu Hauſe. Die ihm gleichzeitigen Männer beurtheilte er ſelten richtig, beſonders wenn ſie bei ihm im Geruch der Heterodoxie ſtanden, wie Teller, Semler, Bahrdt u. a., gab ſich auch aus Vorurtheil nicht die Mühe, ſie zu ſtudiren, oder nur durchzuleſen. In der Geſchichte, Geographie, und Mythologie war er zwar allenthalben bekannt, aber am beſten im alten Griechenland und Italien. Ueberhaupt war er nur ein Leſer der Alten, ja ſogar in der Kritik der alten Autoren war ihm nur das recht bekannt, was bis auf Erneſti geſchehen war. Die kritiſche Philoſophie hielt er für eine bloß veränderte Terminologie, deren Erfindung er dem Profeſſor Kant ſehr verdachte. Die neuere deutſche Poeſie konnte er nicht gut leiden. Klopſtock war ihm zu hoch, und, wie er es nannte, zu überſpannt dunkel; und im Meſſias hatte er zu viel hinzu gedichtet. Wieland war ihm zu verliebt, und Göthen verzieh er nie Werthers Leiden. Es kam ihm nicht darauf an, beide Narren zu nennen. Er ſelbſt glaubte ein Redner zu ſeyn, allein von redneriſcher Ordnung, Lebhaftigkeit,

von eigentlichem Schwunge war in ſeinen öffentlichen Vorträgen nichts zu finden. Uebrigens war er in ſeinem Fache das lebendige Lexicon ſeiner Schüler, Freunde, und in gewiſſer Art für Stadt und Gegend, und würde es auch auf einer Univerſität geweſen ſeyn.

Die größten Verdienſte erwarb ſich Bauer als Schulmann, ob er gleich nicht genug Aeußeres hatte, um jungen Leuten durch Perſon und Anſtand Ehrfurcht einzuflößen. Selbſt ſein Benehmen in manchen Fällen konnte den Schülern nicht als Muſter vorgeſtellt werden. Er war oft zu kleinlich, zu ängſtlich, zu pedantiſch. Seine Schulzucht war zu hart und zu gelinde zugleich; im Ganzen zu ſtreng, zu einſeitig und ſich nicht gleich. Im Unterrichte ſelbſt verſah er es durch allzugroße Weitſchweifigkeit. Indeſſen gebührt ihm doch das Verdienſt, daß er in der Hirſchbergiſchen Schule, und dadurch faſt für Schleſien zuerſt, ein kritiſches, in Erneſtiſcher Manier gründliches, philologiſches Studium, ohne Affektation und ohne bloße Floskelnſucht, in Gang und Aufnahme brachte. Seine Schüler konnten, wenn ſie nur wollten, ſehr viel von ihm lernen, und die Fleißigen brachten aus ſeinem Unterrichte einen Schatz von gründlicher antiquariſcher Gelehrſamkeit mit auf die Akademie. Vom kurſoriſchen Leſen der Autoren hielt er nichts, und er ſelbſt mag wohl in ſeinem ganzen Leben mit keinem Schüler nur eine Seite kurſoriſch geleſen haben.

Merkwürdig iſt die Leichtigkeit, mit der Bauer lehrte. Selten hatte er nöthig, eigentlich ſcharf nachzudenken oder ſich auf etwas zu beſinnen, weil ihm ſein bewundernswürdiges Gedächtniß nie einen Dienſt verſagte, und der große Vorrath ſeiner Kenntniſſe

machte wieder, daß er auf alle Fälle gefaßt war. Das Unterrichten war ihm daher nichts, als ein Diskuriren über die vorkommenden Materien, und die ganze Anſtrengung betraf blos die Lunge, da er immer viel und ziemlich ſchnell, auch nicht eben leiſe ſprach. Manchen Tag lehrte er öffentlich und privatim 8 bis 9 Stunden, und in der übrigen Zeit arbeitete er am Puſt; eine andere Erholung kannte er die ganze Woche hindurch nicht. Von Vorbereitung hatte er gar keinen Begriff, denn er meinte, „der Lehrer müſſe immer vorbereitet ſeyn, auch wiſſe er nicht, wie er ſich vorbereiten ſolle. Den Autor ꝛc. verſtehe er, und den müſſe der Lehrer verſtehen; was ihn aber der Schüler fragen, und worauf man beim Unterricht nach und nach kommen könne, wäre ja unmöglich vorauszuſehen, daher er ſich auch darauf nicht vorbereiten könne.“ Selbſt ſeinen Schülern widerrieth er die Vorbereitung, weil ſich leicht falſche Ideen bei ihnen feſtſetzten, deſto dringender aber empfahl er die Wiederholung. Alle ſeine Schüler, weſſen Söhne ſie auch ſeyn mochten, redete er von Sekunda herab, mit Du, alle Primaner mit Er an. Sonſt war er gegen gute Schüler ſehr leutſelig, empfahl ſie bei jeder Gelegenheit an Gönner, ſagte eher zu viel als zu wenig Gutes von ihnen, wenn es auf eine Beförderung oder ſonſt einen Vortheil der Schüler angeſehen war. Gieng er mit ihnen manchmal ſpatzieren, ſo nahm ers in verſchiedenen Stücken ſehr genau, z. B. daß der Schüler ihm immer zur linken Hand blieb, beim Weggehen von Hauſe den Hut auf der Straße nicht eher aufſetzte, bis er es ihm hieß, da er ſelbſt oft weit Chapeau-bas gieng, und daß der Schüler in ſeiner Gegenwart nicht Taback rauchte. Die Pünkt-

lichkeit, mit der er alle ſeine Amtsverrichtungen verwaltete, gieng faſt bis ins ängſtliche; ſogar mit Privatſtunden. Es traf ſich wohl, daß er Beſuch von Männern vom Stande bekam, zu einer Zeit, da er eben eine Privatſtunde halten ſollte. Er, der ſonſt viel Achtung für Rang und äußere Standesverhältniſſe hatte, nahm ſich's dann nicht übel, einem ſolchen Manne mit aller Höflichkeit zu ſagen, daß er jetzt um Verzeihung bitten müſſe, weil er Stunde zu halten habe, und ſie nicht gut frei geben könne.

Bauer war auch ein ſehr ſchätzbarer Schriftſteller, man nehme dieß nach der Bogenzahl, oder nach der Menge der Werke, oder nach der Leichtigkeit, mit der er ein Menge von Ideen, bei jeder Gelegenheit, ſo zu ſagen hinwarf. Faſt alles, was er ſchrieb, war philologiſchen oder theologiſchen Inhalts, und das wichtigſte Geſchenk für die gelehrte Welt, das noch keiner übertroffen hat, iſt ſein Deutſch-Lateiniſches Lexikon, von dem 1799 eine zweite Auflage erſchien. Unter ſeinen exegetiſchen Werken zeichnet ſich die Philologia Tucydideo-Paulina, 1773, aus. Seine Anleitung zum richtigen und guten Ausdrucke in der lateiniſchen Sprache, 1775, war zu ſeiner Zeit eines der brauchbarſten Bücher. Das Glossarium Theodoretum Baueri, 1775, wird von allen Kennern als ein ganz vortreffliches Werk gerühmt. Man hielt Bauern faſt für den einzigen damals lebenden Gelehrten, der es in ſolcher Vollkommenheit zu liefern vermochte. Auch ein Uebungsmagazin zum Lateinſchreiben in drei Theilen, Excerpta Liviana, ebenfalls in drei Theilen, eine ganz umgearbeitete Ausgabe von Sanctii Minerva, eine Ausgabe des Tucydides, die er aber unvollendet

hinterließ, und mehrere andere philologiſche Schriften hat man von ihm. Weit weniger Werth, als die philologiſchen Arbeiten, haben Bauers kleine deutſche Schulſchriften, (z. B. Beantwortung der Frage: warum jetzt weniger gut vorbereitete junge Leute von Schulen auf die Akademien gehen, 1781.) Sie ſind in einer weitſchweifigen, ſchleppenden und verwirrten Schreibart geſchrieben, die dadurch noch unangenehmer wird, daß der Verfaſſer zuweilen ſogar eine Art von Witz und Laune affektiren zu wollen ſcheint. In ſeiner ſonſt ſehr ſchönen Denkſchrift auf Erneſti (Formulae ac disciplinae Ernestianae indoles, 1782) urtheilt er über deutſche Sprache und Literatur auf eine Art, die hinlänglich beweist, daß er mit ihr und ihren Schätzen gar nicht bekannt war.

Als Menſch verdiente Bauer die Achtung aller, die ihn kannten. Er hatte wenig oder gar keine Leidenſchaft, lebte mit jedermann im Frieden, und konnte Beleidigungen leicht verzeihen. Er konnte ſehr vergnügt ſeyn; und dann war er in ſeiner Art recht angenehm und äußerſt ſcherzhaft, auch unter nicht gelehrten Perſonen. Wenn ihm eben die Luſt ankam, war er im Stande, eine Geſellſchaft einen ganzen Abend mit Anekdoten aus der alten und neuen Geſchichte zu unterhalten. Zuweilen machte er den Reimer; dann war er im Stande, einen Abend hindurch faſt auf alles zu reimen. Selten kam er in Verlegenheit. Er konnte mit den Vornehmſten und Geringſten umgehen, nur gegen jene bückte er ſich oft mehr, als nöthig war, und gegen die letztern deſto weniger, nicht aus Stolz, ſondern mehr aus Gewohnheit. Seine Lebensweiſe war ziemlich einförmig. Er ſtand jeden Morgen gegen

6 Uhr, im Winter etwas ſpäter auf, kleidete ſich an, arbeitete durch Informiren und Schreiben bis Mittag, aß um 12 Uhr, und arbeitete dann wieder fort, bis auf den Abend um 9 auch 10 Uhr. Es mußte ſeine beſondern Urſachen haben, wenn er von dieſer Ordnung abgehen ſollte. Der einzige Sonntag nach 4 Uhr war zu ſeiner eigentlichen Erholung beſtimmt. Er war ein ſehr religiöſer Mann, und hielt dabei ſehr viel auf das Aeußere des Gottesdienſtes. Nicht leicht verſäumte er eine Predigt oder Katechismuslehre, und ohne die höchſte Noth arbeitete er des Sonntags wohl ſchwerlich. Des Abends legte er ſich nie zu Bette, als bis er förmlich ſein Gebet verrichtet hatte. Mit häuslichen Angelegenheiten konnte er ſich gar nicht abgeben; ſogar mit dem Gelde wußte er nicht recht umzugehen. Von Krankheiten hörte er nicht gern viel reden, und noch viel weniger vom Sterben. An Muſik fand er ein großes Vergnügen, beſonders an vollſtimmigen Sachen, die gearbeitet waren, oder die er doch dafür hielt; er ſelbſt ſpielte gern in der Kirche die Orgel zum Choralgeſange. Andere Vergnügungen kannte er nicht; Spiele aller Art haßte er.

Friedrich Wolfgang Reiz.

Profeſſor der Dichtkunſt in Leipzig.

Windsheim in Franken war der Geburtsort dieſes trefflichen Philologen; ſein Vater war daſelbſt Prediger, und dieſer Sohn wurde ihm am 2. Sept. 1733 geboren. Die Anfangsgründe der Sprachen und Wiſſenſchaften erlernte er in ſeiner Vaterſtadt, und ſchon hier zeichnete er ſich durch Fleiß und Geſchicklichkeit aus. In Leipzig ſetzte er ſeit dem Jahre 1753 ſeine Studien fort, und bildete ſich in Chriſts und Erneſtis Schule zu einem unſerer geſchmackvollſten Philologen und lateiniſchen Dichter, ob er gleich den größern Theil ſeines Lebens hindurch mit bitterer Armuth zu kämpfen hatte. Dieſe bedrängte ökonomiſche Lage, die aber die Zufriedenheit des genügſamen Mannes keinesweges ſtörte, war Urſache, daß er erſt im J. 1757 Magiſter werden, und nur neun Jahre darauf ſich habilitiren konnte. Seinen Unterhalt in dieſer Zeit gewann er durch den Unterricht in verſchiedenen Familien, und durch die Aufſicht über den Druck verſchiedener Werke in der Breitkopfiſchen Offizin.

Im Jahr 1775 erhielt er endlich eine außerordentliche Lehrſtelle der Philoſophie, 1782 das Lehramt der

griechiſchen und lateiniſchen Sprache und 1785 der Dichtkunſt. Alle Vorſchläge von Verbeſſerungen an auswärtige Orte ſchlug er ſogar damals aus, da er ſich noch in Leipzig kümmerlich behelfen mußte, blos weil es ihm hier gefiel, und weil er die Stadt, der er eigentlich ſeine gelehrte Erziehung zu danken hatte, nie verlaſſen wollte. Nur ein einigesmal in ſeinem Leben entfernte er ſich auf einige Zeit von ihr, um das franzöſiſche Münz- und Alterthümer-Kabinet zu ordnen, über deſſen Münzen und Gemmen er auch den Katalog (Musei Francici descriptio. Pars I. 1781) beſorgte.

Reiz gehörte nicht zu der großen Menge von Gelehrten, welche ihr Gedächtniß mit vielen griechiſchen und lateiniſchen Wörtern und Redensarten vollgepfropft haben, und mit dem Genius beider Sprachen völlig unbekannt ſind. Ihm war es nicht blos um Worte und Redensarten, ſondern um eine philoſophiſche Kenntniß der alten Sprachen zu thun, und er drang in die tiefſten Subtilitaten und Feinheiten derſelben ein. Tagelang konnte er über die Stellung eines einzigen Wortes grübeln, und konnte nicht begreifen, wie ein Mann, wie der Philologe Schurzfleiſch, einen ſo abſcheulich klingenden Namen habe beibehalten können, den kein Grieche, Römer und Franzoſe auszuſprechen im Stande ſey. Allgemein hielt man ihn für den größten und gründlichſten Metriker ſeiner Zeit. Mit der gründlichſten Kenntniß des Griechiſchen und Lateiniſchen verband er die Kenntniß der neuern Sprachen, Chronologie, Geſchichte, Archäologie, Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, und alles deſſen, was mit ſeinem Hauptſtudium in Verbindung ſtand; ja, ſelbſt in der neueſten Literatur der Deutſchen war er nicht

fremd. Er war innig vertraut mit der ſpekulativen Philoſophie, gab ehemals Unterricht in der Logik, und hatte im Sinne, eine Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft zu ſchreiben. Das Intereſſe ſeines Herzens ſowohl, als ſeines Kopfes, hatte ihm das Studium der Moral wichtig gemacht, und jede ſeiner Aeußerungen in Reden und Thaten bewies, daß er ſich hierüber ein feſtes Syſtem durch Lektüre und eignes Nachdenken gebildet hatte. Sein lateiniſches Gedicht: Saeculum ab inventis clarum, welches die Haupterfindungen unſers Zeitalters aufzählt, zeigt, daß ihm das Kleinliche ſeines Hauptſtudiums den Blick nicht abgeſtumpft hatte, um den großen allgemeinen Fortſchritt ſeiner Zeit nicht zu ſehen und gehörig ſchätzen zu können.

Auf dem Katheder zeichnete ſich Reiz nicht durch vorzügliche Rednergaben aus. Sein Vortrag war nicht fließend, und der Fortgang der Worte wurde zuweilen mitten in der Periode durch einiges Innehalten unterbrochen, weil er immer den paſſendſten Ausdruck zu der Idee, die ihm ſelbſt vorſchwebte, ſuchte, und im Reden ſeine Gedanken noch prüfte. Dieß, nebſt dem Tiefſinn und der Subtilität ſeiner Vorleſungen, ſchreckte den großen Haufen ab, und nur ein kleines, auserwähltes Häufchen blieb ihm treu. Sein Unterricht war in der That mehr für ſolche, die ſchon merkliche Fortſchritte gemacht hatten, am nützlichſten; doch war er weder unfähig, noch unwillig, ſich zu der Faſſung und den Kenntniſſen deſſen, der in den alten Sprachen noch ſehr weit zurück war, herunter zu laſſen. Er konnte ſich beſſer und geſchwinder im Lateiniſchen als im Deutſchen ausdrücken, und ſchrieb daher auch lieber in der erſtern Sprache. In vertrauten Unter-

redungen konnte er oft den deutſchen Ausdruck nicht finden, und endigte alsdann die deutſch angefangene Periode lateiniſch; auch antwortete er in dieſer Sprache ſelbſt denjenigen Gelehrten, die zuerſt deutſch an ihn geſchrieben hatten.

Bei der Sorgfalt, mit der Reiz jedes Wort wog, ehe er es zu Papiere brachte, konnte er freilich kein fruchtbarer Schriftſteller werden; dagegen iſt alles, was er ſchrieb, bis zur Bewunderung genau, und hat einen bleibenden Werth. Von ſeinen grammatiſchen Einſichten zeugen beſonders ſeine Abhandlungen de prosodiae graecae accentus inclinatione, welche Wolf nach des Verfaſſers Tode zuſammen drucken ließ. Seine hellen Blicke in der dunkeln Materie von den Sylbenmaaßen der alten Komiker beurkundet er in ſeinen letzten Schriften: Burmannum de Bentleji doctrina, metrorum Terentianorum judicare non potuisse 1787 und in ſeiner kritiſch-metriſchen Ausgabe von Plautus Rudens 1789. Die kleinen Ausgaben einzelner Schriften der Alten, die er zum Behufe ſeiner Vorleſungen herausgab, wie Ariſtoteles Rhetorik 1772, Poetik 1786, Perſius 1789, haben alle kritiſchen Werth. Hätte er ſeinen Herodot vollendet, wovon 1778 der erſte Band erſchien, ſo würden wir an ihm das Muſter einer vortrefflichen und genauen Herausgabe beſitzen. Die Zahl ſeiner Schriften beläuft ſich überhaupt nur auf 12, und unter dieſen ſind viele kleine akademiſche Abhandlungen, ein Gelegenheitsgedicht und eine Vorrede. Gewiß der einleuchtendſte Beweis, daß zum berühmt werden nicht hilft ſchnell ſeyn, und zur Unſterblichkeit, nicht jede Meſſe einen Autor überſetzen oder ediren.

Die Achtung, die ſich Reiz als einer der gründlichſten Philologen erwarb, wird noch ſehr erhöht, wenn man einen Blick auf ſein Privatleben und auf ſeinen vortrefflichen Charakter wirft. Ein Mann, der ſo viel wußte, als Reiz, der eine unendliche Menge Kenntniſſe, die alle ſehr gut geordnet waren, ſich geſammelt hatte, konnte allerdings einen gewiſſen Stolz äußern, welcher dem Bewußtſeyn größerer Fähigkeiten und ausgebreiteter Kenntniſſe oft ſo eigen iſt. Allein er war weit entfernt von dieſem Fehler, und äußerte vielmehr bei jeder Gelegenheit die liebenswürdigſte Beſcheidenheit. Sein Herz war ganz ohne Falſch, und ſeine Aeußerungen quollen ſo recht unmittelbar und mit einem gewiſſen Ungeſtüm aus ſeiner Seele hervor; und doch hatten dieſe Eigenſchaften nichts von jener beleidigenden Rauhigkeit zum Gefolge, mit der man ſie ſo oft verbunden antrifft. Seine Aufrichtigkeit war ſo wohlwollend, als ſein Wohlwollen aufrichtig war; er ſprach mit jedermann liebreich und freundlich, weil er von und gegen jedermann liebreich und freundlich dachte; und wenn er einen Irrthum rügte, ſo geſchah es zwar mit der größten Freimüthigkeit, aber ſicher ohne Eitelkeit und beleidigende Anmaßung. Sittliche Verirrungen der Menſchen konnten ihn lebhafter zum Unwillen reizen; aber die Selbſtgewalt der Weiſen hielt die Aeußerungen des Zorns zurück, und das Wohlwollen des Menſchenfreundes bannte jede Möglichkeit von Rache oder Tücke aus ſeinen Gedanken. Gleichwohl war ſein Urtheil und ſein Betragen unbeſtechlich, und kein äußerer Vortheil konnte ihn bewegen, das an andern als Verdienſt zu preiſen, was keines war, und das zu loben, was Tadel oder höchſtens Entſchuldigung verdiente.

Dienſtfertiger konnte niemand ſeyn, als **Reiz**. Andern eine Bitte, die er gewähren konnte, abzuſchlagen, ſchien bei ihm unmöglich zu ſeyn; oft genug kam er ihnen ſelbſt mit dem Anerbieten entgegen. Dem Beſtreben, andern nützlich zu ſeyn und beſonders ihre gelehrten Arbeiten zu ſichten; der Bereitwilligkeit, für andere, die durch konventionelle gelehrte Verhältniſſe in Verlegenheit geſetzt waren, ſolche Arbeiten in Geheim ganz zu übernehmen, opferte er Gewinn, Ruhm, Bequemlichkeit, Geſundheit, und ſelbſt ſeine Wirkſamkeit für das größere Publikum auf. Fähigen Köpfen, die kein Vermögen hatten, gab er den Unterricht ganz frey, ſelbſt noch Unterſtützungen dazu, wo er nur konnte. Ob er gleich kein eigenes Vermögen hatte, ſo nahm er doch ſeine Beſoldung als Bibliothekar nicht an, ſondern ſchenkte ſie zur Vermehrung der Bibliothek.

Einfach und anſpruchlos war ſein Aeußeres; in ſich gekehrt ſein Blick; unverdroſſenes Nachdenken verkündigte ſeine gefaltete Stirn, raſtloſen Fleiß ſein gekrümmter Körper; aber Offenheit lag in ſeiner Miene, Heiterkeit und Zutraulichkeit in ſeinem Auge; lieblich und mit Salz gewürzt war ſeine Rede, herzlich ſein ganzes Betragen. Auch unter den körperlichen Leiden, die ſeine letzten Jahre trübten, erhielt er ſich jenen Gleichmuth und jene Zufriedenheit, die, bei einem lebhaften und empfindlichen Temperament, unter ſolchen Umſtänden nur allein von dem wahren Weiſen nicht entfliehen. Er entſchlummerte am 2. Febr. 1790.

Richard Bentley.

Königlicher Profeſſor der Theologie zu Cambridge.

Unter Kritik verſtand man im Anfange des vergangenen Jahrhunderts noch etwas anderes, als zu Ende deſſelben ein bekannter Haufe darunter verſtehen wollte. Allen vorhergehenden Zeiten gemäß, nannte man mit dieſem Wort die Wiſſenſchaft und Kunſt, Schriften, inſonderheit älterer Zeiten und fremder Sprachen genau zu verſtehen und zu beurtheilen: denn Kritik heißt Kunſt der Beurtheilung. In welche Zeiten und welchem Verfaſſer ein Buch gehöre? ob es ganz und richtig zu uns gekommen? wie ſeine Schreibfehler zu verbeſſern? welche der Leſearten zu wählen? welchen Werth das Buch habe? Dieß waren die Fragen, deren thätige Auflöſung man von einem Kritiker begehrte; und wenn man hiebey Real- und Verbal-, höhere und niedere Kritik unterſchied, ſo wollte man deshalb keine von der andern ſondern. Vielmehr iſt die ſogenannte höhere Kritik nur die geiſtigere, feine; ohne die wörtliche findet ſie nicht ſtatt, ohne den zeitmäßigen, örtlichen Verſtand der Worte geht ſie gar in der Irre und träumet. Beide vereint ſind Seele und Körper.

Bentley ſteht billig unter den Kritikern des 18ten Jahrhunderts oben an. Er war der Sohn eines

Gerbers oder Grobſchmidts zu Wackefield, in dem mitternächtlichen Theile der Grafſchaft York, und wurde im Jahr 1662 geboren. Schon in einem ſehr zarten Alter machte er außerordentliche Fortſchritte in der Kenntniß der gelehrten Sprachen, und neben der Theologie widmete er ihnen ſeinen ganzen Fleiß in den Jahren, da er die Akademie Cambridge beſuchte. Noch ehe er 24 Jahr alt war, hatte er mit eigner Hand eine Art von Hexapla aufgeſetzt, die einen ſtarken Quartband ausmachte, in deren erſten Kolumne alle Wörter der hebräiſchen Bibel in alphabetiſcher Ordnung geſetzt, in fünf andern Kolumnen aber die verſchiedenen Ueberſetzungen dieſer Wörter in der chaldäiſchen und ſyriſchen Ueberſetzung, in der lateiniſchen Vulgata, den 70 Dolmetſchern, dem Aquila, Symmachus und Theodotion, gegenüber geſchrieben waren. Dieſe Arbeit hatte er zu ſeinem eigenen Gebrauche verfertigt, um das Hebräiſche nicht aus den ſpätern Rabbinen, ſondern aus den alten Ueberſetzungen zu erlernen. Er mußte alſo ſchon damals — das Arabiſche, Perſiſche und Aethiopiſche ausgenommen — die ganze Polyglotte durchleſen haben. Seiner Polyglotte fügte er eine Sammlung Leſearten und Verbeſſerungen des hebräiſchen Textes, einen zweiten Theil zu Capells Critica sacra bei. Leider ward er verhindert, ſich auf dieſer Laufbahn öffentlich zu zeigen.

Nachdem er einige Zeit die Studien eines Jünglings aus einem angeſehenen Hauſe geleitet, und denſelben nach Oxford und Cambridge begleitet hatte, wurde er Hauskappellan bei dem Biſchoffe Edward zu Worceſter. Er war der erſte, der nach der Stiftung des Ritters Robert Boyle, die acht Predigten gegen

die Atheiſten zu London hielt, die dafür beſtimmten 50 Pfund Sterling zog, und ſich ſeinen erſten gegründeten Ruhm erwarb.

Im Jahr 1693 wurde er königlicher Bibliothekar zu St. James, und bald nachher bekam er eine gelehrte Fehde mit dem jüngern Boyle, nachherigen Grafen Orrery, über die Aechtheit der Briefe Phalaris. Dieſer Streit über ein Stück der Gelehrſamkeit, das an ſich ſo trocken und geringfügig iſt, ward von beiden Theilen mit ſo viel Witz, ſo lebhaften Einfällen und einer ſolchen Erbitterung geführt, daß die deshalb geführten Streitſchriften überall mit dem lebhafteſten Intereſſe geleſen wurden. Boyle behauptete die Aechtheit der Briefe des Phalaris; Bentley verneinte ſie. Das war wenigſtens der äußere Vorwand des Streits; der eigentliche Grund war wohl ein perſönlicher Haß, der in der That beiden wenig Ehre machte. Da Bentley ſich von Boyle beleidigt glaubte, ſo ergriff er mit Freuden die erſte ihm angebotene Gelegenheit, ſich an ihm zu rächen, und Phalaris Briefe gaben das Signal. Das Unglück plagte Boylen, daß er antwortete, und, weil er die Lacher ſowohl, als die vornehme und artige Welt auf ſeiner Seite hatte, an dieſem Rieſen der Gelehrſamkeit zum Ritter werden wollte. Bentley gab nun ſeine Abhandlung über die angeblichen Briefe Phalaris neu heraus, begleitete ſie aber mit den gehörigen Erklärungen und Beſtätigungen ſeiner Behauptung, mit ſcharfer Fehde, Schimpfen und Schelten auf ſeinen Gegner, und mit einer ſehr langen Vorrede. Daß dieſe Schrift recht viel philologiſche Gelehrſamkeit und feine, gute Kritik enthält, und daß Bentley

gewiß in der gelehrten Streitfrage Recht hatte, indem er alle dieſe Briefe für unächt erklärte, das iſt bekannt. Aber eben ſo gewiß iſt auch, daß erſtaunlich viel Stolz und Zankſucht darin herrſcht, und daß er ſeinem Gegner mit viel Bitterkeit, Hitze und Rechthaberey begegnete.

Der ſcharfe Kritiker wurde im Jahr 1700 Vorſteher des Dreieinheits-Kollegium zu Cambridge — eine ſehr wichtige Stelle, die jährlich an die 1000 Pf. Sterling eintragen ſoll. Auch hier gab es des Haders viel, und Bentley entzweite ſich mit allen Gliedern des Kollegiums. Sie beſchuldigten ihn der ſchlechten Verwaltung und Verſchwendung der Güter des Kollegiums, und verklagten ihn deswegen bei dem Biſchoff von Ely. Die Sache war ſehr ernſthaft und hatte einen langen Schriftwechſel zur Folge. Bis zum Jahr 1728 wurde der Prozeß, mit großen Koſten des Kollegiums, fortgeſetzt, da er durch den Tod des Biſchoffs unterbrochen, aber bald mit neuer Lebhaftigkeit wieder angefangen, und bald in den geheimen Rath, bald in das Oberhofgericht, bald in das Oberhaus und bald wieder vor dem Biſchof geſpielt ward, bis endlich die Krone dem Streit ein Ende machte.

Bentley war im Jahr 1716 königlicher Profeſſor der Theologie geworden, und ſchon im folgenden Jahre lag er mit der ganzen Univerſität in Streit, weil er bei den Doktorpromotionen vier Guineen von jedem Kandidaten verlangte, welche ihm nicht zukamen. Da er ſich dabei ungebührlich gegen den Vicekanzler verhielt, ſo wurde er nicht allein mit Arreſt belegt, ſondern auch von allen ſeinen Würden ſuspendirt, und da er ſich nicht unterwerfen wollte, ſo entſetzte man ihn

aller ſeiner Vorrechte und Würden. Bentley wandte ſich 1718 an den König, der die Sache an das Oberhofgericht verwies, welches endlich im Jahr 1728 den Ausſpruch that, daß Bentley in alle ſeine Aemter und Würden wieder eingeſetzt werden ſollte, welches auch geſchah.

Während dieſer Fehden verſchaffte er ſeinem Namen die höchſte Celebrität, und man erkannte ihn nicht allein für den erſten Kenner der alten Sprachen, ſondern auch, was ſelten beiſammen zu ſeyn pflegt, für einen gründlichen und tiefſinnigen Philoſophen. Nachdem er in ſeinen kritiſchen Anmerkungen über den griechiſchen Geſchichtsſchreiber Malala einen Schatz von Gelehrſamkeit und Alterthumskunde mitgetheilt, und die Fehde mit Boyle durchgekämpft hatte, gieng er an die zwei erſten Luſtſpiele des Ariſtophanes; dann züchtigte er le Clerks Ausgabe der Reſte Menanders und Philemons, unmenſchlich hart und grob, aber lehrreich. Endlich kam ſeine langerwartete Ausgabe des Horaz heraus, in welchen er dieſen Dichter nicht ſowohl erläutern, als ſeinen Text herſtellen wollte; ein Unternehmen, das er in vielen Stellen glücklich beſtand, obwohl er in andern ſich äußerſt geſchmacklos zeigte und ſich auch hiebei die bitterſten Kritiken zuzog: denn die Schaar der Halbgelehrten haßte den gelehrten Bentley, nicht nur ſeiner Uebermacht, ſondern auch ſeiner Härte, ſeines Stolzes wegen, in welchem er ſich dreiſt als den gelehrteſten ſeiner Zeit, der er auch wohl ſeyn mochte, geachtet haben ſoll. Eben dieſer Haß der Gelehrten und die Furcht der Geiſtlichen vor ihm war Urſache, daß ſeine angekündigte Ausgabe des neuen Teſtaments nicht zu

Stande kam; man beſorgte, daß er mit dieſem Text, wie mit Horaz umgehen würde.

Die andern Klaſſiker, auf die Bentley fürs Publikum Fleiß gewandt hat, ſind Kallimachus, Terenz, Phädrus; beim zweiten ward er der Wiederherſteller der Terenziſchen Versart und überhaupt der Metrik der Alten. Auf ſeinen Schultern ſtanden die Kritiker nach ihm. Ueber viele Autoren, z. B. über Manilius, Cicero, Heſychius, Lucrez u. ſ. ſind ſpäterhin ſeine Anmerkungen benutzt worden; und überhaupt ſollte kein Wort, das Bentley in irgend einem Fach des Alterthums und der Kritik ſchrieb, unbenutzt bleiben. Zuletzt wagte er ſich an eine Ausgabe von Miltons verlornem Paradieſe, die aber wenig Beifall fand, obwohl er ſeine Verbeſſerungen nicht wie bei Horaz in den Text rückte. In ſpätern Ausgaben findet man ſie hie und da angeführt und meiſtens — widerlegt.

Traurig, daß ein ſo ſeltener Mann, von dem man jeden Federzug auskaufen möchte, über Prozeſſen und Streitigkeiten Jahre verlor! Bei allem Aerger, der indeß ihm nicht ſchadete, lebte er 80 Jahre. Seine kurze Grabſchrift in der Kapelle des Dreieinigkeits-Kollegiums zu Cambridge iſt:

H. S. E.

Richardus Bentleius

S. T. P. R.

Obiit XIV. Jul. 1742.

Aetatis 80.

John Zephaniah Holwell

Gouverneur in Indien.

Indiens Reichthümer haben ſeit der Entdeckung der neuen Welt, und der Umſchiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung, Schaaren von Europäern dorthin gelockt, um dieſe mit den Eingebornen zu theilen. Es gab unter ihnen aber immer auch Männer, die edlere Zwecke verfolgten, ihren Geiſt mit nützlichen Kenntniſſen bereicherten, und das Gebiet des menſchlichen Wiſſens erweiterten. Holwell, dieſer um die Alterthümer der Hindus ſo ſehr verdiente Gelehrte, gehört in dieſe Zahl.

Er war der Sohn eines Holzhändlers zu London, und ein Enkel John Holwells, der ſich gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts durch mehrere mathematiſche Schriften bekannt machte. Geboren wurde er zu Dublin am 11. Sept. 1711. Nachdem er einige Zeit in einer lateiniſchen Schule ſeines Vaterlandes Unterricht genoſſen hatte, wurde er nach Holland geſchickt, um dort die Handlung zu erlernen. Als er ſich einige Zeit in einem Inſtitute zu Yſſelmonde auf die neue Beſtimmung vorbereitet hatte, kam er in das Haus eines Rotterdamer Bankirs, der ein Freund ſeines Vaters

tigkeit, den hohen Vorzügen ſeiner Würde, dem Reichthum ſeiner Hülfsquellen, und der Ohnmacht ſeiner Feinde, überließ ſich dieſer grauſame Deſpot ſeinen Launen, und handelte bloß nach abwechſelnden Leidenſchaften. Ueber die Engländer in Calcutta war er längſt erbittert, und ſein Haß gegen dieſe, durch kaiſerliche Privilegien begünſtigten Fremden vermehrte ſich, weil ſie einen reichen Indier gegen ſeine Gewaltthätigkeiten in Schutz genommen hatten, und die Schanzen von Calcutta ausbeſſern ließen, welches er für Eingriffe in ſeine Hoheitsrechte, und unbefugte Vertheidigungsanſtalten auf ſeinem Gebiete erklärte. Er überfiel daher die in ſeinen Ländern zerſtreuten engliſchen Niederlaſſungen, plünderte ihre Waarenlager, und zog mit einer großen Macht nach Calcutta. Da der Gouverneur und die Senioren des Nachts geflohen waren, ſo wählten die übrigen Mitglieder nebſt den Einwohnern und Truppen Holwell zum Gouverneur und Oberbefehlshaber des Forts und der Präſidentſchaft. Noch hielt das Etabliſſement, von einigen tapfern Freunden und dem Reſte einer ſchwachen Beſatzung vertheidigt, die äußerſte Noth aus; aber dieſe Vertheidigung konnte eben ſo wenig einen unhaltbaren Platz ſchützen, als einen ungroßmüthigen Feind rühren. Die Einwohner, welche ſich vorher geflüchtet hatten, wurden gefangen genommen, und aller ihrer Habſeligkeiten beraubt. Von dieſen Unglücklichen wurden 146 in ein enges dumpfiges Loch, ſpäterhin unter dem Namen der ſchwarzen Höhle berüchtigt, eingeſperrt, wo ſie kaum athmen, geſchweige die Länge ausdauren konnten, ſo daß in einer Nacht alle bis auf 23 vor Hitze, Durſt und Mangel an Lebensluft verſchmachteten.

Holwell war einer der Wenigen, die dem augenſcheinlichen Tode in dieſer greuelvollen Nacht entgiengen. Bei ſeiner Befreiung aus dieſer ſchrecklichen Lage wurde er gefeſſelt nach Mupatabad geführt, bald darauf aber entlaſſen, und zwar auf Verwendung der Großmutter des Surajah Dowlah, die zu dieſer mitleidigen Handlung durch die Nachrichten von Holwells gelindem Betragen gegen die Eingebornen bewogen wurde. Er vereinigte ſich bald darauf mit den traurigen Reſten der Kolonie zu Fultah. Im folgenden December wurde die Präſidentſchaft wieder vom Viceadmiral Watſon und dem Oberſten Clive übernommen, die den ehemaligen Gouverneur und Rath von neuem einſetzten.

Bei ſeinem damals kläglichen Geſundheitszuſtande gieng er mit Depeſchen für die Kompagnie nach England auf einer Schaluppe von nur 80 Tonnen Laſt, und langte im Februar 1757, nach einer ſehr gefährlichen ſechsmonatlichen Reiſe (wovon er eine Nachricht herausgab) in England an. Hier wurde er wegen ſeiner großen Dienſte, vorzüglichen Fähigkeiten und ſeiner Rechtſchaffenheit, von den Directoren mit 15 Stimmen gegen 9, als Nachfolger des Lord Clive im Gouvernement ernannt; da er aber dieſe Ernennung aus Beſcheidenheit ablehnte, zum zweiten Mitgliede des Raths gewählt. Ehe er aber nach Indien zurückkehren konnte, wurden andere Directoren erwählt, die jenen Beſchluß zu ſeiner Beförderung zurücknahmen. Bei ſeiner Ankunft in Bengalen fand er ſich jedoch, durch den Abgang einiger älterer Mitglieder, zur vierten Stelle, und 1759 bei einem ähnlichen Falle zur zweiten Stelle erhoben, und in demſelben Jahre übernahm er aus

Lord Clives Händen das Gouvernement, das ihm bereits 1756 in der Zeit der Noth übertragen worden war. Er behielt aber dieſes Amt nicht lange; denn ſchon im folgenden Jahre erhielt er einen Nachfolger, und ſah ſich durch ſeine Geſundheit genöthigt, alle Dienſte bei der oſtindiſchen Kompagnie aufzugeben, und nach England zurückzukehren, wo er von dieſer Zeit an in Ruhe und Eingezogenheit ſeines Wohlſtandes genoß, den er ſeinem Fleiße zu danken hatte. Die Oſtindiſche Kompagnie belohnte ſeine großen Dienſte, durch welche ihre Einkünfte auf die rechtmäßigſte Weiſe vermehrt worden waren, nicht ſo, wie man erwarten durfte. Er ſtarb am 5ten Nov. 1798 zu London, in einem Alter von 87 Jahren.

Holwell beſaß eine lebhafte Einbildungskraft, und viele Kenntniſſe, auch außer der Geſchichte, die ſein Lieblingsſtudium war. Er war der erſte Europäer, der der Hindus Alterthümer ſtudirte; und ungeachtet er, durch den Mangel an Kenntniß der Sanſcrit Sprachen, die ſpäter zuerſt Wilkins und dann Jones u. a. mit Erfolg ſtudirten, zu einigen Irthümern verleitet wurde, ſo gebührt ihm doch das Verdienſt, den Weg gebahnt zu haben. Seine Sitten waren mild, und zeugten von einem redlichen und wohlwollenden Herzen.

Ritter William Hamilton.

Engliſcher Geſandter am Neapolitaniſchen Hofe.

Allen Freunden der Kunſt ein rühmlich bekannter Name, dem beſonders ſeine antiquariſchen Bemühungen ein ehrenvolles Andenken ſichern. Zwar gehörte er nur in die zweite oder dritte Ordnung der verarbeiteten Köpfe, die auf eigentliche Originalität nie Anſprüche machen ſollten; aber auch ſo trug er durch den Standpunkt, auf welchen ihn ein freundlicher Kunſtgenius geſtellt hatte, und durch den raſtloſen Eifer, ſeiner Natur- und Kunſtbeobachtungen, durch Beihülfe guter Köpfe und durch Aufopferung großer Summen, die möglichſte Würdigung zu verſchaffen, viel dazu bei, daß ein beſſerer Geſchmack durch die Antiken gebildet, und dem engliſchen Kunſtfleiß Muſterformen zu Theil wurden, die nun in allen edlen Geſchirrfabriken Europens gleichſam ſtehend geworden ſind. Künſtler und Kunſtgenoſſen waren ihm ſtets willkommen, und wenn unter den Künſtlern, die er ermunterte, und durch Darbietung reichlichen Stoffs zu ihren Kunſtunternehmungen unterſtützte, auch nur ein Morghen und ein Tiſchbein geweſen wären, ſo mußte doch auch dieß ſchon als ein wahrer und großer Gewinn für die ganze Kunſtwelt gelten.

Hamilton war ums Jahr 1731 geboren. Er ſtammte von einem Zweig der großen Schottiſchen Fa-

milie Hamilton ab, der eben nicht ſehr reichlich mit Glücksgütern verſehen war, und ſah ſich dazu verurtheilt, wie er oft ſpäter ſelbſt zu erzählen pflegte, mit einem großen Namen und tauſend Pfund ſeinen Weg durch die Welt zu machen. Der faſt allen Schotten tief eingepflanzte Erwerbtrieb weckte in ihm früh eine merkantiliſche Spekulation, die ihn auch dann nicht verließ, als ſeine Umſtände ſich ſehr verbeſſert hatten. Durch ſeine erſte Gattin, die er im Jahr 1755 heyrathete, erhielt er 5000 Pfund jährliche Einnahme, und eben dadurch die Mittel, einen Geſandtſchaftsposten zu bekleiden, deſſen Aufwand nur allzuoft durch eigene Mittel beſtritten werden muß. Er kam wirklich im Jahr 1764 als engliſcher Geſandter nach Neapel, und verlebte hier an der Seite ſeiner liebenswürdigen Gattin unter Kunſt- und Naturforſchungen die glänzendſte und glücklichſte Periode ſeines Lebens. Sein Haus war faſt 30 Jahre lang, denn ſo lange bekleidete er ſeinen Geſandtſchaftspoſten in Neapel, der Mittelpunkt aller gebildeten und bildungsluſtigen Reiſenden aus dem nördlichen Europa.

Die Ankunft Hamiltons in Neapel fällt mit den eifrigen Anſtalten, die ſchon früher entdeckten unterirdiſchen Städte Pompeji, Stabiä und Herculanum in der Nachbarſchaft von Neapel wieder aufgraben zu laſſen, faſt in einer Jahrzahl zuſammen, und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß Hamiltons Gegenwart in Neapel zur Belebung der Herculaniſchen Akademie unter Carcani, und zur Förderung des antiquariſchen Werks, das unter dem Titel: Pitture d'Ercolano, bekannt genug iſt, nicht wenig beitrug. Es bedurfte auch ſolcher Antriebe aus der Fremde in einem Lande, wo man ſogar von den, nur wenige Tagreiſen von Neapel liegenden großen Ruinen von Päſtum

ſeit undenklichen Zeiten nichts wußte, und dieſe erſt durch den Parmeſaniſchen Grafen Gazola, der General der neapolitaniſchen Artillerie war, im J. 1753 gleichſam entdecken, und durch den Pariſer Baumeiſter Souflot, der zuerſt Plane davon bekannt machte, kennen lernen mußte.

Hamilton erwartete außerordentlich viel von den Ausgrabungen zu Pompeji und Herculanum, und gab davon die erſte ganz befriedigende Nachricht in einer Abhandlung, die mit 13 ſchönen Kupferſtichen im 4ten Theil der Archaeologia Britannica abgedruckt ſteht, und mit Winkelmanns Sendſchreiben lange Zeit die einzige Quelle geweſen iſt, woraus man in ganz Europa über die Wichtigkeit dieſer Unterſuchungen ſein Urtheil gebildet hat. Alle hier zu Tage geförderten Alterthümer wurden in das königliche Muſeum zu Portici gebracht, und dieß machte nun auch einen Hauptgegenſtand von Hamiltons Aufmerkſamkeit aus. Vor allem intereſſirten ihn die 800 verkohlten Papyrus-Rollen, die in einem unterirdiſchen Gange bei einander gefunden waren, außerordentlich. Der gelehrte Aſſemanni in Rom hatte einen Piariſten, den Pater Antonio Piaggi, zum Aufwickeln dieſer Rollen empfohlen, der auch eine eigene Abwickelungsmaſchine zu dieſem unglaublich mühſamen Geſchäfte erfand. Die Reſultate dieſes Entwickelungsproceſſes ſind zum Theil in der Papiri d'Ercolano oder in den Schriften des Philodemus der Welt neuerlich vor Augen gelegt worden. Allein Hamilton brannte vor Ungeduld, dieß wichtige Geſchäft von der Regierung ſelbſt ſo weniger Aufmerkſamkeit gewürdigt zu ſehen. Er beſaß unter ſeinen Papieren mehr als 50 Vorſtellungen des Paters Antonio an den damaligen Premierminiſter Marquis von Sambuca, die aber alle ohne die geringſte Ant-

wort blieben. Eben ſo fruchtlos waren dieſe Bemühungen bei verſchiedenen andern Perſonen im Dienſte des Königs, und ſo entſchloß ſich der fromme Pater, einen heimlichen Vertrag mit dem Ritter Hamilton zu ſchließen, nach welchem dieſer dem Pater Antonio jährlich eine Penſion von 600 Dukati zuſicherte, und dafür jede Woche einen Bogen Nachrichten von den neu entdeckten Alterthümern und dem Erfolg der Abwicklungen erhielt, wobei zu deſto größerer Sicherheit für alle Mittheilungen die Chiferſprache beliebt wurde. Dieſe Mittheilungen dauerten bis an den Tod des Prieſters im Jahr 1798 regelmäßig fort, und befriedigten den Ritter ſo ſehr, daß er dem treuen Korreſpondenten noch eine zweite Penſion vom Prinzen von Wales, gleichfalls von 600 Dukati, auswirkte. Dieß erwarb ihm die Dankbarkeit des Geiſtlichen ſo ſehr, daß er ſeinem großen Gönner Hamilton bei ſeinem Tode auch noch alle ſeine übrigen ſchätzbaren Handſchriften vermachte.

Hamilton hat eine eigene Klaſſe von Alterthümern gleichſam erſt erſchaffen, die Kunde der alten Vaſengemälde. Er kaufte im Jahr 1765 die prächtige Vaſenſammlung des Senators Porcinari in Neapel, und in eben dem Jahre erſchien auch der erſte Theil der ſogenannten Antiquités Etrusques tirées du Cabinet de Mr. Hamilton, die der Abentheurer d'Hancarville mit großer Erwartung, und nur mit Hamiltons Unterſtützung unternahm. Nach und nach erſchienen bis zum Jahr 1775 vier Bände im größten Folio, mit vorgeblich treu nachkolorirten Abbildungen. Dadurch, daß in dieſem (mit unverſtändiger Pracht überladenen und der ganzen Anlage nach äußerſt verfehlten) Werke zugleich die Formen und Maaße der ſchönſten Vaſen angegeben, und die Zeichnungen ſelbſt

nebſt den Arabesken-Einfaſſungen in farbigten Abdrük-ken bekannt gemacht wurden, kam zuerſt der ſogenannte Geſchmack à l'Etrusque in die europäiſche Modewelt, und als nun wenige Jahre darauf die Sammlung ſelbſt von der engliſchen Nation fürs brittiſche Muſeum ge-kauft, und dort aufgeſtellt wurde, erhielt der erfindungs-reiche Wedgewood für die Kunſtfabriken ſeiner Etru-ria willkommene Muſterformen, die ſich bald durch die-ſen Kanal über eine Menge ähnlicher Fabriken in Eu-ropa ausbreiteten, aber für die baſaltiſchen Produkte Wedgewoods bei weitem immer am einträglichſten wurden. Hamilton ſammelte nach dem Verkauf der erſten Sammlung eine zweite noch vollſtändigere, und überließ dieſe dem Direktor der Kunſtakademie des Königs von Neapel, Wilhelm Tiſchbein, um ſie in wohlfeilen Umriſſen bekannt zu machen. Auch hie-von erſchienen nach und nach 4 Foliobände, jeder mit 60 Kupferplatten. Dem erſten Theil ſetzte Hamilton ſelbſt eine intereſſante Einleitung vor, worin er über die Auffindung und den Kunſtwerth der Vaſen ſehr nütz-liche Anmerkungen und Nachrichten ertheilt.

Um die Naturkunde ſind ſeine Verdienſte entſchie-den. Die Lehre von den Vulkanen verdankt ihm die weſentlichſten Aufklärungen, und alles, was Dolo-mieu, Faujas und die deutſchen Gäologen darüber bemerkt haben, gründet ſich zunächſt auf Hamiltons 20jährige Schildwache am Veſuv. Seine erſte Schrift, die dann bei neuen Ausbrüchen des Veſuvs mehrere Zu-ſätze erhielt, ſeine Observations on Mount Vesuvius (1772), und dann das Prachtwerk der phlegräi-ſchen Gefilde, wozu der Künſtler Fabris die frap-panten Gemälde entwarf, die ſich in ſpätern Zeiten bis auf die Frauenzimmer-Fächer verirrt haben, ſind ihm, wie es ein engliſcher Lobredner ausdrückte, zwei unver-

löſchliche Fackeln des Ruhms, die glänzender flammen, als jene, welche Ceres auf dem Aetna anzündete.

Im Auguſt 1782 verlor Hamilton ſeine liebenswürdige Gattin, und 1784 gieng er mit Urlaub in ſein Vaterland zurück, das er ſeit 20 Jahren nicht mehr geſehen hatte. Hier band er ſein Herz und ſein Schickſal an eine ſchöne Tänzerinn, die anfänglich als Miß Harto, bald aber als Lady Hamilton, in Neapel durch alle Reize eines hundertfach belebten Kunſtgebildes und in den bezauberndſten Stellungen, von welchen uns Rehberg 12 berühmte Proben gab, den älternden Antiquaren ergötzte. Ihr Ebenbild umgab ihn in den verſchiedenartigſten Abbildungen; ſie war ſeine modernſte und theuerſte Antike. Als er endlich im Jahr 1800 von ſeinem Geſandtſchaftsposten abgerufen wurde, widmete er den Reſt ſeiner Tage ganz der Zuſammenordnung und öffentlichen Mittheilung wichtiger Papiere für die Alterthumskunde, die auch nach ſeinem Tode nicht verloren ſind, da ſie Hamilton einem alten und gelehrten Freunde zur Bekanntmachung übergeben hat. In einem Alter von 74 Jahren, ſtarb er zu London am 6. April 1803. Wohl mit Unrecht hat man ihn einer kleinlichen Knickerey beim Einkauf und Verkauf ſeiner Kunſtſchätze beſchuldigt. Er hat Tauſende bei manchen ſeiner Kunſtunternehmungen gutmüthig aufgeopfert, und als er ſtarb, war ſein Vermögen ſo geſchmolzen, daß nur durch den Zutritt ſeines unzertrennlichen Freundes, des Admirals Nelſon, das Aergerniß eines öffentlichen Bruches vermieden werden konnte. In ſeinem Charakter war eine gewiſſe Weichheit, die ihm das Horaziſche Beiwort uxorius (Weibermann) auflud.

Joſeph Niklas, Ritter von Azara.

Spaniſcher Geſandter am päbſtlichen Hofe.

Azara wurde im Jahr 1731 zu Barbunales, unweit Balbaſtro in Aragonien geboren. Er begann ſeine Studien auf der hohen Schule von Hueſca, und ſetzte dieſelben zu Salamanca mit ſolchem Ruhme fort, daß er die Aufmerkſamkeit des Don Richard Wall, Miniſters Ferdinand des Sechsten auf ſich zog. Dieſer Miniſter, der das völlige Zutrauen des Königs beſaß, bot dem Ritter Azara eine Dienſtſtelle bei der Regierung, bei der Armee, oder in dem Departement der auswärtigen Geſchäfte, nach eigener Auswahl an. Don Niklas wählte die letztere Laufbahn, und erhielt im Jahr 1765 ſeine Ernennung als Agent am päbſtlichen Hofe. Bald zeigte ſich ſein Genie im glänzendſten Lichte, und in wenig Jahren gelangte er zu einem Anſehen, dem man Gelehrte, Künſtler, große Herren, Kardinäle, und ſelbſt Monarchen huldigen ſah. So ſchien Joſeph der Zweite, während ſeiner erſten Reiſe im Jahr 1769 von der Weisheit, den Einſichten und den Wiſſenſchaften des Ritters Azara ganz eingenommen zu ſeyn. Bei ſeiner zweiten Reiſe im Jahr 1783 wollte der Kaiſer niemand ſehen und zu Rathe ziehen, als den Ritter Azara.

Die Händel mit dem Hofe zu Parma, die Aufhebung des Jeſuiterordens, der Tod Clemens des Vierzehnten, die Wahl Pius des Sechsten boten ihm die erſten Anläſſe dar, ſeine Geſchicklichkeit an den Tag zu legen. Bei den Zwiſtigkeiten des päbſtlichen Stuhls mit den geiſtlichen Churfürſten, bei der Fehde mit dem neapolitaniſchen Hofe, eben ſo wie bei einigen Umſtänden in Beziehung auf die Ernennung der vornehmſten Miniſter des römiſchen Hofes, benahm ſich der Ritter Azara auf eine Weiſe, die ihn bald ſehr geſucht, bald gefürchtet machte, aber ſtets die allgemeinſte Hochachtung ihm erwarb.

Die kritiſche Periode der franzöſiſchen Revolution gab dem gewandten Staatsmanne reiche Gelegenheit, dem römiſchen Hofe nützlich zu werden. Zwar verkannte man ihn anfangs, als einen Philoſophen, beſonders in den Streitigkeiten, wo die Religion und ihr zarteſtes Intereſſe gefährdet zu ſeyn ſchien. Als aber im Jahr 1796 die Franzoſen mit Heeresmacht das nördliche Italien überfielen, und im Begriff waren, auf Rom los zu ziehen, war die Fürſprache Azaras bei dem General Bonaparte die einzige Zuflucht des Pabſtes, deſſen flehendliche Bitten ſo dringend waren, daß der Miniſter nicht widerſtehen konnte, ſich mitten durch ein Heer von inſurgirten Bauern nach Mayland zu begeben. Bonaparte würdigte, wie einſt Joſeph der Zweite, auf der Stelle die Talente Azaras, und hörte, von dieſer Zuſammenkunft an, nicht auf, den Mann zu bewundern, der ſo tiefe Eindrücke auf ihn gemacht hatte. Indeß gelang es Azara'n nicht ganz, das Ziel zu erreichen, das er ſich als Unterhändler geſteckt hatte. Was er bewirkte, reichte zwar zum Wohle Roms hin, aber

doch ſchien dieß den eigenommenen Köpfen um einen zu theuren Preis erkauft zu ſeyn. Nur mit Undank lohnte man den Eifer und den Muth des einzigen aufrichtigen und nützlichen Freundes, den der römiſche Stuhl in jenen unglücklichen Zeiten hatte.

Rom war ruhig, ſobald die franzöſiſchen Armeen irgend einen Erfolg erkämpften; erlitten ſie aber einen Unfall, ſo gerieth dort alles in Bewegung. Unter dieſem Schwanken zwiſchen Furcht und Hoffnung ward Azara abwechſelnd von ſeiner Stelle abgerufen, und obgleich die letzte Hoffnung jederzeit auf ihm beruhte, ſo war er doch beſtändig ein Gegenſtand des Mißtrauens. Endlich bewog ihn die Ermordung eines franzöſiſchen Generals, und die daraus erfolgte Vernichtung der päbſtlichen Regierung, ſich nach Florenz zurück zu ziehen. Nicht ohne tiefes Leidweſen ſah er ſich genöthigt, den Gewohnheiten zu entſagen, die ihm während eines 33jährigen Aufenthalts theuer geworden waren. Er begab ſich nach Paris, in der Hoffnung, hier am eheſten für ſo manche Entbehrungen entſchädigt zu werden. Künſtler, Weiſe, Gelehrte, Staatsmänner, jeder beeiferte ſich, ihm mit der Verehrung zu huldigen, die ſeinen Verdienſten gebührte. Allein der ſpaniſche Hof glaubte Urſache zu haben, mit ſeinem Benehmen nicht ganz zufrieden zu ſeyn, und verwies ihn deswegen nach Barcellona. Als bald nachher ein Wechſel im Miniſterium eintrat, kam er wieder in Gnade; aber kaum kehrte er nach Paris zurück, und er war von neuem die Zielſcheibe des Mißvergnügens ſeines Hofes. Indeſſen gieng dieſe zweite Ungnade wie die erſte vorüber; nur beim drittenmal ward ihm die Geſandtenſtelle gänzlich entzogen. Hiemit endigte ſich ſeine diplomatiſche

Laufbahn, und auch ſein Leben, denn er ſtarb zu Paris am 5ten April 1804. Er war ſeinem Vaterlande außerordentlich zugethan; allein, wie man verſichert, ſo ſoll ſeine Freimüthigkeit manchmal, wo nicht die Grenzlinien der Mäßigung, doch diejenigen der Klugheit überſchritten haben.

So bekannt Azara's Name unter den einſichtsvollſten Staatsmännern ſeiner Zeit iſt, eben ſo rühmlich zeichnet er ſich unter den Beförderern der Künſte und Wiſſenſchaften aus, die er mit Einſicht und Eifer pflegte. Die Geſellſchaft der Künſtler gewährte ihm die ſeligſten Genüſſe, er nahm ſie in ſeinen Schutz, der in Spanien ſchon viel vermochte, aber zu Rom allvermögend war; er verſchaffte ihnen Zutritt zu den Kunſtſchätzen, die Rom in ſich faßt; er ſtellte ſie gegen die Verfolgungen ſicher, denen ſie ausgeſetzt waren; er war ihnen zu Erhaltung von Arbeit oder einer Anſtellung behülflich, und um theils ihre Abſichten, theils ihre Lage näher kennen zu lernen, zog er ſie alle Mittwoche an ſeine Tafel. Den vertrauteſten widerfuhr dieſelbe Ehre an den Freitagen; überhaupt überhäufte er alle Fremde, welche die Liebe zu den Künſten nach Rom hinführte, und ihm vorgeſtellt wurden, mit Merkmalen von Auszeichnung und Wohlwollen. Er war kein Freund der Jeſuiten, aber denjenigen von ihnen, die ſich in den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften berühmt machten, ließ er Unterſtützung und Schutz angedeihen. Mengs war viele Jahre ſein vertrauteſter Freund, und nur Azara's Verwendung verdankte es dieſer, daß ihm der König von Spanien erlaubte, zu Rom bleiben zu dürfen, und daß er dennoch den Gehalt von 6900 Piaſtern, den er als erſter Hofmahler genoß,

beibehielt. Nach dem Tode dieſes Künſtlers ſorgte er als Vater für ſeine hülfloſe Familie, und ehrte das Andenken ſeines Freundes durch eine ſchätzbare Biographie deſſelben.

Azara hatte ſeinen Kunſtgeſchmack durch langes Studiren und anhaltende Forſchungen in den Tiefen der Wiſſenſchaften gebildet. Mit dem Prinzen Santa Croce veranſtaltete er Nachgrabungen zu Tivoli in dem Boden der Piſoniſchen Villa, vermittelſt welcher ſie ſo glücklich waren, eine Anzahl Bruſtbilder von berühmten Männern zu entdecken, womit bekanntlich die alten Römer ihre Luſthäuſer auszuſchmücken pflegten. Noch wenige Tage vor ſeinem Tode beſchäftigte er ſich lebhaft mit dem Gedanken einer nahen Reiſe nach Tivoli, und mit den Nachſuchungen, die er dort aufs neue zu veranſtalten gedachte. Ein gleich flammender Eifer beſeelte ihn für die Wiſſenſchaften. Er beſaß wirklich ſehr ſchätzbare naturhiſtoriſche und chemiſche Kenntniſſe; er hatte ſich ſogar mit dem berühmten Kupferſtecher Volpato, in der Verfertigung des Porzellans und der Vervollkommnung der Glaſur deſſelben verſucht. Die neuere Geſchichte, beſonders der diplomatiſche Theil derſelben, war ihm ganz geläufig, und in der ſpaniſchen ſowohl allgemeinen als beſondern Geſchichte konnte man kaum tiefer bewandert ſeyn, als er. Die Sprachen Griechenlands und Roms waren ihm genau bekannt; ſeine Mutterſprache ſchrieb er mit Grazie und Nachdruck; auch das Italieniſche und Franzöſiſche ſchrieb er, ohne daß es ihm einige Anſtrengung koſtete.

Als Schriftſteller betrachtet, kennt man von dem Ritter Azara kein anderes eigenthümliches Werk, als das Leben Cicero's, welches er nach dem engliſchen

Original von Middleton auf ſpaniſchen Boden verpflanzte, mit gelehrten Noten bereicherte, und zugleich mit mehrern in Kupfer geſtochenen Denkmälern verzierte, die größtentheils die Bildniſſe der berühmten Perſonen darſtellen, von denen in dem Werke Erwähnung geſchieht. Die Ueberſetzung ſelbſt iſt beſonders durch den Adel und die Korrektheit des Styls merkwürdig. Mehrere ſchätzbare Aufſätze über Begebenheiten ſeiner Zeit, eine Ueberſetzung vom 6ten Buch des Plinius, in Bezug auf die Künſte, einige Fabeln in ſpaniſcher Sprache, u. a. m. hat er handſchriftlich hinterlaſſen.

In Rückſicht der körperlichen Bildung hatte die Natur den Miniſter Azara eben ſo ſehr begünſtigt, als das Schickſal ihm von Seiten der Glücksumſtände gewogen geweſen iſt. Er war von mittlerer Größe, aber ſeine Geſichtszüge intereſſirten durch ihre Regelmäßigkeit und den Ausdruck von gebieteriſchem Anſehen, der die Aufmerkſamkeit erweckt, und die Ehrerbietung aufruft. Die Thätigkeit ſeines Geiſtes reichte zu allem hin. Weniger ernſthaft, als ihn ſein Geſicht bei der erſten Anſprache ankündigte, hat er, beſonders in ſeiner Jugend, die Zerſtreuungen und die Vergnügungen, niemals aber den Müßiggang geliebt. In ſeinen Ideen und Ausdrükken herrſchte eine ſeltene Präciſion. Er hatte überhaupt eine vorzügliche Naturanlage zur Wortmahlerey, wenn auch nicht mit einem brillantnen Kolorit, doch wenigſtens mit ſtarken Tinten. Michael Angelo und Raphael ſcheint er ſich zu Vorbildern genommen zu haben. In allen Gattungen war Stärke und Richtigkeit der Wahlſpruch ſeiner Schule. Was nur vollendet und manierirt war, in was immer für einer Gattung es ſeyn mochte, konnte bei ihm keine Gnade finden. Durch ſei-

nen langen Aufenthalt in dem Vaterlande der ſchönen Künſte, durch ſeine fortgeſetzten Verhältniſſe mit Künſtlern und Kunſtfreunden, durch die Wichtigkeit der Rolle, die er ſpielte, hatte er ſich eine Art von Diktatur erworben, die er nicht ohne Anmaßung ausübte, der man ſich aber willig unterwarf.

Unerſchütterlich in ſeinen Geſinnungen, wie in ſeinen Neigungen, energiſch manchmal bis zur Unbiegſamkeit, mehr herriſch als einnehmend, geſchickter und geneigter zum Ueberzeugen als zum Ueberreden, aufgelegter zum Entſcheiden als zum Erforſchen, ließ er einen nicht zum Widerſpruche kommen, oder ſchwächte doch wenigſtens den Muth dazu. Uebrigens war er treu ſeinem Staate, ſeinen Freunden, ſeinen Worten, und wenn er auch gleich einigemal diejenigen ſtreng behandelte, die ſich ihm hingaben, ſo hat er doch nie weder eine Verrätherei an ihnen begangen, noch ſie verlaſſen. Er unterhielt einige Verbindungen in Spanien, die ſich von mehr als 40 Jahren herſchrieben. Niemand konnte undurchdringlicher ſeyn, wenn es die Noth erforderte, als er; zurückhaltend mit der Miene der Hingebung, durchdringend unter dem äußerlichen Scheine der Freimüthigkeit, kann er dennoch nicht mit Recht der Falſchheit beſchuldigt werden. Er war fein genug, um ſich verſtellen und jemand ausforſchen zu können; aber nie hat er ſeine Feinheit bis zum Betrug getrieben. Welche geheime Meinungen er auch gehabt haben mag, ſein äußeres Betragen war immer tadellos. Nie hat er der Würde ſeines öffentlichen Charakters, noch den Geſetzen der Religion, in welcher er geboren ward und geſtorben iſt, Abbruch gethan.

Gabriel Lancilotto Caſtello di Torremuzza.

Fürſt in Sizilien.

Wer die Wiſſenſchaften aufrichtig liebt, wer von ihrer Nothwendigkeit zur wahren, menſchlichen Ausbildung wirklich überzeugt iſt, der findet auch in einem Leben, das viele Jahre hindurch in öffentlichen Geſchäften verlebt wird, noch immer Zeit genug, den Muſen zu opfern, und gerade dadurch den Dienſt, den er dem Staate leiſtet, zu veredlen und zu verſchönern. Einzelne Beiſpiele aus der Geſchichte unſerer Zeit beweiſen es; ja man darf ſagen, daß es ein Hauptvorzug unſerer Zeiten zu werden anfängt, die Wiſſenſchaften aus den Schulen und Muſeen allmählig wieder in das geſchäftige Leben zurück zu führen. Bei dem gelehrten ſizilianiſchen Fürſten Torremuzza iſt dieſe Verbindung zwiſchen einer brennenden Liebe zu den Wiſſenſchaften, und einer unermüdeten Thätigkeit zum gemeinen Beſten vorzüglich ſichtbar. Nicht ſeine erhabene Geburt, ſondern vornemlich ſeine ausgezeichneten Talente, und ſeine vortreffliche Denkungsart, durch die er ſich den Beifall der Edlen unter ſeinen Zeitgenoſſen zu erwerben wußte, machen ſeinen Namen unſterblich. Er bediente ſich des hohen Ranges und

des großen Einfluſſes, den ihm das Schickſal verliehen hatte, ſich wie ein Weiſer deſſelben bedienen muß, um nemlich Wiſſenſchaften und Tugend unter denjenigen Menſchen zu befördern, die ſeiner Führung zunächſt anvertraut waren, um Arme zu unterſtützen und Thränen zu trocknen. Die Wiſſenſchaften erreichten an ihm ihren höchſten Zweck, ſie verſchönerten ſein eigenes Leben, und lehrten ihn zugleich, mit Einſicht und auf die edelſte Art Gutes zu thun.

Der Fürſt von Torremuzza ward zu Palermo am 21. Jan. 1727 geboren. Seine Aeltern waren Carlo Girolamo Marcheſe di Motta, und Suſanna Giglio, aus dem Hauſe der Fürſten von Torretta. Von Kindheit an zeigte er viele Geiſtesfähigkeiten und ungemeine Liebe zu den Wiſſenſchaften.

Als die Zeit gekommen war, eine Wahl zu treffen, und ſich einem gewiſſen Zweige der Gelehrſamkeit vorzüglich zu ergeben, entſchied ſeine Neigung vorzüglich für Naturkunde, Botanik und Chemie; durch einen Zufall aber wurde er in die Laufbahn geführt, in welcher er ſich einen Ruhm erworben hat, den er vielleicht in der erſt gewählten nicht erlangt haben würde. In der Gegend der Herrſchaft Motta, wo er wohnte, waren Ruinen der vor etwa 1000 Jahren durch Erdbeben zerſtörten, ehemals in der griechiſchen und römiſchen Geſchichte berühmten Stadt Aleſa. Sie war dem Erdboden gleich; zuweilen aber brachte der Pflug einige Bruchſtücke hervor, und da im Jahr 1746 ein Bauer ungefähr 200 Münzen von Erz fand und ſie dem jungen Fürſten brachte, wurde in dieſem die Luſt erweckt, ſie erklären zu können. Mit den klaſſiſchen Lateinern war er ſchon gut, obwohl nicht ſehr gründlich bekannt;

in andern Kenntniſſen, die zu ſeiner Befriedigung erfordert wurden, fühlte er ſich noch ſchwächer. Er gieng daher nach Palermo, um ſich im Umgange mit gelehrten Männern und Schriften zu berathen, ſtudirte mit dem anhaltendſten Fleiße die lateiniſchen und griechiſchen Klaſſiker, nebſt andern Quellen der Alterthumskunde unter Anführung des Kanonikus Schiavo und des berühmten Benediktiners Blaſu; und hatte, ehe noch 3 Jahre verfloſſen waren, in dieſen Studien es ſchon ſo weit gebracht, daß er eine Abhandlung über eine in den Feldern von Aleſa gefundene alte Bildſäule, und ein Sendſchreiben über die Ueberbleibſel von Soluntus herausgab. Der Stadt Aleſa aber widmete er hernach eine eigene Geſchichte, in welcher er alles, was er dieſelbe betreffend aufgefunden hatte, umſtändlich beſchrieben hat; ein Werk, das ihm als einem jungen Manne von 26 Jahren viel Ehre machte, ob er gleich ſelbſt in der Folge daſſelbe nebſt einigen andern Schriften, die wir übergehen, unter ſeine unvollkommenen jugendlichen Verſuche zählte.

Torremuzza, von gleicher Liebe für ſein Vaterland und für die Alterthümer beſeelt, fuhr nun fort, dieſer doppelten Neigung ohne Unterlaß anzuhängen: und da Sizilien ein Land iſt, wo man keinen Schritt thun kann, ohne auf klaſſiſchen Boden zu treten; ſo bemühte er ſich, die großen Lücken, welche ein Panvinius, Gualtieri, Paruta, Haverkampp u. a. in Beſchreibung der ſizilianiſchen Denkmale der Bildhauer- und Baukunſt, Münzen und Inſchriften, alten Werkzeuge und dergleichen übrig gelaſſen hatten, auszufüllen. Weil aber ein ſo vielumfaſſendes Unternehmen nicht von Einem Manne allein

ausgeführt werden konnte, ſo lud er andere Gelehrte ein, ſich zu dieſem Zwecke zu vereinigen. Dieß war die Abſicht ſeiner im Jahr 1764 herausgegebenen: Idea di un Tesoro, che contenga una Generale Raccolta delle Antichita di Sicilia; doch erreichte er dieſe Abſicht nicht, ob er ſchon ihnen mit ſeinem Beiſpiele vorgieng, und das ſchwerſte der Arbeit, nemlich die Erläuterung der Inſchriften und Münzen, auf ſich nahm. Ueber die erſtern erſchien ſein berühmtes Werk: Siciliae et adjacentium Insularum veterum Inscriptionum nova Collectio. (Panormi 1769. 4.) Es wurde allgemein von den Kennern bewundert, indem es noch weit mehr gelehrte und glückliche Unterſuchungen enthält, als der Titel verſpricht, und machte ſich bald ſo ſelten, daß, wenn der Verfaſſer nicht durch eine lange ſehr gefährliche Krankheit wäre abgehalten worden, er die zweite vermehrte Ausgabe ſchon früher als 1784 würde an das Licht geſtellt haben.

In der Erläuterung der ſizilianiſchen Münzkunde zeigte ſich der Fürſt von Torremuzza nicht weniger groß. Von dem erſten Miniſter March. Tanucci erінuntert, und von der Freigebigkeit ſeines Königs unterſtützt, gab er 1781 das koſtbare Werk: Siciliae Populorum et Urbium, Regium quoque et Tyrannorum veteres Nummi, Saracenorum epocham antecedentes, in der königlichen Druckerei zu Palermo heraus, in welchem er die auserleſenſte Kritik und große Gelehrſamkeit zeigte. Zuſätze zu dieſem Werke, welche vortreffliche unbekannt geweſene ſizilianiſche Münzen enthalten, hat er 1789 und 1791 in den Druck gegeben.

Als würdiger Geſchäftsmann und guter Bürger zeichnete ſich der Fürſt von Torremuzza nicht weniger zum Ruhme und Nutzen ſeines Vaterlandes aus. Mit dem ſeiner Freundſchaft ſo würdigen und unter uns gleichfalls berühmten Fürſten von Biſcari hatte er die Aufſicht über die Alterthümer des Valdi Mazara und über die königlichen Schulen (ſie waren Custodi delle Antichita etc. und Deputati de Regj Studj): vor der Zerſtörung der Zeit bewährten ſie die Ueberbleibſel von Selinut, der Tempel zu Segeſtus, die alten Bäder und Katakomben zu Palermo; und in dieſer volkreichen Stadt ſetzten ſie in allen Gattungen von Wiſſenſchaften Lehrer an, die keinen Anlaß gaben, die Jeſuiten, mit welchen bis zu ihrer Aufhebung alle Lehrſtühle beſetzt geweſen waren, zurück zu wünſchen. Eine Zeichenſchule, eine ausgeſuchte Bibliothek, eine herrliche verſehene Sternwarte, ein an ſeltenen und nützlichen Pflanzen reicher potaniſcher Garten, zeugen ebenfalls von Torremuzza's unermüdetem Eifer: und um ſich noch mehr um ſein Vaterland verdient zu machen, hat er nicht nur den potaniſchen Lehrſaal mit zwei ſehr ſchönen Statuen beſchenkt, ſondern auch ſeine vortreffliche ihm ſo lieb geweſene Bibliothek in ſeinem Teſtamente der Univerſitätsbibliothek vermacht; nur mit Ausnahme der Dubletten, welche er dem Senate hinterlaſſen hat. Am Eingange der Bibliothek iſt ihm durch ſein in erhabener Arbeit verfertigtes und mit einer Inſchrift begleitetes marmornes Bildniß ein Denkmal der Dankbarkeit geſtiftet worden.

Der Fürſt von Torremuzza hatte noch andere Aemter, als die vorgedachten, bei der Leihbank, dem großen Krankenſpital, der Armenherberge, der Kom-

merzkammer und der Münze, die er alle mit gleicher Gewiſſenhaftigkeit verſah, und dabei noch als Schriftſteller ſich auszuzeichnen Gelegenheit nahm, indem er in verſchiedenen Jahren die Notizia dell' origine, Fondazione ed instituto della Compagnia de Bianchi della Citta di Palermo — die Notizia storica dell' Albergo Generale de proveri und die Memoria delle Zeche di Sicilia e delle Monte in essa in vasj tempi coniate herausgab. Dieſe leztere Schrift, welche auch Ausländern mehr als die zwei erſten brauchbar ſeyn kann, iſt mit ſolcher Genauigkeit abgefaßt, daß ſie öfters in der Auslegung der Geſetze der Provinz, und in den Urtheilen der Magiſtratsperſonen den Ausſchlag giebt.

Im Auslande waren Torremuzza's Verdienſte um die gelehrte Welt durch ſeine Aufnahme in die Geſellſchaft der Alterthumskenner zu London und in die königliche Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris vorzüglich belohnt; der vielen Gelehrten, die ſeinen Briefwechſel ſuchten, oder ihn in ihren Schriften lobten, nicht zu gedenken. Im gemeinen und häuslichen Leben war er ein frommer und umgänglicher Mann, treuer Gatte und ſorgfältiger Vater. Als chriſtlicher Philoſoph verabſchiedete er ſich von den Seinigen in einem ſanften und rührenden Ausdrucke, mit den Worten: a rivederci in Paradiso. Er entſchlief am 27. Febr. 1794.

Chriſtian Wernicke.

Däniſcher Reſident in Paris.

Wernicke gehört mit zu den vorzüglichſten Wiederherſtellern des guten Geſchmacks unter den Deutſchen, und es gereicht ihm zum großen Ruhme, daß er Muth genug hatte, gegen den unnatürlichen Schwulſt und den Flitterpuz der Lohenſteinianer in ſeinen Sinngedichten zu Felde zu ziehen, und in untergeſetzten Anmerkungen die Thorheit jenes Geſchmacks mit Gründen zu beweiſen. Die übertriebene Bewunderung und Nachahmung neuerer italiäniſcher Dichter tadelte er bey jeder Gelegenheit. Die allzuhäufige Einmiſchung franzöſiſcher Wörter, die damals Mode war, hat er durch Sinngedichte und Anmerkungen in ihrer Abgeſchmacktheit dargeſtellt. Patriotiſch zieht er einigemal gegen den Pater Bouhours los, der den Deutſchen alles Genie abgeſprochen hatte.

Er war der väterlichen Abkunft nach ein Sachſe, von mütterlicher Seite ein Engländer, und von Geburt ein Preuße; Jahr und Ort derſelben ſind unbekannt. Die Univerſität Kiel beſuchte er im Jahr 1685, und hier war der berühmte Polyhiſtor Morhof ſein vornehmſter Lehrer, unter deſſen Vorſitz er auch eine lateiniſche

Diſſertation von der kleinen und großen Welt vertheidigte. Seine poetiſche Ader ergoß ſich ſchon damals in mehreren Epigrammen; weil Morhof einſt die Bemerkung gemacht hatte, daß ſich noch kein Deutſcher in der epigrammatiſchen Poeſie ausgezeichnet hatte. Er fieng damit an, daß er lateiniſche Epigramme ins Deutſche übertrug, um ſich vornemlich in der Kürze des Ausdrucks zu üben, die dem Epigramm weſentlich und, wie Morhof bemerkte, im Deutſchen ſchwer zu erreichen iſt.

Als Wernicke die akademiſche Laufbahn vollendet hatte, ſuchte er ſein Glück an einem deutſchen Hofe zu machen — allein ſeine Bemühungen hatten den erwünſchten Erfolg nicht. Dagegen erwarb er ſich bei dieſen Bewerbungen die Gunſt einer angeſehenen Dame, die eine Freundin der Dichtkunſt war, und die einige ſeiner Sinngedichte geleſen hatte. Er huldigt ihr in ſeinen Poeſien unter dem Namen Amaryllis. Drei Jahre lang lebte er in der Gegend, wo ſie ſich aufhielt, und des Sommers mußte er ſie immer auf ihr Landhaus begleiten. Dieſe Verbindung war der Entwickelung ſeiner dichteriſchen Talente ungemein förderlich, und erzeugte immer beſſere Früchte ſeines Geiſtes, die um ſo ſchätzbarer waren, da die vaterländiſche Poeſie damals in tiefem Verfall lag. Oefters gab ihm ſeine Gönnerin mancherlei Themata auf, worüber er ſeine Gedanken in Sinngedichten ſagen mußte. Die hiſtoriſchen Epigramme, welche ſich in der Sammlung ſeiner Werke befinden, ſind meiſtens Jugendfrüchte; die ſatyriſchen ſtammen aus einer ſpätern Periode. In der Jugend verfolgte er die Laſter eifrig, und gleichſam mit der Peitſche in der Hand, in reiferem Alter ſpot-

tete er der Thorheit der Welt mit lächelndem Munde. Denn, ſagt er, eine gute Erziehung reicht ſchon hin, dasjenige zu erkennen, was man haſſen, aber, was man verſpotten ſoll, lehrt nur vieljährige Erfahrung.

Wernicke unternahm, da er noch immer keine Anſtellung erhalten hatte, eine Reiſe nach Frankreich und den damit benachbarten Ländern. Nach Verfluß einiger Jahre wandte er ſich an den engliſchen Hof, weil ihm hier Ausſichten zu einer glänzenden Verſorgung gemacht worden waren, die aber wieder vereitelt wurden, als er ſie ſchon erreicht zu haben glaubte. Er hatte ſeine Hoffnung auf eine Menge geleiſteter Dienſte gegründet, und nicht ſeine Schuld, ſondern die Liſt heimlicher Feinde zernichtete ſie. In England erwarb er ſich die groſſe Kenntniß der engliſchen Sprache, die aus vielen Noten zu ſeinen Sinngedichten hervorleuchtet, und die, wie er ſelbſt ſagt, damals in Deutſchland noch ſehr ſelten war. Von ſeiner Stärke in ausländiſchen Sprachen überhaupt hat er mehrere Beweiſe gegeben. Daß er die franzöſiſche Verſification als Kenner beurtheilen konnte, ſieht man aus den Reflections d'un Allemand ſur les desfauts de la verſification Françoiſe, die er geſchrieben haben ſoll.

Aus England kehrte Wernikke wieder zu der Dame zurück, die ſeiner Muſe ſo hold war, und wählte dann Hamburg zum Orte ſeines Aufenthalts. Endlich erkannte man doch ſeine Fähigkeit zu öffentlichen Geſchäften. Der König von Dänemark ernannte ihn zum Staatsrath, und ſandte ihn nach Paris, wo er auch in dem Charakter eines Reſidenten im dritten Decennium des 10ten Jahrhunderts geſtorben iſt.

Wernicke gab ſeine Sinngedichte zuerſt unter dem Titel: Ueberſchriften oder Epigrammata (Amſterdam 1697) heraus, und nach wenig Jahren in einer zweiten Ausgabe (Hamburg 1701); die erſte beſtand aus 6, die zweite aus 8 Büchern, zu welchen noch 4 Schäfergedichte kamen, die Wernicke bei eben ſo viel Gelegenheiten gemacht hatte; denn um jene Zeit war es Mode, daß die deutſchen Dichter in ihren Gelegenheitsgedichten allegoriſche Weſen aus der Hirtenwelt ꝛc. aufführten, unter welchen man die beſungenen Perſonen und ihre Eigenſchaften verſtehen ſollte; und dieſe froſtigen Allegorien nannten ſie Schäfergedichte.

Ein komiſch-ſatyriſches Heldengedicht, Hans Sachs betitelt, ſchrieb Wernicke, um den hamburgiſchen Poeten Poſtel lächerlich zu machen, der ohne Geiſt und Geſchmack, und doch nicht ohne großen Beifall, Epopöen und Opern in dem ſchwülſtigen Styl Lohenſteins ſchrieb. Der alte reimreiche Schuſter tritt darin auf, ſucht ſich unter den Poeten Deutſchlands einen würdigen Nachfolger, und erklärt endlich den Stelpo, das iſt Poſteln, dazu; denn, ſagt er:

Mein Stelpo zeigt allein mein Bild an ſeiner Stirne,
Und unzertheilte Dünſt' umnebeln ſein Gehirne;
Selbſt ſeine Amme faßt' in der Geburt ihn um,
Weiſſagt und ſegnet ihn mit dieſem Wunſch: Sey dumm!

Dieſer Gebrauch der Satyre, die Afterpoeten ſeiner Zeit zu züchtigen, gehört nicht zu den kleinſten Vorzügen unſers Dichters. Wernicke, der durch eine

vertraute Bekanntſchaft mit den franzöſiſchen und engliſchen Dichtern ſeinen Geſchmack gereinigt hatte, und viel kritiſchen Scharfſinn beſaß, war faſt der erſte, der ſich von dem Bombaſt und Unſinn der ſogenannten lohenſteiniſchen Schule losriß, und Lohenſteinen ſelbſt und ſeine Nachahmer verlachte. — Um Poſteln an Wernicken zu rächen, ſchrieb Georg Siegmund Hunold, bekannter unter dem Namen Menantes, der ſeiner unzüchtigen Reimerey wegen auch ſchon Wernickens epigrammatiſche Geißel gefühlt hatte, den thörichten Pritſchenmeiſter, ein Pasquill auf unſern Dichter; doch dieſer rächte ſich durch noch beiſſendere Sinngedichte, in welchen er Hunolden den Namen Mävius gab. Die letzte Ausgabe ſeiner Werke ließ Wernicke im Jahr 1704 drucken.

Der gute Geſchmack hatte damals in Deutſchland ſo wenig Verehrer, und die Afterpoeten waren ſo ſehr im Beſitz des Beifalls der Leſewelt, daß die ſcharfen Pfeile, die Wernicke aus ſeinem epigrammatiſchen Köcher abgeſchoſſen hatte, nicht mehr geachtet wurden. Bodmer erwarb ſich das Verdienſt, das Publikum wieder auf dieſen Epigrammatiſten aufmerkſam zu machen; ihm verdankt man eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke (Zürich 1749 und 1763), und Ramlern einen Auszug (Leipzig 1780), worin nur die beſſern Epigramme aufgenommen, und der Sprache mehr Politur und Richtigkeit gegeben worden war. Denn eine harte, oft grammatiſch = unrichtige Sprache iſt der Hauptfehler der Wernickiſchen Sinngedichte, die ſonſt dem Witz, dem Scharfſinn und der Beobachtungsgabe des Dichters ſo viel Ehre machen, ob ſie gleich an munterer Laune, Naivität des Witzes und Klarheit des Ausdruckes den

Logauiſchen nicht gleich kommen. Hagedorn hat ihn in folgendem Epigramm ganz treffend geſchildert:

Wernicke.

Wer hat nachdenklicher den ſchweren Witz erreicht,
Und eher aufgehört, durch Wortſpiel uns zu äffen?
An Sprach und Wohllaut iſt er leicht,
An Geiſt ſehr ſchwer zu übertreffen!

Ob der Sinn des ſcharfen Wernicke (wie ihn Bodner nennt) unter der ſcharfen ramleriſchen Feile nicht manchmal gelitten habe, indem der Dichter an Wohllaut gewann, und um ein Jahrhundert jünger wurde, möchte faſt zu bezweifeln ſeyn. Die ſogenannten Schäfergedichte hat Ramler weggelaſſen, und von Hans Sachs nur eine Stelle mitgetheilt, die er für die beſte hielt. — Uebrigens könnten ſich junge Dichter dieſe ramleriſche Ausgabe zur Uebung ihres Geſchmacks freilich wohl zu Nutze machen; indem ſie die Originalausgabe damit vergleichen; aber die rechte Methode, wornach man einen alten, zumal klaſſiſchen Schriftſteller herausgeben ſollte, dürfte eine ſolche Bearbeitung wohl ſchwerlich ſeyn.

Chriſtian Felix Weiſſe.

Kreis = Steuer = Einnehmer in Leipzig.

Als Schriftſteller und Menſch gehört Weiſſe zu den würdigſten und wirkſamſten, die in der deutſchen Kulturgeſchichte des 18ten Jahrhunderts genannt werden können. In allen Fächern der Literatur, denen er ſeinen Fleiß ſchenkte, hat er mit Glück und Beifall gearbeitet. Betrachtet man ihn als lyriſchen Dichter, als Dramatiker, als Kunſtrichter, oder als den Lehrer der Jugend, ſo findet man, wie glücklich ſich ſein Geiſt allen dieſen Zweigen der Literatur anſchmiegte, und mit welchem allgemeinen Beifall ſeine dahin gehörigen Arbeiten aufgenommen wurden. Er iſt mit unſerer Literatur aufgewachſen, er kannte ſie in ihrer Minderjährigkeit, und verließ ſie nicht in reifern Jahren.

Geboren wurde Weiſſe zu Annaberg im Erzgebirge am 8ten Februar 1726. Sein Vater war damals Rektor der daſigen Schule, kam aber in der Folge als Direktor an das Gymnaſium nach Altenburg. Hier ſammelte Felix die erſten wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe ein, und auf der Akademie zu Leipzig baute er auf den gut gelegten Grund fort. Im Jahr 1750 wurde er Hofmeiſter eines excentriſchen, aber geiſtreichen ſäch=

ſiſchen Grafen, deſſen Vormund ihm dann (im Jahr 1762) die geruhige Kreis-Steuer-Einnehmerſtelle in Leipzig verſchaffte.

Früh ſchon lernte Weiſſe in heimiſchen und ausländiſchen Kreiſen vieler Länder und Menſchen Eigenheiten kennen, und fühlen, was unſerer Literatur in Vergleichung mit der Literatur der früher gebildeten Nationen noch abgehe, nemlich Urbanität im Urtheile, und eine natürliche Grazie im Schreiben und Leben, die ſich auf keiner Studierſtube erhaſchen läßt. Ueberſetzungen aus geleſenen engliſchen und franzöſiſchen Schriftſtellern wurden ſeine Vorübungen, und ſüße anakreontiſche Tändeleyen waren die Erſtlinge ſeiner Muße. Der Inhalt ſeiner Lieder iſt Freude, Scherz, oder kleine Satyre; die anakreontiſchen ſind voll lachender Anmuth, andere haben die ſchöne Nachläßigkeit und den epigrammatiſchen Witz der franzöſiſchen Liebesdichter, mehr greſſetſche Leichtigkeit, als horaziſches Feuer. Wenn er bis zur Höhe dieſes Römers aufzuklimmen ſtrebt, erliegt er dem Feuer. In den Amazonenliedern erreichte er oft die völlige Wärme der Sappho, und geht oft glücklich vom Zärtlichen und Schwermüthigen zu Gemählden kriegeriſcher Auftritte und zu Ausbrüchen des Heldenmuthes über; männlicher Geiſt und ſchwärmeriſche Liebe beſeelen ſeine Amazone durchgehends. Seine Elegie auf Gellerts Tod hat außer manchen andern Vorzügen auch den, daß Weiſſe durch vieljährigen Umgang mit dem Charakter des verdienſtvollen Mannes, den er beſang, vertraut bekannt, durch ſein Beiſpiel ſelbſt immer mehr gebildet, und mit ihm zu ſanften, feinen und edlen Empfindungen ſehr harmoniſch geſtimmt war.

Leipzig hatte damals das belobteſte Theater, und Weiſſe bemühte ſich mit dem glücklichſten Erfolg, es von den Gottſchedtiſchen Waſſerfluthen zu befreien. In kraftvollern, harmoniſchern Alexandrinern bildete er ſeine Trauerſpiele den Franzoſen und Engländern nach, und ſuchte die Regelmäßigkeit und weiſe Vertheilung des Plans mit der hohen Stärke und Eindringlichkeit wahrhaftig tragiſcher Situationen zu verbinden. Sein Richard der Dritte iſt, ſelbſt nach Leſſings Urtheil, eins von unſern beträchtlichſten Originalen; reich an großen Schönheiten, die genugſam zeigen, daß die Fehler, mit welchen ſie verwebt ſind, zu vermeiden, nicht über die Kräfte des Dichters geweſen wäre, wenn er ſich dieſe Kräfte nur ſelbſt hätte zutrauen wollen. Im Luſtſpiele näherte ſich Weiſſe mehr der engliſchen Dreiſtigkeit, als dem gezierten Witz der meiſten Franzoſen, hin und wieder hat er ächten deutſchen Humor, beſonders in ſeinen Originalcharakteren aus den mancherlei Ständen des bürgerlichen Lebens. Mit Hillern verbunden, wurde er Schöpfer der deutſchen Operette. Jahrzehende lang machte ſeine Jagd, ſein Erndtekranz, ſein Dorfbarbier, Lottchen am Hofe ꝛc. die Laſt der muſikaliſchen Welt, und ſehr vieles davon gieng in die Geſänge des Volkes über. Freilich konnte es ſeine Abſicht nicht ſeyn, daß der Uebelſtand des blos geſprochenen Dialogs zwiſchen den Arien auf unſerer Bühne immer fortdauern ſollte. Aber er berechnete auch hier die vorhandenen Kräfte, und es wäre undankbar gegen die Vortheile, welche ſein Muſter ſchaffte, und gegen das Vergnügen, welches die Vorſtellung ſeiner komiſchen Arbeiten ſo oft gewährte, wenn man ſie jetzt ganz bei Seite legen, und dem wandelbaren Ei=

genſinne des Zeitgeſchmacks aufopfern wollte. Plan und Ausführung haben in den meiſten überaus viel Werth, und ſeine Amalie iſt noch immer eins unſerer beſten rührenden Luſtſpiele.

Die ſchönſten Blumen in Weiſſe's beſcheidenen Schriftſtellerkranze ſind ſeine auſgeleſenen Jugendſchriften. Durch ſie wurde der Mann, der weder an Geiſt noch Gelehrſamkeit mit den Genannteſten ſeiner Zeitgenoſſen wetteifern konnte, doch bei weitem der nützlichſte aller deutſchen Autoren. Denn er wirkte in mannigfaltigen Formen und Einkleidungen drei Jahrzehende hindurch mehr, als ſich je berechnen läßt, auf die deutſche Jugend. Er beſaß alle die Eigenſchaften, die einen guten Kinderſchriftſteller charakteriſiren. Alle Vorfälle des menſchlichen Lebens wußte er für die Kinderſphäre zu benutzen, und ſo darzuſtellen, daß ſie Kindern nicht blos angenehm, ſondern auch nützlich werden. Wiſſenſchaftliche Gegenſtände behandelte er mit einer Faßlichkeit und Anmuth, die wenig mehr zu wünſchen übrig läßt. So ſehr er ſich auch zu der Faſſungskraft der Kleinen herabzulaſſen wußte, ſo geſchah es doch mit einer gewiſſen Würde, und einem verſtändigen Ernſt. Er war reich an ſinnreichen Erfindungen, um die Aufmerkſamkeit der Kinder zu feſſeln. Auch die unbedeutendſten Veranlaſſungen gaben ihm Gelegenheit, nützliche, hiſtoriſche, geographiſche, naturhiſtoriſche und moraliſche Wahrheiten vorzutragen und der jugendlichen Seele ſpielend einzuprägen. Er lehrte unſere Kinder die erſten Buchſtabenlaute (ſein A B C-Buch war lange Jahre das zweckmäßigſte) die erſten Gedanken in Kindlichkeit und Fröhlichkeit. Seine Lieder für Kinder verdienten, mit

Hillers trefflichen Melodien verbunden, ſowohl wegen ihres trefflichen Inhalts, als auch wegen ihrer Naivität und des glücklich herabgeſtimmten Tons, von allen Kindern auswendig gelernt zu werden.

Mit dem Leipziger Wochenblatte fieng Weiſſe an, die Kinder wöchentlich mit Erzählungen, Allegorien, Fabeln, Geſprächen, die theils die Bildung des Herzens und der Sitten, theils die Aufklärung des Verſtandes durch Kenntniſſe aus der Naturhiſtorie, der Geſchichte und dem gemeinen Leben zum Gegenſtande haben, eben ſo angenehm als nützlich zu unterhalten. Auf das Wochenblatt folgte der Kinderfreund und der Briefwechſel, und die 38 Bändchen dieſer beiden letzten Schriften werden ſtets die Grundlage aller unſerer, ſeitdem in die Tauſende angeſchwollenen Kinderbibliotheken ausmachen, und ein Theil der hier enthaltenen Aufſätze iſt durch Ueberſetzung faſt in alle Sprachen Europa's übergegangen. Noch im hohen Alter hörte er nicht auf, den guten Kindern ein Weihnachtsgeſchenk zu geben, oder ſein Schreibpult zu öffnen, oder ſonſt aus engliſchen Quellen für ſie zu ſchöpfen und für ihre Unterhaltung zu ſorgen.

Neben dieſen Originalprodukten beſchäftigte ſich der raſtlos arbeitſame Mann viel mit Ueberſetzungen gemeinnütziger Schriften, vornemlich aus dem Engliſchen, und die alte Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften hatte an ihm in einer langen Reihe von Jahren einen eben ſo einſichtsvollen als thätigen Mitarbeiter. Auch an der neuen Bibliothek hatte er theilnehmende Freude, ob er gleich den ſchneidenden Ton, den das mündigere Zeitalter gewiſſermaßen zu fordern ſchien, nie mit ſeiner ſanften, friedlichen Denkart vereinigen konnte.

Um mit ſeiner ganzen Denk= und Studirart aufs innigſte vertraut zu werden, darf man nur Graves Briefwechſel mit Weiſſe leſen, der in den Händen der Nation iſt.

Durch Empfehlung brauchbarer Hauslehrer gründete Weiſſe das Glück ſehr vieler junger Männer, und leiſtete nicht wenigen Familien in der Nähe und in der Ferne ungemein nützliche Dienſte. Freilich konnte der liebreiche Beſorgte, durch keinen Undank, keinen Fehlgriff, keine Unkoſten des Briefportos und unſäglichen Zeitaufwandes zu ermüdende Mann der Nachfrage nicht immer die geprüfteſten Subjekte entgegen ſtellen, und überhaupt, wie er ſich wohl ſelbſt auszudrücken pflegte, für jeden Topf nicht immer den Deckel finden; ja er wurde oft grauſam betrogen. Allein ein gelungener Wurf entſchädigte ihn für zehen mißrathene, und zehen gelangen, ehe einer mißrieth. Ueberhaupt aber war er eine Zierde und Stütze der Stadt, die auf ihn ein halbes Jahrhundert lang ſtolz war. Zu ihm wallfahrteten alle Fremden und Durchreiſenden, und nie ermüdete ſeine Geduld dabei, jedem wußte er etwas zu ſagen und etwas zu ſeyn, ob er gleich bei der in ihm wohnenden Milde und Beſcheidenheit fern von aller Gefallſucht und von dem eitlen Beſtreben war, allen Alles zu ſeyn. Wahre Gaſtfreundlichkeit wohnte bei ihm. Die trauliche Linde auf ſeiner kleinen Villa Stötteritz, nach deren Schatten der edle Garve ſich ſo oft ſehnte, beſchattete noch viele Edle, die meiſt auch ſchon heimgegangen ſind. Als treuer Rathgeber, friedeſtiftender Vermittler, Helfer, Tröſter, war er, unterſtützt von einer ſehr verſtändigen, ihm gleichen, Gattin, im engen und weiten

Kreiſe ſeiner Bekannten und Vertrauten immer der, auf welchen alle rechneten, auf deſſen Urtheil alle erwartend hinſahen, von dem niemand unbefriedigt gieng.

Empfindliche Leiden trafen den ehrwürdigen Greis in der letzten Periode ſeines Lebens, aber er ertrug ſie mit der heiterſten Reſignation. Ein Schlagfluß hatte ihn ſchon vor mehreren Jahren geſtreift, und er konnte ſeit dieſer Zeit nur mit ſehr zitternder Hand ſeine Buchſtaben mahlen, deren er doch ſelbſt ſeinem bürgerlichen Berufe nach ſo viele ſchreiben mußte, und zu ſeiner Erquickung auch als Schriftſteller und Freund, bis wenige Monate vor ſeiner Auflöſung, ſo viele und ſo geiſtreiche ſchrieb. Im Sommer 1804 nahmen ſeine Kräfte, die geiſtigen wie die körperlichen, ſichtbar ab, und am 16ten Dec. entſchlummerte er ſanft im 79ſten Lebensjahre. Die Stadt, deren Zierde er war, ehrte ihn durch ein feierliches Leichenbegängniß. Rath, Kaufmannſchaft und Univerſität gaben ſich wechſelſeitig über ſeinem Sarge die Hand. Alle theilten den Verluſt. Alle gelehrten und Bürgerſchulen Leipzigs ſchickten ihre Zöglinge, die Aeltern der vornehmſten Stände ſchickten ihre Kinder zur Begleitung des Kinderfreundes. Viele der Angeſehenſten folgten der Leiche zu Fuß, ein unabſehbarer Zug von Kutſchen trat in die Reihe und eine ſtille, unausſprechliche Rührung erfüllte die Tauſenden von Zuſchauern.

Johann Gottfried Herder.

Oberkonſiſtorialpräſident und Oberhofprediger in Weimar.

Die neuere deutſche Literatur hat verſchiedene Männer aufzuweiſen, zu denen ſich weder bei den Griechen noch Römern, noch bei den übrigen Gelehrten Nationen der neuern Zeit paſſende Seitenſtücke finden laſſen. Einer derſelben war Leſſing, ein anderer iſt Herder. Seine Werke voll Einbildungskraft und philoſophiſcher Ueppigkeit laſſen ſich mit den Platoniſchen vergleichen, die vielen literariſchen, hiſtoriſchen und phyſikaliſchen Kenntniſſe, die ſich überall verrathen, erinnern an Ariſtoteles. In mancher Rückſicht fallen uns Hemſterhuis, Pope und Addiſon ein. Aber, wie geſagt, ihn vollſtändig zu vergleichen, iſt nicht wohl möglich.

Johann Gottfried Herder wurde am 25. Auguſt 1741 zu Morungen in Preußen geboren. Weder der Stand, noch der Reichthum ſeiner Aeltern, konnten den jungen Herder zu der Hoffnung einer ſo glänzenden Laufbahn, als ſich ihm in der Folge eröffnete, berechtigen. Allein Fleiß und Talente, vom Schickſale begünſtigt, dieſe ſicherſten Führer zur wahren Ehre, führten ihn in der Folge auf eine Stufe von Rang und Anſehen, die ſeine ſpäteſten Nachkommen noch verbindet, ſich des Namens würdig zu machen, den er

ihnen erworben und hinterlaſſen hat. Herders Vater war ein ehrlicher Fleiſcher zu Morungen, das nicht gar weit von den Ufern der Oſtſee, auf dem ebenen ſchmalen Landſtriche liegt, der in frühern Zeiten einen Kopernikus und Hevel, und in neuern die gefeierten Namen der beiden Forſter, Kants, Reichards, Kleiſts, Ramlers, Hippels, Chodowiecky's und anderer hervorbrachte. Den erſten Unterricht erhielt er in der Stadtſchule zu Morungen, auch war er zu gleicher Zeit einige Jahre bei dem Diakonus Treſcho in Morungen zur Geſellſchaft, nutzte deſſen Bibliothek, und übte ſich ſelbſt in Sprachen, beſonders im Griechiſchen, und war unermüdet im Leſen und Nachdenken. Treſcho entdeckte, daß er eine Thränenfiſtel hatte, die ihm das Studiren erſchweren würde, und rieth ihm deswegen, eine andere Lebensart zu wählen.

Herder gieng, den Vorſtellungen ſeines Freundes gemäß, im Jahr 1762 mit einem ruſſiſchen Regimentschirurgus nach Königsberg, weil ſich dieſer erboten hatte, ihn nach Petersburg mitzunehmen, ſeinen Schaden am Auge zu heilen, und ihn unentgeldlich die Chirurgie erlernen zu laſſen. Bald aber wandte er ſich in Königsberg wieder zu den Wiſſenſchaften, und benutzte die öffentlichen Vorleſungen, beſonders Kants, der zur Ausbildung ſeines Geiſtes das meiſte beitrug. Herder ſagt in den Briefen zur Beförderung der Humanität, über dieſen unſterblichen Denker: „Ich habe das Glück genoſſen, einen Philoſophen kennen zu lernen, der mein Lehrer war. Er, in ſeinen blühendſten Jahren, hatte die Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich glaube, ihn auch in ſein greiſeſtes Alter begleitet. Seine offene, zum Denken gebaute Stirne, war ein Sitz unzerſtörbarer Heiterkeit und Freude, die gedankenreichſte Rede floß von ſeinen Lippen, Scherz und Witz und Laune ſtanden ihm zu Gebote, und ſein lehrender Vortrag war

der unterhaltendſte Umgang. Mit eben dem Geiſte, mit dem er Leibnitz, Wolf, Baumgarten, Cruſius, Hume prüfte, und die Naturgeſetze Keplers, Newtons, der Phyſiker verfolgte, nahm er auch die damals erſcheinenden Schriften Rouſſeaus, ſeinen Emil und ſeine Heloiſe, ſo wie jede ihm bekannt gewordene Natur-Entdeckung auf, würdigte ſie, und kam immer zurück auf unbefangene Kenntniß der Natur, und auf moraliſchen Werth des Menſchen. — Menſchen- Völker- Naturgeſchichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung waren die Quellen, aus denen er ſeinen Vortrag und Umgang belebte; nichts Wiſſenswürdiges war ihm gleichgültig; keine Kabale, keine Sekte, kein Vortheil, kein Namenehrgeiz hatte jemals für ihn den mindeſten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit. Er munterte auf, und zwang angenehm zum Selbſtdenken; Despotismus war ſeinem Gemüthe fremd. Dieſer Mann, den ich mit größeſter Hochachtung und Dankbarkeit nenne, iſt Immanuel Kant; ſein Bild ſteht angenehm vor mir.“ —

In den Jahren 1764 und 1765 war Herder, obgleich eifriger Hörer in den akademiſchen Hörſälen, zugleich Lehrer der erſten philoſophiſchen und der obern zweiten lateiniſchen Klaſſe im Fridericianiſchen Kollegium. Noch im Jahr 1765 gieng er nach Riga, als Lehrer an der Domſchule, und bekleidete außer ſeinem Lehramte zuletzt daſelbſt auch noch eine Predigerſtelle. Kaum waren aber drei Jahre verfloſſen, ſo erhielt er den Ruf als Reiſeprediger des jungen Prinzen von Holſtein-Eutin, welchen er auch annahm, ob man ihn gleich in Riga zu behalten wünſchte, und ihm Hoffnung zur künftigen Beförderung in eines der wichtigſten geiſtlichen Aemter machte. Nachdem er mit dem Prinzen einen Theil von Deutſchland und Frankreich durchreist, und ſich beſonders zu Straſsburg einige Zeit aufgehalten

hatte, wurde er als Gräflich Schaumburg-Lippiſcher Konſiſtorialrath nach Bückeburg berufen. Bald nachher wurde ihm eine Profeſſorſtelle in Göttingen angetragen; da er aber während der Zeit, daß er ſeinen Entſchluß bekannt machen ſollte, einen andern Antrag nach Weimar als Generalſuperintendent, Oberkonſiſtorialrath, Oberhofprediger, Kirchenrath und erſter Paſtor erhielt, ſo nahm er dieſen letztern an, und gieng 1776 nach Weimar.

Jetzt ſtand Herder auf dem Poſten, wo er nicht allein ſeinen literariſchen Ruhm immer mehr begründete, ſondern auch durch wohlthätige Reformen in geiſtlichen Angelegenheiten den Weimariſchen Landen unmittelbar auf mannigfaltige Art nützte. Er wurde in der Folge Oberkonſiſtorialpräſident, und Baierns erhabener Churfürſt Maximilian Joſeph der Erſte, dieſer große Freund und Beförderer des Lichts und wahrer Aufklärung, erhob ihn und ſeine Familie nicht gar lange vor ſeinem Tode in den Reichsadelſtand. Er beſchloß ſeine irdiſche Laufbahn den 18ten December des Jahres 1803, im 63ſten Jahre ſeines Lebens. Er hinterließ eine Witwe und 7 Kinder, 6 Söhne und eine Tochter. Am 21ſten Decemb. wurde er beerdigt. Vikarien der Landprediger trugen ſeine Leiche. Die Erſten vom Adel wohnten dem Zuge bei, der Abends um 9 Uhr begann. Eine Stunde vorher war der Verſtorbene im prieſterlichen Gewande, die Bibel in der Hand, ausgeſetzt. Unter feierlichem Geläute gieng der Zug nach der Hauptkirche in Weimar, St. Peter und Paul, wo Herder ſelbſt mehrere 20 Jahre gearbeitet hatte. Hier liegt er begraben, rechts neben der Orgel, nicht weit vom Taufſteine.

Wir haben von Herdern herrliche Denkmale, in welchen er ſich als Theolog, als Philoſoph, Geſchichts- und Alterthumsforſcher, als Dichter und

Ueberſetzer bleibenden Ruhm erworben hat. Als Theolog drang er tief in den Geiſt und die Sprache des Morgenlandes, indem er nicht blos bei der hiſtoriſchen und grammatikaliſchen Kenntniß beider ſtehen blieb, ſondern Geſchichtsphiloſophie, mehr als einer vor ihm, zu Hülfe nahm. Sein Geiſt der hebräiſchen Poeſie, ſeine Lieder der Liebe, und Maran Atha (Ueberſetzungen des hohen Liedes und der Offenbarung Johannis), ja auch ſeine chriſtlichen Schriften geben laute vollgültige Beweiſe hievon. Denn ſeine Anſichten giengen auch in das Studium des neuen Teſtaments über, und verbreiteten manches Licht. Freilich muß man geſtehen, daß es nicht jedem gleich leicht iſt, in Herders Vorſtellungsarten einzudringen, und ſeinem Ideengange nachzufolgen. Auch ſeine Briefe über das Studium der Theologie, die Erläuterungen zum Neuen Teſtament aus einer neueröffneten morgenländiſchen Quelle, die funfzehn Provinzialblätter an Prediger, mehrere heilige Reden, und ſelbſt Luthers Katechismus mit Erläuterungen von ihm, zeichnen Herder als einen verdientenTheologen aus.

Als Philoſophen beurkunden ihn: ſeine Preisſchrift über den Urſprung der Sprache; ſeine Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, die Geſpräche: Gott, worin ſeine humane Tendenz, einen oft verkannten ältern Forſcher (Spinoza) in ein beſſeres Licht zu ſtellen, unverkennbar iſt; ferner viele Aufſätze in den zerſtreuten Blättern, in den Briefen zur Beförderung der Humanität ꝛc., Aufſätze in den Horen, der deutſchen Monatsſchrift von Genz, den Abhandlungen der baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften ꝛc. Faſt in allen dieſen Schriften zeigt ſich Herder auch als ei-

nen tiefdenkenden Aeſthetiker (im ältern Sinne dieſes Wortes) als Kritiker und Literator. Man leſe unter andern in den zerſtreuten Blättern ſeine Briefe: Wie die Alten den Tod gebildet; Ob Mahlerey oder Tonkunſt mehr Wirkung gewähre; Nemeſis; über Bild, Dichtung und Fabel; Perſepolis ꝛc.; und gewiß jeder wird dem ſcharfblickenden Beurtheiler, dem rührenden Darſteller Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Seine kritiſchen Schriften über die ſchöne Literatur, ſo wie überhaupt ſeine Urtheile, die man in eigenen oder in periodiſchen Schriften von ihm zerſtreut findet, fielen größtentheils in einen Zeitraum, wo es mehr elende Praktiker, als gute Theoretiker gab, und haben das Verdienſt, mit zu denjenigen zu gehören, die mit andern vereint, den heilſamſten Einfluß auf die Bildung unſers Geſchmaks gehabt haben.

Bei allen Unterſuchungen begleitete Herdern das Princip der Humanität, alles zeugt von dem großen Geiſte, der in allen ſeinen Studien weht. Er will die Fäden ſuchen und zeigen, an welchen die beſſere Gegenwart mit der Vergangenheit zuſammenhängt: er will die vernünftige Wirklichkeit entdecken, die den Träumen früherer Jahrhunderte zum Grunde lag. Ueberhaupt erkannte Herder faſt allgemein das ältere Verdienſt; ſein Leſſing; ſein Denkmal Ulrichs von Hutten; Andenken an ältere deutſche Dichter ꝛc. liefern deutliche Beweiſe hiervon. Valentin Andreä, Jakob Balde ꝛc. erſtanden gleichſam durch ihn im verklärten Gewande aus dem Staube der Vergeſſenheit.

Als Dichter zeigte ſich Herder nicht blos durch die lebendige Phantaſie, und die blühende bilderreiche Sprache in vielen ſeiner Schriften, ſondern beſonders auch in eigenen Gedichten, z. B. Bilder und Träume, in den zerſtreuten Blättern, vielen andern in ſeinen

übrigen

übrigen Schriften, der Terpſichore, Kalligo-ne ꝛc., Schillers Muſenalmanachen ꝛc. Als Ueberſez-zer verpflanzte er die holdeſten Blüthen des Morgen-landes, des Hellenenlandes, und ſelbſt neuerer Dichter Brittanniens ꝛc. auf deutſchen Boden. Das ſchönſte Denkmal für ihn wird die vollſtändige Sammlung ſei-ner ſämmtlichen Werke ſeyn, zu deren Herausgabe ſich mehrere berühmte Gelehrte vereinigt haben.

Als Menſch wurde Herder öfters verkannt und unrichtig beurtheilt. Wenn man aber von ſeinem Cha-rakter abſondert, was ſeiner Krankheit angehört (er litt viele Jahre hindurch an Zufällen der Leber), ſo ſind die zurückbleibenden Grundzüge: Größe der Denk-art, idealiſche Stimmung, Kindlichkeit des Gemüthes, Fröhlichkeit des Geiſtes, ein hohes für Gott und Menſchheit mit reinſtem Wohlwollen glühendes Herz. Bei ſo vielen Vorzügen mag es leicht ſeyn, für Ver-irrungen, die in denſelben edlen Anlagen ſeines Geiſtes ihren Urſprung haben, ein Wort der Entſchuldigung zu finden. Eben die rege Begeiſterung, die ihn für alles Schöne und Gute augenblicklich empfänglich machte, war es auch, die ihn zu oft einem augenblick-lichen Irrthum ausſetzte, indem ſie ihn das Licht mit dem Schimmer verwechſeln ließ. Möchte doch allen Freunden wie Feinden Herders dies Wort der Be-herzigung geſagt ſeyn: Herder konnte irren, aber nicht fehlen!

Georg Chriſtoph Lichtenberg.

Hofrath und Profeſſor der Philoſophie in Göttingen.

Unſtreitig ein Mann von ſehr originalem Kopfe und mannigfaltigen ausgezeichneten Verdienſten um die deutſche Literatur. Die Art von Talent, die er beſaß, iſt, ſo wie überhaupt, beſonders unter uns Deutſchen, ſelten: Witz und Laune mit Menſchenkenntniß, philoſophiſcher Geiſt mit Gelehrſamkeit, Scharfſinn mit Geſchmack verbunden. In einer Gallerie großer Deutſcher wird er immer mit Ehren eine Stelle behaupten.

Er wurde am 1. Jul. 1744 zu Ober-Ramſtadt im Darmſtädtiſchen geboren. Sein Vater war daſelbſt Prediger, ein rechtſchaffener und gelehrter Theolog, der zugleich ſehr gute mathematiſche und phyſikaliſche Kenntniſſe beſaß; die phyſikaliſchen Wiſſenſchaften beſonders liebte er mit einer Art von Enthuſiasmus, und er pflegte auch wohl etwas Aſtronomie mit auf die Kanzel zu bringen, ſo viel neimlich ſeinen Zuhörern davon verſtändlich zu machen war. Als er dieß das erſtemal that, verbreitete ſich eine größere Stille in der Gemeinde, und die Bauern ſchickten darauf ſogar einige ab, um ihn zu bitten, daß er doch bald wieder einmal von den Sternen predigen möchte. Dergleichen nützliche Kenntniſſe von

der Einrichtung des Weltgebäudes und den Geſtirnen pflegte er auch ſeinen Kindern mitzutheilen, und unſer Lichtenberg rief ſich noch im ſpäten Alter die ſeligen Kinderjahre mit den Worten zurück: „Was für ein himmliſches Vergnügen gewährte mir nicht Aſtrognoſie in meiner Jugend. Du gerechter Gott! ich kenne keine ſchönern Zeiten, es ſind die vergnügteſten meines Lebens.“

Die Liebe zur Mathematik und Phyſik, die der Vater zuerſt geweckt und genährt hatte, begleitete ihn auch auf das Darmſtädtiſche Gymnaſium, wo er ſich zur Akademie vorbereitete, und in Göttingen genoß er vornemlich Käſtners Unterricht. Er beſuchte ſchon damals fleißig die Sternwarte, und ſtellte Beobachtungen an. Jedoch ſchränkte er ſich nicht blos auf die mathematiſchen Wiſſenſchaften ein, ſondern ſein für alles Wahre, Gute und Schöne empfänglicher Geiſt bildete ſich vielſeitig aus, ſammelte aus allen Blumen Honig, und überließ ſich in ſeinen Studien ganz ſeiner Neigung, ohne beſtimmte Abſicht.

Reiſen ins Ausland waren unſtreitig ein treffliches Mittel, den Geiſt eines jungen Mannes zur Reife zu bringen, in dem ſich die herrlichſten Talente vereinigten. Lichtenberg hielt ſich in den Jahren 1770, 74 und 75 in England auf, und hier ward er perſönlich dem Könige als ein Mann von großen Talenten und Einſichten bekannt, und dieß bahnte ihm den Weg zu ſeinen weitern Beförderungen in Göttingen. Schon im Jahr 1770 war er daſelbſt zum außerordentlichen Profeſſor der Philoſophie ernannt worden, und als er das letztemal aus England zurück kam, erhielt er eine ordentliche Profeſſur, und wurde ein Mitglied der Societät der Wiſſenſchaften. In ſeinen Lehrſtunden beſchäftigte er

ſich vornemlich mit der Experimentalphyſik; auch über Aſtronomie, mathematiſche Geographie, Theorie der Erde und Meteorologie hielt er Vorleſungen, und in frühern Jahren über reine Mathematik, Algebra ꝛc. Durch ſeine Gewiſſenhaftigkeit als Lehrer und durch den Geiſt, mit welchem er ſeine Wiſſenſchaft vortrug, erwarb er ſich unſterbliche Verdienſte um die Akademie und um die Phyſik ſelbſt. Deſto mehr war es zu beklagen, daß ſeine Geſundheit viele Jahre lang ſo gebrechlich war. Eine Lungenentzündung machte am 24ſten Febr. 1799, im 55ſten Jahre, ſeinem Daſeyn ein Ende.

Lichtenbergs geiſtige Organiſation war ganz originell, und hieng ſehr genau mit ſeiner körperlichen, und ſeinem höchſt reizbaren, zerrütteten Nervenſyſtem zuſammen, welches ſein Daſeyn ſchmerzvoll machte, und den freien Aufflug ſeines Genius hemmte. Er hatte eine große Stärke im Kombiniren und im Auffaſſen von Aehnlichkeiten, eine Fülle von glücklichen Bildern, und witzigen, neuen frappanten Blicken, Anſichten und Einfällen, die ſich ihm in ſeinen beſſern Jahren ungeſucht darboten. Scherz und Ernſt, ſatyriſche und gutmüthige Laune, Frohſinn und Melancholie, Humor und Sentimentalität waren bei ihm ſeltſam gemiſcht, und drückten allem, was er ſchrieb, that und ſagte, das Zeichen der Eigenthümlichkeit auf. In ſeinen Schriften iſt er Fielding ähnlicher als Sterne. Wo er rührt, war er ſelbſt gerührt, und gieng nicht blos auf den durch Kunſt zu bewirkenden Effekt aus; ſeinen Witz wußte er nicht immer in ſeinen Schriften zu zügeln und zu beherrſchen; ſeine Originalität ward bisweilen Einſeitigkeit; in allem, was er ſchrieb, verrieth er ſich als den Mann von einem warmen Herzen,

und von regem, lebendigem Gefühl für Sittlichkeit und Religioſität.

Er hatte von jeher die Gewohnheit, alles aufzuſchreiben, was ihm Merkwürdiges vorkam. Er las ſehr viel; aber er dachte noch weit mehr. So, wie ihm etwas einfiel, ſchrieb er es nieder. Späterhin aber bekamen dieſe Papiere mehr die Form von Tagebüchern, und es giengen wenige Tage vorbei, wo er nicht etwas aufgeſchrieben hätte. Auch wenn er über irgend eine Materie öffentlich ſchreiben wollte, trug er oft ſeine Gedanken über Zweck, Plan und Anlage des Ganzen, ſo wie über einzelne Theile deſſelben, vorher in dieſe Memorandum-Books, oder Sudelbücher, wie er ſie zu nennen pflegte; oft mehrmals über die nemliche Sache, um ſie von allen Seiten zu durchdenken und auf die ſchicklichſte Weiſe auszudrücken.

Schade, daß wir nur Fragmente von der Selbſtbiographie beſitzen, die er herauszugeben Willens war. Er ſchildert ſich darin mit der unbefangenſten Aufrichtigkeit. „Von der Religion habe ich“, ſagt er unter andern, „als Knabe ſchon ſehr frei gedacht, nie aber eine Ehre darin geſucht, ein Freigeiſt zu ſeyn, ſo wenig, als darin, alles ohne Ausnahme zu glauben. Ich kann mit Inbrunſt beten, und habe den 90ſten Pſalm nie ohne ein erhabenes, unbeſchreibliches Gefühl leſen können. E h e d e n n d i e B e r g e w u r d e n ꝛc., iſt für mich unendlich mehr, als: S i n g, u n ſ t e r b l i c h e S e e l e ꝛc. Für Aſſembleen ſind mein Körper und meine Kleider ſelten gut, und meine Geſinnungen ſelten . . . genug. — Von Muſik verſtehe ich wenig, ſpiele gar kein Inſtrument, außer daß ich gut pfeifen kann. Hievon habe ich ſchon mehr Nutzen gezogen,

Ohne daß man ſagen kann, daß **Lichtenberg** die Naturlehre mit großen Entdeckungen bereichert habe; hat er ſich doch durch ſeinen Unterricht und durch ſeine einzelnen, dieſer Wiſſenſchaft gewidmeten, Schriften, als einen der ſcharfſinnigſten, geiſtvollſten Bearbeiter der Phyſik und der verwandten Wiſſenſchaften bewährt; neue und fruchtbare Anſichten aufgeſtellt, und neue Ausſichten, bald raiſonnirend, bald ahndend, eröffnet. Unermüdet zu beobachten und Beobachtungen zu ſammeln, vorſichtig beim Gebrauch der Hypotheſen zu ſeyn, die oft nichts weiter, als täuſchende Bilder wären, nicht zu voreilig mit dem Aufbau eines Syſtems zu verfahren, waren die Lehren, die er oft einſchärfte, und die er ſelbſt befolgte.

Johann Baptiſt von Alxinger.

Ritter des Heil. Röm. Reichs, und Sekretair bei der K. K. Hoftheatral-Direktion.

Als ein geſchmackvoller Dichter, der die Periode der deutſchen Poeſie, in die ſein Leben fällt, wirklich verſchönern half, und der ſelbſt in bis dahin wenig verſuchten Gattungen mit dem beſten Erfolg arbeitete — von dieſer Seite iſt Alxinger in ganz Deutſchland bekannt. Sein Doolin von Mainz iſt ein ſehr ſchätzbarer Zuwachs auf dem Felde der deutſchen Ritterepopoe. Der Ton des Zeitalters iſt überaus richtig getroffen; die Poeſie des Styls hat viel Verdienſt; und die genaue Sorgfalt für Korrektheit der Sprache erhöht ihren Werth nicht wenig. Nie mit ſeinen Arbeiten zufrieden, führte Alxinger die Feile mit einer muſterhaften Stetigkeit. Der ſittliche Werth des Mannes trägt überdieß nicht wenig dazu bei, ſein Andenken allen guten Menſchen ſchätzbar zu machen.

Er wurde am 24. Jan. 1755 zu Wien geboren. Sein Vater war der Rechte Doktor und fürſtlicher Paſſauiſcher Konſiſtorialrath. Die Humanioren ſtudirte er bis in die vierte Klaſſe in dem damaligen Profeßhauſe der ſogenannten obern Jeſuiten, und vollendete

ſie in dem Schulhauſe der untern Jeſuiten unter der Leitung des berühmten Numismatikers und nachmaligen Direktors des K. K. Münzkabinets, Abbe Eckhels. Das glückliche Talent Alxingers zeigte ſich ſchon damals in einem hohen Grade. Seinem eigenen Geſtändniſſe zufolge, flößte ihm beſonders ſein trefflicher Lehrer Eckhel jene feurige Neigung zur klaſſiſchen Literatur ein, in deren gründlicher Kenntniß er ſich in der Folge unter den vaterländiſchen Gelehrten mit ſeinem Lehrer ſelbſt, mit einem Denis, Locella und mehrern andern meſſen konnte. Er äußerte auch aus dieſem Grunde bis an das Ende ſeines Lebens für ſeinen Freund Eckhel jene innige Dankbarkeit und Zuneigung, die er nicht nur der großen Gelehrſamkeit, ſondern auch der rechtſchaffenen und aufgeklärten Denkart deſſelben ſchuldig zu ſeyn glaubte. In der Folge widmete er ſich mit eben ſo großem Eifer der Philoſophie und Rechtsgelehrſamkeit, welche letztere er unter der Anleitung des K. K. wirklichen Staatsraths und ehemaligen Profeſſors der Rechte, Freiherrn von Martini mit ſo gutem Erfolge betrieb, daß er von der K. K. Univerſität zu Wien die Doktorwürde erhielt.

Das anſehnliche Erbgut ſeiner Aeltern, die er frühzeitig verlor, verſetzte ihn ſchon in der Blüthe ſeiner Jahre in eine glückliche Unabhängigkeit. Nichtsdeſtoweniger fuhr er in gründlicher Erlernung der praktiſchen Rechtskunde unermüdet fort, und erhielt, nach glücklich abgelegten Prüfungen, das Diplom eines K. K. Hofagenten; welches Amt er jedoch niemals zur Vermehrung ſeiner Einkünfte, ſondern blos als ein wohlthätiger Vertreter dürftiger Partheyen, denen die Prozeßgebühren zu ſchwer fielen, ausübte.

Die Liebe zu den deutſchen Muſen machte ihn mit Riedeln und Haſchka bekannt, wovon der erſte im Jahr 1776 die literariſchen Monate herausgab, eine Zeitſchrift, woran Denis, Maſtalier, Retzer u. m. a. Theil nahmen, in welche nun auch Alxinger ſeine erſten poetiſchen Verſuche einrücken ließ. Der Enthuſiasmus Alxingers für die Aufnahme der deutſchen Literatur in ſeinem Vaterlande, machte ihm die Bekanntſchaft mit Haſchka, den er damals als den vorzüglichſten Beförderer deſſelben anſah, in dem Grade ſchätzbar, daß er ihm zum Beweis ſeiner Achtung 10,000 Gulden ſeines ererbten Vermögens ſchenkte, auf einige Zeit Koſt und Wohnung mittheilte, und ihn überhaupt in den Beſitz aller Bequemlichkeiten des Lebens ſetzte, die er ſelbſt genoß. Trotz der merklichen Verſchiedenheit des Charakters beider Freunde, trotz der ganz entgegengeſetzten Richtung ihres dichteriſchen Geſchmacks, blieb Alxinger nichts deſtoweniger bis an ſeinen Tod Haſchka's inniger Freund, wenn ihm gleich, bei reiferem Geſchmack, deſſen poetiſche Querflüge eben ſo ſehr als ſeine unaufgeforderte literariſche Streitſucht mißfielen.

Im Jahr 1780 erſchienen Alxingers Gedichte zum erſtenmale in einer kleinen Sammlung zu Halle, vom Rath Riedel herausgegeben. Bald darauf machte er die Bekanntſchaft anderer junger Männer, die ſich durch ihre Dichtertalente in dem Wiener Muſenalmanach auszeichneten, und lieferte nun alljährlich ſeine Beiträge zu denſelben. Im Jahr 1784 erſchien zu Leipzig die erſte Ausgabe ſeiner ſämmtlichen poetiſchen Schriften, zum Beſten des Wiener Armeninſtituts, welcher im Jahr 1787 ſein

erſtes epiſches Gedicht: Doolin von Mainz nachfolgte. Im Jahr 1789 veranſtaltete er zu Klagenfurt die zweite, um vieles verbeſſerte und vermehrte Ausgabe ſeiner Gedichte in zwei Theilen, auf welche 1791 ſein zweites epiſches Gedicht: Bliomberis, und dann 1792 zu Wien ſein Numa Pompilius nach Florian in zwei Theilen folgte. Endlich ſammelte er ſeine vielen Gelegenheitsgedichte, und gab ſie mit noch andern, in der Zwiſchenzeit verfaßten Gedichten und Ueberſetzung im Jahr 1794 zu Wien unter dem Titel: Alxingers neueſte Gedichte, heraus. Seine beiden epiſchen Gedichte ſah er immer als diejenigen Werke an, durch die er ſeinen Dichternamen gegründet zu haben glaubte. Er wandte daher auf die Verbeſſerung, ja man darf ſagen, gänzliche Umbildung ſeines Doolin von Mainz eine ſo unermüdete Sorgfalt, daß er ihn wohl 16mal durchfeilte, und ſeine verbeſſernde Hand noch in den letzten Tagen ſeines Lebens nicht davon abzog. Sein letzter Wunſch auf dem Krankenbette war, dieſelbe Sorgfalt auf den Bliomberis und eine Auswahl ſeiner kleinern Gedichte wenden zu können, die er ſich bereits aufgezeichnet hatte, und die er ſämmtlich in einem Bande herauszugeben gedachte. Im Manuſcripte hinterließ er nichts, als eine treffliche Nachahmung der ächten Satyre Juvenals.

Im Jahr 1793 unternahm Alxinger die Herausgabe der Oeſtreichiſchen Monatsſchrift, zu welchem Journale nachher noch vier ſeiner Freunde Schreyvogel, von Ehrenberg, Leon und von Schwandner als Mitherausgeber beitraten. Der Endzweck dieſer Zeitſchrift war, bei den politiſchen Er-

eigniſſen in Frankreich nicht nur den Geiſt des Publikums zum wahren Intereſſe für ſeinen Landesfürſten und ſein Vaterland anzueifern, ſondern auch im Fache der deutſchen Literatur und des Theaters in ſeiner Vaterſtadt den beſſern Geſchmack auszubreiten. Obſchon dieſe patriotiſchen Geſinnungen auf jedem Blatte dieſer Monatsſchrift deutlich genug hervorleuchteten, ſo wurden dennoch ſeine und ſeiner Freunde Bemühungen von argliſtigen Gegnern gefliſſentlich mißverſtanden, und dieſes Journal mußte, als ein dem Staat verdächtiges Produkt, mit der erſten Hälfte des zweiten Jahrganges aufhören. Als Sekretair bei der Direktion des K. K. Hoftheaters, war Alxinger ſeit ſeiner Anſtellung im Jahre 1794 unermüdet thätig, und fuhr darin fort, bis am 1ſten May 1797 ein Nervenfieber ſeinem Leben ein Ende machte.

Alxinger beſaß alle die Kenntniſſe, zu denen der Name eines Gelehrten berechtigt. Seine Beleſenheit in römiſchen und griechiſchen Klaſſikern war ſo groß, daß man nur einen Vers oder den Anfang einer Periode angeben durfte, um ihn ſogleich den Verfaſſer, das Buch und oft ſogar die Seite ſeiner Handausgabe nennen, und die längſten poetiſchen und proſaiſchen Stellen herdeklamiren zu hören. Homer und Virgil waren beſonders ſeine Lieblinge. Den letztern wußte er beinahe ganz auswendig. Er war nicht minder vertraut mit allen klaſſiſchen Werken der Franzoſen, Italiäner und Engländer. Seine Mutterſprache hatte er aber in ſolchem Grade inne, daß er nicht allein bei vorgeleſenen Aufſätzen jede Unrichtigkeit im Reime und im Ausdrucke auf der Stelle rügte, ſondern auch im freundſchaftlichen Umgange jeden Sprachfehler anzeigte, und

aus ſeinem Liebling Adelung den Beweis führte. Gegen ſeine eigenen Arbeiten verfuhr er hierin mit einer Strenge, die bis zur Uebertreibung gieng. In dieſer Rückſicht war er auch das allgemeine Orakel ſeiner literariſchen Freunde. Er ſtand faſt mit allen inländiſchen Gelehrten in einer genauen Verbindung. Unter den Gelehrten des Auslandes waren Wieland, Geßner, Uz, Ramler, Gleim, Göckingk, Nikolai in Berlin und der Dichter Nikolai in Petersburg, Adelung, Hayne, Bieſter u. m. a., die ihm ihre Achtung für ſein Talent in freundſchaftlichen Zuſchriften bezeugten. Er war ein Mitglied der deutſchen Geſellſchaft in Mannheim, und ſeit dem Jahr 1781 Mitarbeiter in der allgem. Literaturzeitung in Jena.

In der Freundſchaft war Alxinger ein Enthuſiaſt, konnte leicht aufgebracht, aber ſogleich wieder beſänftigt werden. Sein glückliches, immer jovialiſches Naturell machte ihn zum angenehmſten Geſellſchafter; daher er überall beliebt und willkommen war. Die Munterkeit ſeiner Laune verließ ihn erſt bei ſeiner gänzlichen Entkräftung auf dem Krankenbette. Schade, daß er der Feſtigkeit ſeines Körpers zu ſehr vertraute, und im Genuß des Lebens nicht immer Maaß und Ziel hielt! Für Arme und Nothleidende war er gefühlvoll: er übte manche Wohlthat im Stillen, wobei die Dankbarkeit umſonſt auf ihren Urheber rieth. Noch wenige Tage vor ſeinem Tode zeigte er ſich in einem Briefe an einen Freund als den edelſten Staatsbürger; und doch konnte man bisweilen die Lauterkeit der Geſinnungen eines Mannes anſchwärzen, der ſie durch ſo viele patriotiſche Geſänge an den Tag legte.

Joſeph Addiſon.

Großbrittanniſcher Staatsſekretair.

Keinem, der mit der neuern ſchönen Literatur der Engländer nur irgend bekannt iſt, kann der große und verdienſtvolle Antheil fremd ſeyn, den Addiſon an ihrer Verfeinerung, und vorzüglich an der Ausbildung der proſaiſchen Schreibart hatte. Er wirkte aber nicht blos auf ſein Vaterland, ſondern mittelbar auch auf Deutſchland und andere europäiſche Länder, und noch immer verdienen ſeine Schriften in den Händen aller derer zu ſeyn, die eine geiſtreiche und geſchmackvolle Unterhaltung lieben. Was er ſchrieb, widerſteht dem Strome der Zeit, der ſo vieles mit ſich fortreißt.

Schon ſein Vater Lancelot Addiſon, der 1703 als Archidiakonus zu Conventry ſtarb, war ein gelehrter Mann, der ſich durch mehrere hiſtoriſche und theologiſche Schriften vortheilhaft bekannt machte. Dieſem wurde am erſten May des Jahres 1672 zu Milſton ſein in der Folge ſo berühmter Sohn Joſeph geboren. Man hielt es für nöthig, mit der Taufe des Kindes zu eilen, weil man an ſeinem Leben verzweifelte. Indeſſen erholte er ſich, übertraf ſchon im Knabenalter die Erwartungen ſeiner Lehrer, und erhielt bereits im 17ten Jahre wegen ſeiner Geſchicklichkeit eine halbe Kollegiatur im Magdalenen-Kollegium zu Oxford. Von Ju-

gend auf widmete er ſich dem Studium der klaſſiſchen Schriftſteller, die ſeinen Geſchmack und ſeinen Styl bildeten, und in dem Alter, wo Knaben gewöhnlich erſt anfangen, ihre Mutterſprache richtig ſchreiben zu lernen, hatte er ſich ſchon eine elegante lateiniſche Schreibart zu eigen gemacht. Dieß beweiſen die lateiniſchen Gedichte, die er im Jünglingsalter ſchrieb, und die von ſeinen Lehrern, als ſeltene Phänomene in ihrer Art, zum Druck befördert wurden. Jeder, der ſich auf Schätzung des Talents verſtand, war ſeines Lobes voll; nur Addiſon ſelbſt dachte ſehr mäßig von ſich. Seine Geſchicklichkeit wurde von nichts übertroffen, als von ſeiner Beſcheidenheit. Er war 22 Jahr alt, als er die erſten Verſe in ſeiner Mutterſprache drucken ließ, die ſchon ſo korrekt und vollendet waren, als alles, was er hernach herausgab.

Eine geiſtliche Bedienung, zu der ſich der Jüngling in ſeinen akademiſchen Jahren vorbereiten ſollte, war nicht das Ziel, das er zu erreichen ſtrebte. Vermuthlich aus Ehrerbietung gegen ſeinen Vater trieb er zwar einige Zeit die theologiſchen Studien; da ihn aber eine zu weit getriebene Beſcheidenheit an ſeinen Fähigkeiten zweifeln ließ, ſo änderte er ſeinen Entſchluß. Er wünſchte die Welt zu ſehen, und glücklicher Weiſe erhielt er bald Mittel, ſeine Reiſeluſt zu befriedigen. Seine Muſe, die von Zeit zu Zeit in meiſterhaften Geſängen erſchallte, erwarb ihm einen Gönner am Hofe, der ihm einen jährlichen Gnadengehalt von 300 Pfund verſchaffte, und nun konnte er im Jahr 1699 eine Reiſe nach Italien antreten. Seine vornehmſte Abſicht dabei war, die Gegenden zu ſehen, welche die großen Geiſter des Alterthums verewigt haben, um Originale und Abbildungen mit einander zu vergleichen. Er ließ ſeine Bemerkungen drucken, und auch das Ausland hat dieſelben in Ueberſetzungen mit Beifall geleſen.

Der Tod König Wilhelms des Dritten im J. 1702, welcher die Einziehung ſeines Gnadengehalts zur Folge hatte, nöthigte ihn, in ſein Vaterland zurückzukehren. Er lebte nun einige Zeit im Stillen, bis ſein unſterbliches Gedicht auf den Sieg bei Höchſtädt (The Campaign. London 1705. Fol.) aller Augen auf ihn wandte, und ihm die Stelle eines Kommiſſairs bei der Appellation verſchaffte.

Weil damals Opern ſehr beliebt waren, ſo wurde Addiſon von vielen Perſonen von Stand und Geſchmack ermuntert, einen Verſuch zu wagen, ob Verſtand und Muſik ſich wirklich ſo wenig verbinden ließen, als einige Bewunderer der italiäniſchen Stücke behaupten wollten. Er gab endlich ihrem Verlangen nach, und ſchrieb die Oper Roſamunde, die von Clapton in ſehr mittelmäßige Muſik geſetzt wurde, und dadurch um ſo weniger geeignet war, dem herrſchenden Geſchmacke eine andere Wendung zu geben. Doctor Arne kompinirte ſie lange nachher von neuem, aber auch mit der beſſern Muſik konnte ſie ſich nicht lange auf der Bühne erhalten. Die Poeſie iſt indeß nicht ohne Verdienſt, und hat viel wahren lyriſchen Schwung, ob es ihr gleich nicht an mancher von den Ungereimtheiten fehlt, die der Dichter ſelbſt ſo ſtreng beſtrafte.

Die Lorbeern, die er als Operndichter nicht erlangen konnte, erwarb ihm ſeine berühmte Tragödie Cato. Er war noch ſehr jung, als er dieſes dramatiſche Stück zu bearbeiten anfieng; er ſchrieb es auf ſeinen Reiſen. Als er wieder in England war, ſah er es von neuem durch, ohne doch die Abſicht zu haben, es auf die Bühne zu bringen. Allein einige ſeiner Freunde, welche glaubten, daß es zur Behauptung der Freiheit dienen würde, bewogen ihn, es für die Bühne fertig zu machen. Der Erfolg war der günſtigſte; jede Parthei gab dem Dichter ungetheilten Beifall, und der

Cato mußte 35 mal nach einander aufgeführt werden. Als das Stück gedruckt war, erklärten ſich die beſten Kenner für daſſelbe mit eben dem Eifer, womit es das Parterre aufgenommen hatte. Zehen Auflagen waren in wenig Jahren vergriffen, Italien, Frankreich und Deutſchland trugen es in ihre Sprachen über, und die Jeſuiten zu St. Omer veranſtalteten eine lateiniſche Ueberſetzung, welche in ihren Schulen aufgeführt ward. Johnſon hält dieſes Trauerſpiel für die edelſte Frucht von Addiſons Genie. Es iſt übrigens mehr ein dialogiſirtes Gedicht, als ein eigentliches Schauſpiel, mehr eine Folge richtiger Gedanken in ſchöner Sprache, als eine Darſtellung ſolcher Gefühle, die natürlich genug, oder im menſchlichen Leben wahrſcheinlich und geläufig genug wären. Das Stück hat ſich daher in der Folge mehr in dem Beifalle der Leſer, durch die treffliche Diktion, als der Zuſchauer erhalten.

Im Jahr 1709 nahm der Marquis von Wharton, der zum Lord-Lieutenant von Irland ernannt wurde, Addiſon als ſeinen Sekretair mit ſich in dieſes Königreich. Auch dieſe neue Beſtimmung zog ihn nicht von ſeiner Neigung ab, das Publikum durch die Erzeugniſſe ſeiner Muſe zu belehren und zu ergötzen. Er unterſtützte ſeinen Freund Steele mit den trefflichſten Beiträgen zu ſeiner Wochenſchrift, der Schwätzer, und gemeinſchaftlich mit ihm gab er (vom März 1711 an) den Zuſchauer heraus, dieſes Muſter aller moraliſchen Wochenſchriften, die vor und nachher erſchienen ſind. Die ganze Nation las dieſes treffliche Blatt mit dem ungetheilteſten Beifall, und der Abſatz war ſo beträchtlich, daß bisweilen an einem Tage 20,000 Blätter ausgegeben werden mußten. Addiſons Aufſätze waren darin ſtets die vorzüglichſten. Man bewunderte an denſelben die ſo unterhaltende Belehrung über die Sitten, Vorurtheile, Lebensarten, Er-

götzungen, Künſte und Wiſſenſchaften, kurz, über die mannigfaltigen Neigungen, Beſchäftigungen und Bedürfniſſe der Nation, oder vielmehr der Menſchen überhaupt, die nicht in der Sprache eines Lehrers, ſondern mit der Mine eines angenehmen Geſellſchafters, vorgetragen wurden. Es verdiente daher allen Beifall, daß dieſes treffliche Werk, mit Auslaſſung des temporellen, noch im J. 1782, in ein neues deutſches Gewand gekleidet wurde.

Addiſon nahm auch noch an einigen andern Wochenſchriften Antheil, die auf den Zuſchauer folgten, beſonders an dem Aufſeher, der in den Jahren 1713 und 14 erſchien. Damals veranlaßten ihn die Zeitumſtände, auf den politiſchen Kampfplatz zu treten. Er ſchrieb in der hannöveriſchen Succeſſions-Sache für das Königliche Haus, und erhielt deswegen die Stelle eines Staatsſekretairs. In ſeinen Nebenſtunden wendete er den größten Fleiß auf ein Werk über die Religion, das zwar gedruckt und auch ins Deutſche überſetzt, aber vom Verfaſſer nicht vollendet worden iſt. Er war ein aufrichtiger Verehrer der Religion Als er fühlte, daß ſein Tod ſich näherte, entließ er die Aerzte, und verlangte, daß ein junger Anverwandter zu ihm gerufen werden möchte. Dieſer kam; Addiſon drückte ihm die Hand, und ſagte: Sehen Sie, wie ruhig ein Chriſt ſterben kann! Und wenige Augenblicke darauf verſchied er, den 17ten Junius 1719, da er in das 44ſte Jahr ſeines Alters gieng. Er hatte keinen Feind, außer denen, die es der Parthei wegen ſein mußten; und ſelbſt dieſe bezeugten nur gezwungen einigen Widerwillen; ſo ſehr bewunderten ſie ſeine Tugenden.

Ein ſcharfſinniger engliſcher Kritiker würdigt Addiſons ſchriftſtelleriſches Verdienſt treffend mit den Worten: „Von der höchſten Stufe einer kunſtloſen anmuthigen, aber dabei nichts weniger als vernachläßigten Schreibart iſt Addiſon, im Engliſchen, ohne Zwei-

ſel, das vollkommenſte Muſter; und man kann daher dieſen Schriftſteller, wenn er ſchon nicht durchaus von Mängeln frei iſt, doch im Ganzen genommen, als das ſicherſte und zu den wenigſten Fehlern verleitende Ziel der Nachahmung des proſaiſchen Vortrages aufſtellen. Addiſon iſt im höchſten Grade deutlich und rein; er zeichnet ſich zwar nicht durch einen vorzüglichen Grad von Bündigkeit und Beſtimmtheit aus; aber er bleibt doch auch in dieſer Rückſicht nur ſelten hinter dem Gegenſtande zurück, von welchem er handelt. Der Bau ſeiner Redeſätze iſt leicht, anmuthig, meiſtentheils für das Ohr angenehm, und gefällt minder durch Stärke, als durch gefällige Ründung. Was den bildlichen Ausdruck betrifft, ſo iſt er vorzüglich reich, beſonders in Vergleichungen und Metaphern, welche immer ſo ſchicklich angebracht ſind, daß die Schreibart dadurch keineswegs bunt und üppig wird. Sein Ausdruck verräth durchaus nichts Geſuchtes; man findet keine Spur vom mühſamen Beſtreben; durchaus nichts Gezwungenes oder zu weit Hergeholtes; ſondern allenthalben einen hohen Grad von Anmuth, mit einem hohen Grad von Leichtigkeit und Simplicität verbunden. Was ihn beſonders unterſcheidet, iſt ein gewiſſes eigenthümliches Gepräge von Beſcheidenheit und feinem Anſtande, welches aus allen ſeinen Arbeiten hervorleuchtet. Kein Schriftſteller kann ſich eines gefälligern populärern Vortrags rühmen. Was aber Addiſon noch mehr empfiehlt, iſt die unverkennbare Achtung, welche er allenthalben für Religion und Rechtſchaffenheit äußert. Wenn ihm ja etwas gebricht, ſo iſt es ein höherer Grad von Stärke und Präciſion; wenigſtens würde ſeine Schreibart, wenn ſie ſchon zu ſolchen Aufſätzen, wie der Zuſchauer enthält, vollkommen paßte, für Arbeiten von einer höhern und kunſtmäßigern Gattung nicht als ein ſchickliches Muſter können empfohlen werden."

Horatio Walpole, Graf von Oxford.

Ehemaliges Mitglied des Londner Parlaments.

Ein Sohn des berühmten engliſchen Miniſters Sir Robert Walpole, in mehrfacher Hinſicht ein merkwürdiger Mann. Er war im J. 1718 geboren, und verdankte ſeiner Mutter, deren Liebling er war, jene Verachtung der Hofluſt, die er in der letzten Hälfte ſeines Lebens ſo deutlich äußerte. Einer ſeiner Jugendfreunde, den er auf der Schule zu Eton kennen lernte, war der Dichter Gray, mit dem er im Jahr 1739 eine Reiſe durch die mittäglichen Länder Europens antrat — aber nicht vollendete. Walpole nahm zuweilen gegen ſeinen ärmern, und darum abhängigern Reiſegefährten eine vornehme Miene an. Gray war ſchon damals ein melancholiſcher Schwärmer, Walpole ſtets aufgeräumt und witzig, daher trennten ſie ſich zu Reggio im unterſten Italien, und jeder reiste auf einem beſondern Wege ins Vaterland zurück. Walpole erkannte in der Folge ſein Unrecht, ſöhnte ſich mit ſeinem Freunde wieder aus, und ehrte das Andenken deſſelben durch eine Prachtausgabe ſeiner Gedichte, die (1757 in Fol.) in ſeiner eigenen Druckerey erſchien.

Im Jahr 1741 trat er ſeine poetiſche Laufbahn an, und ward bis 1761 zu vier verſchiedenen malen Mit-

glied des Unterhauſes. Aber nun beſchloß er auch alle Theilnahme an politiſchen Geſchäften völlig aufzugeben. Ohne einen Widerſpruch zu erfahren, konnte er ſich bei ſeinem Abtritte öffentlich auf die unbeſtechliche Feſtigkeit berufen, womit er ſeinen Sitz im Unterhauſe behauptet hatte.

In der Abgezogenheit, in der er von nun an lebte, widmete er ſich ganz ſeinen literariſchen Lieblingsbeſchäftigungen. Die erſte Frucht ſeiner Muße, war eine Schrift, die er unter dem Titel: Aedes Walpolianae drucken ließ. Sie enthält eine Beſchreibung der Merkwürdigkeiten, und beſonders der Gemählde, die ſich damals im Walpoliſchen Familienſitze zu Haughton, in Norfolk befanden, ſpäter aber zur Tilgung der darauf haftenden Schulden an die Kaiſerin von Rußland verkauft wurden. Ein politiſches Pamphlet, das er in Beziehung auf die damaligen Staatsverhandlungen ſchrieb, mußte in 14 Tagen 5mal aufgelegt werden.

Walpole hatte im Jahr 1747 ein auf einer Anhöhe vor London ſehr angenehm gelegenes Landhaus Strawberry-hill gekauft, das zu Ende des 17ten Jahrhunderts von einem Kutſcher des Grafen von Bradford erbaut, dann aber von einer Reihe ſchöner Geiſter, Colley, Cibber, dem Biſchof von Durham und zuletzt noch vom Lord Sackville bewohnt, und ſo gleichſam ſchon klaſſiſcher Boden geworden war. Walpole gab ihm mit aller erſinnlichen Kunſt das Anſehen eines gothiſchen Hauſes, und brachte mit dieſem koſtbaren Schnörkelwerke volle 23 Jahre (von 1758—1776) zu, brachte es aber auch eben dadurch zu einer ſolchen Vollkommenheit in dieſem fantaſtiſchen Bau, daß Strawberry-hill zu den größten Sehenswürdigkeiten in und

um London gerechnet, und auf beſondere Erlaubniß⸗ſcheine vom May bis Oktober täglich nur von einer Parthie, die nicht ſtärker, als vier Perſonen ſeyn durfte, in den Mittagsſtunden geſehen wurde. Seit Walpole's Tode iſt dieſer Sitz dadurch noch merk⸗würdiger geworden, daß durch ſein Teſtament alle ſeine Briefſchaften und Handſchriften aus ſeinen andern Woh⸗nungen als unveräußerliches Hauseigenthum dahin ge⸗bracht, und 2000 Pfund dazu legirt worden ſind, dieß alles auf immer in dem Zuſtande zu erhalten, wie es Walpole bei ſeinem Abſterben verlaſſen hat. Für Verzierungskunſt und die Geſchichte des Geſchmacks kann nichts lehrreicheres gefunden werden, als ein be⸗ſonderer raiſonnirender Katalog von allen Kunſtwerken und Meubeln dieſer Villa, den Walpole (1774) zum Andenken für ſeine Freunde nach ſeinem Tode in ſeiner Druckerey drucken ließ. Es befinden ſich dabei vier⸗zehen Kupferſtiche von Godfrey, nach Zeichnungen von Marlow und Pars. Da aber im ganzen nur 100 Exemplare in kleinerem, und 6 in größerem Format davon abgezogen worden ſind, ſo gehört ein ſolcher Ka⸗talog zu den größten Seltenheiten, und iſt für Geld gar nicht zu bekommen.

In dieſer Villa errichtete Walpole ſchon im J. 1757 eine eigene Buchdruckerey, auf welche er einen beträchtlichen Theil ſeiner Einkünfte wandte, indem ein dort gedrucktes Buch von ihm ſelbſt nie für Geld verkauft, ſondern alles verſchenkt wurde. Er war ſo glücklich, einen geſchickten Buchdrucker, Thomas Kirk⸗gate zu finden, der ihm 47 Jahre lang treulich diente, und zur Celebrität der Walpoleſchen Autor⸗ſchaft redlich beitrug, bei Walpole's Tode aber doch

nur ein Vermächtniß von 100 Pfund erhielt, ohngeachtet in ſeinem 22 Bogen langen Teſtamente mehr als 50,000 Pfund in Vermächtniſſen vertheilt worden ſind.

Eines der erſten Produkte dieſer Preſſe war im J. 1759 eine ſchöne Quartausgabe des Lucan, wovon nur 300 Exemplare gedruckt wurden, herausgegeben von Cumberland, und ſo ſelten, daß ein Exemplar noch bei Walpoles Leben in England ſelbſt mit 7 Pfund bezahlt wurde. Das erſte wichtige Werk aus des letztern eigenen Feder war ein Catalogue of the royal and noble Authors of England, wobei es auf eine vollſtändige Angabe aller engliſchen Fürſten und Pairs ſowohl, die Autoren geweſen, als ihrer Schriften, ſelbſt die kleinſten Flugblätter nicht ausgenommen, angeſehen war. Das Werk iſt voll gelehrter Forſchungen, und in einem witzigen und muntern Style abgefaßt. Im Jahr 1758 edirte und druckte er eine Sammlung ſeiner kleinen Aufſätze (Fugitive pieces) wovon 200 Exemplare abgedruckt wurden. Dergleichen kleinere Aufſätze hatte er früher viele geſchrieben, und unter andern dem berühmten Herausgeber der Welt (eine Wochenſchrift von Moore) mehrere noch jetzt ſehr hervorſtechende Beiträge mitgetheilt. In einer beſondern Schrift ſuchte er zu beweiſen, daß König Richard der Dritte bei weitem nicht der ſcheusliche Unhold geweſen ſey, wie ihn die Engländer in Shakſpear's Dichtung und Garrick's Darſtellung zu finden pflegten. Man bewunderte den Scharfſinn und die Gelehrſamkeit, womit Walpole den Advocaten des Teufels ma te, widerlegte ihn aber von mehreren Seiten und zeigte beſonders, daß ſein Hauptbeweis von einer alten Urkunde durchaus unſtatthaft ſey. Größern Beifall

fand ſein wichtiges Werk über die Mahlerey in England (Anecdotes of painting in England) das mehrmals gedruckt und auch zum Theil ins Franzöſiſche und Deutſche überſetzt worden iſt.

Walpoles gewandter Geiſt wußte ſich in verſchiedenen Fächern der Literatur mit Leichtigkeit zu orientiren. Unter andern ſchrieb er einen mit Schreckbildern aller Art angefüllten Roman, die Burg von Otranto, das große Urbild aller Geiſter- und Geſpenſter-Romane, die ſeitdem England überſchwemmt haben. Die prächtigſte Ausgabe dieſes oft gedruckten Romans hat Bodoni zu Parma (1791 in gr. 4.) gedruckt, wobei ſich auch ein Proſpect des Schloſſes von Otranto in ſeinen jetzigen Ruinen befindet. Auf dieſes Werk ließ Walpole ein Trauerſpiel voll Graus und Entſetzen (the misterious mother 1788) folgen, wovon er ſelbſt nur 50 Exemplare austheilte, aber nicht verhindern konnte, daß zu Dublin 1791 ein Nachdruck davon gemacht wurde. Man glaubt, er habe die Hauptrolle darin für die bekannte Schauſpielerin Mrs. Pritchard beſtimmt. Allein es hat wegen der gehäuften Schreckensſcenen nie aufgeführt werden können.

Witz und ein allumfaſſendes, ſelbſt in ſeinem hohen Alter noch ſehr ſtarkes Gedächtniß war die glänzendſte Seite dieſes, als Menſch und Schriftſteller, ſonderbaren Mannes. Mit ihm iſt eine lebendige Bibliothek der Anekdote und brittiſchen Literatur verloren gegangen, zu deren Behuf er in einem Nebengebäude zu Strawberry-hill alles bis auf die kleinſten Pamphlets aufgeſammelt hatte, was ſeit Georgs des Erſten Regierungsantritt in England gedruckt worden war. Er konnte daher äußerſt unterhaltend und unerſchöpflich

in Erzählungen ſeyn, und die Läſter-Chronik aller Höfe und großer Städte Europas war ihm, dem älteſten Junggeſellen in Großbritannien, ſo geläufig, als einem vormaligen Polizey-Lieutenant in Paris die Liſte der Freudenmädchen im Palais-Royal.

Walpole war nie verheyrathet, man müßte denn die Gicht für ſeine Lebens- und Bettgefährtin erklären wollen, die ihm 50 Jahre lang ſo unabläßig zuſetzte, daß er zuletzt verkrüppelt und zu einem bloßen Skelet zuſammengeſchrumpft war, wobei er jedoch ſeine Geiſteskräfte und inuntere Laune faſt bis zum letzten Hauche behielt. Erſt in ſeinem 77ſten Jahre wünſchte er einer von den zwey Schweſtern Berry — ihm galt es gleich, welcher? — ſeine Hand zu geben, um ſie für ihre ihm bewieſene Freundſchaft durch ſein Vermögen zu belohnen. Allein beide ſchlugen dieß Anerbieten edelmüthig aus, erhielten aber dafür in einem Codicill ſeines zur Stärke eines Buchs angeſchwollenen Teſtaments eine jede ein Legat von 4000 Pfund und alle noch ungedruckten Papiere und Handſchriften, die ſie für eine ſehr beträchtliche Summe verkauften, nachdem ihr Wohlthäter am 2. März 1797, in einem Alter von 80 Jahren, geſtorben war.

Die ſämmtlichen Werke Walpole's, von ihm ſelbſt zum Drucke geordnet, wurden nach ſeinem Tode, in fünf großen Quartbänden, mit 164 Kupferſtichen prächtig gedruckt. Vieles in dieſen Werken hat blos ein lokales und nationales Intereſſe; was aber den Geiſt des Mannes vorzüglich charakteriſirt und allgemein geleſen zu werden verdient, hat A. W. Schlegel trefflich verdeutſcht und unter dem Titel: Hiſtoriſche, literariſche und unterhaltende Schriften von Horatio Walpole 1800 herausgegeben. Eine intereſſante Lektüre für jeden, der den originellen, ſcharfſinnigen, witzigen und freimüthigen Britten näher kennen zu lernen wünſcht.

James Macpherſon.

Mitglied des Parlaments in London.

Alle Freunde der Dichtkunſt kennen den Schottländer Macpherſon als den Herausgeber der Gedichte Oſſians, eines celtiſchen Barden im dritten Jahrhundert. Die Aechtheit dieſer Gedichte iſt freilich ein Punkt, über den ſich die ſcharfſinnigſten engliſchen Kritiker bis jetzt noch nicht vereinigt haben, ſo viel auch ſeit einigen Decennien dafür und dawider geſtritten worden iſt. Erdichten konnte Macpherſon dieſe altſchottiſchen Poeſien, die ſich nur durch mündliche Ueberlieferungen fortpflanzten, unſtreitig nicht, wohl aber ausglätten, und den Begriffen ſeines Zeitalters von einem epiſchen Gedichte anpaſſen. Wie viel er von den Seinen hinzugethan, iſt nicht entſchieden, aber keinem Zweifel unterworfen iſt der hohe Werth dieſer celtiſchen Bardengeſänge, wegen ihrer edlen erhabenen Simplicität, wegen ihrer Neuheit und Mannigfaltigkeit an Bildern und Empfindungen, und wegen ihrer eindringlichen, naturvollen Schreibart. In jeder Hinſicht hat daher Macpherſon wahres Verdienſt.

Er ſtammte aus einer alten Familie in Nord-Schottland, die von den Catten ihren Urſprung nahm.

Geboren war er zu Ruthven in der Grafſchaft Inverneß zu Ende des Jahres 1738. Schon früh zeigte er ſo gute Anlagen, daß man ihn zum Studiren beſtimmte. Man ſchickte ihn daher nach Abendeen, und nachher nach Edinburg, wo er ſeine Studien endigte. Auf der Univerſität trat er als Dichter auf, man urtheilte aber von ſeinen erſten Verſuchen, daß ſie eben keine großen Hoffnungen erwecken. Er war für die Kirche beſtimmt, ſcheint aber nie Anſprüche auf ein geiſtliches Amt gemacht zu haben. Eine Zeitlang war er Hofmeiſter. Als ſolcher überraſchte er die Welt ganz unvermuthet im Jahr 1760 mit Fragmenten alter Dichtkunſt (Fragments of ancient Poetry collected in the Highlands of Scotland and translated from the Gallic or Erſe Language.) Dieſe Fragmente, die für ächte Ueberreſte der alten ſchottiſchen Poeſie erklärt wurden, gefielen anfangs allgemein; und einige ſehr gültige Richter, unter andern Gray, lobten ſie mit Wärme.

Der Enthuſiasmus, mit dem man ſich für dieſe alten Volkspoeſien intereſſirte, blieb nicht unthätig. Das Gerücht, daß noch andere Proben aufzufinden ſeyn dürften, veranlaßte eine Subſcription, um den Verfaſſer in den Stand zu ſetzen, ſeine Hofmeiſterſtelle aufzugeben, und eine Reiſe in die Hochländer zu unternehmen, um dieſe Reſte zu ſichern. Er übernahm das Geſchäft, edirte in den folgenden Jahren mehrere einzelne Stücke, und im Jahr 1765 erſchien endlich eine vollſtändige Sammlung der Werke des celtiſchen Barden (Works of Oſſian the Son of Fingal translated. 2 Vol. 8.) Nun erhob ſich aber ein gewaltiger Hader unter den Engländern und Schotten über die

Aechtheit dieſer erſiſchen, galliſchen oder caledoniſchen Bardenlieder. Macpherſon ſollte ſagen, woher er jede einzelne Stücke bekommen hätte. Die Irländer miſchten ſich auch in den Streit und wollten den Barden ſich vindiciren. Macpherſon legte zu ſeiner Rechtfertigung einige erſiſche Manuſcripte bei ſeinem Buchhändler in London nieder, die doch niemand verſtehen noch prüfen konnte. Der Streit wurde auf beiden Seiten ſehr lebhaft geführt. Johnſon miſchte ſich unter die Gegner und ſchwang ſeine breite Lanze; er fand auf einer Reiſe durch die Hochlande nichts, weil er nichts finden wollte; denn offenbar war er von Vorurtheil gegen die Schotten verblendet. Mit Nachdruck ſuchte Macpherſon die Angriffe ſeiner Gegner abzuwehren, aber es gelang ihm nicht ganz, und dieſe langwierige Fehde verurſachte ihm unſtreitig viele trübe Stunden. Wie genau er übrigens die Sitten der Caledonier in ſeinem eigenen Vaterlande ſtudirt hatte, bewies er durch eine ſchöne kritiſche Abhandlung, (Diſſertation on the origin, antiquities, language, government, manners and religion of the ancient Caledonians, Picts and the British and Irish Scots. Lond. 1768. 4.) Und mit dieſen Kenntniſſen vereinigte er alle übrige Eigenſchaften, die zur Wiederbelebung ſo alter Lieder gehörten, und die ſo ſchön in Schillers Horen (1795. 10s St. S.93. ff.) auch unter uns gewürdigt worden ſind.

Deutſchland nahm an den Streitigkeiten über die Aechtheit der Oſſianiſchen Gedichte weit weniger Antheil, als an den Poeſien des Barden ſelbſt. Die Gedichte, die man uns unter Oſſians Namen vorlegte, fanden bei uns zur Zeit ihrer erſten Erſcheinung mehr

enthuſiaſtiſche Bewunderer, als ſonſt irgendwo, Schottland ſelbſt nicht ausgenommen, und ſo fanden die, bald darauf von einigen engliſchen Kritikern erregten Zweifel gegen ihre Authenticität wenig Eingang und Aufmerkſamkeit. Man nahm ihr hohes Alter ungeprüft und unerwieſen für wahr an, weil man es wünſchte. Bis jetzt ſind die Einwürfe, die man Macpherſon und ſeinen Anhängern gemacht hat, keineswegs auf eine befriedigende Weiſe von ihnen gehoben worden. Die Leidenſchaft, der Nationalſtolz, und der Nationalhaß, der bei dieſem Streit unter den engliſchen, ſchottiſchen und irländiſchen Gelehrten ſich einmiſchte, hatte viele weſentliche Punkte mehr ins Dunkel als ins Helle geſetzt, allein ſo viel ſcheint das Wahrſcheinlichſte zu ſeyn, daß Macpherſon allerdings einzelne kleine Gedichte und Fragmente zum Grunde gelegt, in der Zuſammenſetzung und Behandlung derſelben aber ſo frey verfahren ſey, daß er nichts weniger als eine treue und eigentliche Ueberſetzung alter erſiſcher Werke, als vielmehr Gedichte im Geiſt und Geſchmacke Oſſians, mit eingewebten einzelnen Fragmenten, die aus Oſſians Zeitalter ſich erhalten, geliefert habe.

Nach der Bekanntmachung des Gedichts Temora begleitete Macpherſon im Jahr 1764 den Gouverneur Johnſton als Secretair nach Penſucola in Weſtflorida, wo er viel zur Einrichtung der bürgerlichen Regierung beitrug; trennte ſich aber von ihm vor der Rückreiſe, und beſuchte dann einige weſtindiſche Inſeln und nordamerikaniſche Provinzen. Im Jahre 1766 kam er nach England zurück, und legte ſich wieder auf ſeine Studien. Ihm verdanken die Engländer die unverkünſtelte, der geſchminkten popiſchen Muſe weit vor-

zuziehende, proſaiſche Ueberſetzung der Iliade (Translation of the Iliad of Homer 1773), die der berühmte Arzt John Eliot ſo hoch ſchätzte, daß er ſie ſelbſt bei allen ſeinen Krankenbeſuchen mit ſich in der Taſche herumtrug. Späterhin trat er als Geſchichtſchreiber von Schottland auf. Seiner Einleitung in die Geſchichte von Großbritanien und Irland (Introduction to the History of great - Britain and Ireland 1771) und den Berichtigungen dazu (Remarks on the Introduction etc. 1772), folgte 1775 das Hauptwerk (History of great-Britain from the Restoration to the acceſſion of the Houſe of Hannover. 2 Vol. 4.) nebſt 2 Bänden Urkunden. Dieſe letztern ſind höchſt wichtig und meiſt alle ganz neu, beſonders die im erſten Band mitgetheilten Memoires, die Jakob der Zweite mit eigner Hand über ſeine Schickſale niedergeſchrieben hatte. Die Engländer werfen dieſer Geſchichte große Partheylichkeit vor; allein ſie ſind meiſt ſelbſt zu partheyiſch, um ganz unpartheyiſch urtheilen zu können.

In Macphersons Leben war die letzte Periode, da er ſich als Staatsmann zeigte, unſtreitig die glänzendſte, aber ſchwerlich dürfte man ſie für die rühmlichſte halten. Die Widerſetzlichkeit der amerikaniſchen Kolonien erforderte einen Schriftſteller, der im Stande war, die Gründe der Amerikaner zu beſtreiten, und den Beweggründen zu dem Verfahren der Regierung gegen ſie Kraft und Stärke zu geben. Die Wahl fiel auf Macpherſon, und er ließ ſich bereitwillig finden, in mehrern Schriften die gewaltſamſten Maaßregeln des damaligen Miniſteriums zu rechtfertigen. Für ſeine treuen Dienſte erhielt er vom Lord North eine Penſion

von 700 Pfund jährlich, und war von 1780 an im Parlamente, ſtets auf Seiten der Miniſter. Dieß brachte ihm mehr ein, als alle ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Denn nun erhielt er auch noch den einträglichen Poſten eines Agenten des Nabobs von Arcot in London, und behielt dieſe fette Pfründe bis an ſeinen Tod. In verſchiedenen Schriften zeigte er ſich als Vertheidiger ſeines Klienten, aber man erinnert ſich nicht, daß er als Redner im Parlament aufgetreten wäre.

Einige Jahre vor ſeinem Tode fieng ſeine Geſundheit an zu wanken; er kehrte daher in die Gegend zurück, aus der er gebürtig war, weil er von der Veränderung der Luft vortheilhaften Einfluß erwartete; aber vergebens; er wurde immer ſchwächer, und ſtarb auf ſeinem Landſitze zu Bellevue in Inverneß am 17. Febr. 1796. Er ſcheint ſehr reich geſtorben zu ſeyn; in ſeinem Teſtamente vermachte er verſchiedenen Perſonen beträchtliche Legate. Auch hinterließ er 1000 Pfund zu einer Ausgabe des Oſſian im Original, und 3000 Pfund zur Errichtung eines Monuments zu ſeinem Andenken auf einer erhabenen Stelle bei Bellevue. Seinem Wunſche gemäß wurde ſeine Leiche aus Schottland nach London gebracht, und in der Weſtmünſter-Abtei beerdigt, nicht weit von der Büſte und von der Gedächtnißtafel ſeines Freundes Goldſmith, dem er auf ſeine eigene Koſten dieß Denkmal geſtiftet, und die Inſchrift darauf auch ſelbſt verfertigt hatte.

Proſper

Proſper Jolyot de Crebillon.

Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris.

Die beſſere Epoche des franzöſiſchen Trauerſpiels beginnt um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, mit Corneille, dem die Franzoſen gewöhnlich den Beinamen des Großen geben. Wenn gleich die Bewunderung im Ganzen oft blind und übertrieben war, deren er von jeher bei ſeiner Nation genoß, ſo hat ſie doch unſtreitig in mehr als einer Rückſicht Urſache, auf dieſen Dichter ſtolz zu ſeyn, und ſie verdankt ihm faſt die ganze beſſere Ausbildung ihrer tragiſchen Dichtkunſt. Würde und Adel der Geſinnungen, ächtes Pathos in den Situationen, eine gewiſſe durchgängige Feierlichkeit in der Darſtellung der Handlungen und Empfindungen, ein oft mehr epiſcher als tragiſcher Schwung des Ausdrucks, waren ihm vorzüglich eigen. In ſeine Fußſtapfen trat bald Racine. Dieſer beſaß einen überaus feinen Geſchmack, und ein ſehr zartes dichteriſches Gefühl; daher war er im Ausdrucke ſanfter und rührender Empfindungen vornemlich glücklich. Auch blieb er überall der Natur mehr getreu, als ſein ihm in mancher andern Hinſicht überlegener tragiſcher Nebenbuhler Corneille, den man ſo oft, und nicht immer gerecht genug, mit

ihm in Parallele geſetzt hat. An dieſe beiden großen Tragiker des 17ten Jahrhunderts ſchließt ſich im Anfang des 18ten Jahrhunderts Crebillon an, der zwar bei jeder Vergleichung mit Corneille und Racine ſehr verliert, aber doch die franzöſiſche Bühne mit mehreren Stücken bereichert hat, die ſeinem Namen die Unſterblichkeit ſichern.

Er wurde am 13. Januar 1674 zu Dijon geboren. Sein Vater, der daſelbſt ein öffentliches Amt bekleidete, hielt ihn mehr zum Actenleſen und Rechnungsführen, als zu den ſchönen Künſten an. Im Jünglingsalter ſchickte er ihn nach Paris zu einem gewiſſen Prokurator, Namens Prieur, damit er ſich ein wenig in der Praxis üben möchte: aber dieß war ſeine Sache am wenigſten: nur ſelten ſah er ſeinen Anwald, lebte auf einem ziemlich freien Fuße, und folgte ſeinem Hange zu Luſtbarkeiten. Da Prieur ſah, daß der junge Menſch auf immer zum Advocaten verdorben ſey, ſo rieth er ihm ſelbſt, für die Bühne zu arbeiten. Nach einigem Widerſtreben folgte Crebillon dieſem Rathe, brachte zuerſt den Idomeneus, und nicht lange darauf ſeinen Atreus aufs Theater, und hatte die Freude, ſich durch einen lohnenden Beifall ermuntert zu ſehen. Prieur war eben krank, als der Atreus zum erſtenmal aufgeführt wurde. Er ließ ſich ins Theater tragen, und umarmte nach der Vorſtellung den Dichter mit den Worten: „Ich ſterbe zufrieden, denn ich habe dich dem Theater zugeführt, und ich hinterlaſſe der Nation einen Mann.“

Mit ganz andern Augen ſah die Sache der Vater an. Er war nicht wenig darüber aufgebracht, daß ſein Sohn eine Laufbahn verlaſſen hatte, die weit eher zu

einem dauerhaften Glück führt, als die leidige Poeſie; und da der junge Crebillon ſich ſo weit vergaß, daß er gegen des Vaters Willen ein Ehebündniß ſchloß, ſo brachte es ſeine Stiefmutter ſo weit, daß er enterbt wurde. Doch in der Nähe des Todes reute den Vater ſein raſcher Entſchluß, und er ſetzte ſeinen Sohn wieder in die ehemaligen Rechte ein. Das half dem letztern aber nicht viel, denn die väterliche Hinterlaſſenſchaft wurde größtentheils eine Beute der Gläubiger, und ſo lebte Crebillon bei allen Lobſprüchen, die er einerndtete, geraume Zeit in Mangel und Dürftigkeit. Er zog ſich aus der Geſellſchaft, ſo viel möglich zurück, und wählte den erhabenen Wahlſpruch: Erwarte von niemand nichts, als von dir ſelbſt! — Doch wars nicht gerade üble Laune, die ihn zu dieſem Entſchluſſe bewog; Liebe zur Unabhängigkeit trug viel dazu bei. Denn wie lebt man freier, als je weniger Verbindungen man hat? — So ungerecht die Menſchheit gegen ihn handelte, daß einſt ſogar ein Gläubiger ſich eines Produktes ſeines Geiſtes bemächtigen wollte, rieth er doch einem jungen Menſchen von der Satyre ab, in der er glückliche Proben gegeben hatte.

Erſt im Jahr 1731 war das Schickſal gegen ihn gerecht. Er erhielt eine Stelle in der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften, und wurde einige Jahre nachher Cenſor bei der Polizey. Gegen das Ende ſeines Lebens wurden ihm auch noch andere Belohnungen ſeiner dichteriſchen Talente zu Theil. Auch im Alter waren die Muſen ſeine liebſte Erholung, und noch im 81ſten Jahre brachte er ein neues Trauerſpiel aufs Theater. Er ſtarb endlich als ein 88jähriger Greis, den 17ten Jun. 1762.

Crebillon arbeitet in ſeinen Trauerſpielen *) vornemlich auf ſtärkere tragiſche Wirkung, auf Erregung des Schreckens und der Furcht; die franzöſiſchen Kunſtrichter pflegen ihn daher den Aeſchylus ihrer Nation zu nennen, wie ſie in Corneille einen Sophokles, und in Racine einen Euripides zu beſitzen glauben. Auch gab man dem Crebillon daher den Beinamen des Schrecklichen, und fand in ſeinen Schauſpielen zwar keine Feinheit der Empfindungen, keine Eleganz des Ausdrucks, keinen Wohlklang der Verſe, keine überall korrekte Sprache; wohl aber große Züge des Genies, kühne und ſtarke Gemählde, herzangreifende Situationen, eindrucksvolle Gedanken, und einen männlichen, erſchütternden Ausdruck. Lange genoß dieſer Dichter eines ſo ausſchließenden Lobes, bis man allmählich anfieng, weniger Geſchmack an ſeinen Werken zu finden, und das Unnatürliche, Uebertriebene und Schwülſtige ſeiner Manier einzuſehen. Das Prädicat des Schrecklichen kann ihm indeß nur in Rückſicht auf die Begriffe ſeiner Nation von den Grenzen des Tragiſchen, und von den engen Schranken des theatraliſchen Wohlſtandes beigelegt werden. Und auch ſo verſtanden, trifft es wohl nur auf ſein Trauerſpiel Atreus und Thyeſt zu; denn die übrigen haben nichts weniger, als den herrſchenden

*) Es ſind ihrer neun: Idomenée — Atrée et Thyeste — Electre — Rhadamisthe et Zenobie — Xerxés — Sémiramis — Pyrrhus — Catilina — le Triumvirat. Auch wird ihm ein Trauerſpiel über den Tod Cromwell's, unter dem Titel: la Mort d'Agis, beigelegt, das aber nicht vollendet, auch nie aufgeführt, noch gedruckt iſt.

Anſtrich des Grauſenvollen und Schrecklichen. Hie und da iſt es freilich auch in ſeiner Electra, aber noch minder glücklich und wirkſam angebracht. „Crebillon bedachte nicht“, ſagt Linguet, „daß das Schreckliche in dieſem übertriebenen Grade nothwendig ins Abgeſchmackte fallen mußte. Ein wüthender Grenadier, den Säbel in der Hand, iſt allerdings furchtbar und ſchrecklich; wenn er aber, um noch größer zu werden, auf Stelzen einhergeht, wenn er, um noch grimmiger zu erſcheinen, ſein Geſicht mit einer bemahlten Maske bedeckt, ſo bleibt er nur noch ein Popanz für Kinder, und macht ſich durch ſeine großen Schritte in den Augen vernünftiger Zuſchauer nur deſto lächerlicher.“

Es wäre ſowohl in Abſicht auf den eigenen Ruhm des Dichters, als für die Welt zu wünſchen geweſen, daß er mehr Fleiß auf die Ausbeſſerung ſeiner Stücke verwandt hätte, aber davor hatte er einen ordentlichen Abſcheu, und alle ſeine Stücke, wenigſtens die beſten Scenen, ſind dasjenige, was man die erſte Hitze nennt. Niemals hat er einen Plan von ſeinen Tragödien niedergeſchrieben, wenn man den Xerxes ausnimmt, der gewiß nicht eines ſeiner beſten Stücke, auch nur von dieſer Seite iſt. Sein Genie litt durchaus keine Feſſel; er brachte ſogar ſeine Stücke niemals eher zu Papier, als bis er ſie der Schaubühne überließ. Er hatte ein erſtaunendes Gedächtniß, und nie vergaß er etwas, das er gelernt hatte. Unter ſeinen Trauerſpielen iſt übrigens Rhadamiſth und Zenobie wohl das vorzüglichſte an Plan, Ausführung und Intereſſe.

In ſeiner Lebensart war Crebillon ein Sonderling. Er ſchlief wenig, und wenn es geſchah, ſo wählte er immer ein hartes Lager. Seine gewöhnliche Geſell-

ſchaft waren Hunde und Katzen, die ihm dankten, wenn er ihnen etwas gab, ihn nicht verachteten, wenn er fehlte, und uneingedenk der vorigen Wohlthaten, ihn nicht verleumdeten, wenn er etwan nicht alle ihre Wünſche und Grillen erfüllte. Es war ein komiſcher Anblick für den Fremden, der bei ihm eintrat, aus 20 bis 30 Niſchen ums Kamin herum eben ſo viele Thiere neugierig hervorblicken zu ſehen. Um den üblen Geruch zu vertreiben, den ſeine Geſellſchafter verbreiteten, rauchte er beſtändig Taback. Wenn er krank war, ſo ſchrieb er ſich ſeine Lebensordnung ſelbſt vor, und ſpottete der Aerzte und ihrer Arzneien.

Crebillon hatte einen Sohn (Claude Proſper Jolyot de Crebillon, geb. zu Paris 1707, geſt. 1777), der auch für das Schauſpiel arbeitete, doch ſind ſeine Romane bekannter, nicht allezeit zum Vortheile der Tugend. Ohne die Ueppigkeit und Sittenloſigkeit, welche das Gepräge derſelben ausmacht, und die durch daran verſchwendeten Witz noch anziehender und verführeriſcher wird, hätten ſeine Romane, die meiſtens morgenländiſche Scenen und feenmäßigen Stoff haben, ſchwerlich ſo viel Glück gemacht. Der jüngere Crebillon verſtand ſich indeß nicht recht auf wahren und dauernden Ruhm, nur Jugend und Leichtſinn können an ſo wollüſtigen Bildern Gefallen finden, die, bei aller Kunſt ihres blendenden Anſtrichs, doch am Ende den Unwillen des männlichen Kenners erregen müſſen, der kaum wird geſtehen wollen, ſie geleſen zu haben, und ſolch einen Mißbrauch des Witzes nothwendig verwerfen muß.

Georg Philipp Rugendas.

Bataillenmahler.

Alle Kenner vereinigen ſich in dem Lobe dieſes trefflichen Künſtlers, deſſen Gemählde die Gallerien der Großen zieren. Seine Vaterſtadt Augsburg, wo er am 27. Nov. 1666 als der Sohn eines Uhrmachers geboren war, nährte die erſten Keime ſeines Genies, das ihn anfangs zur Kupferſtecherey hinzog: allein ein fiſtelartiger Schaden an ſeiner rechten Hand beraubte ihn der zum Kupferſtechen erforderlichen mechaniſchen Feſtigkeit, und ſo ſah er ſich genöthigt, von dieſem Fache der Kunſt ab- und zur Mahlerey überzugehen. Iſaak Fiſches, ein vorzüglicher Geſchichtmahler, war ſein Lehrer, deſſen Unterricht er 5 Jahre lang genoß.

Sobald Rugendas im Stande war, ſeine Gedanken durch eigene Erfindungen auszudrücken, entſchied ſich ſeine Neigung für kriegeriſche Vorſtellungen und Pferde; die Werke eines Bourguignon, Lemke und Tempeſta waren ſeine Muſter. Allein der Eifer, mit dem er der Kunſt oblag, verdarb ſeine rechte Hand vollends, und nöthigte ihn, ſich der linken zu bedienen, welches er mit ſeltener Geſchicklichkeit that. Als er indeſſen in einem Alter von 22 Jahren ſeine erſte Reiſe nach Wien machte, heilte ſeine kranke Hand durch Ausſchiebung eines angeſteckten Knochens von ſelbſt, und er benutzte zwey Jahre lang den Aufenthalt in der deutſchen Kaiſerſtadt zur ferneren Ausbildung ſeiner Talente.

Sein Fleiß und ſein angenehmes Betragen verſchafften ihm einen freien Zutritt bei den angeſehenſten Perſonen. Indeſſen ſehnte er ſich nach dem eigentlichen Vaterlande der Künſte, und nachdem er 14 Monate in Venedig zugebracht hatte, gieng er nach Rom, wo er die alten Trümmer und die Antiken mit außerordentlichem Eifer nachzeichnete, die Akademien beſuchte, und unter die Zahl der ſogenannten Bande aufgenommen ward, mit der Benennung, alias Schild.

Um dieſe Zeit ſtarb ſein Vater, und dieß war Urſache, daß er im Jahr 1695 nach Augsburg zurück reiste. Da ſein Name bereits aufs vortheilhafteſte bekannt war, ſo hatte er anfangs vollauf zu thun, um alle Beſtellungen zu befriedigen; allein Krankheiten und andere Leiden erſchwerten ihm nach wenigen Jahren die Gewinnung der Nothwendigkeit zur Erhaltung einer Familie. Unrühmlich ſuchten die Gemähldeliebhaber den Verfall ſeiner Umſtände dazu zu benutzen, daß ſie ſich durch Bedrückung und Unbilligkeit ſchlechte Preiſe verſchafften. Dieß bewog unſern Künſtler, Verſuche in der Kupferſtecherey zu machen, und ſo erſchienen denn auch wirklich im Jahr 1698 im Verlag des Kunſthändlers Jeremias Wolf die erſten Blätter. In der Folge machte er ſehr glückliche Verſuche in der ſchwarzen Kunſt, und die 8 Blatt Reuter und 4 Blatt Schlachten, welche er im Jahr 1700 in dieſer Manier herausgab, werden mit Recht für Meiſterſtücke geachtet, die dem Künſtler nicht allein lauten Beifall, ſondern auch den gebührenden Lohn einbrachten. Wenn man ſeine Kupferſtiche durchgeht, ſo findet man bald, daß nicht leicht eine Pferdeſtellung vorkommen kann, die er nicht nach der Natur ſtudirt, mit mahleriſchem Geiſt gezeich-

net und in ſeinen zahlreichen Werken angebracht hätte. In dieſer Mannigfaltigkeit war er unerſchöpflich, und ſeine Werke ſind daher als ein wahres Lexikon für die Pferdezeichner anzuſehen. Ihm war keine Stellung zu ſchwer, und mit ſichtlicher Leichtigkeit und Fertigkeit wußte er, ohne die Korrektheit nur im mindeſten zu verletzen, alle Schwierigkeiten der Proſpektive zu überwinden, welche ſich dem Zeichner bei den Anſichten gewandter, geſtürzter, ſich bäumender oder wälzender Pferde in den Weg ſtellen. Man ſieht es aus allen ſeinen äußerſt reichhaltigen Werken ganz klar, daß die Natur ſeine Lehrmeiſterinn war: daß er nach ihr ein und dieſelbe Pferdeſtellung in allen möglichen Anſichten und unter verſchiedenen Beleuchtungen zeichnete; — daß er den größten Theil ſeiner Zeit auf den Exercierplätzen der Kavallerie, auf Schlachtfeldern, in Feldlägern und Belagerungen, auf Reitbahnen, Weideplätzen und in Stutereyen zubrachte, und da ſeine Portefeuillen mit den ſchätzbarſten Studien und Kunſtprodukten bereicherte.

Rugendas ſah bereits einer heitern, ſorgenfreyen Zukunft entgegen, als der Ausbruch des Spaniſchen Erbfolgekrieges nicht allein dieſe Hoffnung vereitelte, ſondern ihn überdieß aller ſeiner Habſeligkeiten beraubte. Als nemlich im Jahr 1703 Augsburg von den Franzoſen und Baiern belagert, bombardirt und eingenommen wurde, ſo verlor er durch Einäſcherung nicht allein ſein nahe an den Feſtungswerken gelegenes Wohnhaus, ſondern auch ſeine meiſten Kunſtſchätze und ſein übriges Vermögen. Indeſſen genoß er doch von dieſen unglücklichen Vorfällen den Vortheil, daß er alle die kriegeriſchen Auftritte, Schlachten, Scharmützel, Aus- und Ueberfälle, die er bei ſeinen Gemählden bis

hieher blos aus ſeiner Phantaſie nehmen mußte, nun auch wirklich in der Natur ſehen, ſie ſorgfältig beobachten, und dann mit treueſter Wahrheit und vielem Geſchmack bei ſeinen nachherigen Arbeiten anbringen und anwenden konnte. Daher findet man, beſonders in ſeinen Schlachten und andern Kriegsauftritten ſo viele der ausgeſucht ſchwereſten Stellungen in allen möglichen Anſichten, die durchgehends meiſterhaft korrekt gezeichnet ſind. Reiter und Pferde ſind nach ihren verſchiedenen Leidenſchaften, in Wuth, Grimm, Bosheit, Furcht, Schrecken, Schmerzen und Todesangſt mit ſo unübertrefflicher Wahrheit dargeſtellt, daß etwas Vollkommeneres in dieſer Art nicht wohl verlangt, und noch weniger geleiſtet werden kann. Vorzüglich ſchön ſind auf dieſen kriegeriſchen Blättern die geſtürzten, erſchoſſenen, mit Schmerz und Todesquaal kämpfenden Pferde. Auch ſeine menſchlichen Figuren ſind in allen ihren mannigfaltigen Stellungen durchaus richtig und charakteriſtiſch gezeichnet; doch dürfte ſie der Vorwurf treffen, daß ſie für ihre Länge immer zu ſchwach und zu mager geformt, und dabei meiſt in ein und demſelben Alter vorgeſtellt ſind.

Rugendas radirte Blätter ſind von großem Werth, und für jeden Kenner und Künſtler Gegenſtände des Beifalls und der Achtung. Mit leichter, geiſtreicher und dabei kräftiger Nadel, die nur der geübten Hand des großen Zeichners eigen iſt, bearbeitete er ſeine wohlgeordneten und äußerſt korrekt gezeichneten Darſtellungen, und in allen ſeinen Figuren iſt Leben, Wahrheit und Natur.

Im Jahr 1710 wurde zu Augsburg eine Akademie errichtet, und Rugendas, evangeliſcher Seits, zu

deren Direktor ernannt. Um dieſe Zeit waren ſo wenige Kunſtkenner und Liebhaber in Deutſchland, daß er faſt 50 Stücke ſeiner ſchönſten Gemählde um einen dürftigen Preis nach Paris verkaufen mußte. Da ſeine Familie immer zahlreicher wurde, und die Bedürfniſſe derſelben zunahmen, ſo ſah er ſich gezwungen, von neuem zur ſchwarzen Kunſt ſeine Zuflucht zu nehmen. Er verfertigte nun in ſehr großen Queerfolioblättern viele Jagd- Reutſchul- Bataillen- und andere kriegeriſche Stücke, zuſammen ungefehr 70 Blätter. Dieſe fanden großen Beifall und wurden begierig gekauft: aber leider dauerte auch dieſes nur eine Zeit lang, und der Künſtler kam in neue Verlegenheiten. Nach einer 20jährigen Raſt beſeelte ihn, im Jahr 1735, da die Abnahme ſeiner zur Bearbeitung des Kupfers erforderlichen Kräfte ſehr fühlbar wurde, ein neuer Eifer für die Mahlerey, und noch einmal verſuchte er an der Staffeley ſein Heil. Das Mißglücken ſeiner erſten Verſuche machte ihn ſo muthlos, daß er die Pinſel zum Fenſter hinaus warf, und nur erſt in der Folge neues Vertrauen zu ſich ſelbſt zu faſſen anfieng. Nun mahlte er aufs neue mit verjüngtem Eifer, wurde aber nur zu oft durch ſeine Hochjährigkeit und ſeine, von wiederholten Anwandlungen entkräftender Schlagflüſſe ſehr geſchwächte Geſundheit unterbrochen. Sein Ziel war erreicht, und nach einer viertägigen Bettlägerigkeit, ſtarb er am 10. May 1742.

Es giebt wenige Künſtler, die der Nachwelt eine ſo große Anzahl der ſchönſten Gemählde, und dabei auch noch eine nicht minder große Suite eigenhändig radirter und zum Theil ungewöhnlich großer Schwarzkunſtblätter hinterlaſſen haben, als Rugendas. Seine Gemählde machen nicht blos einen plötzlichen Eindruck, ſondern ſie gefallen immer. „Durch das ſchöne Ideal der Pferde", ſagt Chodowiecky, „ſind ſie allen andern Bataillenſtücken vorzuziehen. Ob ſie gleich nicht

mit dem übertriebenen Fleiße des Wowermanns ausgeführt ſind, ſo haben ſie doch deſto mehr Geiſt und Leben im Ausdrucke und in den Handlungen der Menſchen und Pferde. Hätte Rugendas die Unterſtüzzung genoſſen, die in Deutſchland ſo ſelten iſt, ſo wäre er der erſte Künſtlet in ſeiner Art geworden." Seine zahlreichen Schwarzkunſtblatter ſind durchaus äußerſt gehaltreich, und verdienen eine weit größere Achtung, als man ihnen gewöhnlich erweist. Auf ihnen allen ruht der Geiſt ihres Meiſters. Freilich hatte man es damals in der Schwarzen-Kunſt-Manier noch nicht zu der hohen Vollkommenheit gebracht, zu der die Künſtler der heutigen Welt, beſonders die Engländer, es gebracht haben; aber dieß entzieht Rugendas Blättern nicht das Geringſte von ihrem großen Verdienſt. Kann ein gerechter Tadel ſeine Schwarz-Kunſtarbeiten treffen, ſo iſt es wohl der, daß er zu ſchwarze Gründe anbrachte, und durch dieſelben die beleuchteten Hauptfiguren zu ſehr herausſchnitt. Eine vorzügliche ſtarke Anzahl ſeiner Gemählde befindet ſich in der Herzoglich-Braunſchweigiſchen Gallerie zu Salzdalen.

Rugendas älteſter Sohn, gleiches Vornamens, erbte nicht wenig von dem Geiſte ſeines Vaters, von dem er lernte. Er hat nicht nur Thierſtücke glücklich gemahlt, ſondern auch ſehr große Feld- und Lagerſtücke von ungemein ſtarker Zuſammenſetzung entworfen, woraus ein nicht gemeines Genie hervorleuchtet. Er ſtarb im Jahr 1774, und ein zweiter Sohn, Chriſtian, hat ſich ebenfalls in der ſchwarzen Kunſt als ein würdiger Sohn und Schüler ſeines Vaters gezeigt. Viele Gemählde und Zeichnungen deſſelben hat er auf eine ſchöne und ihm eigene Weiſe, mit braunem Grunde und weiſſen Blicken herausgegeben. Er ſtarb im Jahr 1781.

Lorenz Natter.

Steinſchneider.

Bewundernswürdig war der Fleiß und die Geſchicklichkeit der Alten, in Edelſteinen mancherlei ſchöne und nützliche Dinge zu bilden. Dieß erkennt man ſowohl aus ihren Schriften, als aus den Stücken ſelbſt, die ſich bis auf unſere Zeit erhalten haben. Alle Kenner ſtimmen deswegen darin überein, den Griechen und Römern gebühre in dieſer Kunſt der Vorzug, und jeder, der ſich darin auszeichnen wolle, müſſe bei ihnen in die Schule gehen. Dieß that Natter, der geſchickteſte unter allen deutſchen Steinſchneidern, und die Ehre der Nation in Anſehung dieſer Kunſt. Mit großem Fleiß ahmte er die älteſten griechiſchen Steine nach, und traf die verſchiedenen Arten des Schnitts der alten Meiſter größtentheils mit ſo geringem Unterſchied, daß er einige ſeiner Kopien alter Steine hätte für die alten ächten Stücke ausgeben können, welches er aber niemals that. Was nicht den griechiſchen Meiſterſtücken an Gründlichkeit und edler Einfalt ähnlich war, gefiel ihm nicht. Er wagte ſich an den ſchwerſten Theil der Kunſt, denn er grub einmal für den Lord Jakob Caventiſch zu London ein Gefäß in einen

kleinen Diamanten, und würde auch Bildniſſe in Diamanten geſchnitten haben, wenn ihn jemand dazu ermuntert und dafür bezahlt hätte.

Biberach, die ehemalige kleine ſchwäbiſche Reichsſtadt, die einen Wieland hervorbrachte, war auch Natters Geburtsort. Er ſah das Tageslicht im Jahr 1705, und als die Zeit gekommen war, da er einen beſtimmten Beruf wählen ſollte, beſchloß er ein Goldſchmidt und Edelſteinſchneider zu werden. Die Jahre des Lernens brachte er in Bern zu, und im Jahr 1730 gieng er aus der Schweiz nach Italien. Von jetzt an widmete er ſich ganz der Kunſt, in feine Steine zu ſchneiden, die er aber zuerſt nur für Petſchaften ausübte. In Florenz ermunterte ihn der Baron von Stoſch, die alten geſchnittenen Steine nachzuahmen. Er thats, legte ſich nun mit anhaltendem Eifer auf das Studium der Antike, und übte ſich in Rom ein paar Jahre lang in der Akademie der Künſte. Der Pabſt ehrte und lohnte ſein Talent, und der Großherzog von Toskana rief ihn an ſeinen Hof.

Auf die Ermunterung mehrerer Großen des Reichs begab er ſich nach London, und ſein Talent fand auch in England Beifall und Unterſtützung. Der Prinz von Oranien, nachmaliger Statthalter der vereinigten Niederlande, berief ihn im Jahr 1742 nach Holland, wo er ein Jahr lang blieb. Dann reiſte er nach Kopenhagen, und arbeitete lange für den König Chriſtian den Sechsten. Die königlichen Wappen und Siegel, die er ſchnitt, ſind Zeugen ſeiner Kunſt; das kleinſte, welches mit der Grundſäule des Wappens und dem Elephantenorden verſehen, auch ganz blaſenirt war, machte an Größe nur den vierten Theil von einem Zoll aus.

Er grub auch das Bildniß des Königs auf verſchiedene Art, und einen Elephanten in erhabener Arbeit auf einen orientaliſchen Jaspis von unterſchiedenen Farben, die er ſehr geſchickt anwendete.

Von Kopenhagen gieng Natter nach Stockholm, und von da im Jahr 1745 nach Petersburg. An beiden Orten machte er ſich durch ſeine Kunſt beliebt. Nach einem zweijährigen Aufenthalte in Petersburg kehrte er nach London zurück, wurde aber 1751 wieder nach dem Haag berufen, wo er des Statthalters Wilhelm Gemahlin und ihrer beiden Kinder Bildniſſe tief und erhaben ſehr ſauber verfertigte. Sein künſtlichſtes Stück war das Bildniß der Statthalterin auf einer Camee, von einem ſehr ſchönen Onych, deſſen eyrunde Länge drei Zoll betrug, das Geſicht war vorwärts gekehrt, und der Kopf hatte faſt ſeine ganze Proportion. Das war ſein erſter Verſuch nach der Natur. Er ſchnitt auch den Stempel zu einer Schaumünze. Aus dem Haag trat er eine Nebenreiſe nach Dresden an, kehrte aber bald wieder nach London zurück, und blieb hier, bis ihn der König von Schweden nach Stockholm berief. Auf der Rückreiſe nach London trugen ihm die Staaten von Holland die Stelle eines Obermedailleurs an, die er auch eine Zeitlang verwaltete. Als aber König Georg der Zweite von Großbritannien im Jahr 1760 ſtarb, rief ihn die antiquariſche Geſellſchaft, deren Mitglied er war, nach London zurück, damit er die Schaumünze auf die Krönung König Georgs des Dritten, verfertigen möchte, die einen allgemeinen Beifall erhielt. Eine Einladung nach Petersburg, welcher er im Jahr 1763 folgte, war der Weg zu ſeinem Tode. Die Reiſe vermehrte ein inneres Uebel, das ſchon einige Jahre alt

war, er litt die empfindlichſten Schmerzen, und ſtarb am 27. October 1763 in einem Alter von 58 Jahren. Als man den Leichnam öffnete, fanden ſich zwei große Polypen am Herzen. Seine Sammlung von geſchnittenen Steinen und Abdrücken alter Steine in Schwefel und Siegellack, ſeine Schaumünzen, Bücher und Kupferſtiche kaufte der Großfürſt von Rußland für 1140 Pfund Sterling.

Natter iſt der einzige deutſche Steinſchneider, der dem Styl der griechiſchen Künſtler am nächſten kam. Um in alle Geheimniſſe derſelben einzudringen, ſtudirte er ihre gelehrten und ihre Kunſtwerke, entdeckte, nach welcher Methode und mit welchen Werkzeugen ſie gearbeitet, und wurde auf dieſem Wege ſelbſt Reſtaurator dieſer Kunſt. Eines ſeiner am meiſten vollendeten und bewunderten Werke iſt eine ſiegende Britannia auf einer Gemme, die fünf Lagen von eben ſo viel verſchiedenen Farben hat. Außer den vielen geſchnittenen Steinen, die man in den großen Kabinetten findet, hat er ſein Andenken auch durch ein, im Jahr 1754 zu London, Engliſch und Franzöſiſch erſchienenes Buch erhalten, das von der antiken Manier, in Steine zu ſchneiden, handelt, und die Kunſt der Alten mit der heutigen vergleicht. Natter ließ das Werk auf ſeine Koſten drucken und wollte kein engliſches Exemplar unter zwei Guineen verkaufen. Viele Engländer wollten ihm nur eine Guinee geben: darüber wurde er ſo unwillig, daß er alle vorräthige Exemplare der engliſchen Ausgabe verbrannte, und zugleich die beſten Kupferplatten zerkratzte. Daher die Seltenheit des Buchs!

Johann Holzer.

Hiſtorienmahler.

Einer der größten Hiſtorien- und Freskomahler, die Deutſchland in neuern Zeiten erzeugt hat. Er war zu Burgrieß im Tyrol, nicht weit von dem Benedictiner-Kloſter Marienberg im Jahr 1709 geboren. Sein Vater war ein Müller, der indeſſen den Knaben ſorgfältiger erziehen und unterweiſen lies, als es in dieſem Stande gewöhnlich geſchieht. In dieſer Abſicht ſchickte er ihn frühzeitig in das Kloſter Marienberg, wo er die Inferiora (wie man ſie an dieſen Orten zu nennen pflegt) und die Logik ſtudirte. Allein ſein Trieb zur Kunſt erwachte ſchon damals mit vieler Lebhaftigkeit; Zeichnen und Mahlen war beinahe das Einzige, womit er ſich beſchäftigte. Da es ihm an Geld fehlte, ſo dachte ſein erfinderiſcher Kopf auf mancherlei Mittel, die es ihm möglich machten, ſeine Wißbegierde und ſeine feurige Kunſtliebe zu befriedigen. Er preßte von Blumen und Kräutern den Saft aus, ſammelte Blut, Kalch, Polus, Rothſtein, Ofenruß und andere dergleichen Materialien, die leicht zu bekommen waren. Dieſe miſchte er, brauchte ſie zu Farben, und mahlte zu jedermanns Verwunderung auf Papier, Leinwand und Mauren.

Es lag nicht in des Vaters Plane, aus ſeinem Sohn einen Künſtler zu machen; indeſſen ließ er ſich auf das Zureden einiger Perſonen, welche die vortrefflichen Anlagen des jungen Holzers bemerkten, bereden, ihn bei dem Mahler Auer, der nicht weit von Meran im Tyrol wohnte, in die Lehre zu geben. Hier machte er in Kurzem ſo beträchtliche Fortſchritte, daß er eigene Inventionen aufweiſen konnte, die alle Aufmerkſamkeit verdienten.

Als die Lehrjahre vorüber waren, rief ihn der Mahler Merz zu Straubingen in Baiern zu ſich, um die Kirche zu Oberaltaich zu mahlen; er thats, und dieſe Erſtlinge ſeines Fleißes waren zugleich Beweiſe ſeiner künftigen Größe. Jetzt gieng er nach Augsburg zu Bergmüllern, damals dem einzigen berühmten Hiſtorien- und Freskomahler in dieſer Stadt. Holzer blieb 6 Jahre bei ihm, nicht als Schüler, ſondern als Kompagnon. In dieſer Zeit arbeiteten ſie gemeinſchaftlich in Kirchen, verfertigten Altarblätter und Gemählde an Gebäuden, und jede Arbeit zeugte von dem ſeltenen Genie der beiden Künſtler. Holzer radirte auch damals 14 vortreffliche Stücke nach eigener und nach Bergmüllerſcher Erfindung in Rembrands Manier. Rubens und van Dyk waren ſeine Muſter in Gemählden. Bei ſeinen mannigfaltigen Arbeiten fand er, der jede Stunde auskaufte, immer noch Muße, ſeinen Geiſt auszubilden, und durch Nachdenken und Lektüre ſich nützliche Kenntniſſe zu erwerben. Der lateiniſchen Sprache war er im Reden und Schreiben gewachſen; die ſchönen Wiſſenſchaften gewährten ihm eine angenehme Erholung. Selbſt als Schriftſteller wollte er ſich bekannt machen, und die Mahlerkunſt nach

Regeln der Mathematik einzuleiten ſuchen. Da er mit dieſen mannigfaltigen Talenten ein aufgewecktes, ſtets zur Fröhlichkeit geſtimmtes Gemüth verband, ſo ſchätzte man ihn allgemein, und er wohnte vier Jahre lang in den angeſehenſten Hauſern Augsburg, allenthalben geehrt und geliebt.

Augsburg beſitzt von dieſem Künſtler einen Schatz meiſterhafter Mahlereien in Kirchen und öffentlichen Gebäuden, in Oelgemählden und Zeichnungn, die jeder Kenner bewundert. Unter den Gemählden an öffentlichen Gebäuden zeichnete ſich beſonders der Bauerntanz am Wirthshauſe zum Hirſch am Judenberge aus. Die Enge des Raums, auf den er ſich einſchränken mußte, benahm dem Ausdrucke, der Kraft und Stärke dieſer Mahlerei nichts. Meiſterhaft ſetzt er Figuren über Lebensgröße von einer Bauernhochzeit, Tanz, Spielleute und Kuchen auf dieſen kleinen Raum. Weil das Gebäude ein Eckhaus iſt, ſo gab es ihm Gelegenheit, auch ſeine Wiſſenſchaft in der Optik und Perſpectiv anzubringen. Von vielen Jahren her ſteht an der Eckſpitze dieſes Hauſes ein Hirſchkopf mit natürlichen Geweihen, und Holzer mahlte drei Hirſche zu einem Kopf, und richtete das Auge gegen das Eck, und gleichwohl iſt auf jeder Seite nur ein Hirſch im Schuß und Sprung zu ſehen. Bianconi, ein einſichtsvoller Beobachter, ſagt von dieſer trefflichen Mahlerei in ſeinem bekannten Briefe: „Ich glaube nicht, daß die menſchliche Einbildungskraft die ſchöne Natur getreuer ſchildern könne. Hier ſind einige tanzende Bäuerinnen ſchwäbiſch gekleidet, und Sie ſehen ſie mit den Füßen in der Luft deutſche Kapriolen machen; ſo daß ſie lebendig und von der Mauer abgeſondert zu ſeyn ſcheinen. Es tan=

zen mit ihnen einige Jünglinge, die in ihren Geſichtern die Freude ihres Gemüths über ihr Wirthshauß, und die ſchönen Gedanken unvergleichlich ausdrücken, welche an dergleichen Orten zu entſtehen pflegen. Sie werden bemerkt haben, daß der größte Theil der deutſchen Bäuerinnen die Röcke ſehr kurz trägt, wie ſie nach Euripides Vorgeben die ſpartaniſchen Mädchen zu tragen pflegten, die deswegen von den Griechen die Schenkelzeigerinnen genannt wurden. Bilden Sie ſich alſo ein, was für Luſt und was für Stellungen in ihren Tänzen regieren; und das alles iſt in Holzers Bilde ſehr lebhaft vorgeſtellt. Der Graf Franz Algarotti, welcher gewiß die ſchönen Künſte zu ſchätzen wußte, konnte ſich eines Tages nicht ſatt daran ſehen, als wir es mit einander betrachteten.“— Außer dieſer berühmten Mahlerei prangt Augsburg mit noch mehreren. Bei Privatperſonen ſelbſt und ſonderlich bei Künſtlern, ſind ſehr viele ſeiner Inventionen gemahlt, grau in grau, und auch Zeichnungen anzutreffen. Der augsburgiſche Hofkupferſtecher Joh. Eſ. Nilſon hat die meiſten ſeiner an und in Häuſern und Kapellen befindlichen Gemählde in Kupfer geſtochen herausgegeben.

So ſtark aber Holzer in hiſtoriſchen Stücken war, ſo ungemein ſtark war er in Portraits — Gaben, die ſelten mit einander vereinigt ſind. Alles, was Holzer machte, war von beſonderem Ausdruck, von ungemeiner Kunſt, von Schönheit, in die Augen fallend und reizend.

Der Ruhm dieſes Künſtlers war nicht blos auf Augsburg eingeſchränkt; er verbreitete ſich auch auswärts, und er wurde mit Eifer geſucht. Zu Barthenkirch in Baiern mahlte er mit einer beſondern Schönheit die St. Antonskirche; in Eichſtädt den fürſtlichen Gar-

tenſaal wodurch er ſich den Charakter als biſchöflich Eichſtädtiſcher Hofmahler erwarb, und in der daſigen Jeſuitenkirche, welche die Engelskirche genannt wird, ein Altarblatt, den Sturz der Engel vorſtellend. Holzer mahlte dieſes prachtvolle Stück, als der Fürſtbiſchof Johann Anton von Freiberg den neuen Altar ſez-zen ließ, der über 10,000 Gulden gekoſtet hat.

So wie es frühzeitige Gelehrte giebt, ſo giebt es auch frühzeitige Kunſtgenies, und unter dieſe muß Holzer gezählt werden. Er war erſt 29 Jahr alt, als er an der berühmten Kirche zu Kloſter Schwarzach in Franken Meiſterſtücke ſeiner Kunſt aufſtellte, die von allen Kennern bewundert werden. Die vielen vortrefflichen Altarblätter von den berühmteſten Meiſtern, die er hier antraf, entflammten ſein Genie zum edelſten Wetteifer. Die berühmteſten Künſtler Deutſchlands wurden damals gleichſam aufgefordert, ihre Kunſt dieſem herrlichen Tempel zu widmen, und die größten Denkmale der Kunſt ſind die Zierden deſſelben. Die prächtigen Altarblätter ſind nicht blos von deutſchen Künſtlern, ſondern es ſind auch zwei von van Dyk, eines von Piazetta und eines von Tiebolo, als beſonders merkwürdige Kunſtſtücke darunter. Aber Holzer hat die Erhabenheit und ausnehmende Schönheit ſeines Genies in einer ſolchen Stärke gezeigt und ausgedrückt, daß Künſtler und Mahler, die Holzers Fresko ſahen, den entſcheidenden Ausſpruch thaten, daß die Stärke, womit er ſein Fresko gleichſam hinwarf, allen andern ſonſt außerordentlich ſchönen Mahlereien, nur die zwei von van Dyk ausgenommen, wehe thue und ſie faſt hinter ſich laſſe. Welch ein Ruhm für einen 29jährigen Mann!

Als Holzer mit dieſer Arbeit, bis auf das Altarblatt, welches erſt nach ſeinem Tode Bergmüller ausmahlen mußte, faſt zu Ende gekommen war, hatte er ſogleich zu einer andern großen Arbeit an einem biſchöflichen Hofe Hoffnung, allein Neid und Misgunſt trieben ihn davon ab. Hingegen ſollte er das neue Churkölniſche Luſtſchloß Clemenswerth durch ſeinen Pinſel zieren. Er reiste dahin, um es abzumeſſen und Entwürfe zu machen, wurde krank und ſtarb im Jahr 1740, nicht mehr als 31 Jahre alt.

Holzer hatte eine feſte Zeichnung, reiche Erfindungsgabe, einen eigenen Ausdruck in den Affecten, ein angenehmes und reizendes Kolorit, großes und fremdes Licht und Schatten, einnehmende Reflexe, ſchöne Architectur und dergleichen; und, dieſes alles ſieht man in ſeinen Kunſtwerken vereint. Eigenheit wirkte alſo auf ſein Studium, und durch das idealiſche geiſtige Weſen ſuchte er die Natur in ihrer Schönheit zu verherrlichen. Holzer iſt auch ein wahrer überzeugender Beweis von dem Vorurtheil, als wenn nur diejenigen große Künſtler wären, die in Italien geweſen ſind, und als wenn Italien allein große Männer und Künſtler vom erſten Range ſchaffen könnte.

Johann Wilhelm Ernſt Dietrich.

Profeſſor und Hofmahler in Dresden.

Nächſt Mengs war Dietrich derjenige lebende deutſche Mahler, den die Ausländer am meiſten ſchätzten, und deſſen Werke ſo eifrig geſucht und ſo theuer bezahlt wurden, als ſonſt nur die Arbeiten großer, längſt verſtorbener Künſtler.

Er war der Sohn des Herzogl. Weimariſchen Hofmahlers Johann Georg Dietrich, der als ein guter Portrait-, Bataillen- und Bambocciaden-Mahler bekannt iſt. Geboren wurde er am 30 Oct. 1712. Bis ins zwölfte Jahr war der Vater der einzige Inſtructor ſeines Sohnes in den erſten Gründen der Zeichnung, und ſchon bei dieſem erſten Unterricht erregte der Knabe Hoffnungen, die von der Zukunft ſehr viel erwarten ließen. Er kam in ſeinem zwölften Jahre nach Dresden, und genoß hier den Unterricht des berühmten Landſchaft- und Proſpectmahlers Alexander Thiele, zugleich beſuchte er auch die Königl. Akademie, und übte ſich in Zeichnung der Figuren, mit einem Erfolg, der jetzt ſchon Aufmerkſamkeit erregte, nnd ſelbſt die Augen des Hofes auf ihn lenkte. Der König Auguſt der Zweite ertheilte daher dem 18jährigen Jüngling den Titel ſeines Hofmahlers, und Graf Brühl nahm ihn zu ſich in ſeinem Pallaſt, bis er unter Auguſt dem Dritten als wirklicher Königl. Hofmahler in Dienſte trat.

Ohne jemals außer die Grenzen ſeines Vaterlandes gekommen zu ſeyn, hatte Dietrich ſein Talent ſo ausgebildet, daß man ihn bereits unter die größten deutſchen Meiſter zählte, und daß ſeine Arbeiten eine Zierde der Kabinette waren. Kenner machten aber doch die Bemerkung, daß ſeine Zeichnung nicht ganz vollkommen ſey. Der König ließ ihn daher im Jahr 1743 auf ſeine Koſten nach Italien reiſen, um ſeinem Kunſtſinn durch die Menge neuer intereſſanter Gegenſtände Gelegenheit zu verſchaffen, ſich noch mehr zu vervollkommnen. Dietrich hielt ſich am längſten in Rom auf, und hier erhob ihn das Studium der alten und neuen Kunſtwerke und der ſchönen blühenden Natur zu dem Grade der Vollkommenheit, durch den er ſich mit Recht den Namen eines der größten neuern Künſtler erwarb, der ſeinem Vaterlande zur Ehre gereichte. So wohlthätig der Aufenthalt in Italien auf die völlige Ausbildung ſeines Künſtlertalents wirkte, ſo nachtheilig wirkte das italiäniſche Klima auf ſeine Geſundheit. Die Briefe, welche er aus Rom an den Kammerherrn von Heinecken ſchrieb, waren voll von Klagen über das ihm ſo nachtheilige Klima Italiens, das ſeine Geſundheit zerſtöre; daher bat er ſehr dringend, ihn wieder zurück zu berufen, und dieß geſchah auch wirklich ſchon im Jahre 1744.

Nicht lange nach ſeiner Zurückkunft wurde er mit einem Gehalte von 400 Thalern bei der Bildergallerie in Dresden angeſtellt, und als im Jahr 1763 die Akademie der Künſte ihre jetzige Form bekam, wurde er einer der erſten Profeſſoren. Zu eben der Zeit ernannte man ihn auch zum Direktor der Mahlerſchule bei der Porcellanfabrik in Meiſſen, er verwaltete aber dieſe Stelle nur 2 Jahre daſelbſt, ohne jedoch Amt und Gehalt zu verlieren. So lange es ſeine Geſundheit erlaubte, arbeitete er mit anhaltendem Fleiß und außerordentlicher

Geſchwindigkeit, wovon die große Menge ſeiner, beinahe durch ganz Europa verbreiteten Gemählde, Handzeichnungen und radirten Blätter zeuget. Dieſer außerordentliche Fleiß bei ſeiner ſitzenden Lebensart machte ihn in den letzten Jahren ſeines Lebens ſiech und für die Kunſt faſt ganz untüchtig. Er ſtarb am 24. April 1774 an Entkräftung, im 62ſten Jahre ſeines Alters.

Dietrich hat vier verſchiedene Arten der Mahlerei mit beſonderem Glück bearbeitet, nemlich Landſchaften, bibliſche Geſchichten, Bauern- und Geſellſchaftsſtücke. Seine Landſchaften waren unſtreitig derjenige Theil der Kunſt, in welchem ſeine größte Stärke beſtand. Mannigfaltigkeit und Reichthum in der Erfindung, viel Verſtand, Geſchmack, Wahl und unendliche Abwechslung in der Anordnung, ungemein angenehme, herrliche Beleuchtung, beinahe einziger Gebrauch der Mitteltinten; äußerſt wirkſam angebrachte Reflexlichter; durchſichtige, ganz der Natur ſich nähernde, vorzügliche Schönheit und Leichtigkeit im Baumſchlag; beinahe ausſchließend ihm eigener Ton der Natur in Kolorit und Haltung, unaffectirte Leichtigkeit in der Ausführung; und eine über das Ganze verbreitete unbeſchreibliche Grazie — lauter Vorzüge, die ſich ſo glücklich in den meiſten ſeiner Arbeiten dieſer Art vereinigen, machen ihn zum größten Landſchaftsmahler ſeiner Zeit. Er hat ſich hier beſonders nach Everdingen, Berghem, Claude Lorrain und Poelemburg gebildet. Doch hat er auch hier, wie in andern Fächern, in dem Geſchmack beinahe aller, in dieſem Theile der Kunſt großen Meiſter gearbeitet, aber größtentheils, ohne ſich ihrer Fehler ſchuldig zu machen. Nur iſt es auffallend, wenn er bisweilen ſeine reizendſten Landſchaften mit Maske und Reifröcken ausſtaffirt.

Seine bibliſchen Geſchichten, ſowohl in Gemählden, als radirten Blättern, ſind meiſtens im

Rembrands Geſchmack, beſonders haben die alten Figuren viel Aehnlichkeit mit den Rembrandiſchen. In jüngern, beſonders in weiblichen Figuren, iſt ſeine Zeichnung richtiger und edler, ſein Pinſel ſanfter, und ſein Fleiſch angenehmer. Er hat aber auch in ganz entgegen geſetzten Manieren, Stücke dieſer Art mit nicht geringem Glück gemahlt. In ſeinen Bauernſtükken herrſcht ungemein viel Natur und Ausdruck. In ſeinen Geſellſchaftsſtücken hat er ſich vorzüglich nach Watteau gebildet. Schade um die vortrefflichen Figuren, daß der Meiſter durch die lächerlichen, widerſinnigen Moden ſeiner Zeit genöthigt war, ſie mit einer abgeſchmackten, den Regeln des guten Geſchmacks gerade zuwider laufenden Kleidung zu behängen! — Die herrlichen Landſchaften, in die er ſie gemeiniglich ſtellt, geben ſeinen Stücken einen großen Vorzug vor den Watteauſchen.

Alle ſeine Gemählde haben das Verdienſt eines herrlichen Kolorits. Seine Farben ſind nicht nur äußerſt lebhaft, ohne jedoch in das Bunte zu fallen, ſondern ſie ſind auch äußerſt dauerhaft. Große Wirkung und Anmuth waren ihm beſonders eigen; das Helldunkel und deſſen Abnahme und Brechung der Farben, beſonders der Reichthum der Tinten, ſind bewundernswerth, und wenn die Lichter manchmal zu hart und glänzend ſcheinen, ſo ſind ſie mit vielem Bedachte und zu mehrerer Dauer für die Zeit, welche alle Bilder in etwas verdunkelt, gemacht. Seine Behandlung iſt warm, aber nicht outrirt, ſeine Ausführung fleißig, aber nicht geleckt, ſein Pinſel keck, ohne in das Rauhe zu fallen. Seine Erfindung zeugt von dem Reichthum und der Lebhaftigkeit ſeiner Einbildungskraft. Im Kopiren beſaß er eine unglaubliche Geſchicklichkeit.

Johann Heinrich Tiſchbein.

Heſſiſcher Rath und Hofmahler.

Tiſchbein war der fünfte Sohn eines Bäckers im Fürſtlich = Heſſiſchen Sancthoſpital Saina wo er den 3ten Okt. 1722 geboren wurde. Sein Vater trieb neben ſeinem eigentlichen Gewerbe verſchiedene mechaniſche Künſte, und war unter andern ein nicht ungeſchickter Schreiner und Drechsler. In allen ſeinen ſieben Söhnen zeigte ſich ein noch entſchiedeneres Kunſtgenie, vorzüglich aber in dieſem fünften. Von ſeinem zehnten Jahre an trieb ihn eine überwiegende Neigung zum Zeichnen und Nachbilden, ſo wenig bedeutende Muſter er auch in den erſten Jahren dazu vor ſich hatte. Man gab ihn zu ſeinem Oheim, einem Schlöſſer zu Gemünden in Oberheſſen, um das Schloſſerhandwerk zu lernen. Aber Zeichnen blieb auch hier ſeine liebſte Beſchäftigung, und, ohne mit der Paſtellmahlerey irgend bekannt zu ſeyn, machte er ſeine erſten Verſuche mit dreierlei gefärbter Kreide.

Ein gemeiner Mahler gab ihm einige ſchlechte Farben, und mit Hülfe ſeines Oheims verſuchte er nun, ſich ſelbſt Farben und Pinſel zu bereiten. Beſſere ſandte ihm ſein älterer Bruder, Johann Valentin,

durch deſſen Vermittelung er in ſeinem 14ten Jahre bei einem Tapetenmahler, Zimmermann, in Kaſſel, förmlich in die Lehre kam, wo er wenigſtens den mechaniſchen Theil der Kunſt lernte, und bald beträchtliche Fortſchritte darin machte, ob er gleich bis in ſein 20ſtes Jahr keines vorzüglichen Unterrichts in der Mahlerei genoß. Nun aber nahm ſich der Graf von Stadion ſeiner an, und ließ ihn auf ſeine Koſten reiſen.

Im Jahr 1743 gieng Tiſchbein nach Paris, ſtudirte unter Karl Andreas Vanloo, und blieb bei demſelben fünf Jahr. Hier ſcheint er von der franzöſiſchen Schule ſein heiteres Kolorit angenommen zu haben, welches in der Folge durch die venezianiſche Schule berichtigt und beſtimmt wurde; denn von Paris gieng er 1748 nach Venedig, wo er den Unterricht, und die Freundſchaft Piazetta's genoß, von dem er das meiſte gelernt zu haben geſtand. Nach acht Monaten gieng er über Florenz und Bologna nach Rom; und hier ſuchte er ſich Richtigkeit und Feinheit der Zeichnung durch das Studium der Antike und der beſten neuern Muſter zu erwerben. Dieß gelang ihm jedoch nicht ganz, weil er die Manier ſeiner vorigen Lehrer nicht ganz aufgeben wollte, und die freie mahleriſche Wirkung der genauen Richtigkeit der Zeichnung vorzuziehen ſchien.

In Rom blieb er zwei volle Jahre, und gieng dann über Parma und Piacenza wieder nach Venedig zurück, wo er neun Monate verweilte. Von ſeinen in Italien verfertigten Gemählden fand ſich in ſeinem Nachlaſſe noch eine Concertgeſellſchaft und das Bild-

niß einer Freundin. Sein feſter Charakter ſchützte ihn in Frankreich und Italien vor Ausſchweifungen, und vor der Annahme des, ihm unter vortheilhaften Bedingungen in Italien gemachten Antrags zur römiſch-katholiſchen Kirche überzutreten.

Zu Ende des Jahres 1751 kam er zu Warthauſen, einem Landhauſe des Grafen von Stadion an, und gieng im folgenden Jahre mit dieſem ſeinem Wohlthäter nach Mainz. Im Schlangenbade wurde er dem Landgrafen von Heſſenkaſſel bekannt, und von ihm in Dienſt genommen; doch erlaubte ihm der Landgraf, noch anderthalb Jahre bei dem Grafen von Stadion zu bleiben, und, auf des Landgrafen Koſten, was er wolle, zu mahlen. Dieſe neue Ausſicht gab ſeinem Genie einen neuen Schwung, und belebte ſeine Thätigkeit noch mehr. Gegen das Jahr 1754 begab er ſich nach Kaſſel, und hier nicht nur, ſondern im ganzen Heſſiſchen, entſtand durch ihn eine neue Kunſt-Epoche, günſtiger, als bisher eine dort geweſen war. In der Mahlerei hatte bisher die dunkle Reinbrandiſche Manier in dieſem Lande die Oberhand gehabt, Tiſchbein war der erſte Künſtler, der den Blick auf die ſchöne Natur hinlenkte, indem er in ſeinen Nachbildungen den lachenden Farbenſchmelz der venezianiſchen Schule lieh. In den erſten Jahren beſchäftigte er ſich meiſtens nur mit der Erweiterung der landgräflichen Gemähldeſammlung, und mit der Bildnißmahlerei, die doch nicht ſein eigentlicher Beruf war. Die Unterſtützung des Landgrafen ſetzte ihn hernach in Stand, ſein größeres Talent für hiſtoriſch-mythologiſche Mahlerei immer mehr auszubilden. Neuere hiſtoriſche Gegenſtände fand er immer einer mahleriſchen

Darſtellung minderfähig, als die mit Allegorien verwebten Scenen der Vorwelt.

Während des ſiebenjährigen Krieges war er zwar nichts weniger als unthätig; aber erſt nach demſelben begann die ſchönſte Epoche ſeiner Kunſt und ſeines Ruhms. Seine beſten hiſtoriſchen Gemählde ſind in den Jahren 1762 bis 1785 verfertigt. Der Landgraf ernannte ihn zum Profeſſor der Mahlerei an dem Kollegium Karolinum, und zum Direktor der hernach davon abgeſonderten Akademie, der bildenden Künſte. Nun ward er Vater und Stifter einer neuen Kunſtſchule, die ſich ſeitdem bis nach Italien verbreitet hat.

Tiſchbeins dichteriſcher, idealiſirender Geiſt ſchwebte am liebſten über den entfernteſten Zeiten der alten Fabelwelt, wo ihn die ſchönſten und reizendſten Dichtungen unwiderſtehlich anzogen, und wo ſeine Phantaſie freien Spielraum hatte. Nächſt dem ganzen Götter-Olymp nahm er den Stoff gern aus dem Cyclus der griechiſchen Heldenzeit, und ſtellte ganze Reihen von Auftritten und Handlungen in einer Anzahl von Gemählden aus dem Homer dar. Auf ähnliche Art mahlte er eine ganze Folge von Stücken aus der Geſchichte der Cleoprata und des Antonius; wo er aber auch die wahre Geſchichte zum Gegenſtande ſeiner Mahlerei machte, da behandelte er ſie frei und mit dem Rechte, daß der Dichter an der Geſchichte ausübte. Auch die heilige Geſchichte und Scenen aus der alten deutſchen Geſchichte, bis zur Ritterzeit herab, ſo wie die Allegorie, umfaßte ſeine Kunſt. Seinem Mangel einer gelehrten Bildung, kamen Freunde zu Hülfe, von denen er ſich über Fabel, über Geſchichte und über Theorie der Kunſt theils mündlich belehren,

theils Schriften, vornemlich Ueberſetzungen der Alten, vorleſen ließ. Durch Uebung und Nachdenken über ſeine Kunſt, hatte er ſich eine Feſtigkeit in Grundſätzen eigen gemacht, die unzerſtörbar, wie die Natur, mitten unter den Mißbildungen eines falſchen Modegeſchmacks, ſich immer ſelbſt gleich blieb. Nicht leicht würdigte er ſeine Kunſt zur bloßen Nachahmung herab; ſelbſt in ſeinen Bildniſſen iſt faſt immer etwas Dichteriſches. Dabei beſaß er eine große Leichtigkeit, und konnte mit geringer Anſtrengung und in kurzer Zeit die intereſſanteſten Stücke ausführen.

In der Darſtellung von Begebenheiten der Fabel oder Geſchichte hob er das Affectvolle heraus. Seine Kompoſitionen zeigen durch ihre Rundung und Einheit, daß ſie Schöpfungen einer ordnenden Einbildungskraft waren. Seine Zeichnung iſt im Ganzen richtig und bedeutungsvoll. Das Nackende ſeiner Figuren verräth Studium der Antiken; ſeine transparenten Gewänder ſind in einem großen Geſchmack geworfen. Ein großes Verſtändniß des Helldunkeln iſt ein charakteriſtiſcher Zug ſeiner Kompoſitionen. Sein Kolorit iſt aus der franzöſiſchen und venezianiſchen Schule zuſammengeſetzt, heiter und durch gefällige Lebhaftigkeit einladend, doch bisweilen zu lebhaft, zu bunt.

Ruhe und inneres Bewußtſeyn war der herrſchende Charakter ſeines Angeſichts; und ſeine Phyſiognomie hatte ein ganz eigenes Gepräge von Nachdenken und Ernſt; obgleich Freundlichkeit ein Hauptzug ſeiner Gemüthsart war. Auch beſaß er eine liebenswürdige Biederkeit, und viel zuvorkommende Höflichkeit; große Stetigkeit der Seele, die mit einer natürlichen Reizbarkeit verbunden war, und in unbewachten Augen-

blicken durch eine kurze Aufwallung unterbrochen wurde. Hochgefühl und Innigkeit war bei ihm ſo ſtark, daß ſelbſt gleichgültig ſcheinende Auftritte des Lebens ſein ganzes Weſen durchdrangen. Er war nicht fühllos gegen Vergnügen und Lebensgenuß; aber er ließ ſich von ihnen nicht zum Müſſiggang oder zu einem Mißbrauch verleiten, der den Geiſt abſtumpft, und den Körper entkräftet. In ſeinen reifern Jahren war er ſehr religiös, oft ſelbſt bis zu einem kleinen Grade von Unduldſamkeit. Nichts aber blieb ſich bei ihm ſo gleich, als ſeine Kunſtliebe und ſeine unermüdete Thätigkeit. Jene begleitete ihn überall, auch im geſellſchaftlichen Leben, wo er oft den Ideengang der Unterhaltung zu neuen mahleriſchen Entwürfen nutzte. Gegen alles Ceremoniöſe und Geräuſchvolle hatte er eine entſchiedene Abneigung. Gefälligkeit gegen Fremde hatte er ſich zum unverbrüchlichen Geſetze gemacht. In der Einrichtung ſeines Hausweſens liebte er eine anſtändige Pracht, ohne Verſchwendung. Gegen ſeine Dienſtboten war er gerecht und liebreich. Eigentliche Künſtlerlaunen hatte Tiſchbein nicht. Er liebte das Nachdenken über ſeine Kunſt, und alles, was daſſelbe beförderte.

Ignatz Unterberger.

Kammermahler in Wien.

Unterberger ſtammte aus einer Familie, die mehrere geachtete Künſtler hervorgebracht hat. Er war der Sohn eines nicht unbemerkten Geſchichtsmahlers, und wurde 1744 in Tirol zu Karales, im Jlnimſerthal geboren. Den erſten Unterricht in dem Mechaniſchen und Praktiſchen der Kunſt erhielt er von ſeinem Vater. Da dieſem des Jünglings reizbares und inniges Gefühl für das Schöne höherer Gattung nicht lange verborgen blieb, ſo entſchloß er ſich, ihn, nach zurückgelegtem 20ſten Jahre zu ſeinem ältern, damals ſchon rühmlichſt bekannten Sohne, Chriſtoph Unterberger, nach Rom zu ſchicken.

Ignatz war jetzt in eine neue Welt verſetzt, in der ſein Kunſtſinn die reichſte Nahrung fand. Der Umgang mit ſeinem einſichtsvollen Bruder, und deſſen gleichzeitigen Kunſtgenoſſen, Battoni, Maron, Mengs u. m. a. erweiterten ſeine Kenntniſſe, und entwickelten ſeine Fähigkeiten; indem ſie ihn mit den allda befindlichen Meiſterwerken der Kunſt; vorzüglich aber mit dem, ſeinem Geiſte beſonders zuſtimmenden ſanften und empfindſamen Corregio bekannt machten,

und ſein praktiſches Studium über deſſen Werke zugleich mit ihren gründlichen und lehrreichen Beobachtungen begleiteten. Doch weit entfernt, nur Kopiſt und Nachahmer zu werden, ſchöpfte er einzig aus der wahren Quelle der ſo unendlich formreichen Natur, und den Idealen griechiſcher und römiſcher Alterthümer, deren Studium er überdieß noch mit der Lektüre aller merkwürdigen italiäniſchen, franzöſiſchen und deutſchen Schriftſteller im Fache der Kunſt vereinigte.

So vorbereitet, verfertigte Unterberger in Rom einige hiſtoriſche und allegoriſche Gemählde, welche ſogleich den einſtimmigen Beifall aller ächten Kunſtkenner erhielten, und die nun in verſchiedenen Kunſtſälen aufbewahrt ſind. Von Rom kam er im Jahr 1776, nach einem kurzen Aufenthalte in ſeinem Geburtsorte, nach Wien. Da bald darauf von der kaiſerl. königl. Akademie der bildenden Künſte, zur Verbeſſerung und Ausbreitung des Kunſtgeſchmacks, eine öffentliche Ausſtellung der Werke Wieneriſcher Künſtler veranſtaltet ward, ſo zierte Unterberger dieſelbe mit einigen, theils hiſtoriſchen Bildern, theils mit auf Steinart gemahlten Arabesken und Cameen, wodurch er ſich ſogleich die Bewunderung und Hochachtung der Großen ſowohl, als auch aller Kenner und Schäzzer der Kunſt erwarb. Dadurch erhielt er nun bald ſehr vortheilhafte Beſtellungen ſowohl für in- als auch auswärtige Kirchen, Gemähldeſammlungen und Kunſtkabinette.

Die Kompoſitionen dieſes vortrefflichen Künſtlers ſind tief durchdacht, edel und mit griechiſcher Grazie gezeichnet, die Gruppirung und die ſchönen Lichtmaſſen hinreiſſend, die Karnation, ſo wie wohlgewählte Drap-

perie, und das Kolorit überhaupt, reizend. Der mimiſche und pathognomiſche Ausdruck geben ſeinen Figuren Leben und Geiſt. Da er in den verſchiedenen Theilen der Kunſt gleich ſtark bewandert war, ſo ſind alle ſeine Gemählde entweder mit Antiken, Landſchaften, Architectur, oder Thieren, Blumen u. ſ. w. angenehm bereichert. Das vorzüglichſte ſeiner hiſtoriſchen Kunſtwerke iſt die Hebe, wie ſie Jupitern in Geſtalt eines Adlers, Ambroſia reicht, ein Nachtſtück, das der Kaiſer Franz der Zweite für 10,000 Gulden erkaufte; zugleich beehrte der Monarch den Künſtler mit dem Titel eines kaiſerl. königl. Hofkammermahlers. Das Gegenſtück zu demſelben ſtellt den Hymenäus vor; es iſt eine ſinnreiche Allegorie auf den Frieden und die Liebe, vorgebildet in einem unſchuldigen Mädchen, welches ein Lamm herzt. Unter den Arbeiten, die er unvollendet ließ, befinden ſich zwei ovidiſche Stücke, in gleicher Größe, wofür ihm ſchon vorläufig 30,000 Gulden angeboten waren.

Unterberger mahlte auch zuweilen Portraite, theils hiſtoriſch, theils mit paſſenden Nebenwerken. In ſeinen Erholungsſtunden beſchäftigte er ſich gern mit Gegenſtänden der Mechanik. Daher erhielt man von ihm, außer verſchiedenen andern Maſchinen, bei Gelegenheit des von einer patriotiſchen Geſellſchaft in Ungarn unternommenen Kanalbaues, einen neu erfundenen Karren, womit in äußerſter Geſchwindigkeit die Erde aufgeriſſen, und zugleich die Schollen weggeführt werden; für deſſen Erfindung er eine anſehnliche Belohnung und ein Privatprivilegium auf einige Jahre erhielt. Nebſtdem erfand er auch eine Maſchine, die Kupferplatten, zum Gebrauch der Kupferſtecherey,

ſpiegeleben zu ſchleifen, und wieder eine andere, die geſchliffenen Platten von ziemlicher Größe nachher für die Schabekunſt mit der leichteſten Mühe und in einigen Stunden rein und aushaltend zu grundiren. Dieſer Erfindung verdankt man verſchiedene von ihm eigenhändig ausgearbeitete Kupferſtiche, nemlich: eine Allegorie auf den damaligen Hof- und Staatskanzler, Fürſten von Kaunitz-Rittberg; Venus, welche Liebesfackeln unter die Amoretten vertheilt, beide nach ſeinen Handzeichnungen; ein aus 6 Blättern beſtehendes Heft von Anfangsgründen nach der Natur des Menſchen, in Rothſteinmanier u. m. a.

Raſtloſe Thätigkeit und Anſtrengung des Geiſtes erſchöpften allmählig ſeine körperlichen Kräfte, und zogen ihm eine Bruſtwaſſerſucht zu, die ihn am 4ten December 1797 ins Grab ſtürzte. Er beſaß einen überaus ſanften und liebevollen Charakter, und unterhielt ſich gern über Gegenſtände der Kunſt, deren Theorie er, als ein denkender Künſtler, weitläufig und mit vorzüglichem Scharfſinn, und einem geprüften und lehrreichen Beobachtungsgeiſte zu entwickeln wußte. Als zärtlicher Gatte und Vater einer zahlreichen Familie, ward er allgemein betrauert, und das Vaterland, ſo wie Deutſchland überhaupt, verlor an ihm einen ſehr ſeltenen klaſſiſchen Mahler.

Johann Georg Pforr.

Thiermahler.

Ohne vom Schickſale begünſtigt zu werden, machte ſich Pforr, durch angeſtrengten Fleiß und treuen Gebrauch ſeiner Talente, einen Namen, der noch lange von den Freunden der Kunſt mit Achtung ausgeſprochen werden wird. Das Fach, in dem er ſich auszeichnete, und zu dem ihn die Natur beſtimmte, war die Thiermahlerey. Seine Werke werden gewiß von Kennern ſehr geſucht werden, da er ſich durch keine Gewinnſucht verleiten ließ, übereilt zu arbeiten; er ſtrebte nach der höchſten Vollkommenheit, und darum iſt die Zahl ſeiner vollendeten Stücke nicht ſehr anſehnlich.

Pforr war am 4ten Januar 1745 zu Ulfſen im Heſſiſchen geboren. Schon in ſeiner zarten Jugend zeigte er eine leidenſchaftliche Neigung für die Mahlerey, und gab unzählige Beweiſe von den in ihm ſchlummernden Talenten, die bis zum höchſten Grade der Vollkommenheit auszubilden geweſen ſeyn würden, wenn man ſeine Neigung unterſtützt, und ihm ſchon damals eine derſelben angemeſſene Leitung zu geben geſucht hätte. Als Knabe zeichnete er aus eigenen Kräften und ohne alle Anweiſung die ihm vorkommenden Thiere, am liebſten aber Pferde; er lebte und webte in dieſer Lieblingsbeſchäftigung. Allein ſein Vater, welcher der Landwirthſchaft ergeben war, und daher auch ſeinen Sohn hierzu

beſtimmte, wollte von dieſer Liebhaberey nichts wiſſen, und ſuchte ſie auf alle Weiſe zu unterdrücken. Inzwiſchen hatte das Schickſal beſchloſſen, die Pforriſche Familie durch die Verheerungen des Krieges verarmen zu laſſen. Der junge Pforr ergriff daher ein mit ſeiner Lieblingsneigung gewiſſermaßen verſchwiſtertes Fach, und entſchloß ſich, ein Bergmann zu werden. Er gieng deshalb nach Richelsdorf, und ward daſelbſt als Lehrling aufgenommen.

Jetzt hatte er mehrere Freiheit, ſeiner Neigung nachzuleben, und ward nun unabläſſig mit bergmänniſch-geometriſchen und freien Handzeichnungen beſchäftigt, erlitt aber hier mehrere von den traurigen Unglücksfällen, die das Leben und die Geſundheit des Bergmannes fortwährend bedrohen und nicht ſelten betreffen. Er ſtürzte zu verſchiedenen malen in den Abgrund der Schächte, und verlor hiebei — zwar nicht ſein Leben, doch aber die Geſundheit ſeiner Bruſt, welcher Verluſt ihm auch bis zu ſeinem Tode ſchmerzhaft fühlbar blieb. Ein Bergwerksgelehrter, der nach Richelsdorf kam, erkannte die Brauchbarkeit dieſes hoffnungsvollen jungen Mannes, und erbot ſich, ihn mit nach Schottland zu nehmen; allein der Miniſter von Waitz in Caſſel verweigerte ihm den Abſchied, und wies ihm dagegen einen Poſten in der Porcellanfabrik an. Doch auch hier gefiel es ihm nicht, und er trat nun als Oekonomieverwalter in Dienſte. Da er aber ein Mann von großer Redlichkeit war, und dieſe in ſeiner gegenwärtigen Lage nicht ſelten kompromittirt wurde, ſo entſagte er auch dieſem Poſten nach Verfluß eines Jahres auf immer.

Unter ſolchen Umſtänden entfloh die Zeit, und Pforr war noch ohne Beſtimmung, ob er gleich ſchon ein Alter von 32 Jahren erreicht hatte. Die Liebe zur Mahlerey hatte ihn noch immer nicht verlaſſen; nur fehlte es an Gelegenheit und Unterſtützung, dieſer Nei-

gung planmäßiger folgen zu können. Jetzt aber näherte ſich ſein Schickſal einer vorläufigen Aufklärung; denn als uns Jahr 1777 die Mahlerakademie zu Caſſel errichtet wurde, und er ſich bei derſelben als Schüler aufnehmen ließ, erwarben ihm ſein Talent, ſein eifriges Beſtreben nach Vollkommenheit, und ſein fleißiges Studiren nach der Natur, ſchon im erſten Jahre den höchſten Preis für ſein ſchönes, todte Rebhühner vorſtellendes Oel-Gemählde, ſo wie die Ehre, als Mitglied der Akademie aufgenommen zu werden. Nun hatte ſein Lebensplan die nöthige Feſtigkeit erlangt, und die Freundſchaft mit dem Gallerie-Inſpector Tiſchbein, ſo wie die Liebe zu deſſen Schweſter, mit der er ſich 1783 ehelich verband, trug nicht wenig zu dieſer Befeſtigung bei.

Inzwiſchen fehlte es dem talentvollen Pforr noch gar ſehr an Ermunterung und Unterſtützung, und er beſchloß daher, nach Frankfurt am Mayn zu gehen. Dieß geſchah im Jahr 1780. Hier bekamen ſeine drückenden Lebensverhältniſſe allmählich eine günſtigere Wendung, und er fand auch zugleich Gelegenheit genug, ſeine Pferdeliebhaberey zu befriedigen. Bald machte er ſich nicht nur als ein großer Pferdemahler, ſondern auch zugleich als ein tüchtiger Reiter berühmt. Dieſe Vereinbarung ſeiner Geſchicklichkeiten verſchaffte ihm viele anſehnliche und vortheilhafte Freunde und Bekanntſchaften, und Pforr war nun wirklich da, wohin er ſich ſchon lange geſehnt hatte. Jetzt machte er den Bereiter und Mahler, und war in dieſen Geſchäften unabläſſig bemüht. Man gratulirte ſich, ein von Pforr zugerittenes Pferd zu beſitzen, und ſo fehlte es ihm denn nie an Gelegenheit, ſeiner Neigung und ſeiner Geſundheit im Umgange mit ſeinen Lieblingsthieren zu pflegen.

Das Leben dieſes Künſtlers war einfach, ſtill und mäßig. Sein Charakter, ſein unermüdeter Fleiß und

ſeine ſchwächliche Geſundheit entfernten ihn von allen ſchwelgeriſchen Tafeln der Frankfurter Gaſtgebote, und ſo fand er ſein Glück im Zirkel ſeiner Familie, und im engern Verhältniß des ſtillen häuslichen Lebens. Vom früheſten Morgen an arbeitete er als Künſtler, und erholte ſich in den Nachmittagsſtunden auf der Reitbahn. Dieſer ununterbrochene Fleiß vervollkommnete ſeine Kunſt bis zu einem ſehr hohen Grade, und noch ſein letztes Bild, ein für den Fürſten von Schwarzburg-Rudolſtadt nach der Natur gemahlter türkiſcher Hengſt, wurde von dieſem Fürſten als ein unſchätzbares Meiſterſtück anerkannt, und als ein ſolches der hinterlaſſenen verwaisten Familie verehrt. Der Thiermahlerey hatte er ſich ausſchließend gewidmet, und in dieſem Fache Werke geliefert, die erſt nach ſeinem Tode zu ſehr hohen Preiſen angeſtiegen ſind. Jagd- und Schlachtſtücke, Landſchaften mit Vieh aller Art, waldige Gegenden mit Wildpret, auch reiſſende Thiere nach der Natur, z. B. Löwen, Tiger u. dgl., ganz vorzüglich aber Pferde, waren die Gegenſtände ſeines unermüdeten Fleißes und ſeines ſorgfältigſten Studiums.

Pforrs Gemählde, die er nie zu rotouchiren pflegte, ſind in einer warmen und lieblichen Färbung mit einem kräftigen Pinſel gemahlt, und ſeine Darſtellungen ein getreuer, unverkennbar richtiger Abdruck der Natur. Er hatte die Eigenheit, zuerſt den Vorgrund, dann die Mittelgründe und endlich die Ferne zu mahlen. Sein Vorbild war in allen Stücken die Wirklichkeit; daher kopirte er nur wenig, faſt niemals, und ſtudirte einzig die Natur. Er mahlte die Gegenſtände, wie er ſie ſah, nicht wie er ſie von andern Meiſtern vorgemahlt und behandelt fand; daher das Eigenthümliche in ſeiner Zeichnung und ſeiner Manier. Seine Pferde ſind mehr natürlich als gelehrt gemahlt, und man findet demnach in ſeinen Thieren weit weniger Anatomie, als man ge-

wöhnlich in den Bildern anderer Meiſter zu finden gewohnt iſt; aber man vermißt ſie nicht, weil man es den Pforriſchen Gemählden gleich anſieht, daß ſie nach der Natur gezeichnet ſind. Mit einem bewundernswürdigen Fleiß und unter Beobachtung der gefälligſten Reinlichkeit vollendete er ſeine Handzeichnungen. Sehr gern arbeitete er mit bunten Tuſchen, und hatte die Kunſt ganz ſtudirt, ſeine getuſchten Blätter mit einem lieblichen, anmuthigen Kolorit zu überhauchen und zu beleben. In ihnen iſt Wärme, Ruhe und Gefälligkeit, und man mag ſie nur gern anſehen. In der Ausführung gieng er ſo weit, daß er ſich ſogar auf die Angabe der einzelnen Haare einließ, und die kleinſten Lichterchen ausſpürte. Da dieß aber mit großer Delikateſſe geſchah, und hiebei die Weichheit und Wärme unvergeſſen blieb, ſo gereicht dieſe Sorgfalt den Pforriſchen Handzeichnungen im mindeſten nicht zu den gewöhnlichen Fehlern der Aengſtlichkeit, Steifheit und Kälte. Eben ſo ſchön arbeitete Pforr mit Biſtre, und man kann nicht leicht etwas ſchöneres der Art ſehen, als die von ihm getuſchten Löwen und Tiger. Charakteriſtiſch iſt es an den Handzeichnungen dieſes Künſtlers, daß er die zarten Federumriſſe liebte, und ſie mit aller Kunſt anzubringen wußte. Seine landſchaftlichen Umgebungen ſind ſehr anmuthig dargeſtellt, und warm und ſchmelzend gehalten.

Als Kupferätzer hat ſich Pforr ein bleibendes Andenken erworben, und der Nachwelt zwei ſchätzbare Beweiſe ſeiner Geſchicklichkeit hinterlaſſen. Er lieferte im Jahr 1792 ſechzehn illuminirte Kupfer zu Himersdorfs Anleitung: Campagne-Pferde abzurichten. Auf jedem Blatte iſt ein Reiter, entweder in einer freien Landgegend, oder in einer verſchloſſenen Reitbahn. Sie ſind ſämmtlich mit leichter Nadel und ungefähr im Geſchmack Aberli's radirt, flüchtig übertuſcht und dann illuminirt. Mehrere von

den Stellungen der Pferde ſind beſonders intereſſant, aber zu bedauren iſt es, daß Pforr ſeine Reiter etwas vernachläßigt hat, oder vielmehr, daß er nie ſchöne menſchliche Figuren zeichnete; denn dieſen fehlt es durchaus an richtiger Zeichnung, Ausdruck und Charakter. Derſelbe Tadel trifft auch das zweite von Pforr hinterlaſſene Werk, ob es ſchon von ungleich größerer Schönheit und Wichtigkeit iſt, als das vorige. Es beſteht in einer Folge von 10 Platten in Großquerfolio, und ſtellt die vorzüglichſten und bekannteſten Pferdenationen vor. Dieſes Werk gehört unſtreitig unter die koſtbarſten Produkte der deutſchen Kunſt, und behauptet einen anſehnlichen Rang. Die Pferde ſind nach Verſchiedenheit der Racen ſehr wohl charakteriſirt und mit dem größten Kunſtfleiß ausgeführt. Auf jedem Blatte findet man einen Reitknecht mit zwei Pferden in verſchiedenen Anſichten von ein und derſelben Nation. Sie alle tragen das Gepräge des ſorgfältigſten Studiums nach der Natur, und machen ihrem Meiſter große Ehre. Die Nadel iſt mit größter Delikateſſe geführt und nur ſehr ſpärlich angewendet, daher ſie ganz das Anſehen einer geſchmackvoll ausgeführten Handzeichnung haben, und von dieſer nicht gleich zu unterſcheiden ſind. Sie haben daher faſt ganz das Verdienſt der Pforriſchen Handzeichnungen.

Das Leben dieſes, in jedem Betracht ſchätzbaren und verehrungswürdigen Mannes war ein Gewebe von tauſendfachen Bedrängniſſen und Widerwärtigkeiten. Er litt viel, und ſein Schickſal prüfte ihn oft und hart. Seine ſchwächliche Geſundheit trübte alle Quellen ſeines Glücks; und ſo erkaltete das duldende Herz nach heftigen Anfällen von Sodbrennen am 9ten Jun. 1798 im ſanften Hinſcheiden ſeiner ſchönen Seele.

Pompeo, Ritter von Battoni.
Mahler in Rom.

Battoni würde ohne Zweifel der größte Mahler des 18ten Jahrhunderts ſeyn, wenn Mengs ihm den Vorzug nicht ſtreitig machte. Beide waren durch verſchiedene Wege zu einer bewundernswürdigen Fertigkeit gelangt. Der eine hat ſie der Natur, der andere der Philoſophie zu verdanken. Battoni hatte, ohne es wahrzunehmen, den natürlichen Geſchmack, Mengs die Ueberlegung und das Studiren zum Wegweiſer. Jenen hatten, wie den Apelles, die Grazien, dieſen, wie den Protogenes, die Kunſt gebildet. Der erſte ſchien mehr Mahler als Philoſoph, der zweite mehr Philoſoph als Mahler, dieſer gegründeter und erhabener, jener aber natürlicher, zu ſeyn.

Battoni wurde am 5ten Febr. 1708 zu Lucca geboren. Sein Vater, ein Goldſchmidt, widmete ihn ſeiner Kunſt, ſo wenig er auch dazu geneigt war. Dadurch wurde er veranlaßt, ſich in der Zeichnung zu üben, und ſein vorzügliches Talent zur Mahlerey zu äußern. Die Ehre, welche Pabſt Benedict der Dreizehnte, den Luceſern bewies, ihre biſchöfliche Kirche zu einem Erzbisthume zu erheben, bewog ſie, ihren Wohlthäter mit einem goldenen Kelche von erhabener Arbeit zu beehren, welcher der hohen Würde deſſelben

angemeſſen wäre. Dieſe Arbeit wurde dem jungen Battoni anvertraut, und gelang ſo gut, daß man ſeine Fähigkeit über den Stand eines Goldſchmidts weit erhoben zu ſeyn glaubte. Auf die Verwendung eines ſeiner Taufpathen verband ſich daher eine Geſellſchaft patriotiſch geſinnter Edelleute, ihn in die römiſche Schule der Mahlerey zu ſchicken, und auf gemeinſchaftliche Koſten zu unterhalten.

Es iſt merkwürdig, daß er bis in ſein ſiebentes Jahr ſo dumm und ungeſtaltet war, daß er faſt mehr einem unförmlichen Klotze, als einem Menſchen ähnlich ſah. Es war ihm nicht möglich, den Kopf auf die Seite zu wenden, ohne den ganzen Leib in Bewegung zu ſetzen. Dieſes plumpe und linkiſche Weſen verlor ſich zwar mit den Jahren, doch hinterließ es in dieſem großen Manne, dem es an Kultur der Wiſſenſchaften fehlte, einen gewiſſen Anſchein von Einfalt und Rohheit, der ihn oft unter die gemeine Klaſſe von Menſchen herabſetzte. Aber unter der rohen Hülle verbarg ſich eine von den Grazien ausgebildete Seele, die von dem zarteſten Gefühle der Schönheit durchdrungen war, und ſich in ſeinen Werken zeigte.

Die Antiken und Raphaels Werke machten gleich zu Anfang einen ſo ſtarken Eindruck auf ſeine Seele, daß er ſich vornahm, die neuern Manieren zu vermeiden, und ſich ganz nach jenen zu bilden. Er wurde ſehr bald gewahr, auf welchen Wegen Raphael und die Alten zu der hohen Stufe der Vollkommenheit gelangt waren. Die Natur auf der That in ihren Bewegungen zu belauſchen, dieß war ihre Hauptmaxime, und dieſer folgte Battoni. Daher haben alle ſeine Figuren die Stellung und Bewegung welche die Natur,

der Sache fordert. In ſeinen Gemählden findet ſich keine Spur der gekünſtelten Zuſammenſtellung der Figuren, die damals zum Geſetz geworden war; er koncentrirte das Licht nicht auf einen Gegenſtand zum Nachtheil der übrigen, welches Maratta eingeführt hatte; kein Beiſpiel konnte ihn verleiten, von dem Pfade der Natur abzuweichen. Wie Raphael die vollendete Zeichnung der einzelnen Glieder nie der ſogenannten Bravour aufgeopfert hat, ſo finden ſich auch unter Battonis Werken keine Bravourgemählde. Er bearbeitete alle ihre Theile mit dem größten Fleiß. Hierzu gewöhnte er ſich vielleicht durch die Miniaturmahlerey, wozu ihn anfangs ſeine Dürftigkeit nöthigte, die er ſich durch ſeinen allzufrühzeitigen Eheſtand zugezogen hatte. Denn er verehelichte ſich im 22ſten Jahre ſeines Alters mit der ſchönen Tochter des Aufſehers über den Pallaſt Farnerſina, die er beim öftern Abkopiren der daſigen Gemählde kennen lernte, und verlor hierdurch die Penſion, womit ihn ſeine Gönner von Lucca, die damit nicht zufrieden waren, unterſtützten.

Rom ſäumte nicht lange, dem jungen Battoni, in dem vornehmſten und ſchwerſten Theile der Mahlerey, in der Zeichnung, den Ruhm der Vorzüglichkeit beizulegen. Durch die richtigen und prächtigen Kopien der Antiken, der Werke Raphaels und des Nackten in der Akademie, hatte er ſich dieſes allgemein günſtige Urtheil errungen. Allein der Neid, welcher heimlich ausſtreute, im Kolorit wäre er noch weit zurück, vergällte ihm dieſes Vergnügen, und erweckte in ihm ein ſehnliches Verlangen nach einer Gelegenheit, auch hierin ſeine Stärke zu zeigen. Dieſe gab ihm der Marcheſe Gabrielli, der ihn einſt un-

vermuthet an einem öffentlichen Orte ſah, wo er eben etwas abzeichnete. Er bewunderte die ſeltene Vollkommenheit und Reinlichkeit ſeiner Zeichnung, und gab ihm den Auftrag, für die Kapelle ſeines adelichen Geſchlechts in der Gregoriuskirche zu Rom ein neues Altarblatt zu verfertigen. Battoni konnte ſich vor Freude über dieſe günſtige Gelegenheit, das Publikum von ſeiner Stärke im Kolorit zu überzeugen, kaum faſſen; es gelang ihm auch, ein Gemählde mit einem ſo glänzenden und lebhaften Kolorit aufzuſtellen, daß es, ſo ungünſtig auch das Licht iſt, worin es ſteht, nach einem Zeitraume von mehr als 50 Jahren noch immer wunderbar hervorſticht.

Da Battoni's Werth nun entſchieden war, ſo fehlte es ihm nicht an zahlreichen Aufträgen für Kirchen und fürſtliche Perſonen. So ſehr auch die Geſchichte der Heiligen durch die Mahlerey erſchöpft iſt, ſo überraſchen doch ſeine Gemählde das Auge des Kenners durch Wahl und Anordnung, durch die Richtigkeit der Zeichnung und die Schönheit des Kolorits, durch die Grazie, womit er alles veredelte, und durch den hervorſtechenden Scharfſinn, alles nach einem einzigen Ziele zu ordnen. Selbſt in den Jahren, da die Hand ſeinem Geiſte nicht mehr ſo biegſam gehorchte, wurde die Lebhaftigkeit ſeiner bilderreichen Phantaſie nicht im geringſten entkräftet. Sein Ruf war durch ganz Europa verbreitet, und überall wünſchte man Denkmale ſeiner Kunſt zu bekommen. Unter andern erhielt die Kaiſerin von Rußland von ihm auf einer großen Tafel die Thetis, wie ſie den Achilles vom Centaur Chiron zurückhält, und auf einer andern die Enthaltſamkeit des Scipio. Zwei Gemählde, welche einige Begebenheiten der Diana vor-

ſtellen, verfertigte er für den König von Polen, und ein anderes für den König von Preuſſen mit der Familie des Darius, wie ſie ſich vor Alexander niederwirft. Außer einer wunderbaren Grazie der Kompoſition zeichnet ſich dieſes Gemählde noch dadurch beſonders aus, daß die auf den Geſichtern der Gefangenen abgemahlten Leidenſchaften dem Alter und Stande eines jeden genau angemeſſen ſind, und von dem lebhafteſten Schmerze der Mutter und der Gemahlin des Darius bis zu der Gleichgültigkeit und zum Gelächter der Sclaven und unmündigen Kinder ſtufenweis abnehmen.

Weil Battoni gewohnt war, die Natur bei ihren Veränderungen und Bewegungen zu beobachten, ſo hatte er eine wunderbare Fertigkeit erlangt, auch die unmerklichſten Züge auf den Geſichtern der Menſchen, welche die Gemüthsbeſchaffenheit und den Charakter derſelben verrathen, zu entwerfen. Die Portraits, die er in dem langen Zeitraum ſeines Lebens verfertigt hat, ſind nicht zu zählen, wenn man ſich auch nur auf ſolche einſchränken wollte, welche mit Perſonen zu Pferde, bald mit ſchönen Landſchaften und meiſterhaft entworfenen Thieren oder Alterthümern begleitet ſind. Battoni konnte ſich rühmen, nicht nur die Päbſte Benedict den Vierzehnten, Clemens den Dreizehnten und Pius den Sechsten, ſondern auch faſt alle große Fürſten, die zu ſeiner Zeit Rom beſuchten, auf ihr Verlangen abgebildet zu haben. Die reichſten Belohnungen wurden ihm dafür zu Theil, unter andern von dem deutſchen Kaiſerhofe, der ihn mit ſeinen männlichen Erben in den Adelſtand erhob.

Battoni ſpielte gleichſam mit dem Pinſel, und der gefährlichſte und ſchwerſte Weg, den er wählte,

führte ihn, ſo wie der leichteſte, ohne Anſtoß zum Ziele. Oft gab er einer einfachen Linie, die er in die Harmonie des Ganzen einzuflechten wußte, einen ausdrucksvollen Ton; daher gehört ſehr viel dazu, ſeine Gemählde ohne Trockenheit zu kopiren. Er beſaß eine ganz beſondere Geſchicklichkeit, auch dichten Farben den Schein der Durchſichtigkeit zu geben, und den dunkeln Theilen Anmuth und Kraft einzuflößen. Die Köpfe ſeiner Portraits, die ſo ganz von einem Guſſe zu ſeyn ſcheinen, ſind nicht etwa in einem Sitzen verfertigt worden; er unterbrach ſeine Arbeit nach Gefallen, und doch floß alles ſo harmoniſch zuſammen, als wenn es in einer und derſelben Begeiſterung, in einem und demſelben Gedankenzuge entworfen wäre.

Der Religion war dieſer Mahler ſehr ergeben, freigebig gegen die Armen, freundlich gegen ſeine Schüler, und ein ſo großer Feind der Pracht, daß er den Ritterorden, womit ihn der Pabſt beehrt hatte, ſehr ſelten trug, und ſich jederzeit ſehr modeſt kleidete. Er bekümmerte ſich um nichts, als um ſeine Kunſt, und genoß einer beneidenswerthen Gemüthsruhe, worin er durchaus nicht geſtört ſeyn wollte. Daher vermied er ſogar auch die Verſammlung der Mahlerakademie von St. Lukas, ob dieſe gleich ſich das größte Vergnügen daraus gemacht haben würde, ſeinen Winken zu folgen. Einfalt und Aufrichtigkeit waren die Grundlagen ſeines ſittlichen Charakters. Jedermann glaubte beim erſten Anblick hiervon überzeugt zu ſeyn, und ſelten fand ſich jemand von ihm beleidigt, wenn er ihm die Wahrheit ſagte. Er ſtarb am 4ten Febr. 1787, da er 79 Jahre und einen Tag alt war.

John Bacon.

Bildhauer in London.

Bacon war der Sohn eines Tuchmachers in dem Flecken Southwark, der Stadt London gegen über, und wurde am 24. Nov. 1740 geboren. Die Vorſehung ſchien bereits über ſeine frühe Jugend zu wachen. Kaum fünf Jahre alt, fiel er in dem Hofe eines Seifenſieders in eine Grube; es wäre um ihn geſchehen geweſen, wenn nicht Jemand, der gerade damals in den Hof kam, ſeinen hervorragenden Kopf geſehen und ihn herausgezogen hätte. Um dieſelbe Zeit fiel er von einem Wagen; ein Rad gieng über ſeine rechte Hand, und würde ſie zermalmt haben, wäre ſie nicht zwiſchen zwei hervorragende Steine zu liegen gekommen.

In ſeinem zarten Alter zeichnete er gerne, wie alle Kinder; aber da er ſich hierin nicht üben konnte, ſo brachte er es in dieſer Kunſt niemals weit. In ſeinem 14ten Jahre wurde er zu einem Porcellainfabrikanten in die Lehre gethan. Hier mußte er unter andern auch Porcellain mahlen. Zuweilen ſchickte ihn ſein Lehrherr in ſeine große Manufaktur in Lambeth, wo Bacon Schäfer, Schäferinnen und ſolche Kleinigkeiten mehr modelte. Es war ein Beweis nicht ge-

meiner Anlagen, daß er ohne allen Unterricht nicht nur ſolche Arbeiten geſchmackvoll verfertigen, ſondern auch in Zeit von weniger als zwei Jahren alle Modelle für die Fabrik formen konnte. Dabei hatte der Knabe eine ſo zärtliche Neigung für ſeine Aeltern, daß er ſie größtentheils mit ſeinem Verdienſte erhielt, ob er gleich ſelbſt dafür darben mußte. Aber ſein natürliches Talent für höhere Vollkommenheit in dieſer Kunſt, entwickelte ſich durch Zufall. Verſchiedene Bildhauer pflegten ihre Modelle zum Brennen in dieſelbe Manufaktur zu ſchicken, in welcher Bacon arbeitete. Der Anblick dieſer Modelle weckte zuerſt in ihm eine ſtarke Neigung zu ſeiner künftigen Kunſt, und er machte ſo ſchnelle Fortſchritte, daß ihm die Londner Geſellſchaft zur Aufmunterung der Künſte von 1763 — 1766 neunmal die erſten Preiſe in den Fächern zuerkannte, um die er ſich bewarb.

Während ſeiner Lehrjahre machte er den Entwurf, Statuen aus künſtlichem Steine zu bilden. In der Folge führte er ihn aus, und brachte durch ſeine Bemühungen die Manufaktur in Lambeth wieder in Aufnahme, nachdem ſie ſehr geſunken war. Um das Jahr 1763 verſuchte er zuerſt in Marmor zu arbeiten, und da er niemals geſehen hatte, wie man dabei zu Werke gieng, ſo veranlaßte es ihn, ein Inſtrument zu erfinden, womit er die Form des Models auf den Marmor übertrug. Dieß Inſtrument iſt ſeit der Zeit von vielen andern Bildhauern ſowohl in England, als in Frankreich gebraucht worden.

Als im J. 1768 in London die Königl. Akademie geſtiftet wurde, empfieng Bacon den erſten Unterricht in ſeiner künftigen Kunſt, denn zuvor hatte er niemals

geſehen, wie man beim Modelliren und Bildhauen nach Regeln verfuhr. Die erſte goldene Medaille, welche von der Societät zum Preiſe in der Bildhauerey ausgeſetzt war, erhielt Bacon im folgenden Jahre. Im Jahre 1770 wurde er Mitglied derſelben. In die Ausſtellung hatte er eine Statue des Mars geliefert, welche ſeinen Ruf gleich feſt begründete. Der König ſelbſt ließ ſich von ihm modelliren, und er bekam den Auftrag, dem großen Lord Chatam das Monument zu verfertigen, welches auf dem Londner Rathhauſe eine Stelle erhielt. Von allen Seiten bekam er anſehnliche Beſtellungen, und in den verſchiedenen Mitbewerbungen ſeiner Nebenbuhler trug er immer den Preis davon; nur Eine Ausnahme ereignete ſich unter 16 Beiſpielen. Unter den Arbeiten, welche er in die jährlichen Ausſtellungen der Königl. Akademie ſchickte, zeichnen ſich folgende aus: Die Statuen des Mars und der Venus; eine koloſſaliſche Büſte des Jupiters; eine koloſſaliſche Statue der Themſe; einige kleine marmorne Figuren und ein Denkmal der berühmten Miſtreß Draper, welche jedem Leſer des Sterne unter dem Namen Eliſa bekannt iſt. Unter ſeine merkwürdigſten Werke gehören: eine Gruppe aus Bronze in dem Platze des Somerſethouſe; Admiral Rodney in Jamaika; Lord Elliot, der Vertheidiger von Gibraltar in Buckland bei Plymouth; der Menſchenfreund Howard und Doktor Johnſon in der Paulskirche; und das Giebelfeld am oſtindiſchen Hauſe. Aber Bacons wichtigſtes Werk iſt das Denkmal des Grafen von Chatam, welches in der Weſtmünſter-Abtey ſteht. Er begann es im Jahr 1778 und vollendete es 1783. Dieſes Monument hat nun

ſchon die Probe von mehr als 20 Jahren beſtanden, und immer mehr Bewunderer als Tadler gefunden. In den Augen aller Unpartheyiſchen gereicht es dem Lande zur Ehre; es iſt ein ächt engliſches Kunſtwerk, da Bacon nie Gelegenheit hatte, die berühmten Ueberreſte aus dem Alterthume in Italien zu ſtudiren.

Seine Landsleute ſchätzten ihn, ungeachtet mehrerer heimlicher Feinde, bis ans Ende; deswegen übergab man ihm auch immer die wichtigſten Arbeiten. Am 4ten Auguſt 1799 wurde er plötzlich von einer Entzündung im Unterleibe befallen, woran er in Zeit von zwei Tagen ſtarb.

In der mündlichen Mittheilung ſeiner Gedanken war Bacon zuweilen eindringlich und glücklich, beſonders wenn er ſich vorbereitete. Die Bemerkungen, welche er in der Königl. Akademie machte, deren Mitglied er ſeit 1778 war, hörte man immer mit der größten Aufmerkſamkeit und Achtung. Die Geſellſchaft von Kindern liebte er außerordentlich. Er beſaß eine natürliche Reizbarkeit, war aber im geringſten nicht rachgierig. Wenige Menſchen konnten ihre Empfindlichkeit ſo ſehr im Zaum halten. Er war einmal in der Weſtmünſter-Abtey. Vor ſeinem Hauptwerke, dem Monumente des Lord Chatam, ſtand Jemand, der mit großer Selbſtgefälligkeit und anſcheinender Kunſtkennerſchaft den Umſtehenden ſeine Bemerkungen mittheilte. Bacon, den er nicht kannte, trat hinzu; der Kunſtrichter wandte ſich an ihn und ſagte: dieſes Denkmal auf Chatam iſt im Ganzen bewundernswürdig, aber es hat große Fehler. „O wenn Sie mir ſie doch zeigen wollten!“ ſagte Bacon. „Sehen Sie nur hier,“ fuhr der Mann fort, „und hier und dort;

ſchlecht, ſehr ſchlecht!" dabei wies er mit ſeinem Stock auf die untern Figuren mit einer Unſanftheit, welche das Werk leicht hätte beſchädigen können. „Aber", hub Bacon an, „ich möchte doch gern wiſſen, warum die Theile, welche Sie da berührt haben, ſchlecht ſind!" Indeſſen konnte er keine beſtimmte Antwort erhalten; immer die vorige Allgemeinheit im Tadel, mit derſelben Heftigkeit begleitet. Ich habe, ſetzte der Beurtheiler hinzu, Bacon wiederholt daran erinnert, als er mit dem Monumente beſchäftigt war; ich zeigte ihm auch noch andere Fehler, aber ich konnte ihn nicht überführen. — „Wie, Sie kennen alſo Bacon perſönlich?" — O ja, antwortete der Fremde, wir ſind ſeit vielen Jahren vertraute Freunde. — „Nun, ſo iſt es ein Glück für Sie", ſagte Bacon, indem er ſich von ihm beurlaubte, „daß Ihr Freund Bacon Sie nicht hört, ſonſt würde es ihm nicht ſehr gefallen, daß Sie mit ſeiner Arbeit ſo rauh umgehen."

Den Verdienſten ſeiner Nebenbuhler ließ Bacon immer volle Gerechtigkeit widerfahren. Er lobte von ganzem Herzen, und gieng über alles hin, was in ihren Werken rügbar hätte ſcheinen können. Niemand konnte beſcheidener von ſich denken, als er; die Erinnerungen eines Wohlmeinenden nahm er als ein beſonderes Zeichen der Freundſchaft auf. Ob er ſich gleich durch ſeine Kunſt ein anſehnliches Vermögen erwarb, ſo lebte er doch ſehr eingezogen und ſparſam, und zog ſich dadurch unverdient den Vorwurf der Kargheit zu. Er war freigebig am rechten Orte. An demſelben Tage, da er ſich die Finger verbrannte, um das Papier beim Anzünden eines Lichts zu erſparen, ſchenkte er vielleicht einer frommen Stiftung eine anſehnliche

Summe. Er war ein ungemein religiöſer Mann, wozu er den Grund vermuthlich ſchon im älterlichen Hauſe gelegt hatte. Seine Sonntage widmete er ohne Ausnahme der Andacht. Nur diejenigen Beſucher ließ er zu, welche ſich ſchlechterdings nicht wollten abweiſen laſſen, aber ſie giengen bald wieder, ſo vornehm ſie auch ſeyn mochten, weil ſie ſahen, daß ſich nichts mit ihm abthun ließ, und daß ſie ein Stück von einer Predigt mit anhören mußten; das letztere konnte er ſehr geſchickt einleiten, weswegen ihn ſeine Freunde auch in der beſten Laune verließen. Ohne ſich unanſtändige Aeußerungen zu erlauben, vertheidigte er durchgängig mit unerſchütterlicher Feſtigkeit, was er für recht und wahr hielt.

Bacon mißbilligte ſehr oft die Ziererey ſo vieler, welche die Antike lobten, ohne Geſchmack genug zu beſitzen, um das Vortreffliche darin zu empfinden und auszuheben. „Man nenne nur etwas antik,“ ſagte er, „und die Leute finden gleich etwas Schönes daran. Dort in meiner Arbeitsſtube ſteht eine Figur, die anfänglich kein Menſch anſieht, aber ſobald man ſagt, es ſey eine Antike, gehts an ein Bewundern. Hätte ich vor etlichen Jahren ſo etwas gemacht, es würde mir keinen Schilling eingetragen haben.“

Johann Quirin Jahn.

Mahler in Prag.

Jahn war der Sohn eines Mahlers in Prag, und wurde daſelbſt am 4. Jun. 1739 geboren. Die Kunſtbeſchäftigungen ſeines Vaters erweckten ſchon frühzeitig in ihm den Hang zum Zeichnen, den ſein Vater durch einen ſorgfältigen Unterricht leitete, ſo daß er darin die glücklichſten Fortſchritte machte, während er ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung am Königl. Altſtädter Gymnaſium erhielt.

Nach zurückgelegten Gymnaſialſtudien, welche damals auf 6 Jahre eingetheilt waren, entſchloß er ſich, die Geſchichtsmahlerey zu ſeinem Berufsgegenſtande zu machen. Die erſte Anleitung in dieſer Kunſt gab ihm ſein Vater, zugleich aber legte er ſich auf die Archidektur, und vervollkommnete ſich in derſelben, vorzüglich durch die Vorleſungen des verdienſtvollen Ingenieur-Profeſſors Schoor. Durch den mehrjährigen mit demſelben gepflogenen Umgang, und durch deſſen auserleſene Büchersammlung, deren Benutzung ihm dieſer würdige Gelehrte erlaubte, erweiterten ſich ſeine architektoriſchen und übrigen Kunſtkenntniſſe immer mehr. Als er dieſe Studien vollendet hatte, ſuchte der bekannte und vor-

treffliche Böhmiſche Mahler Palko, welcher damals mehrere größere Werke für einige Klöſter übernommen hatte, einen Gehülfen. Seine Wahl traf unſern Jahn. An der Seite dieſes ausgezeichneten Künſtlers arbeitete er mehrere Jahre theils in Fresko, theils in Oel, und bildete ſich durch deſſen Anleitung und Beiſpiel größtentheils zu dem Manne in der Kunſt, als er damals bekannt geworden iſt. Um ſich aber mit den Hülfswiſſenſchaften der Kunſt, mit der Kenntniß der Antiken und berühmten Kunſtwerke noch mehr bekannt zu machen, verließ er ſeinen Meiſter und begab ſich an die Wiener Akademie, in welcher er einige Jahre mit ſolchem Erfolg arbeitete, daß er als Mitglied der bildenden Künſte daſelbſt aufgenommen wurde, wo das Gemählde (eine Madonna vorſtellend), ſo ihm dieſe Auszeichnung erwarb, noch vorhanden iſt.

Jahn machte nun, zur Erweiterung ſeiner Kenntniſſe, noch einige Reiſen, und kehrte dann nach ſeinem Geburtsort Prag zurück, um dort die Kunſt ſelbſt auszuüben. Er verfertigte die Altarblätter der damals in der Altſtadt Prag neuerbauten Michaeliskirche (ſeit deren Aufhebung einige dieſer Altargemählde, worunter die treffliche Kopie der berühmten heiligen Nacht von Corregio befindlich iſt, nun die ebenfalls neugebaute, ſchöne Kirche in Liebesnitz, auf der Gräflich Friedrich Noſtizischen Herrſchaft Pokomierzitz im Kourzimer Kreiſe zieren), dann die Oel- und Freskogemählde der vom Grafen von Czernin in Schüttenhofen und vom Grafen von Sweerts in Kloſterbladt erbauten Kirchen. Viele einzelne Altarblätter von ſeiner Hand ſind zu Wartenberg, Trautenau, in der Schloßkirche zu Prag und in andern Kirchen Böhmens, Schleſiens

und der Lauſitz — nebſt mehrern Freskomahlereyen vorhanden; dann mehrere kleine Gemählde, die in verſchiedenen Kunſtſammlungen aufbewahrt werden, wornach auch Balzer einige in Kupfer geſtochen hat.

Die Kirchenreformation Kaiſer Josephs des Zweiten und die damit verbundene Aufhebung vieler Stifter und Klöſter, wodurch mehrere Böhmiſche Künſtler gezwungen wurden, ihr Vaterland zu verlaſſen, indem ſie einen großen Theil ihres, von dieſen Stiftern, Prälaturen, Kirchen und Klöſtern, gezogenen Verdienſtes verloren, führte auch unſern Jahn von ſeiner bisherigen Laufbahn ab; und er machte die Handlung zum Beſten ſeiner Familie zu ſeinem Erwerbungszweige, widmete aber nebenbei die Stunden ſeiner Muße größtentheils der Kunſt und der Kunſtgeſchichte. Die Frucht ſeines Studiums war ein Zeichenbuch für angehende Geſchichtsmahler, welches er herausgab, und das noch immer als eines der beſten Lehrbücher in ſeiner Art, ſelbſt auch in auswärtigen Zeichenſchulen, gebraucht wird. Nebſtdem verfaßte er mehrere Abhandlungen, wovon einige in der neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte, in Rieggers Archiv der Geſchichte und Statiſtik ꝛc.; dann in deſſen Materialien zur alten und neuen Geſchichte von Böhmen, wie auch in der Literatur Böhmens abgedruckt, die meiſten aber noch im Manuſcripte befindlich ſind. Eine der ſchätzbarſten erſchien nach ſeinem Ableben unter dem Titel: Abhandlung über das Bleichen und die Reinigung der Oele zur Oelmahlerey ꝛc. 1803. kl. 4.

Als Architekt wurde Jahn bei Errichtung wichtiger Gebäude gewöhnlich zu Rathe gezogen, und meh-

reres ward nach ſeiner Angabe ausgeführt. Die vorzüglichſte Gelegenheit, ſich in dieſer Kunſt bekannt zu machen, bot ihm die Krönung Kaiſer Leopolds des Zweiten dar. Die Stände des Königreichs beſchloſſen damals die Feyer des Krönungsfeſtes durch ein Prachtgebäude zu erhöhen. Zu dieſem Zwecke ſollte ein großer Saal errichtet werden, der in Verbindung mit dem ſtändiſchen Theater ein Ganzes ausmachen ſollte. Jahn übernahm Entwurf und Ausführung, und ungeachtet bis zur Krönung nur 8 Wochen übrig waren, ſo brachte er doch das Werk zur vollkommenen Zufriedenheit der Kaiſerlichen Familie und aller Kenner des Inn- und Auslandes zu Stande. Der Plan dieſes Gebäudes iſt mehrmals in Kupfer geſtochen erſchienen, und auch modellirt worden.

Jahns Verdienſte um die bildenden Künſte und deren Beförderung verſchafften ihm bei der, im Jahr 1796 in Prag entſtandenen Geſellſchaft hoher patriotiſcher Kunſtfreunde, gleich anfangs die Mitgliedſchaft. Obgleich ſchon damals kränklich, arbeitete er dennoch, von der Liebe zur Kunſt beſeelt, eifrig an zweckmäßigen Entwürfen zur Emporbringung der Kunſt, bis am 18ten Jul. 1802 ein ſanfter Tod ſein thätiges und gemeinnütziges Leben endigte. Sein Charakter war edel und rechtſchaffen.

Johann Mattheſon.

Hollſteiniſcher Legationsrath.

Als Komponiſt, Sänger und Klavieriſt ein ſehr denkwürdiger Mann, und als muſikaliſcher Schriftſteller wahrſcheinlich der größte Polygraph, der jemals gelebt hat. Ausgerüſtet mit großen und vielſeitigen Talenten, vollbrachte er ſein ganzes langes Leben in einer nützlichen Geſchäftigkeit. Ihm war eine Schnelligkeit im Arbeiten eigen, die um ſo mehr unſre Bewunderung erweckt, da er nicht auf Koſten der Gründlichkeit eilte. Alle Zweige der muſikaliſchen Gelehrſamkeit zog er vor ſein Forum, beleuchtete ſie, und ward vielen ein Wegweiſer im Studium der Kunſt. Haben auch ſeine Kompoſitionen lange ſchon ihren Kreislauf vollendet, ſo ſind dagegen mehrere ſeiner Schriften für den Muſikgelehrten noch jetzt ſchätzbare Quellen, aus denen er mit Vergnügen und Nutzen ſchöpft.

Mattheſons Geſchlecht ſtammte aus Norwegen, er ſelbſt war am 28. Sept. 1681 in Hamburg geboren. Für ſeinen Vater, der daſelbſt das Amt eines Acciſe-Einnehmers verwaltete, waren die ſeltenen Fähigkeiten des Knaben eine ſtarke Aufforderung, ihn ſorgfältig zu erziehen. Er beſuchte das Johanneum, lernte daſelbſt Griechiſch und Latein, und da er eine vorzügliche Neigung zur Muſik verrieth, ſo bekam er von ſeinem ſiebenten Jahre an Unterricht im Singen, Klavierſpielen, auf der Gambe, Violine, Flöte und Hoboe. Selbſt mit den erſten Gründen der Setzkunſt machte er ſich be-

kannt, und ſchon als neunjähriger Knabe ſang und ſpielte er in öffentlichen Koncerten ſeine eigenen Kompoſitionen; die Kirchen erſchallten von ſeiner lieblichen Stimme, und als Orgelſpieler erndtete er Lob und Bewunderung. Da nun ſein ausgezeichneter Beruf zur Tonkunſt entſchieden war, ſo ſetzte er dieſe Uebungen unermüdet fort, und ſchon nach wenigen Jahren war er im Stande, Kirchenſtücke, Fugen und Kontrapunkte zu ſetzen, wodurch er mit dem Mechaniſchen und den Regeln der Kompoſition immer vertrauter wurde. Der Ruf ſeiner Talente verbreitete ſich in der Nähe und in der Ferne. Der Vicekönig von Norwegen, die Gräfin Aurore von Königsmark, und mehrere Große achteten ihn, und bewunderten ſeine Geſchicklichkeit in der Kompoſition und auf verſchiedenen Inſtrumenten.

Bei aller Vorliebe für die Kunſt unterließ der Jüngling nicht, durch Lectüre und Unterricht ſich mancherlei nützliche Kenntniſſe und Fertigkeiten zu erwerben. Er ſtudirte mit Eifer die franzöſiſche, engliſche und italiäniſche Sprache, und übte ſich im Tanzen, Zeichnen, Fechten und Reiten. Da er durch verſchiedene Umſtände am Beſuchen einer Akademie verhindert wurde, ſo ließ er ſich von zween angeſehenen hamburgiſchen Juriſten Unterricht in den Anfangsgründen der Rechtsgelehrſamkeit ertheilen.

Die erſte Oper, welche er komponirte, Plejades, brachte er in ſeinem 17ten Jahre aufs Theater. Er ſelbſt ſang die Hauptrolle und dirigirte das ganze Orcheſter. Ermuntert durch die günſtige Aufnahme, ließ er in den nächſten Jahren den Porſenna, Victor ꝛc. nachfolgen. Um dieſe Zeit wurde er mit Händeln bekannt, und die beiden muſikaliſchen Genien ſchloſſen den Bund

einer vertrauten Freundſchaft, die durch vorübergehende Rivalitäten nicht aufgelöst werden konnte. Mattheſon fühlte die Ueberlegenheit ſeines in jeder Hinſicht gigantiſchen Gegners, und es gereicht ihm zur Ehre, daß er unverholen geſtand, ihm viele neue Kenntniſſe im Kontrapunkte zu danken zu haben. Doch hatte es ſelbſt Händel kein Hehl, daß auf dem Klavier ſeinem Freunde der Vorzug gebühre. Dieſer erhielt beim hamburgiſchen Theater die Stelle des erſten Sängers, machte öfters muſikaliſche Exkurſionen, und wurde unter andern einmal auf einer Reiſe durch Holland in Harlem ſo bewundert, daß man ihm ſogleich die Organiſtenſtelle an der großen Pfarrkirche, mit einem jährlichen Gehalte von 1500 Gulden, anbot. Er lehnte aber dieſe, wie einige andere Anträge ab, und blieb bis in ſein 24ſtes Jahr am hamburgiſchen Theater. Er wurde damals zur Oper nach Braunſchweig berufen, und hier trat er zum letztenmal als Theaterſänger auf; die Kompoſition einer franzöſiſchen Oper (le retour du siecle d'or) verfertigte er in der erwähnten Stadt. Schon damals äußerten ſich bei ihm die erſten Vorboten von einer Verſtopfung des Gehörs, welche 30 Jahre nachher in eine gänzliche Taubheit übergieng, ſo daß er ſich im höhern Alter mit denjenigen, die mit ihm ſprechen wollten, nur ſchriftlich unterhalten konnte. Eine harte Prüfung für einen Verehrer der Tonkunſt.

Als Mattheſon das Theater verlaſſen hatte, übernahm er die Aufſicht über die Erziehung eines Sohns des großbrittanniſchen Geſandten am niederſächſiſchen Kreiſe, wurde bald nachher Secretair des Geſandten, erhielt in der Folge den Charakter eines großbrittanniſchen Legationsraths, und ward zu gleicher Zeit Kapell-

meiſter, Kanonikus und Muſikdirektor am Dom zu Hamburg. In allen dieſen Verhältniſſen bewies er eine bewundernswürdige Thätigkeit. Da er ſich durch Privatſtudium viele Einſichten in Rechtsſachen, in See- und Handlungsgeſetze, und in Staatsgeſchäfte überhaupt erworben, ſo wurde er bei verſchiedenen Miſſionen an fürſtliche Höfe und in andern Staatsangelegenheiten gebraucht; unter andern wurde er im Jahr 1707 in Königl. Angelegenheiten nach Oberſachſen geſandt, als ſich **Karl** der Zwölfte zu Altranſtadt aufhielt. Oefters war er in Acten und Expeditionsgeſchäfte ganz vergraben. „Und das geſchah," ſagt er in der Geſchichte ſeines Lebens, „nicht zu gewiſſen beſtimmten Zeiten, ſondern mehrentheils unverhofft, wenn z. B. etliche ausgebliebene Poſten auf einmal kamen, oder etwa ein Expreſſer anlangte. Fort mit den Noten, weg mit der Bleyſchnur! die eine Cypher dorther, um geheime Schriften aufzulöſen, die andere auf jenen langen Tiſch ausgebreitet, um mit dergleichen Schriften wieder zu antworten; alles hernach fein ins Reine gebracht, datirt, ſubſcribirt, paraphirt, rubricirt, numerirt, protocollirt, regiſtrirt, ſauber gefalten, feſt gepackt, wohl verſiegelt, gehörig addreſſirt, ſicher ſpedirt, den Boten inſtruirt ꝛc. Dieſe Arbeiten forderten nicht ſelten, ſtatt Stunden oder Tage, ſo viele Wochen und Monate!"

Und dieß war der Mann, der den Vorſatz faſſen konnte, ſo viele Werke drucken zu laſſen, als er Lebensjahre zählen würde, und der dieſen Vorſatz nicht allein ſo ausführte, daß bei ſeinem Ableben, ſtatt 83, 88 Werke von ſeiner Feder die Preſſe verlaſſen hatten; ſondern der noch überdieß die Materialien zu vollkommen noch einmal ſo viel Werken dem hamburgiſchen Gymnaſium als

Manuſcript hinterließ. Dieß war der Mann, der bei ſeinen vielen und wichtigen Geſchäften, über alle Theile der Muſik ein neues Licht verbreitete; der, wenn er in ſeinen Nebenſtunden einen muſikaliſchen Gegenſtand bearbeiten wollte, nicht fragte, welches die angenehmſte, ſondern welches die nothwendigſte Materie ſey. Dieß iſt endlich der Mann, der in dieſem Wirbel von Geſchäften 24 Oratorien komponirte und im Dom aufführte — Stücke, wovon die Partituren auf 30 und mehr Bogen begriffen, und der noch weit mehrere ſolenne Muſiken bei öffentlichen und Privatgelegenheiten verfertigte. Dabei widmete er ununterbrochen täglich verſchiedene Stunden ſeinen Schülern, die er entweder im Generalbaſſe unterrichtete, oder denen er ordentliche melodiſche Kollegien las. Zum Beweis ſeiner Fertigkeit im Arbeiten mag dienen, daß er einſt ein engliſches Werk von 8 bis 9 Alphabeten in 96 Tagen — Sonn- und Poſttage, an denen er ſich mit keiner gelehrten Arbeit beſchäftigen konnte, dazu gerechnet — völlig überſetzte. Ein andermal überſetzte er in zwei Tagen acht gedruckte engliſche Bogen, und zu einer andern Zeit verfertigte er in einer Nacht eine Hochzeitſerenate, wovon die Partitur acht Bogen ſtark war. Im Jahr 1716 zählte er an 200 Korreſpondenten. Unmöglich hätte ein Mann alles dieſes leiſten können, wenn ihn nicht der Mangel an Gehör genöthigt hätte, ſich allen Geſellſchaften zu entziehen, und wäre ihm nicht eine ganz außerordentliche Leichtigkeit im Arbeiten zu ſtatten gekommen.

Unter ſeinen theoretiſchen Schriften zeichnet ſich beſonders der muſikaliſche Patriot (eine vortreffliche Schrift, deren größter Theil von der Muſik der He-

bräer handelt), die große Generalbaßſchule, der vollkommene Kapellmeiſter (3 Alphabet und 11 Bogen ſtark), und die muſikaliſche Ehrenpforte aus, welche 148 Lebensbeſchreibungen von Tonkünſtlern enthält, unter denen viele ſehr gut ausgearbeitet ſind. Er war ſein ganzes Leben hindurch ein rüſtiger Streiter für die gute Sache der Muſik; beſonders war die Solmiſation ein Gegenſtand ſeiner Verfolgung, und er ruhte nicht, bis er ſie, zur großen Erleichterung der Chorknaben, aus Deutſchland hinausgezankt hatte. Bei dieſen Kämpfen verfuhr er mit ſeinen Gegnern nichts weniger als ſäuberlich.

Nachdem Mattheſon über 40 Jahre lang als Großbrittanniſcher Legationsrath ſeine Pflichten erfüllt hatte, trat er mit dem nemlichen Charakter in Hollſteiniſche Dienſte, und ſetzte auch hier ſeine Geſchäfte einige 20 Jahre lang fort. Das Muſikdirektorat am Dom hatte er wegen ſeiner Harthörigkeit ſchon im Jahr 1728 niedergelegt. Zum Bau einer neuen Orgel in der Michaeliskirche in Hamburg beſtimmte er in ſeinem letzten Willen 44,000 Mark Hamb. Cour., und am 17ten April 1764 ſtarb er. Bei ſeiner Beerdigung wurde das fröhliche Sterbelied, womit er ſich ſelbſt in ſeinem 83ſten Jahre poetiſch und harmoniſch zu Grabe geſungen, öffentlich in der Michaeliskirche aufgeführt. Man verſichert, die Muſik habe ſehr traurig geklungen. Dieß iſt um ſo eher zu glauben, da der alte Mann, wegen ſeiner vierzigjährigen Taubheit, in ſeinem muſikaliſchen Geſchmacke um eben ſo viele Jahre zurück war.

Franz Benda.

Königl. Preuß. Concertmeiſter.

Böhmen, das Vaterland ſo vieler trefflicher Tonkünſtler, war auch das Vaterland Franz Benda's, der unter den Violiniſten Deutſchlands eine eigene Schule ſtiftete. Er wurde im Jahr 1709 zu Altbenatka geboren, und ſeine treffliche Stimme gab Veranlaſſung, daß er im erſten Knabenalter Unterricht im Singen erhielt. Als er 9 Jahre alt war, kam er als Sopraniſt an die Nikolai-Kirche in Prag, und nicht allein der Reiz ſeiner Stimme, ſondern auch eine für ſein Alter ſeltene Fertigkeit, verſchaffte ihm in Jahresfriſt die erſte Stelle unter ſeinen Rivalen.

Ein gewiſſer Prager Student hatte von Dresden den Auftrag erhalten, den beſten Sopraniſten in Prag in Dienſte zu nehmen; ſeine Wahl fiel auf Benda, aber die Unterhandlungen mußten ganz im Stillen getrieben werden, weil die Geiſtlichen, in deren Dienſt er ſtand, ihn nicht zu entlaſſen geſonnen waren. Die Treue des Knaben wurde ihnen demohngeachtet verdächtig, und um ſeine Flucht zu verhüten, nahmen ſie ihm den Oberrock weg. Das konnte aber in der Hauptſache nichts ändern; Benda verkaufte ſeine Schul

bücher, hüllte ſich in einen Mantel, und entfloh mit dem Studenten nach Dresden. Hier wurde er wohl aufgenommen und ſogleich neu gekleidet. Nach etwa anderthalb Jahren kam ihm die Luſt an, wieder nach Böhmen zurück zu kehren, und da man ihn nicht gutwillig gehen ließ, ſo faßte er den Entſchluß, mit einem Schiffe heimlich abzugehen. Man ſchickte ihm nach, er wurde zu Pirna eingeholt, und nach Dresden zurück gebracht. Dieſe Reiſe auf dem Waſſer und die Kälte hatten einen ſo üblen Einfluß auf ihn, daß ſeine bisher ſo hohe Sopranſtimme auf einmal verloren gieng. Nun machte man in Dresden keine Schwierigkeiten mehr, ihm das öffentlich zu erlauben, was er heimlich, aber vergebens, verſucht hatte.

Nachdem Benda ſeine Eltern beſucht, und unter dieſer Zeit die Contraltſtimme erhalten hatte, begab er ſich nach Prag, und wurde im Jeſuiterſeminarium aufgenommen, wo er im Jahr 1723, bei der Krönung Karls des Sechsten, zum Könige in Böhmen, Gelegenheit hatte, den Contraltiſten Gariano Orſini zu hören, durch deſſen Singen er bis zu Thränen gerührt wurde. Bald hernach ward er bei dem Chore der Kreuzherren angeſtellt. Um dieſe Zeit fieng er an zu komponiren, und ſetzte zuerſt das Salve Regina zweimal in Muſik. Jetzt hatte ſich auch ſeine Contraltſtimme verloren, und er kehrte deswegen wieder zu ſeinen Aeltern zurück. Um ſich das Brod zu verdienen, nahm er ſeine Zuflucht zur Violine, und trat damit zu einer herumziehenden Muſikbande, die zu Tanze ſpielte, um die Beine der Bauren in zitternde Bewegung zu ſetzen. Ein blinder Jude, Namens Löbel, war bei dieſer Geſellſchaft ein außerordentlicher

Spieler in ſeiner Art. Er brachte ſeine wilden Tanzmelodien, die bis ins drei geſtrichene a giengen, rein und ſicher heraus, und zog einen guten Ton aus ſeiner Geige. Dieſer Jude war Benda's erſtes Muſter, und zugleich die erſte Urſache ſeiner nachfolgenden Gröſſe, indem er es ihm mit allem Eifer gleich zu thun ſuchte. Allein er fieng allmählig an, ſich des Tanzſpielens zu ſchämen, und da es ihm an andern Ausſichten fehlte, beſchloß er, ein Kuchenbäcker zu werden. Ein Graf Klenau, der in Benatk wohnte, erhielt ihn der Kunſt. Dieſer ſchenkte ihm 12 Thaler und gab ihm den Rath, nach Prag zu gehen, um dort bei einem gewiſſen Konyczek die Violine weiter zu ſtudiren. Er thats, und als er zehen Wochen lang vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend ſich unter ſeinem Meiſter geübt hatte, überließ ihn dieſer ſeinem eigenen Fleiße.

Ohngefähr in ſeinem 18ten Jahre begab ſich Benda nach Wien, und von der Zeit nahm ſein Geſchick eine günſtigere Wendung. Er bekam Dienſte bei dem Grafen von Uhlefeld, dann bei dem Feldmarſchall Montekukuli, und bei mehreren andern Großen. Nach einigen Jahren entſchloß er ſich, mit drei andern Tonkünſtlern eine Reiſe nach Polen zu unternehmen. Als ſie in Warſchau angekommen waren, kamen ſie in die Dienſte des Staroſten Szaniawsky, bei dem Benda Kapellmeiſter wurde. Zwei und ein halbes Jahr hielt er in dieſem Dienſte aus, der nichts weniger als unter die mäßigen gehörte, da er einſt an einem Nachmittage 18 Koncerts ſpielen mußte. Er kam nun zur polniſchen Kapelle des Königs Auguſt, und nach dem Tode deſſelben gieng er mit einem Theile des Brühliſchen Gepäckes nach Dresden. Hier wurden

ihm 1732 durch Quanz, von Ruppin aus, Dienſte bei dem Kronprinzen von Preuſſen, nachmals Friedrich dem Großen, angetragen. Er gieng hin, und lernte nun an Graun einen Violiniſten kennen, deſſen Vortrag im Adagio er bewunderte, und den er von der Zeit an als ſeinen zweiten Lehrmeiſter betrachtete. Er fieng nun ſelbſt an, Solo's für die Violine zu ſetzen, und auch in der muſicaliſchen Setzkunſt waren Quanz und Graun ſeine Leiter.

Vierzig Jahre blieb Benda, zuletzt als Concertmeiſter, in Friedrichs Dienſten, und accompagnirte demſelben 50,000 Concerte. Er ſelbſt machte auf ſeinem Inſtrumente Epoche. Der Ton, den er auf der Violine herausbrachte, war einer der ſchönſten, vollſten, reinſten und angenehmſten. Er beſaß alle erforderliche Stärke in der Geſchwindigkeit, Höhe und allen nur möglichen Schwierigkeiten des Inſtruments, und wußte zu rechter Zeit vernünftigen Gebrauch davon zu machen. Aber das edle Singbare war das, wozu ihn ſeine natürliche Neigung insbeſondere, und mit dem beſten Erfolge zog. Seine Spielart war ganz ſeine eigene, und nach dem Muſter gebildet, welches alle Inſtrumentaliſten ſtudiren ſollten, nemlich gutes Singen. Er hat einige 100 Solo's, ſehr viele Concerte für die Violine, auch verſchiedene Simfonien und Trios komponirt; aber nur 12 Solo's ſind von ihm zu Paris geſtochen. Er ſtarb zu Berlin am 7ten März 1786 an der Entkräftung. Fern vom allem Künſtlerſtolze, war er um ſo achtungswerther, nie ſah man mehr Demuth und Beſcheidenheit mit großen Talenten vereinigt, als bei ihm.

Johann Rudolph Zumſteeg.

Herzogl. Würtembergiſcher Koncertmeiſter.

Eine Blume auf das Grab dieſes Meiſters in der Kunſt, durch die reizenden Töne der Muſik das Herz zu erwärmen, und die edelſten Gefühle zu wecken! Er gehört unter diejenigen Künſtler, die, ohne das Land der Künſte und der Muſik geſehen zu haben, auf deutſchem Boden ihre ſeltenen Talente zu einem hohen Grade der Vollendung ausbildeten.

Zumſteeg wurde am 10ten Januar 1760 zu Sachſenflur im Odemwalde geboren. Sein Vater, ehemals Kammerlakai am Würtembergiſchen Hofe, ein alter treuer Diener des Herzogs Karl von Würtemberg, bat um die Aufnahme ſeines Sohnes in die militairiſche Pflanzſchule auf der Solitüde, welches ihm von ſeinem Fürſten gern gewährt wurde. Schon im Knaben zeigte ſich der künftige Tonkünſtler, und ſeine Fähigkeiten entwickelten ſich im ſchnellen Fortſchritt. Den erſten Unterricht in der Kunſt erhielt er von den herzoglichen Kapellmeiſtern Baroni, Mazzanti und Poli, und er wußte durch ein fleißiges, oft über die Mitternacht hinaus verlängertes, Studium der theoretiſchen Werke eines Mattheſon, Marpurg und

d'Alembert, ſich immer mehr zu bilden. Da der Herzog damals in der Periode ſtand, wo er der Muſik große Opfer brachte und ein treffliches Orcheſter unterhielt, ſo hatte Zumſteeg ohne Zweifel öfters Gelegenheit, durch das Anhören vorzüglicher muſikaliſcher Meiſterwerke ſeinen Kunſtſinn weiter auszubilden, und ſein Ohr an das wahre Schöne zu gewöhnen.

Die Früchte dieſer Uebungen zeigten ſich bald genug. Schon während ſeiner akademiſchen Laufbahn komponirte Zumſteeg viele Kantaten zu Hoffeſten und mehrere Opern, als Lottchen am Hofe, das tartariſche Geſetz, Renaud und Armide, Tamira, Schuß von Gänſewitz und Zaalor. Unter den Freunden ſeiner Jugend war unſer Schiller, und als dieſer mit den Räubern ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn eröffnete, verfertigte Zumſteeg die Muſik zu den Geſängen in dieſem Schauſpiel, welche auch gedruckt worden iſt. Er ward herzoglicher Hofmuſikus, ſpielte das Violoncell ganz vorzüglich, und bewies ſeine Fortſchritte durch die Kompoſition der Klopſtockiſchen Frühlingsfeier (die erſt nach ſeinem Tode gedruckt worden iſt), einer Meſſe und mehrerer Balladen und Lieder, die, als kleine, für ein verbreitetes Publikum gehörige Stücke, beſonders dazu beitrugen, ſeinen Namen bei allen Dilettanten in eine große Achtung zu ſetzen.

Als der herzogliche Kapellmeiſter Poli ſeinen Abſchied nahm, waren Zumſteegs Talente ſchon ſo allgemein und unbeſtritten anerkannt, daß er zum herzoglichen Koncertmeiſter ernannt wurde, und daß ihn das ganze Perſonal des Orcheſters ohne Neid und mit Herzlichkeit an ſeine Spitze treten ſah. Er widmete nun ſeine Talente zur Kompoſition ſowohl der würtem-

bergiſchen Hofkapelle, als dem geſammten deutſchen Publikum; was die erſtere von ſeinen Arbeiten beſitzt, iſt für Kenner und Liebhaber ein wahrer Schatz. Die öffentlich bekannt gewordenen Producte ſeiner Muſe, Kolma, Hagars Klage, Geſänge der Wehmuth, Bürgers Leonore und die Tochter des Pfarrers von Taubenheim, Balladen und Lieder, die Geſänge der Mohrin Iglou aus Heymeran von Flamming, und vor allem Gotters Geiſter-Inſel ſichern ihm die Unſterblichkeit. Seine Seele war für das Ernſte und Rührende geſtimmt, das ihm auf eine bewundernswürdige Art gelingt. Er löſste in ſeinen letztern Meiſterarbeiten die ſchwere Aufgabe, dem Kenner und muſikaliſchen Kritiker Genüge zu thun, und doch auch das Gefühl des Nichtkenners, der, als bloßer Freund der Harmonie, nur einen äſthetiſchen Sinn mitbringt, durch den Zauber ſeiner Kunſt zu ergötzen und zu rühren. Aus ſeinen Kompoſitionen weht ein heiliger Sinn für Unſchuld und Sittlichkeit hervor, der ſich auf eine unbeſchreiblich ſüße Art des Hörers bemächtigt und ihn dazu bringt, daß er der Kunſt und der Tugend zugleich huldigt.

Die hohe Achtung, die Zumſteeg als Künſtler einflößt, wird nicht geſchwächt, wenn man auf ſein Betragen in den Verhältniſſen des häuslichen und bürgerlichen Lebens blickt. Wer ihn kannte, liebte ihn, und er gehörte unter die glücklichen Menſchen, die vielleicht nie einen Feind hatten. Schon ſeine Geſichtsbildung nahm beim erſten Anblick für ihn ein. Beſcheiden, dienſtgefällig, frohſinnig, ein zärtlicher Gatte, guter Vater, herzlicher Freund und angenehmer Geſellſchafter — lebte er zufrieden im Kreiſe der Seinigen, und

einiger weniger Freunde. Nie war er unbeſchäftigt, die von Amtsarbeiten freien Stunden wandte er meiſtens auf Lektüre und Kompoſitionen. Selten gieng er ſpatzieren, ſeltener in größere Zirkel, das Schachſpiel war für ihn eine angenehme Erholung. Für jeden Durchreiſenden Künſtler und Gelehrten ſtand ſein Haus offen, und in ſolchen Augenblicken that es dem gaſtfreien Mann wehe, daß er aus ökonomiſcher Rückſicht ſeinem Herzen nicht folgen konnte. Er ſprach geläufig und gut franzöſiſch und italiäniſch, und urtheilte ſehr richtig über Poeſie. Er liebte gefälligen Scherz, und würzte ſeine Geſpräche durch muntere Einfälle; aber zu ſeinen Kompoſitionen wählte er vorzugsweiſe, was zum Ernſte, zur Melancholie ſtimmte.

Seinen ſtarken Körperbau, ſein geſundes Ausſehen ſchienen ihm ein hohes Alter zu verſprechen; aber ſchon in ſeinem 42ſten Jahre wurde er unvermuthet allen Freunden der Muſik und ſeinem Vaterlande entriſſen, das aufrichtig und gerecht bei ſeinem Grabe trauerte. In der Nacht des 27ſten Januars 1802 fühlte er heftige Bruſtbeklemmungen, ſtand auf, gieng im Zimmer auf und nieder und wollte niemand wecken. In der Frühe rief er ſeiner Gattin entgegen: ich befürchte ſehr, krank zu werden. Plötzlich überfiel ihn bei neuen gewaltigen Bruſtkrämpfen ein tödtender Steck- und Schlagfluß. Er ſtarb in den Armen ſeiner troſtloſen Gattin, und hinterließ drei Söhne und eine kleine Tochter.

Baskerville. Haas. Didot.

Berühmte Buchdrucker.

Drei Männer, die hier neben einander ſtehen mögen, da ſie zu verſchiedenen Zeiten und in verſchiedenen Ländern den Flor der Buchdruckerkunſt befördert, und durch wichtige Erfindungen erhöht haben.

Johann Baskerville wurde im Januar 1706 zu Woverley in Worceſterſhire geboren, und war der Erbe eines liegenden Grundes von ungefähr 60 Pfund jährlicher Einkünfte. Er ließ indeß, mit einer muſterhaften kindlichen Liebe und Großmuth, dieß ganze Einkommen ſeinen Aeltern bis an ihren Tod; und beide ſtarben in ziemlich hohem Alter. Er wurde in ſeiner Jugend zu keinem beſondern Gewerbe oder Geſchäfte angeführt; indeß hatte er frühzeitig einen großen Hang zum Schönſchreiben und Steinſchneiden, und brachte es in beiden Künſten ſehr weit. Als er ungefähr 20 Jahr alt war, fieng er an, zu Birmingham Schreibmeiſter zu werden. In kurzer Zeit brachte ihn ſein betriebſamer Geiſt, der auf den Fortgang aufmerkſam war, welchen die Manufakturen dieſer arbeitſamen Stadt hatten, auf die Lackirarbeit. Dieſe trieb er eine lange Zeit mit vorzüglicher Geſchicklichkeit und

dem glücklichſten Erfolge. Im Jahr 1750 legte er ſich aufs Schriftgießen; es koſtete ihm viele Mühe, dasſelbe zur Vollkommenheit zu bringen, und war zugleich mit ſehr großen Koſten verknüpft. Vom Schriftgießen gieng er nach wenig Jahren zur Buchdruckerey über. Das erſte Buch, das er abdruckte, war eine Ausgabe Virgils, in Medianquart, die jetzt 3 Guineen koſtet. Bald hernach erhielt er von der Univerſität Cambridge die Erlaubniß, zwei Bibeln in Regalfolio, und zwei Ausgaben des Common Prayer in dreierley Format zu drucken. Für die Erlaubniß dazu bezahlte er der Univerſität eine anſehnliche Summe. In der Folge druckte er den Horaz, Terenz, Katull, Lucrez, Juvenal, Salluſt und Florus, in Medianquart, den Virgil in Oktav, und verſchiedene Bücher in Duodez. Auch gab er einige klaſſiſche engliſche Schriftſteller, beſonders den Milton heraus.

Wegen der Schönheit dieſer Ausgaben verdient Baskerville's Name einen Rang unter denen, die, wenigſtens in neuern Zeiten, das meiſte zur Verſchönerung und Verbeſſerung der Buchdruckerkunſt beigetragen haben. Das Papier, die Schrift und die ganze Ausführung der von ihm gedruckten Werke, ſind die beſten Zeugniſſe ihres vorzüglichen Verdienſtes. Da Baskerville indeß von den Buchhändlern die Aufmunterung nicht erhielt, die er hoffte und erwartete, ſo fieng er kurz vor ſeinem Tode eine ordentliche Schriftgießerey zum Verkaufe an. Er ſtarb im Januar 1775, und hinterließ keine Kinder. Man rühmte ſeinen leutſeligen Charakter, ſeine Höflichkeit und Gaſtfreundſchaft. —

Wilhelm Haas war am 23ſten Auguſt 1741 in Baſel geboren, wo er von ſeinem Vater die Schrift-

ſchneidekunſt erlernte, nebenher aber ſich auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt mit den Wiſſenſchaften, vorzüglich der Matheſis unter Bernoulli beſchäftigte. Die Schriftgießerey ſetzte er nach ſeines Vaters Tode fort, bis er ſie im Jahr 1789 ſeinem Sohne überließ. Während dieſer ganzen Zeit machte er viele glückliche Verſuche zur Verſchönerung der Schriften. Er war der Erſte in Deutſchland und in der Schweiz, welcher mit Erfolg franzöſiſche Typen in Baskerville's Geſchmack ſchnitt, mit welcher zuerſt Thurneiſens typographiſch-ſchöne Oktav-Ausgabe des Voltaire gedruckt wurde. Eine ſeiner wichtigſten Erfindungen war die einer verbeſſerten Buchdrucker-Preſſe, deren Haupttheile aus einem von Eiſen gegoſſenen, auf einem feſten Steinklotze aufgeſchraubten Bogen beſtehen, in welchem ſich in einer metallenen wohlbefeſtigten Schraubenmutter die Spindel bewegt, auf welcher, ſtatt des einfachen Bengels, ein Balancier im Gleichgewichte ſteckt, an deſſen beiden Enden Schwunggewichte angebracht ſind, durch welche die Bewegung erleichtert, und die Wirkungskraft ſo ſehr vergrößert wird, daß die Preſſe mit einer einzigen, durch geringe Kraft gegebenen Bewegung eine ganze Form druckt, wozu die gewöhnliche Preſſe zwey Drucke und die ganze Kraft eines Arbeiters braucht. Außerdem verdankt ihm die Buchdruckerkunſt die ſyſtematiſche Zuſammenſetzung der Stücklinien und Zwiſchenſpäne, und die Kunſt, geographiſche Karten mit beweglichen Typen zu ſetzen, zu welcher letztern jedoch Preuſchen in Carlsruhe den erſten Gedanken gefaßt hat. Haas bildete dieſe Kunſt unabhängig von Breitkopf und auf eine andere Art aus, und gab ſelbſt neue mit beweglichen Typen geſetzte Landkarten heraus.

Außer den Schriften über ſeine Erfindungen ſtehen auch mehrere Aufſätze über ſtaatswirthſchaftliche Gegenſtände von ihm in den Abhandlungen der ökonomiſchen Geſellſchaft von Baſel. Denn er hatte in dieſen praktiſchen Wiſſenſchaften ausgebreitete Kenntniſſe, und wucherte in ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen mit denſelben zum Beſten des Vaterlandes. Auch um das Militair hatte er große Verdienſte. Er gab der Landmiliz, bei der er als Offizier angeſtellt war, und dem Artillerie-Korps, deſſen Kommando ihm übertragen wurde, eine neue Organiſation, und ließ das Geſchütz ſehr verbeſſern. An der helvetiſchen Staatsumwälzung nahm er den lebhafteſten, feurigſten Antheil. Aus Erfahrung von der Nothwendigkeit einer Veränderung der Verfaſſung überzeugt, bot er ſelbſt die Hände dazu, wenn er gleich alle gewaltſamen Mittel verabſcheute. Aber er ward, wie ſo mancher Redlicher, von dem Strome fortgeriſſen, und ein Spiel der Leidenſchaft ſchlechter Menſchen, deren wahren Charakter ihn ſein Mangel an Menſchenkenntniß nicht ſehen ließ. Er ward Basler Abgeordneter bei der Legislatur von Helvetien und in der Folge General-Inſpektor der Artillerie, wohnte auch dem Feldzug von 1799 in der öſtlichen Schweiz bei. Die Umſtände und widrigen Ereigniſſe zeigten die Nothwendigkeit, durch eine Artillerie-Schule allmählig ein wohlorganiſirtes National-Korps zu bilden. Die Regierung begünſtigte ſein Unternehmen und die Schule ward im Kloſter St. Urban im Canton Lucern errichtet. Haas ſtand ihr mit jugendlicher Thätigkeit bis zum 8ten Junius 1800 vor, welches ſein Todestag war. Vaterlandsliebe, eine gemeinnützig ſich aufreibende Thätigkeit und Uneigennützigkeit zeichnete den

edlen Republikaner als Menſchen aus. An den gemeinnützigen Geſellſchaften der Schweiz nahm er als Mitglied Antheil, und die Akademie der Künſte und mechaniſchen Wiſſenſchaften zu Berlin zählte ihn auch zu den Ihrigen. —

Franz Ambroſius Didot war im Januar 1730 zu Paris geboren. Sein Vater, Franz Didot, war ebenfalls ein ſehr geſchickter Buchdrucker, und unterrichteter Mann. Er pflanzte ſeinem Sohne von früher Jugend Liebe zu der Beſchäftigung ein, zu der er ihn beſtimmt hatte, und ſuchte ſelbſt den Enthuſiasmus in ihm zu wecken, der zu großen Fortſchritten in der Kunſt durchaus nothwendig iſt. Der junge Didot ſah eins von Baskervilles Meiſterſtücken; es erblicken, und den Vorſatz faſſen, den engliſchen Künſtler zu übertreffen, war eins. Man mußte damit den Anfang machen, die franzöſiſchen Lettern zu verbeſſern; allein er fühlte bald, daß das nicht genug ſey, und daß man ſich auch mit Vervollkommnung des Papiers beſchäftigen müſſe. In den Jahren 1776 und 1777 unternahm er alſo verſchiedene Reiſen zu den berühmteſten Papiermühlen, und ſuchte die Beſitzer mit ſeinem Eifer zu begeiſtern. Beſonders richtete er ſeine Aufmerkſamkeit auf das ſogenannte Velinpapier, das man ſchon in England zu fabriziren angefangen hatte. Er theilte ſeine Beobachtungen den Herren Johannot zu Aunonay mit, und brachte ſie endlich durch das Anerbieten, alle Koſten zu tragen, dahin, daß ſie einen Verſuch machten. Es gelang, und ſchon 1781 konnte Didot auf Velinpapier drucken.

Didot hatte zwei Söhne; er erzog ſie zu ſeiner Kunſt; er ſuchte durch ſie gleichſam ſein Leben zu ver-

längern, und ſich der Fortſetzung ſeiner Anſtrengungen bis zu völliger Entwickelung des Plans zu verſichern. Wirklich verſammelte er in ſeiner Familie alle Mittel, die zu Hervorbringung von Meiſterwerken der Buchdruckerkunſt erforderlich ſind. Er legte eine ſchöne Papierfabrik an; einer von ſeinen Söhnen wurde ein geſchickter Schriftſtecher, und beide zeichnen ſich jetzt unter allen Buchdruckern Frankreichs aufs vortheilhafteſte aus.

In der Mechanik ſeiner Kunſt erfand Didot eine Menge Verbeſſerungen. Er vervollkommnete die Stege. So nennt man die verſchiedenen Stücke, deren ſich die Setzer bedienen, um die Seiten von einander zu ſondern, und die Ränder zu bilden. Bis dahin hatte man ſie von Holz gemacht, welches vom Waſſer aufquoll, wenn man es vor und nach dem Abziehen abwuſch. Didot half dieſer Unbequemlichkeit ab, indem er ſie von dem gleichen Stoffe, wie die Lettern machte. Er erfand den Typometer, deſſen man ſich zu genauer Beſtimmung des kubiſchen Inhalts und der Höhe der Lettern bedient. Dieſe Erfindung führte ihn zugleich auf eine einfachere und zweckmäßigere Art, die Abſtufung der Schriftarten zu bezeichnen: bis dahin hatte man ſie mit faſt unverſtändlichen Benennungen belegt. Man verdankt ihm eine neue Preſſe, mittelſt deren der Arbeiter gleichförmig und mit einem Zug den ganzen Papierbogen bedruckt. Er erfand eine ſehr einfache und doch ſehr genaue Maſchine zu Vervollkommnung des Mechanismus der Preſſen. — Dieß ſind nur einige der wichtigſten Dienſte, welche Didot ſeiner Kunſt leiſtete. Man kennt ſeine ſchönen, auf Ludwigs des Sechszehnten Befehl zum Gebrauch des Dauphins ge-

machten Editionen. Das Theatre choisi de Corneille, die Oeuvres de Racine, der Télémaque, erſchien 1783. die Gerusalemme liberata 1784, und von Jahr zu Jahr entſtiegen vollkommenere Produkte ſeinen Preſſen.

Didot war nicht blos ein großer Künſtler, ſondern auch ſein Privat-Charakter war trefflich. Durch Erziehung und Geſchmack einfach und genügſam, war er verſchwenderiſch, ſobald von Vervollkommnung ſeiner Kunſt oder vom Wohlthun die Rede war. Er war ein guter Vater; ſeine zahlreiche Familie und einige Freunde liebten ihn unwandelbar bis an das Ziel ſeiner Tage. So genoß er ungekränkt des Ruhms, den ihm ſeine Kunſt verſchafft hatte, aber nie ließ er ſich dadurch zur Unthätigkeit verleiten. In einem Alter von 73 Jahren las er die Korrekturbogen der Stereotypen-Edition von Montagne bis fünfmal, und ſtand deshalb alle Morgen um 4 Uhr auf. Seine rühmliche Laufbahn endigte ſich am 11. Jul. 1804. Er hinterließ zwey Söhne, Peter und Firmin Didot, ſeine Zöglinge und Nebenbuhler in ſeiner Lieblingskunſt. Mit Wohlgefallen äußerte er, daß ſie ihn übertroffen hätten; aber ihre Meiſterwerke gehören ihm noch an, denn ihre Talente ſind ſein Werk.

Friederike Karoline Neuberinn.

Schauſpielerinn.

Unter allen Nationen, die ſich zum Range gebildeter Völker erhoben, war die Beſchaffenheit ihres Theaters ein Maasſtab für den Grad ihrer Bildung in den verſchiedenen Perioden ihrer Geſchichte, und die Rohheit oder Anſtändigkeit der Bühne hatte hingegen den merklichſten Einfluß auf die Kultur der Nationen ſelbſt. Darum gedenken wir auch der Neuberinn mit Achtung, weil ſie durch das, was ſie für die verwahrloſte deutſche Bühne that, zugleich mit auf Deutſchlands Sitten und Geſchmack wirkte.

Sie war die Tochter eines Advocaten in Zwickau, Namens Weißenborn, und vermuthlich im Anfang des 18ten Jahrhunderts geboren. Ihr natürliches Talent machte, daß ſie ſich der Schaubühne widmete, und ſchon die erſten Verſuche erwarben ihr Beifall und Aufmunterung. Sie legte ſich vornehmlich auf tragiſche Rollen, und es bleibt ihr der Ruhm, daß ſie unter unſern Schauſpielerinnen unſtreitig zuerſt den Ton der tragiſchen Deklamation angegeben hat. Ihr Ton war freilich immer noch ſchwülſtig und ſcandirend; aber vorher verſtand man faſt gar noch nicht, tragiſche Verſe zu ſagen. Uebrigens war ſie es allein, die dem Neuberiſchen Namen

eine

eine ausgebreitete Celebrität verſchaffte, denn ihr Gatte Johann Neuber, war nur ein ſehr mittelmäßiger Schauſpieler, und an der Direction des Theaters nahm er niemals einigen Antheil.

Es gab damals noch wenig ſtehende Bühnen, und unſre Schauſpielerinn mußte ſich daher bequemen, mit der Spiegelbergiſchen Geſellſchaft von einer Stadt zur andern zu wandern. So kam ſie im Jahr 1728 nach Weißenfels, und hier war es, wo ihr unternehmender Geiſt ihr den Gedanken einflößte, ſelbſt Prinzipalinn zu werden. In Kurzem brachte ſie wirklich eine kleine Geſellſchaft zuſammen, zog einige Anfänger an ſich, deren Namen ihr und der deutſchen Bühne Ehre brachten, und wurde die Stifterin eines Theaters, das für den Fortgang der Deutſchen in dieſem Theile der ſchönen Künſte ſehr wichtig geworden iſt. Sie beſaß von Natur alle Eigenſchaften einer guten Principalinn, Wachſamkeit, Thätigkeit, Gegenwart des Geiſtes, Strenge gegen ihre Schauſpieler, Liebe zur Ordnung und Eifer für die Unterhaltung der Zuhörer. Anfangs bewirthete ſie dieſelben noch mit den Gattungen von Schauſpielen, die ſie vorfand, das iſt, mit Haupt- und Staatsactionen, Stegreifſtücken, Burlesken u. dgl. Die ausländiſche Literatur hatte in Deutſchland noch ſo wenig Wurzel gefaßt, daß man die guten Originale der ausländiſchen Bühnen, wovon nur noch wenige überſetzt waren, faſt nur in fürſtlichen Bibliotheken aufſuchen mußte. Wenn ſie ſo wenig geſucht wurden, darf man ſich wundern, daß man ſie noch weniger zu leſen verlangte?

Neuberinn begab ſich mit ihrer Geſellſchaft von Weißenfels nach Leipzig, und fand hier die günſtigſte Aufnahme. An Gottſched fand ſie bei ihren Bemü-

hungen einen ſehr eifrigen Rathgeber, und nach ſeinem Rathe brachte ſie öfters Ueberſetzungen auf die Bühne. Dadurch gewann das Theater allerdings eine neue Geſtalt, aber eine Verbeſſerung konnte man es wohl nicht nennen, weil dadurch die Deutſchen auf einige Zeit gleichgültig gemacht wurden, an ein wahres Nationaltheater zu denken. Und wie war es möglich, daß die Nation für dieſe Arbeiten der Ausländer den Enthuſiasmus empfinden konnte, der allein zur dauerhaften Gründung des Theaters beitragen muß? Die erſte Ueberſetzung, welche Neuberinn auf Gottſcheds Ermunterung ſpielte, war der Regulus des Pardon. Ein Stück, das in Frankreich ausgepfiffen wurde, ſollte den Deutſchen das Trauerſpiel empfehlen; ein Pardon, von einem andern Pardon überſetzt, ſollte ſie dem franzöſiſchen Geſchmacke geneigt machen! Was indeſſen der Werth des Stückes nicht konnte, mußte in Deutſchland zum erſtenmal — die Kleidung thun. Vom Dresdner Hofe unterſtützt, reformirte Neuberinn die Garderobbe, und die genügſamen Zuſchauer bezeugten der klugen Prinzipalinn ihre ganze Zufriedenheit. Dadurch kühn gemacht, wagte ſie immer mehr und mehr, und brachte von 1727 bis 1739 eine Menge Trauerſpiele auf ihr Theater, das ſie von Leipzig nach Braunſchweig, Hamburg, dann nach Nürnberg, Strasburg, Frankfurt am Mayn, wieder nach Leipzig u. ſ. w. verlegte. Einen vorzüglichen Gönner fand ſie in Kiel an dem Herzog Karl Friedrich von Holſtein, der eine ſo große Liebe für das Theater hegte, daß er zuweilen ſelbſt Rollen übernahm.

Man muß ſich wundern, daß ſie durch die froſtigen franzöſiſchen Tragödien und durch elende Verſe den Zu-

ſchauern Geſchmack an gelernten Stücken beizubringen ſuchte. Allein ſie gieng auch ſtufenweiſe zu Werke. Mitunter miſchte ſie noch immer etwas von den alten Fratzen ein, z. B. das Roſenthal, das Reich der Todten, in welchem letztern ſie ſelbſt die Rolle eines jenaiſchen, halliſchen und wittenberger Studenten hatte. Ja ſie war auch ſelbſt Schriftſtellerinn, ließ aber ſelten etwas drucken, weil es ihr ſehr darum zu thun war, ihrem Theater einen eigenthümlichen Werth und Charakter zu ſichern. Prologen ohne Zahl floſſen aus ihrer Feder, denn das Publikum fand damals an denſelben einen ungemeinen Geſchmack, beſonders wenn ſie allegoriſchen Inhalts waren.

Der Harlekin ſpielte noch immer eine Hauptrolle auf dem deutſchen Theater, bis ſie ihn im Jahr 1737 zu Leipzig feierlich von demſelben verbannte. Es wurde ein förmliches Auto da Fe über denſelben gehalten, wozu die Prinzipalinn ſelbſt ein Vorſpiel verfertigte. Sein Name ward nun zwar nachher bei der Neuberiſchen Geſellſchaft nicht mehr gehört, allein man wollte doch deshalb nicht ſogleich alle die Stücke wegwerfen, worin er vorkam; die ganze Verbeſſerung beſtand alſo im Grunde nur darin, daß man ihn in Hänschen oder Peter umtaufte, und ihm ein weißes Jäckchen ſtatt eines bunten anzog. Schauſpieler ſchämten ſich nachher, Harlekine zu heiſſen, wenn ſie es gleich in ihrem Spiele noch immer blieben.

Als das Neuberſche Theater im höchſten Flor ſtand, bekam die Prinzipalinn einen ſehr ehrenvollen Ruf von der Kaiſerinn Anna von Rußland, mit ihrer Geſellſchaft nach St. Petersburg zu kommen. Voll der glänzendſten Hoffnungen eilte ſie dahin, aber er war der

Weg zu ihrem Verderben. Nicht lange nach ihrer Ankunft ſtarb die Kaiſerinn, und der Herzog von Curland Biron, ihr vornehmſter Gönner, fiel in Ungnade. Die ſchönen Ausſichten waren verſchwunden, ſie war genöthigt, die weite Reiſe nach Leipzig zurück zu machen, aber auch hier fand ſie das alte Glück nicht wieder. In ihrer Abweſenheit hatte Schönermann, ein Schauſpieler von Einſicht und unternehmendem Muth, eine neue Bühne errichtet, die Deutſchen waren gleichgültiger gegen ſie geworden, und ſtatt des erwarteten Beifalls, fand ſie ſich von einer ſchmähſüchtigen und erbitterten Kritik verfolgt. Ihr natürlicher Stolz bewog ſie, mehr darüber zu lachen, als die Folgen davon abzuwenden; ſie reizte ihre Feinde durch Schmähungen mehr, als daß ſie ſie gewonnen hätte, und dachte nicht auf neue Freunde. Zu ihrem Verfall trug es nicht wenig bei, daß ſie ſich mit Gottſched entzweite, und ſeinen durch empfindliche Beleidigungen Unwillen reizte. Sie, die ſo viele Vorſpiele geſchrieben hatte, verfertigte ein allegoriſch-ſatyriſches, das den Titel führte: Der allerkoſtbare Schatz, und brachte Gottſcheden in der Perſon des Tadlers (den 17. Sept. 1741) auf die Bühne. Auch der Anzug ſollte Lachen erregen; er gieng, gleich der Nacht, in einem Sternenkleide, mit Fledermausflügeln, trug eine Blendlaterne in der Hand, und eine Sonne von Flittergold auf dem Kopfe.

Seit dem Jahre 1742 mußte Neuberinn mit Trauer ſehen, wie ſich ihre Geſellſchaft allmählich auflöste. Sie entließ dieſelbe im folgenden Jahre, gieng nach Oſchatz, kehrte aber bald wieder zu ihrem vorigen Berufe zurück. Es gelang ihr, wieder eine Geſellſchaft zu ſammeln, mit der ſie im Jahr 1745 nach Frankfurt

am Main zog, um ſich die Kaiſerkrönung Franz des Erſten zu Nutze zu machen. Aber dieſes Vorhaben ſchlug unglücklich aus, da ſchon die beſten Plätze mit italiäniſchen Operiſten, Franzoſen und der müllerſchen Geſellſchaft beſetzt waren. Bei dem Entſtehen mehrerer Prinzipalſchaften und der dramatiſchen Ebbe und Fluth waren alle ihre Anſtrengungen fruchtlos, ſich wieder empor zu bringen, und 1758 ſcheiterte ihr Glück zu Zerbſt völlig. Von der Zeit an brachte ſie ihr Leben in Kummer und Elend zu. Sie mußte herumſchwärmen, und aus einer großen Principalinn eine Budenkomödiantinn werden. Von allen verlaſſen, floh ſie nach Wien, und ließ ein allegoriſches Vorſpiel, die Herbſtfeier, drucken. Dann kehrte ſie nach Dresden zurück, und ſpielte in den umliegenden Bädern in den traurigſten Umſtänden. Bei der Belagerung Dresdens mußte ſie mit krankem Leibe flüchten, und im Jahr 1763 endigte ſie ihr mühſeliges Leben bei Laubegaſt, einem Dorfe unweit Dresden.

Die Verdienſte, die ſich Neuberinn um die Aufnahme des deutſchen Theaters erworben hat, verdienten es, durch ein Monument verewigt zu werden. Die Nachwelt war auch bald ſo dankbar, und einige Freunde von ihr in Dresden ließen ihr in dem Dorfe Laubegaſt, nicht weit von dem Hauſe, in welchem ſie geſtorben iſt, in einer reizenden Gegend am Ufer der Elbe und an der öffentlichen Heerſtraße ein geſchmackvolles Denkmal errichten.

Marianne Erdmann.

Schriftſtellerin.

Das Leben dieſer achtungswerthen Schriftſtellerin war von der Wiege bis zum Grabe ein ſteinigter Pfad mit Dornen und Diſteln bewachſen, wo nur ſparſam eine Roſe blühte, die ſchneller hinwelkte, als ſie gepflückt ward. Sie ſtammte aus dem alten edlen mailändiſchen Geſchlechte von Brentano, und zwar aus dem Hauſe Brentano Roſci, das ſich vor langen Zeiten in der welſchen Schweiz niedergelaſſen hatte, und von welchem der Zweig, zu dem Mariannens Familie gehörte, zu Rapperſchwyl am Züricherſee wohnte. Ihr Vater, dem ſie am 25 Nov. 1755 geboren war, beſaß ein ſehr anſehnliches Vermögen, verlor es aber durch allerlei widrige Begegniſſe, und hinterließ ſein einziges Kind in den hülfloſeſten Umſtänden.

Die arme Waiſe fand einen zweiten Vater an dem, auch als Schriftſteller vortheilhaft bekannten, geiſtlichen Rath in Kempten, Dominik von Brentano. Um indeſſen die Güte des unbemittelten Onkels nicht zu mißbrauchen, übernahm ſie noch als ein ganz junges Mädchen eine Gouvernantenſtelle in einem adelichen Hauſe; ſie wurde aber ſo übel behandelt, daß ſie bald

wieder zu ihrem Onkel flüchten mußte. Ein anderer Verwandter auf dem Lande nahm ſie nach einiger Zeit zu ſich, da ſie aber auch hier keine bleibende Stätte fand, ſo that ſie in ihrem 22ſten Jahre den übereilten Schritt, einem Manne die Hand zu geben, der nachdem er die Maske abgenommen hatte, als ein in allen Laſtern und Bosheiten ertrunkener Wüſtling erſchien. Er brachte ſein und ſeiner Frau Vermögen durch, machte Schulden, griff die ihm anvertraute Kaſſe an, und entzog ſich der Strafe durch die Flucht.

Befreit war jetzt Marianne von ihrem Peiniger, aber auch entblößt von Gelde und von Mitteln, ſich ihren Unterhalt zu verſchaffen. In dieſer Verlegenheit reiste ſie nach Wien, um eine Stelle als Gouvernante junger Frauenzimmer von Stande, oder als Geſellſchafterin einer vornehmen Dame zu ſuchen. Da ſich keine ſchickliche Stelle für ſie fand, ſo beſtimmten ſie Noth und Neigung, Schauſpielerin zu werden. Sie betrat die Bühne unter erborgtem Namen, und der reichliche Beifall, den ſie gleich anfangs einerndtete, erweckte in ihr den Vorſatz, ſich dieſer Kunſt ganz zu weihen. Sie that es, und zwar mit ſcheinbarem Glükke; aber ſie mußte ſich nun auch alle Widerwärtigkeiten des unſteten Theaterlebens gefallen laſſen, da ſie bei keiner veſtſtehenden Bühne engagirt war. Indeß verließ ſie auch in dieſem Stande ihr edler Stolz nicht, der ſie vor aller Verachtung ſicherte. Ihre Talente, ihre angenehme Unterhaltungskunſt, ihr feiner Weltton, ihr offener Charakter, ihre Ehrliebe und tadelfreie Aufführung erwarben ihr auch in dieſem Stande die Achtung aller Edlen. Allein in wenig Jahren erkaltete ihr Enthuſiasmus für die Kunſt; ſie war des unſteten

Lebens, der damit verbundenen Kränkungen und Demüthigungen, und der ewigen Theaterkabalen überdrüſſig geworden, und verließ in Strasburg die Bühne auf immer.

Ein zweites Ehebündniß, das ſie noch in Strasburg mit dem geſchätzten Geographen und Statiſtiker Ehrmann ſchloß, da indeſſen ihr erſter Gatte an der Schwindſucht geſtorben war, gab ihrem Lebenswege eine neue Richtung. Sie zogen im Jahr 1787 nach Oberſchwaben, und errichteten ein literariſch-merkantiliſches Inſtitut, daß ſich in kurzem mit dem Verluſt ihrer ganzen Habe endigte. Nach dieſem ſchmerzlichen Verluſte wählten ſie Stuttgard zum Orte ihres fernern Aufenthalts, und hier reichte ihnen die Schriftſtellerey die Mittel ihres fernern Unterhalts.

Marianne hatte nach den Sitten jener Zeit eine vortreffliche Erziehung genoſſen, und verſtand, nebſt der Haushaltungskunſt, alle weibliche Arbeiten auf eine vorzügliche Weiſe; aber von gelehrten oder wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen war ſie völlig entblößt. Ihre Bildung hatte ſie größtentheils ihrem Oheim zu danken, der ſie zur Lektüre anwies; eigene Erfahrung und Nachdenken vollendeten dieß Werk, denn in ihrem ganzen Leben hat ſie nie ein wiſſenſchaftliches Buch geleſen. Dennoch beſaß ſie ein vorzügliches Talent zur Bearbeitung moraliſcher Gegenſtände für ihr Geſchlecht. Da ſie ſchöne Briefe ſchrieb, ſo war ihr erſter ſchriftſtelleriſcher Verſuch (Müſſige Stunden eines Frauenzimmers 1783) in Briefen abgefaßt; und in dieſer Manier arbeitete ſie auch größere Werke aus: (Amalie. Eine wahre Geſchichte in Briefen, 2 Bde, 1787 und Nina's Briefe an ihren Geliebten 1787). Nachher

wagte ſie ſich auch an die dramatiſche Form, und der Verſuch gelang: (Leichtſinn und gutes Herz, ein Schauſpiel in 4 Aufzügen 1786.) Im erzählenden Tone ſchrieb ſie erſt ſpäter, da ſie immer glaubte, daß ſie in dieſer Manier nicht viel leiſten könnte, aber der Erfolg bewies ihr, daß ſie zu wenig von ſich ſelbſt erwartet hatte. Eben ſo glücklich war ſie, daß ſie ihre Gedanken über moraliſche Gegenſtände in kurzen Sätzen oder Aphorismen vortrug, wie in der Philoſophie eines Weibes 1784, und in den kleinen Fragmenten für Denkerinnen 1788. Am bekannteſten aber wurde ſie durch die Herausgabe von Amaliens Erholungsſtunden und der Einſiedlerin aus den Alpen, zwei Monatsſchriften, welche die Bildung des ſchönen Geſchlechts zum Zwecke hatten, und der Verfaſſerin die Achtung und den Beifall eines zahlreichen Leſepublikums erwarben. Ihr richtiges Gefühl, ihre natürliche Logik, ihre Erfahrung, ihre Welt- und Menſchenkenntniß, ihre reine Moral, ihr bis zum Enthuſiasmus getriebener Eifer für die moraliſche Bildung ihres Geſchlechts, und dann auch ihre nach und nach erworbene Uebung erſetzten reichlich den Mangel an wiſſenſchaftlicher Kenntniß.

Ein großer Theil der beſſern Klaſſe des ſchönen Geſchlechts erkannte Marianne dankbar für ſeine Lehrerin, zollte ihr Dank und Liebe, bewarb ſich um ihre Freundſchaft, befragte ſie um ihren Rath, und ſelbſt Damen vom erhabenſten Range beehrten ſie mit einem unbeſchränkten Zutrauen. Durch ihren weit ausgebreiteten Briefwechſel wirkte ſie vielleicht im Stillen noch mehr Gutes, als öffentlich durch ihre Schriften. Denn ſie war immer bereit, jedem mit Rath und That beizuſtehen, und ihrer Korreſpondenz opferte ſie einen

großen Theil ihrer Muße auf. Sie prahlte aber nie mit den Zeugniſſen des Wohlwollens, der Liebe, des Dankes, die ſie beinahe täglich von Perſonen jedes Standes, die ſie ſonſt gar nicht kannte, in den ſchmeichelhafteſten Briefen erhielt, und nie machte ſie einen öffentlichen Gebrauch davon, um ihr eigenes Lob gedruckt zu leſen.

Alle, die ſie näher kannten, ſchätzten nicht allein ihren Geiſt, ſondern auch ihr Herz, das voll Güte und Wohlwollen war. Ihr ſchöner Verſtand war durch eigenes Nachdenken ausgebildet; ihre Urtheilskraft war reif und durch mannigfaltige Erfahrungen geläutert; ihre Einbildungskraft glühte immer, und riß ſie leicht, wenn ſie ſich von dem erſten Eindrucke überraſchen ließ, zum Enthuſiasmus oder zu übereilten Handlungen hin, die ſie bei kälterem Nachdenken ſich ſelbſt zum Vorwurf machte. Ein hoher Grad von Lebhaftigkeit machte einen Hauptzug ihres achtungswerthen Charakters aus; aber eben dieſe Lebhaftigkeit gab ſie oft dem Tadel des kalten Zuſchauers preis, der ſie nicht zu beurtheilen vermochte; denn da ſie keine Verſtellung kannte, ſo war es unmöglich, daß ſie nicht oft und viel gegen Etikette und Konvenienzen verſtoßen ſollte. Dennoch hatte man ſie äußerſt gern in Geſellſchaften, und gebildete Frauenzimmer ſchätzten ihren Umgang ungemein hoch. Er war auch wirklich, wenn man ihre Freimüthigkeit und Zwangloſigkeit gehörig zu würdigen wußte, überaus angenehm. Sie beſaß nemlich einen ſehr gefälligen naiven Witz, eine immer heitere Laune und die Kunſt, ſich vortrefflich auszudrücken. Ueberdieß machte ſie auch ihr reicher Schatz von Erfahrungen, ihr alles ſchnell faſſender und richtig beurtheilender Ver-

ſtand, und ihre vorurtheilsfreie Denkungsart ſelbſt dem ernſteſten Denker zur angenehmen Geſellſchafterin. Ihr Herz war ganz ſtruglos, und ihre natürliche Gutmüthigkeit machte ſie oft leichtgläubig, daher wurde ſie auch hundertmal überliſtet, ehe ſie es wahrnahm. Sie war eine treue Freundin, und immer bereit, ihre Freundſchaft auch mit der That zu beweiſen. Wohlthätig gegen Arme, war ſie bis zur Kargheit ſparſam an ſich ſelbſt, doch ohne Geiz, und nie ſparte ſie am unrechten Orte. Die Hauswirthſchaft verſtand ſie überhaupt vortrefflich, und in jedem Zweige derſelben bewies ſie ihre vorzüglichen Talente. Die Klagen ihres Gatten über den Verluſt ſeiner Vertrauten, der er ein ſchönes Denkmal der Freundſchaft und Liebe ſetzte, beweiſen, daß ſie auch als Ehegattin ihren Pflichten treu, und der Achtung aller Guten würdig war.

In den letzten Jahren ihres Lebens war ſie, von den immer wiederkehrenden Anfällen einer ſteten Kränklichkeit niedergebeugt, nicht mehr dieſelbe, die ſie in frühern Jahren geweſen war. Sie wurde übellaunig, mürriſch, grämelnd, auffahrend und äußerſt empfindlich. Nur ſelten vermochte ihr lebhafter Geiſt ſich den Feſſeln der Körperleiden zu entziehen; und dann ſtrahlte ihr wahres Selbſt ganz durch den Schleier hervor, der es umhüllte. Aber die Pauſen der Kränklichkeit waren nur kurz, und wurden immer kürzer. Sie war hektiſch und zitterte vor den Leiden eines langſamen Hinwelkens. Sie fürchtete doch den Tod nicht, und ſah ihm heiter entgegen. Die Troſtgründe einer reinen Chriſtusreligion unterſtützten ſie. In einem Alter von nicht gar 40 Jahren, den 14. Auguſt 1795 unterlag ſie ihrem Schickſal.

Marie Aurore, Gräfin von Königsmark.

Aebtiſſin des Stifts Quedlinburg.

Dieſe Dame, nach Voltaire's Ausdruck die liebenswürdigſte Frau in Europa, war die jüngſte Tochter des Grafen Conrad Chriſtoph von Königsmark, der den Ruhm des Helden mit ins Grab nahm, und ums Jahr 1678 in Schweden geboren. Allgemein wird ſie faſt als ein Ideal der Schönheit und Liebenswürdigkeit geſchildert. Schon früh war ihr Geiſt mit mannigfaltigen, eben ſo nützlichen als angenehmen Kenntniſſen genährt. Sie redete die ſchwediſche, deutſche, franzöſiſche, italiäniſche und engliſche Sprache nicht nur mit Fertigkeit, ſondern auch die meiſten mit Reinheit und Eleganz. Sie konnte Latein und las die Alten. Hiſtoriſche und geographiſche Kenntniſſe beſaß ſie in einem beträchtlichen Umfange. Sie war Dichterin, und zwar mit dem meiſten Erfolge, in der franzöſiſchen und italiäniſchen Sprache; durch ihren vortrefflichen Geſang und ihr meiſterhaftes Spiel auf der Laute und Gambe, bezauberte ſie jeden, der ſie hörte, und was ſie in den zeichnenden Künſten leiſtete, findet noch jetzt den Beifall der Kenner.

Mit dieſen mannigfaltigen und ſchönen Talenten verband ſie den feinſten Witz und die reizendſte Unterhaltungsgabe. Ihr ganzes Weſen umfloß in hohem Grade Annehmlichkeit und Liebreiz. Stets begleitete ſie die heiterſte Laune. Ein leichter Scherz, eine feine Rallerie, die glücklichſten Einfälle und eine eigenthümliche Anſicht aller Gegenſtände, gaben ihrer Unterhaltung einen vorzüglichen Reiz. Dabei zeigte ſie überall ein edles, über die Kleinlichkeiten und Schwächen ihres Geſchlechts ſich erhebendes Gemüth, ein wohlwollendes Herz, Bereitwilligkeit zu helfen, Entfremdung von allen Beſtrebungen des Ehrgeizes und der Herrſchſucht, Beſcheidenheit im Betragen, Großmuth im Verzeihen, und völlige Unfähigkeit, irgend jemand, auch ihren Feinden, wehe zu thun, oder ihnen zu ſchaden.

So ausgebildet, kam die Gräfin Aurore im Jahr 1694 an den Hof des Churfürſten von Sachſen, Friedrich Auguſt, der in der Folge, als König von Polen, noch bekannter unter dem Namen Auguſt der Zweite geworden iſt. Sie ſuchte ſeinen Beiſtand in einer Erbſchaftsſache, fand aber, was ſie nicht ſuchte, in der Perſon ihres Beſchützers den feurigſten Liebhaber, der kein Mittel unverſucht ließ, ſie in ſeinen Netzen zu beſtricken. Aurore kämpfte eine Zeit lang gegen die Zudringlichkeiten ihres fürſtlichen Liebhabers, wollte den Hof verlaſſen, blieb und wurde endlich das Opfer der feinen Kunſtgriffe, die angewendet wurden, um ihre Tugend zu fällen.

Die edle Geſinnung, welche Aurore als reine Jungfrau bewieſen hatte, legte ſie auch als fürſtliche Meitreſſe nicht ab. Dieß bewies ſie zuerſt gegen die ſanfte, nur zum Dulden und Leiden gemachte Gemah-

lin des Churfürſten. Sie forderte es von dieſem, als den entſcheidendſten Beweis ſeiner Liebe, daß er ſeiner Gemahlin ſtets die Achtung und Aufmerkſamkeit erweiſen möchte, welche dieſe tugendhafte Dame in einem hohen Grade verdiene. Dieſer dringenden Bitte fügte ſie die beſtimmte Erklärung hinzu, daß ſie ſich gewiß ſogleich von ſeinem Hofe und aus ſeinen Staaten entfernen werde, ſobald ſie das Gegentheil bemerken würde. Dieſe Vorſtellungen hatten einen ſo guten Erfolg, daß die Gemahlin des Churfürſten, durch dieſe neue Verbindung ihres Gemahls, ihren Zuſtand weſentlich verbeſſert fühlte, und daher, anſtatt Eiferſucht und Haß, Erkenntlichkeit und Zuneigung gegen ſie äußerte. Selbſt die verwittwete Churfürſtin, deren ſtrengere und heftigere Gemüthsart ſchwerer zu gewinnen war, konnte Auroren ihre Achtung nicht verſagen. Das ſtets ſich gleichbleibende, beſcheidene, ehrerbietige, von jeder Anmaßung entfernte Betragen derſelben, gewann ihr auch das Wohlwollen dieſer Fürſtin. Beide Churfürſtinnen giengen mit ihr auf einen freundſchaftlichen, faſt vertraulichen Ton um. Die Höflinge behandelten ſie mit einer Ehrerbietung, die nicht blos Folge ihres Verhältniſſes zu dem Churfürſten war. Die Damen vermochten es mit dem beſten Willen nicht, ſie zu haſſen. Ihre Beſcheidenheit, ihre Höflichkeit, ihre Anſpruchloſigkeit entwaffnete ſie ohne Widerſtand. So bereitete ſie ſich ein, von dem der übrigen Maitreſſen ſo ſehr verſchiedenes, Schickſal. Nicht blos wurde ihr, ſo lange ſie in Gunſt war, geſchmeichelt, indem man ſie im Herzen haßte oder verachtete; ſondern ſie wurde um ihr ſelbſt willen wirklich geehrt, und ſelbſt, als ſie aufhörte, Geliebte des Churfürſten zu ſeyn, mit Achtung behandelt.

Dieſe Zeit trat bald nach der Geburt ihres Sohnes (den 15. Oct, 1696) ein, des bekannten Grafen Moriz von Sachſen, der als franzöſiſcher Feldherr unſterblich geworden iſt. Der Churfürſt gieng nach Ungarn, wo er das Oberkommando über die kaiſerliche Armee übernommen hatte, und brachte eine Gräfin Eſterle, als erklärte Maitreſſe mit nach Dresden zurück. Mit der beſten Manier überließ Aurore dieſer den Platz, den ſie bisher inne gehabt hatte, und den Glanz, der damit verbunden war. Gegen den Churfürſten betrug ſie ſich, wie eine alte Bekannte, ungezwungen, ohne Anmaßung und eine Aeußerung von Bitterkeit; gegen die Gräfin Eſterle mit Höflichkeit und Feinheit. Dieß Betragen erhielt ihr die Freundſchaft des Churfürſten und die Achtung der Hofleute. Unter mehrern Beweiſen fortwährender Theilnehmung, die ſie von dem erſtern erhielt, bemerken wir hier nur, daß er, durch ſeinen Einfluß und die Autorität des Wiener Hofes, ihre Beförderung zur Würde einer Aebtiſſin des Stifts Quedlinburg bewirkte. Am 24ſten May 1700 wurde ſie hier eingeführt, und hielt ſich nun abwechſelnd zu Quedlinburg und zu Dresden auf.

Wie ſehr ſie ſich die Achtung und das Vertrauen des nunmehrigen Königs von Polen erhielt, und wie groß ſeine Vorſtellung von ihrer Klugheit und Einſicht ſeyn mußte, beweist wohl nichts mehr, als daß ſie (1702) den Auftrag erhielt, eine Friedensunterhandlung mit Karl dem Zwölften einzuleiten. Sie reiste in das ſchwediſche Lager in Litthauen, und wandte ſich an die rechte Hand des Königs, an den Grafen Piper, der ihr auch die gewiſſeſte Hoffnung zu der Audienz machte. Allein der junge Karl war nicht ſo galant, als Au-

guſt; die ſchöne Landsmännin rührte ihn nicht. Piper erſuchte ihn, ſie vor ſich zu laſſen; allein er verweigerte es fortdaurend. Die Gräfin von Königsmark hoffte indeß, durch ihren Anblick und ihre Reize ihn zur Audienz zu bringen. Karl ritt öfters ſpatzieren; ſie nahm dieſe Gelegenheit wahr, fuhr ihm nach, und begegnete ihm auch einſt in einem engen Wege. Sie ſtieg aus dem Wagen; allein Karl ritt vorbei, machte ihr ein Kompliment, ohne ſich weiter in eine Unterredung mit ihr einzulaſſen. Die Gräfin kehrte alſo nach Warſchau zurück, ohne von ihren Talenten und Reizen den gehofften Triumph gehabt zu haben.

Galanter, als dieſer rauhe Krieger, war der Czar Peter der Erſte, der ſich im Jahr 1711 drei Tage bei ihr in Quedlinburg aufhielt, und aufs köſtlichſte bewirthen ließ. Auch die Herzoge von Braunſchweig Rudolph Auguſt und Anton Ulrich fanden ſich bei dieſer Gelegenheit mit der ganzen herzoglichen Familie hier ein. Sie ſoll mit dem Czar wichtige politiſche Unterhandlungen gepflogen haben, zu Gunſten ihres Freundes, des Königs Auguſt von Polen.

Die Gräfin lebte in Quedlinburg, wo ſie ſich meiſtens aufhielt, auf einem ſehr glänzenden und angenehmen Fuße, ſah ſehr häufig Geſellſchaften bei ſich, beſonders von Freunden der Muſik. Ihr Umgang beſtand größtentheils in Männern, und mußte dadurch ſchon ihren keuſchen und heiligen Mitſchweſtern, die ihr mannigfaltige Unannehmlichkeiten bereiteten, zum Aergerniß gereichen. Indeſſen konnten ſie doch, mit allem ihrem Auflauren und ihrem beſten Willen, alles auf das ſchlimmſte zu deuten, von dieſen Geſellſchaften nichts herausbringen, was irgend als eine Unanſtändigkeit —

auch

auch nur hätte verdreht werden können. Es herrſchte darin der feinſte Ton und die geiſtvollſte Unterhaltung, deren Seele Aurore war. Ihre Hauptunterhaltung gewährte die Muſik. Sie verſammelte einen muſikaliſchen Kreis um ſich her, gab häufig Concerte, in denen ſie ſelbſt ſpielte und ſang.

Ihre letztern Lebensjahre wurden, außer den fortdauernden Unannehmlichkeiten mit ihren Mitſchweſtern, auch dadurch für ſie weniger angenehm und genußreich, daß ſich ihre Vermögensumſtände ſehr verſchlimmerten. Sie liebte Pracht und Aufwand, und war durch die Gelegenheiten, die ihr ihr Verhältniß zu dem Churfürſten gewährte, ſehr in dieſer Neigung beſtärkt worden. In der erſten Zeit ihres Aufenthalts in Quedlinburg erhielt ſie auch noch ſehr reiche Zuſchüſſe von Dresden aus, und wurde dadurch in den Stand geſetzt, ihrer Neigung auch hier nachzuleben. In der Folge verminderten ſich dieſe und blieben zuletzt faſt ganz aus. Ihr eigenes Vermögen wurde nun zugeſetzt, und zuletzt Schulden gemacht, die ſie gewiß in große Verlegenheit geſetzt haben würden, wenn ſie länger gelebt hätte. Sie ſtarb am 18ten Febr. 1728, als ſie ihr 50ſtes Jahr noch nicht zurückgelegt hatte, und einer Geſundheit genoß, die ihr noch eine lange Lebensdauer zu verſprechen ſchien.

Die zwei Schweſtern von Polignac.

Franzöſiſche Hofdamen.

Die Polignacs ſtammen aus einem alten franzöſiſchen Hauſe ab, das aber niemals einen ſonderlichen Glanz genoß. Nur der Kardinal Polignac hatte durch ſeine Talente und ſeine Tugenden dieſe Familie einigermaßen bemerklich gemacht. Sie beſaß eine Baronie in Languedoc, führte aber noch im Jahr 1774 ein dürftiges Leben, und hatte ſo wenig, daß ſie es kaum dem wohlhabenden Bürgerſtande nachthun konnte. Ihre Revenüen beliefen ſich kaum auf 8000 Livres, und ſie ſtand alſo überhaupt tief unter andern Hofgerechten Familien, die wegen ihres Namens, ihrer Stellen und ihres Reichthums Anſprüche zu machen hatten. Deſto auffallender waren die Rollen, welche die beiden Schweſtern Jules und Diane von Polignac am Hofe Ludwigs des Sechszehnten ſpielten, und der große Einfluß, den ſie ſich, von der Königin begünſtigt, zu verſchaffen wußten.

Die Nachwelt wird es nicht begreifen können, wie die Herzogin Jules von Polignac dazu gekommen iſt, dem Hofe und der Hauptſtadt zum Trotz und gegen den Wunſch von ganz Frankreich, ſich des Gemüthes der Königin zu bemächtigen. Ihre große Schönheit abgerechnet, worin ſich die Königin, als ſie ſie bei ihrer Schweſter Diane, Hofdame der Gräfin Artois, zum erſtenmal ſahe, verliebt haben ſoll, ſo lag gerade in dieſem allgemeinen Widerſtande der Hauptgrund von

ihrem Beſitz des Vertrauens der Königin. Es war mit dieſer dahin gekommen, daß ſie nur außerhalb des Hofzirkels auf eine Freundin rechnen konnte, und die Herzogin von Polignac war klug genug, von der Stimmung der Königin, die alle die titulirten Damen, von welchen ſie ſich ſtets umgeben ſah, nicht ausſtehen konnte, Nutzen zu ziehen. Die Königin brauchte eine Vertraute, eine ſolche Freundin, die ihr Alles zu verdanken, die ſie aus dem Nichts hervorgezogen haben mußte; und an der Frau von Polignac glaubte ſie nun einmal Alles, was ſie in ihrem geheimen Privatleben glücklich machen könnte, gefunden zu haben.

Dieſe Frau war ſehr verführeriſch. Sie verſtand die Kunſt auf das vollkommenſte, die Empfindungsvolle zu ſpielen, und Wort und Gebehrde kamen ihr dabei auf das ungezwungenſte zu Hülfe. Sie konnte wie die Unſchuld erröthen. Sie wußte den leidenſchaftlichen Ausdruck der Liebe nach Gefallen anzunehmen, und hatte ſich ſo in ihrer Gewalt, daß die Königin, ihre Freundin, im geringſten nicht ahnete, wie ſehr ihre Liebesbezeugungen Werke der Kunſt waren. Dabei wußte ſie die Einbildung ſo zu ſpannen, daß ſich ein Geſchlecht, wie das andere, in ihren Armen glücklich befand, und die Königin ganz von ihr hingeriſſen und verführt wurde. Unterdeſſen, während ſie die Sinne und Einbildungskraft der Königin gefangen hielt, verlor ſie ihre wichtigern Zwecke im geringſten nicht aus den Augen; vielmehr war ſie ernſtlich bemüht, das Glück eines jeden Mitglieds ihrer zahlreichen und unerſättlichen Familie immer höher zu treiben. Und ſo ſahe man nach und nach aus dieſer Familie Herzoge, Surintendans, Staats-Penſionairs ꝛc. hervorgehen, während dem das Haus Rohan durch Intriken und Kabalen auf alle Art erniedrigt und von Würden und Ehrenſtellen, ſo wie von der Erziehung der Kinder

Frankreichs, die ihm ſo lange anvertraut geweſen war, ausgeſchloſſen wurde.

Der gewöhnliche langſame Gang, am Hofe empor zu kommen, war der Marquiſe von Polignac viel zu gemein; ſie that alles Mögliche, um ihn zu überſpringen, und da hierzu durchaus gehörte, ſich der Königin von allen Seiten zu verſichern, ſo wußte ſie es ſo einzuleiten, daß bald ihr eigener Liebhaber, Vaudreuil, eine der geheimſten Vertrauten der Königin wurde. Sie ſchloß ſehr richtig, daß der Zufall, wie die immerwährenden Machinationen mächtiger Nebenbuhler, welchen der Neid zuſetzte, ſie bald wieder um allen errungenen Vortheil bringen könnten, und dieſerhalb ſuchte ſie ſich, gleichſam durch Ueberrumpelung, einen Vortheil nach dem andern zu verſchaffen. An den öffentlichen Satyren, Gaſſenhauern, Noels und Pamphlets, die ſich auf ihre Rechnung im Publikum verbreiteten, mußte ſie es deutlich genug merken, daß ſie zu eilen habe, wenn ſie ſich ein günſtiges Loos für die Zukunft bereiten wollte, und hieraus läßt ſich ganz von ſelbſt ihr ſchändlicher Handel mit Stellen, Würden und Gnadenbezeugungen, die die Geſchichte ihr vorwirſt, erklären. Feſt verfolgte ſie daher ihren Plan. Während ihre Familie von dem Geſchrey des Volks und den Stimmen, die ſich laut und von allen Seiten gegen ſie erhoben, aufgeſchreckt wurde, blieb ſie feſt und unerſchüttert, und wußte endlich dieſen Muth und dieſe Sicherheit allen übrigen Polignacs mitzutheilen. Die Miniſter, ihre Kreaturen, ſtanden ihr auf jeden Wink zu Gebote, und dieſe mußten alles Mögliche anwenden, die Bosheit und den Neid zum Verſtummen zu bringen. Der Miniſter Calonne wußte am beſten, was das alles dem Staate koſtete.

Die Herzogin Polignac ſtand ganz unter dem Einfluſſe ihrer Stiefſchweſter, der Gräfin Diane

von Polignac, die eben ſo bösartig und häßlich, als die Herzogin reizend und verführeriſch war. Allein dafür beſaß ſie eminente Geiſtesfähigkeiten, und war fruchtbar an Planen und Hülfsmitteln. Man kann ſie daher für die eigentliche Schöpferin des Glücks ihres Hauſes anſehen, das ſie gebieteriſch beherrſchte, und dem ſie täglich vorſchrieb, was gethan und gelaſſen werden ſollte. Ohnerachtet ſie Kanonißin und ein widerwärtiges Geſchöpf war, von rohem Charakter und einer ungeſtalten Figur, ſo beſchenkte ſie dennoch den Staat alljährlich mit einem Kinde. Anfangs war ſie Geſellſchafterin der Gräfin von Artois, hernach aber ward ſie Dame d'Honneur der Madame Eliſabeth, die in ihrem eigenen Hauſe weit weniger galt, als Diane Polignac. Selbſt der König ſcheute ſo ſehr die Herzogin und ihre Schweſter, daß, als Madame Eliſabeth ſich nach St. Cyr geflüchtet hatte, um ſich der Tiranney ihrer Dame d'Honneur zu entziehen, er ſeine Schweſter durch flehentliche Bitten zu bewegen ſuchte, wieder zurück zu kehren und Geduld mit der Gräfin Diane zu haben, weil die Königin nicht ohne ſie leben könne. So weit gieng die Gewalt der Hofdame über den König, über die Königin, Madame Eliſabeth und ihre Stiefſchweſter, die Herzogin!

Die Nation war auf das höchſte aufgebracht über den Ton der Polignacs und die ſchändlichen Anekdoten, die ſich von ihnen verbreiteten. Aber Diane hatte ſich einmal vorgeſetzt, keinen Schritt rückwärts zu thun, vor allen Dingen aber ſich niemals von Ungewittern beugen zu laſſen. Ihre Souveraine war ihre Schutzmauer, die ſie ohne Unterlaß ihren Feinden entgegen ſtellte. Sie hatte geſchworen, den Beſchwerden des Landes, der Hauptſtadt und des Hofes gegen ſie ein Ende zu machen, und ſie erreichte ihren Zweck

glücklich. In Zeit von ſechs Jahren richtete ſie die Ehre der Königin völlig zu Grunde, und machte dieſe Fürſtin zum Gegenſtand des allgemeinen Haßes der Franzoſen.

Die Folge der Verachtung, welche ſie gegen die Klagen der Nation bewies, war eine Revolution, deren erſte Ausbrüche hauptſächlich gegen die Königin und die Polignacs gerichtet waren, wie man daraus erſieht, daß man ſie in die Proſcription von 1789 ausdrücklich mit einbegriff. Die Polignacs und Vaudreuils mußten die Flucht ergreifen, und gewiß würden ſie nicht lebendig die Grenze erreicht haben, wenn ſie nicht ſelber in den Provinzen, die im Aufſtande waren, laute Verwünſchung gegen die Polignacs und Vaudreuils ausgeſtoſſen hätten. Sechs Jahre hatten ſie daran gearbeitet, ſich reich und mächtig zu machen, und binnen ſechs Tagen waren ſie ein Spiel, nicht ſowohl der Revolution, ſondern von ganz Frankreich. Ihre Kreaturen betrugen ſich, wie gewöhnlich; ſie ließen ſie im Stich; das Volk ſpie vor ihrem Namen aus und die Großen ſchrieben ihnen alles Unglück des Staats auf die Rechnung.

Angelika Franziska Rolland.

Gattin des Miniſters Rolland.

Ein treffliches Weib, werth im Andenken zu bleiben. Sie war eine von den vielen Unglücklichen, die der Wütherich Robespierre dem Beile der Guillotine übergab. In der Nähe des Todes, im Gefängniſſe, aus welchem ſie, wie ein untrügliches Vorgefühl ihr ſagte, das ihr von dem Tyrannen bereitete Blutgerüſt beſteigen ſollte, ergriff die große Unglückliche die ihr kaum vergönnte Feder, um die Geſchichte ihres 39jährigen unbefleckten Lebens und ihres ſchuldloſen Herzens zu ſchreiben, und zugleich, um vor dem unbeſtechlichen Richterſtuhle der Nachwelt Rechenſchaft von ihrer Denk- und Handlungsart abzulegen, die der blutige Robespierre zum Vorwand nahm, dieſes treffliche Weib zu morden; und endlich, um einzelne Züge der großen Begebenheit, und die Charaktere mehrerer der vorzüglich handelnden Perſonen, mit denen ſie in naher Verbindung ſtand, darzuſtellen. Sie führte ihr Vorhaben glücklich aus, und ihre Schriften (Appel à l'impartiale postérité) von Huber am beſten verdeutſcht, ſind ein ſehr ſchätzbares Vermächtniß für die Welt, und zugleich ein klarer Spiegel ihrer edlen Seele.

Sie war die Tochter rechtlicher, nicht ſehr bemittelter Aeltern; ihr Vater Philipor war ein Kupferſtecher zu Paris. In dem Schooße einer zärtlichen und gebildeten Mutter mit Sorgfalt erzogen, entwickelten ſich ihre natürlichen Anlagen ſchon früh. Lernbegierde und Liebe zu den Künſten und Wiſſenſchaften zeichneten ſie unter ihren Geſpielinnen und bei ihren Lehrern aus. Häuslich und einfach erzogen, entwickelten ſich unter der Hand ihrer Mutter häusliche Tugenden in dem Herzen des jungen Mädchens, und ihr höher ſtrebender, mit einer lebhaften Einbildungskraft begabter Geiſt reifte in dem Umgange mit den Muſen. Philoſophie und Geſchichte waren ihre Lieblingsſtudien; neben den vorzüglichſten engliſchen Philoſophen und Hiſtorikern war beſonders Plutarch ihre Hauptlectüre. Ihr Herz, durch eine glühende Phantaſie geſtimmt, fand Nahrung in einer faſt bis zur Schwärmerei ſteigenden Religioſität. Das ſtille Kloſterleben war ihr höchſter Wunſch; ihre Aeltern brachten ſie daher im zwölften Jahre in das Kloſter der Damen von der Kongregation, wo ſie aber nur ein Jahr blieb. Sie ſetzte hier ihre wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen fort; manche religiöſe Scenen, denen ſie beiwohnte, machten tiefen Eindruck auf das junge gefühlvolle Herz. Von dieſer Zeit an blieb ihr eine beglückende, von allen, durch die Philoſophie der ſpätern Jahre zerſtörte Täuſchung eines leeren Kirchengepränges und eitlen Glaubens geläuterte, religiöſe Stimmung zurück. Auch entwickelte ſich hier das ſchöne Gefühl der erſtern Jugendfreundſchaft, durch enge Verbindungen mit gleichgeſtimmten Seelen, welche für das ganze Leben dauert.

In dem Hauſe ihrer Großmutter und Aeltern, zu welchen ſie zurück kehrte, behielt ſie anfänglich, durch

Lectüre myſtiſcher Schriften genährt, eine Vorliebe zum Kloſterleben; doch ward dieſe Schwärmerey durch die Kultur der Wiſſenſchaften und durch den Umgang mit edlen Menſchen bald wieder vergeſſen. Bei dem Studium der verſchiedenen Regierungsſyſteme gewann ſie Vorliebe zur republikaniſchen Verfaſſung, und bewunderte mit Enthuſiasmus die aus ihnen hervorgehenden Talente, Tugenden und Heldenthaten. So geſtimmt und gebildet machte der erſte Anblick des nur ſchwache Augen blendenden leeren Prunks am Verſailler Hofe keinen ſonderlichen Eindruck auf ſie; die Statuen des Gartens von Verſailles machten ihr mehr Freude, wie die Menſchen im Schloſſe; ſie ſeufzte, wenn ihr Athen einfiel, wo ſie die ſchöne Kunſt bewundert hatte, ohne durch den Anblick des Deſpotismus zu leiden. Wie im Jahre 1771 der Hof mit den Parlamentern zerfiel, wünſchte ſie den letztern alles Heil, und die im kühnſten Styl verfaßten und die ſtärkſten Wahrheiten enthaltenden Remontrancen gefielen ihr am beſten. Ein harter Schlag für ihr gefühlvolles Herz war der Tod ihrer innigſt geliebten Mutter, der ſie ſelbſt dem Grabe nahe brachte. Von jetzt an theilte ſie ihre Zeit zwiſchen den Beſorgungen des Hausſtandes ihres Vaters und den Wiſſenſchaften. Rouſſeau, der ihr das ſchöne Bild des häuslichen Lebens zeigte, und ſie die Pflichten des Weibes und der Mutter lehrte, ward nun ihr Lieblingsauctor, ſo wie es vordem Plutarch geweſen war.

Im Jahr 1775 machte ſie durch ihre vormalige Kloſterfreundin Sophie, die Bekanntſchaft mit Roland de la Platiere. An Jahren war er ſehr verſchieden von ihr, gewann aber ihre Zuneigung durch ſein einfaches ernſtes Betragen, durch ſeinen gebildeten Geiſt,

und durch den Ausdruck eines edlen wohlwollenden Herzens in ſeinem Aeußern. Er ward ihr Freund; aber erſt nach fünf Jahren, die er größtentheils in den Provinzen und in Italien zubrachte, äußerte er zärtliche Geſinnungen, die ſie nicht unbeantwortet ließ.

Ihr Vater, der ſeit dem Tode der Mutter ausſchweifend geworden war, widerſetzte ſich ihrer Verbindung mit Rolland, und ſeine unmoraliſche Aufführung nöhigte ſie, ihn zu verlaſſen und auf einige Zeit wieder in ein Kloſter zu gehen. Doch bald darauf ward ſie Rollands glückliche Gattin, und die emſige Gehülfin ſeiner Arbeiten als Aufſeher des Handels und der Manufacturen zu Amiens und nachher zu Lyon, ſeinem Geburtsorte, wo er im Jahr 1784 angeſtellt ward. Sie machte mit ihrem Gatten in der Zwiſchenzeit verſchiedene Reiſen nach England und in die Schweiz. Mit Lavater, deſſen Bekanntſchaft ſie in Zürich machte, blieb ſie bis kurz vor ihrem Tode im Briefwechſel.

Im Anfange der Revolution ward Rolland zum Mitgliede der erſten Municipalität von Lyon, dann zum Deputirten der Stadt bei der konſtituirenden Verſammlung, und endlich zum Miniſter gewählt. Er mußte aber der Kabale weichen und ſeine Stelle niederlegen. Doch das beſänftigte ſeine erbitterten Feinde nicht; mit dem Blute der edlen Girondiſten wollten ſie auch das ſeinige fließen ſehen. Die Bergparthey ſchrie das Verdammungsurtheil über ihn, während er ſich bemühte, ſeine redliche Staatsverwaltung, durch Darlegung der Rechnungen, in ein helles Licht zu ſetzen. Dieſe wurden im Konvent nicht einmal angeſehen, und über ſein ſchuldloſes Haupt wurde die Acht ausgeſprochen. Er entkam aber in dem Augenblicke, da ſein edles Weib ei-

nen kühnen, obgleich fruchtloſen Schritt beim Konvent zu ſeiner Rettung wagte, der Hausſuchung der Trabanten Robespierres. Einige Zeit irrte er unſtät und flüchtig in Bretagne umher, endigte aber bald ſein elendes Daſeyn durch einen Piſtolenſchuß. Sein entſeelter Leichnam wurde unweit einer Landſtraße gefunden. Er war ein heller, vorurtheilsfreier Kopf, geübter Denker, in der alten und neuen Literatur bewandert, ein trefflicher Geſchäftsmann, liebenswürdiger Hausvater und von großer Einfalt der Sitten.

Zu eben der Zeit, da er den Händen ſeiner Feinde entronnen war, hatte man ſeine Gattin eingekerkert, weil man glaubte, ſie habe ihrem Gemahl in ſeinem Amte und in ſeinen nachfolgenden Maaßregeln beigeſtanden. Das Vorgefühl eines gewaltſamen Todes, welches ſie in ihrer Gefangenſchaft beſtändig begleitete, erſchütterte den Frieden ihres Herzens und die Feſtigkeit ihrer Seele nur dann, wenn ſie an das ungewiſſe Schickſal ihres Gatten und ihrer zurückgelaſſenen Tochter Eudora dachte. An die letztere ſchrieb ſie unter andern: „Ich weiß nicht, meine kleine Freundin, ob es mir erlaubt ſeyn wird, dich noch einmal zu ſehen, oder dir zu ſchreiben. Erinnere dich deiner Mutter! dieſe wenige Worte enthalten alles, was ich Gutes dir ſagen könnte. Du haſt mich in dem Beſtreben, meine Pflichten zu erfüllen und den Leidenden nützlich zu werden, glücklich geſehen. Es giebt keine andere Art, es zu ſeyn. — Du haſt mich mit Ruhe Unglück und Gefangenſchaft ertragen ſehen, weil mir mein Gewiſſen keine Vorwürfe machte, und mir der Genuß froher Erinnerungen blieb, welche gute Handlungen immer zurücklaſſen: es giebt auch kein anderes Mittel ſich die Uebel des Lebens und den harten Wechſel des Schickſals erträglich zu machen. Vielleicht, ja ich hoffe es, vielleicht ſtehen dir nicht ſo ſchwere Prüfungen bevor, als diejenigen ſind, die ich

habe erfahren müſſen. Du wirſt aber manchen andern ausgeſetzt ſeyn, gegen welche du nicht weniger gewaffnet ſeyn mußt. Ein ſtrenges, arbeitſames Leben iſt das ſicherſte Verwahrungsmittel gegen alle Gefahren, und die Nothwendigkeit macht dir zum Geſetze, was weiſe Klugheit dir vorſchreibt: dich ernſthaft zu beſchäftigen. Sey deiner Eltern würdig; ſie hinterlaſſen dir große Beiſpiele, und wenn du ſie zu benutzen weißt, wirſt du nicht umſonſt gelebt haben. — Leb wohl, geliebtes Kind! das ich mit meiner Milch ernährte, und in deſſen innigſten Weſen ich alle meine Gefühle ergießen möchte. Es wird eine Zeit kommen, da du im Stande ſeyn wirſt, zu beurtheilen, welche Gewalt ich mir in dieſem Augenblicke anthue, um mich nicht durch dein ſüſſes Bild erweichen zu laſſen. — — Ich drücke dich an meine Bruſt, lebe wohl, meine Eudora!" —

Die Natur hatte in dieſem ſeltnen Weibe eine Menge Eigenſchaften vereinigt, von denen man glauben ſollte, daß eine die andere ausſchließen müßte. Weibliche Zartheit mit männlichem Muthe, Weichheit des Herzens mit unbiegſamer Feſtigkeit des Charakters, Tiefſinn und Geſchmack an ernſter Wiſſenſchaft mit der Verſtandesleichtigkeit einer liebenswürdigen Franzöſin, und alle Talente der ſich ganz hingebenden Geſelligkeit unter einem verdorbenen Volke, mit aller Zucht der ſtrengſten Sittlichkeit. Ihre Tugend war in den Augen der Tyrannen ihr Verbrechen. Sie erſchien vor ihren Richtern mit einer Ruhe, als rechnete ſie ſicher darauf, freigeſprochen zu werden, und gieng zum Tode mit einer Freudigkeit, als wäre das Verdammungsurtheil ihr ſehnlicher Wunſch geweſen. Die große weibliche Seele hatte ſich durch eigene Kraft zu einer Höhe geſchwungen, daß ſie über alle Furcht und Hoffnung dieſer Welt erhaben war. Am 5. Dec. 1793 endigte ſie ihr Leben auf dem Blutgerüſte.

Bruguiere de Lavayſſe.

Gattin des Lavayſſe.

Von dem Geſchlechte des berühmten Bayle war niemand mehr am Leben, als Madame Bruguiere de Lavayſſe, welche zu Carlat in der Grafſchaft Foix im Jahr 1737 geboren wurde. Ihr Vater, Herr von Bruguiere, ein Neffe von Bayle, war einer der angeſehenſten Edelleute ſeiner Provinz. In ihrer zarteſten Kindheit verlor ſie ihre Mutter, und einige Monate darauf auch ihren Vater, der ſchon einige Jahre her die Erhaltung eines verdrußvollen Lebens blos der zärtlichen Vorſorge ſeiner Gattin zu danken hatte. Die faſt als Waiſe geborne junge Bruguiere wurde bei ihren Tanten erzogen. Seit ihrer früheſten Jugend machten ihre Talente und ihr recht philoſophiſcher Charakter ſie zu einer würdigen Nichte ihres berühmten Oheims. Die franzöſiſche Grammatik, Geographie und Muſik waren die Spiele ihrer Kindheit: in einem Alter von 12 Jahren kannte ſie ſchon Baylens Werke, und ohne ſeine Meinungen und ſeltſamen Sätze anzunehmen, wußte ſie das darin enthaltene Nützliche von dem Gefährlichen und Kühnen zu unterſcheiden.

Sie war liebenswürdig, ſchön und voller Anmuth, und würde alſo auch ohne Witz die Zierde ihres Geſchlechts geworden ſeyn: witzig, einſichtsvoll und gelehrt, würde ſie gewiß gefallen haben, auch wenn ihr die Natur den Reiz der Schönheit verſagt hätte. Alles ſchien ihr ein glückliches Leben zu verkündigen: ihre Schönheit, ihre Geburt, ihr anſehnliches Vermögen verſprachen ihr ein dauerhaftes Glück. Allein eben dieſe glänzenden Vorzüge machten dieſe junge Schöne zu der unglücklichſten ihres Geſchlechts. Ihre perſönlichen Reize, ihre Geburt und ihr Reichthum waren für niedere ſelbſtſüchtige Menſchen Verſuchung genug. Viele von dem benachbarten Adel waren verliebt in ſie, ohne Nebenbuhler zu ſeyn; und durch ihre Gleichgültigkeit aufgebracht, baten ſie ſie; aber vergeblich, ſich für einen unter ihnen vortheilhaft zu erklären. Sie gab keinem Hoffnung. Die Wiſſenſchaften waren ihre einzig liebſte Beſchäftigung, und gern würde ſie jenen Niederträchtigen ihre Reichthümer, den Gegenſtand ihrer Begierden, überlaſſen haben, wenn ſie ihre boshaften Abſichten hätte voraus ſehen können. Aus Rache über die ſo wohlverdiente abſchlägige Antwort, wirkten ſie einen Befehl vom Hofe aus, daß ſie in ein Kloſter geſteckt werden ſollte, weil ihr Wankelmuth in der Religion einen Abfall beſorgen ließ. Dieſer Befehl wurde mit der größten Strenge ausgerichtet, man riß Baylens Nichte ohne Barmherzigkeit aus den Armen ihrer Tanten; die Tochter eines des vonehmſten Adlichen Frankreichs wurde von Carlat nach Hauterive, einem Nonnenkloſter, gebracht. Die Philoſophie allein tröſtete ſie in einem ſo verdrießlichen Leben. Die Nonnen in Hauterive beſchuldigten ſie beſtändig einer unerhörten Widerſpenſtigkeit. „Ich bin

nicht widerſpenſtig, ſagte ſie: überredet meinen Verſtand, rühret mein Herz, erweitert meine Einſichten; dann will ich mich gern ergeben, wenn die Stärke eurer Gründe und eure Beredſamkeit mich überzeuget; aber eure harte Begegnung, eure Drohungen und Strafen, werden nichts ausrichten!“

Madem. Bruguiere flehte die Gnade des Königs an; ſie ward erhört und erhielt ihre Freiheit. Sie kam wieder nach Carlat, vergab ihren Verfolgern, und vor ihren Beleidigungen nunmehr in Sicherheit geſetzt, fieng ſie ihre vorigen Beſchäftigungen, das Leſen und Nachdenken über die gründlichſten Schriften, mit neuem Eifer wieder an.

Eine andere weit natürlichere Leidenſchaft, deren Gegenſtand ſie vollkommen rechtfertigte, ſchwächte dieſe Neigung zu den Wiſſenſchaften nicht. Schon als ein zartes Kind war ſie mit der Familie des berühmten Lavayſſe, Advocat am Parlament zu Touloufe, durch die Bande der Freundſchaft verknüpft geweſen. Ein Sohn von dieſem berühmten Rechtsgelehrten liebte das junge Frauenzimmer: ſeine Talente und ſein Charakter machten ihn der Liebe würdig, die ſie ihm weihte. Schon beſchäftigten ſich beide auf dem Schloſſe der Dem. Bruguiere mit Zubereitung zu ihrer nahebevorſtehenden Verbindung, als ein Haufen Bergbewohner, in Begleitung der Polizey-Bedientengarde in Carlat in das Schloß, wo unſer junges Paar ſich befand, einrückten. Es waren bewaffnete Schwärmer, welche ſie in ihrer Wohnung unter dem Vorwande anfielen, daß ſich bei ihnen eine andächtige Geſellſchaft zum Beten verſammelt hätte. Man droht der Dem. Bruguiere, man ſchießt, ſie fällt in Ohnmacht und bleibt

ohne Hülfe; ihre Bedienten entfliehn und ſuchen ſich zu verbergen. Sie ſelbſt giebt in dieſer allgemeinen Verwirrung ihr Schloß der Plünderung Preis, und rettet ſich nach Toulouſe zu Herrn de Lavayſſe. Den nächſten Tag auf den zur Hochzeit beſtimmten, meinten die beiden jungen Verlobten ſchon ihr Glück und ihre Wünſche erfüllt zu ſehen, als wiederum einige vom Aberglauben verblendete, vom falſchen Religionseifer beſeſſene, ſchwärmeriſche Einwohner von Toulouſe, den ehrwürdigen unglücklichen Calas, einen 70jährigen, ſchwachen, von der Gicht geplagten Greis, unwürdig beſchuldigten, daß er ſeinen Sohn Marc Antoin umgebracht habe, weil dieſer habe katholiſch werden wollen. — Doch, wir verlaſſen dieſe Scene.

Ein Bruder des Liebhabers der Dem. Bruguiere war mit in die Anklage verwickelt; er ward geſchloſſen, und in Geſellſchaft dieſer unglücklichen Familie ins Gefängniß geworfen. Ganz Europa weis die grauſame Hinrichtung des Calas. Ganz Europa weis auch, daß nach der Aufopferung dieſes Greiſes die Wahrheit endlich ans Licht kam, und daß man dem jungen Lavayſſe, ſo wie der Wittwe Calas die Freiheit wieder gab, jedoch keineswegs ihrer Unſchuld Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Dieſes ſchreckliche Ungewitter verzögerte die Vermählung der Dem. Bruguiere; die Hochzeit wurde nachher vollzogen; allein, wie es ſcheint, wurde ſie mit ihrem Gatten vereint, um mit ihm zu weinen, und bald darauf ſogar die Aſche dieſes tugendhaften Mannes mit ihren Thränen zu netzen. Der Herr Lavayſſe, welcher auf dem Punkte geweſen war, ſeinen jungen Bruder auf dem Blutgerüſte ſterben zu ſehen, war

wirklich

wirklich von dieſer Begebenheit ſo gerührt worden, daß ſelbſt der Beſitz einer Gattin, die er anbetete, ſeinen tiefen Schmerz nicht heilen konnte. Der Kummer hatte, da ſein Bruder im Gefängniß war, ſeine Geſundheit ſo erſchüttert, daß auch ſein Glück ſie nicht wieder herſtellen konnte. Die unglückliche Nichte des Bayle ſah den Tod mit langſamen Schritten auf ihre andere Hälfte zukommen, bis dieſer geliebte Ehegatte, nach einem langen Kampfe, endlich in ihren Armen ſtarb.

Das Schickſal, welches ſo lange ſchon dieſe troſtloſe Witwe verfolgte, ſchien ihr darauf nur darum noch einige Ruhe zu laſſen, um ſie hernach deſto härter zu quälen. Madame de Lavayſſe begab ſich zu ihren Tanten, und einem Advokaten am Parlament, wo die Zeit, ihre Freundinnen, die Ueberlegung und das Studiren auf einige Zeit ihren Schmerz linderten. Sie ſuchte auf ihrem Schloſſe den Troſt, welchen Freundſchaft, Philoſophie und Geſchmack an den ſchönen Wiſſenſchaften geben können. Die Anfangsgründe der Neutonianiſchen Philoſophie wußte ſie beinahe auswendig; die lateiniſche Sprache wurde ihr nach und nach zur Gewohnheit; man konnte ſie mit der berühmten Chatelet, welche Voltaire erzogen, vergleichen. Sie ſchrieb zuweilen an Voltaire. Ein Brief von ihm an ſie fängt ſich mit dieſen Worten an: „Sie haben einen gerechten Anſpruch auf meine Hochachtung, weil Sie eine Nichte des unſterblichen Bayle ſind; noch mehr aber durch Ihr eigenes Verdienſt und durch Ihren Geiſt!“

Sie verdiente dieſen Lobſpruch durch die Verfertigung eines Werks über die Schwärmerey. Sie ſchrieb auch eine Geſchichte ihrer Unglücksfälle, oder vielmehr des Unglücks anderer, welches das ihrige geworden war.

Mit den ſchätzbarſten Vorzügen eines glänzenden, und zugleich gründlichen Genies vereinigte ſie die geſellſchaftlichen Tugenden, ohne welche man ſich niemals recht liebenswürdig macht. Alle Einwohner von Carlat liebten und verehrten ſie. Aber mitten im Genuß des Vergnügens, ſich allgemein geliebt zu ſehen, ward ſie von eben der Krankheit ergriffen, welche ſie ihres Mannes beraubt hatte, und indem ſie das Glück der Geſellſchaft war, ſah ſie ihren Tod herannahen, und mit einer ſanften und philoſophiſchen Ruhe erwartete ſie ihn. Man brachte ſie nach Toulouſe zu ihrer Schwiegerin, Madame de Senowert, welche ihre liebſte Freundin war; allein der Tod folgte ihr allenthalben. Vergebens erſchöpften die Aerzte alle ihre Kunſt: ein langſames hectiſches Fieber verzehrte ſie nach und nach. Ihr Leiden vollkommen zu machen, ſtarben ihr zwei Tanten und ein Onkel, die ſie ſehr liebte, gerade zu der Zeit, da ſie nur noch wenige Schritte zu ihrem Grabe übrig hatte. Nunmehr konnte ſie Gram und Schmerzen nicht länger ertragen; ſie fragte alſo, ob ſie wohl noch drei Tage zu leben hätte? und zitternd antwortete man ihr, ſie könne kaum noch ſo lange leben. Das Verlangen, ihre noch übrige einzige Tante zu ſehen, machte, daß ſie auf ihr Schloß bei Carlat gebracht zu werden wünſchte. Und eben kam ſie auch noch zeitig genug an, dieſe zu umarmen. Man brachte ſie auf ein Bette, und hier war es, wo ſie, von ihren Freundinnen, und vornemlich von dieſer geliebten, in Thränen zerfließenden Tante, umringt, in einem Alter von 27 Jahren, im März des Jahres 1766 ſtarb.

Maria Robinſon.

In London.

Eine ſehr beliebte engliſche Schriftſtellerin, deren romantiſche Dichtungen, obgleich größtentheils Kinder der Noth und des Bedürfniſſes, auch außer ihrem Vaterlande mit Beifall geleſen und in verſchiedene Sprachen überſetzt wurden. Sie wurde zu Briſtol geboren. Ihr Vater Darby, ein geborner Irländer, ſtarb im Dienſte der ruſſiſchen Flotte, als Befehlshaber eines Schiffs von 74 Kanonen, ihre Mutter rechnete den berühmten Locke unter ihre Vorfahren. Die erſte Erziehung erhielt ſie in der Schule der bekannten Miß Hanna More; ſpäterhin beſuchte ſie eine Erziehungsanſtalt bei London. Hier wurde ſie zufällig mit einem Mr. Robinſon bekannt, der damals bei einem Advokaten in London Schreiber war. Die Folge dieſer Bekanntſchaft war eine gegenſeitige Liebe und eine nur allzuraſche eheliche Verbindung.

Miß Darby war damals erſt 15 Jahr alt, und Mr. Robinſon war noch nicht in der Lage, gehörig für eine Familie zu ſorgen. Das junge Paar gerieth aus einer Geldverlegenheit in die andere, und endlich mußte daſſelbe ſogar ins Schuldgefängniß wandern. Dieſe

traurigen Umſtände waren die erſte Veranlaſſung für Mrs. Robinſon, öffentlich als Schriftſtellerin aufzutreten. Ein kleines Bändchen Gedichte, das ſie damals (1775) herausgab, verſchaffte ihr, beſonders durch Vermittelung der Herzogin von Devonſhire, anſehnliche Unterſtützung. Indeſſen war dieſe nur ein Palliativmittel; und ſie ſah ſich genöthigt, eine reichlichere Hülfsquelle aufzuſuchen. Dieſe fand ſie auf der Bühne; ſie engagirte ſich bei dem Drurylane-Theater, und ſpielte hier die Rollen Lady Macbeth, Juliet, Ophelia, Roſalinde, Imogen, Viola, Palmira, Octavia, Statira und Perdita. In der letzten Rolle gewann ſie den Prinzen von Wales, und ihre damaligen Umſtände machten ſie geneigt, ſeinen Vorſchlägen Gehör zu geben. Dieſe Verbindung dauerte jedoch nicht volle zwei Jahre, und ſie wußte ſich während dieſer Periode ihres Lebens ſo zu betragen, daß ſie in der Achtung des Publikums nichts verlor. Aus ſichern Quellen will man wiſſen, daß ſie eine Verſchreibung des Prinzen auf 20,000 Pfund durchſtrich. Der Prinz entließ ſie mit einer lebenslänglichen Penſion von 500 Pfund, und mit einer Penſion für ihre (und Mr. Robinſons) Tochter von 200 Pf. Sterling. Ueberdieß beſaß ſie noch für 8000 Pfund Juwelen; und ſpäterhin kam der Ertrag ihrer Schriftſtellerey der gedachten Penſion ziemlich gleich.

Bei einem weniger ſanguiniſchen Temperamente hätte ſie jetzt ruhig und zufrieden leben können. Aber eine unglückliche Liebe zu einem unglücklichen Wüſtling machte ihr übriges Leben elend. Der Liebhaber hatte einer Geldverlegenheit wegen, welcher Mrs. Robinſon eben abzuhelfen im Begriffe war, die Flucht er-

griffen; Mrs. Robinſon eilte ihm nach, und zog ſich, bei ſtrenger Witterung nur leicht angekleidet, eine Erkältung zu, die ihr auf ihr übriges Leben ſo ſehr den freien Gebrauch ihrer Glieder raubte, daß ſie von dieſer Zeit an weder gehen noch ſtehen konnte, und ſich aus einer Stube in die andere tragen laſſen mußte. Doch tröſtete ſie ſich über dieß traurige Schickſal immer mit dem Gedanken, daß ſie den Zweck jener Reiſe erreicht hätte.

Bald nach dieſem Vorfalle unternahm ſie eine Reiſe nach dem feſten Lande, auf der ſie fünf Jahre in Geſellſchaft ihrer Tochter und Mutter ſo angenehm zubrachte, als ihre Geſundheitsumſtände es verſtatteten. Nach ihrer Rückkehr im Jahr 1788 beſchäftigte ſie ſich fleißiger als vorher mit der Schriftſtellerey, bis wenige Wochen vor ihrem Tode, die noch durch neue Geldverlegenheiten und ſchmerzliche Umſtände verbittert wurden; mit einer Feſtigkeit und einem Glück, die bei ihren ehemaligen Unfällen und beſtändigen körperlichen Leiden, in Erſtaunen ſetzt. Sie ſtarb den 26ſten December 1800.

Ihre Schriften beſtehen, außer einem politiſchen Pamphlet, und einer Ueberſetzung aus dem Deutſchen, in metriſchen Gedichten, beſonders in der lyriſchen Gattung, in Schauſpielen und Romanen. Sie begann (1775) mit einer kleinen Sammlung von Gedichten, worin ſich ein reiches Genie, ächte Sprache der Empfindung und gebildeter Geſchmack zeigte. In der Folge gab ſie mehrere andere metriſche Gedichte einzeln heraus, die in den Jahren 1791 und 1794 gemeinſchaftlich in zwey Bänden erſchienen. Nebenbei ließ ſie einige andere Gedichte drucken, die ihre vorzüglichen

Talente zur elegiſchen und lyriſchen Gattung von neuem bewährten. Ueberhaupt verleugnete ſich ihr hervorſtechendes Talent in keinem Zweige der Dichtkunſt, dem ſie ſich widmete; mit Ehren trat ſie in die Reihen der ſatyriſchen Sittenmahler, und aus ihrer Feder floßen einige Muſter ächter Sonette. Sie ſchrieb ihre Verſe mit Leichtigkeit und ohne Anſtrengung nieder. Ihre letzten metriſchen Produkte (Lyrical Tales) ſind vielleicht auch die anziehendſten unter allen, ſo ſchleunig auch manche dieſer Erzählungen entſtanden.

Da Romane in England, wie in Deutſchland, eine Lieblingslektüre der Leſewelt ſind, ſo finden ſich immer Federn, die für die Befriedigung dieſer Neigung ſorgen. Mrs. Robinſon wurde durch häusliche Verlegenheiten genöthigt, ſich unter die Reihe der Romanendichter zu ſtellen. Ihre Romane ſtehen freilich, als Produkte der Eile, weit unter ihren bisher angeführten Dichterwerken, doch verdienen ſie, da es ihrer Urheberin keineswegs an Erfindungskraft und an der Kunſt der Darſtellung fehlte, immer noch den Vorzug vor vielen Arbeiten ihrer Nebenbuhler. Auch im deutſchen Gewande wurden ihre Vancenza, Angelina u. a. mit Beifall geleſen. Ein Trauerſpiel, das ſie im Jahr 1796 herausgab, (the Sicilian Lover fand ebenfalls eine günſtige Aufnahme.

Als Geſellſchafterin zeichnete ſie ſich in allen Verhältniſſen des Lebens aufs vortheilhafteſte aus. Die Eleganz ihres Hauſes und ihre anziehende Unterhaltung waren Urſache, daß ſich mehrere Jahre hindurch die witzigſten, geiſtreichſten und gebildetſten Perſonen um ſie verſammelten. Jedermann achtete und liebte ſie.

Karl Hildebrand, Freiherr von Canſtein.

Churbrandenburgiſcher Kammerherr.

Wenn die Bibel der Troſt im Leben und die Stütze im Sterben iſt, — wie noch immer die Erfahrung vieler Tauſende beweist — welche hohe Verdienſte hat der Mann, der dieſes Buch Myriaden in die Hände liefert, die es ſonſt nicht kaufen konnten. Dieſes ſtille, aber bleibende und glänzende Verdienſt hat der Mann, von dem jetzt die Rede iſt.

Freiherr von Canſtein, der Sohn des Churfürſtlich-Brandenburgiſchen Oberhofmarſchalls und Kammerpräſidenten dieſes Namens, war am 15. Aug. 1667 zu Lindehberg, einem Gute, unweit Boßkau und Storkau in der Mittelmark geboren. Entſchloſſen, ſich den Wiſſenſchaften zu weihen, gieng er nach Frankfurt an der Oder, und als er hier den akademiſchen Kurſus geendigt hatte, machte er eine Reiſe durch die vornehmſten europäiſchen Reiche und Länder. Nach ſeiner Rückkunft wurde er 1688 Churbrandenburgiſcher Kammerjunker, und einige Jahre nachher begab er ſich als Volontair nach den Niederlanden. Eine tödtliche Krankheit, die ihn in Brüſſel befiel, veranlaßte ihn zu dem Gelübde, ſich aller weltlichen Bedienungen zu entſchlagen, wenn er wieder geneſen ſollte. Er genaß wirklich, und blieb ſeinem Gelübde treu — aber es widerſprach völlig ſeinen Grundſätzen, in einer geſchäftloſen Muße die köſtliche Zeit hinzubringen; vielmehr war ihm dieſe Muße ein mächtiger Aufruf, für Menſchenwohl thätig zu ſeyn.

Canſtein wählte die Univerſitätsſtadt Halle zum Orte ſeines Aufenthalts und ſeines Wirkens. Hier lernte er Franke, den verdienſtvollen Stifter der großen Waiſenhausanſtalt kennen, und der vertraute Umgang mit demſelben beförderte bei ihm die angeerbte religiöſe Stimmung und weihte ihn ganz in die Grundſätze des Pietismus ein, die er auch in ſeinem Lebenswandel nicht verleugnete. Das Studium der Bibel und die Ausübung frommer Werke der Wohlthätigkeit machten ihn ſeinen Zeitgenoſſen werth. Er wollte einen aſcetiſchen Kommentar über das neue Teſtament ſchreiben, wovon aber nur die Harmonia evangelica erſchien. Er machte es ſich zur weſentlichen Angelegenheit, fromme Anſtalten zu unterſtützen, unterhielt verſchiedene Mitglieder des Collegii sacrarum literarum in Halle, und vermachte dem halliſchen Waiſenhauſe ſein Haus zu Berlin, ſeine Bibliothek und ſeinen Antheil an einem Kupferbergwerke. Das unvergeßlichſte Denkmal aber ſeiner wohlthätigen und chriſtlichen Geſinnungen iſt die von ihm geſtiftete Bibelanſtalt in Halle.

Im März des Jahres 1710 ließ Canſtein den Vorſchlag öffentlich bekannt machen, wie ſowohl die ganze Bibel, als beſonders das neue Teſtament, um einen ſehr wohlfeilen Preis den Armen könnte in die Hand geliefert werden, indem man ſo viele Lettern anzuſchaffen gedächte, daß damit alle Bogen in dem neuen Teſtament und der ganzen Bibel ausgeſetzt werden, und dieſelben in ihren Formen ſtehen bleiben könnten, damit man bei den zu wiederholenden Auflagen nicht genöthigt würde, die Schriften aufs neue ſetzen zu laſſen. Auf ſolche Art würde man das Setzerlohn erſparen, und da man nicht die geringſte Abſicht auf einen Eigennutz hätte, das neue Teſtament hoffentlich für zwey gute Groſchen, die ganze Bibel aber für 6 gute Groſchen weggeben können. Dabei würde es auch dieſen

Nutzen haben, daß man die Druckfehler, welche allenfalls in der erſten Ausgabe mit einſchleichen möchten, in den folgenden vertilgen, und alſo einen ſehr genauen Abdruck der Bibel und des neuen Teſtaments herausbringen könnte.

Auf dieſe Nachricht liefen verſchiedene milde Gaben zur Beförderung dieſes Werks ein, allein das Wichtigſte that vom Anfange an, Canſtein ſelbſt. Im Jahr 1711 wurde mit Gießung der Lettern zum neuen Teſtamente der Anfang gemacht. Weil es aber damit wegen der großen Menge etwas langſam hergieng, und inzwiſchen öftere Anfragen geſchahen, ob nicht bald die wohlfeilen neuen Teſtamente und Bibeln zum Vorſchein kämen? ſo entſchloß man ſich, eine und die andere Auflage auf ſonſt gewöhnliche Art, da man Schriften ablegt und aufs neue wieder ſetzt, drucken zu laſſen, nur den Anfragenden damit eine Genüge zu thun, bis man im Stande ſeyn würde, beide Bücher nach dem erſten Plane fertig zu liefern. Es kam alſo im Jahr 1712 die erſte Auflage des neuen Teſtaments von 5000 Exemplaren heraus, davon das Stück, natürlich mit Verluſt, für zwey gute Groſchen verkauft wurde. Im Jahr 1713 folgten vier Auflagen hinter einander von gleicher Anzahl; zu der letztern, die nunmehr in ihren Formen völlig ausgeſetzt war und ſtehen blieb, kam noch der Pſalter Davids hinzu. Der Preis von zwey Groſchen wurde nun beibehalten, weil man jetzt kein Setzerlohn mehr bezahlen durfte. In eben dem Jahre 1713 wurde die erſte Auflage der ganzen Bibel, auf eben die Art, wie die erſte Auflage des neuen Teſtaments fertig, und zwar in gr. 8. mit etwas größerer Schrift. Da nach einer bequemen Handbibel beſtändige Nachfrage geſchah, ſo brachte man die erſte Auflage von 5000 Exemplaren im Jahr 1715 zu Stande, und da dieſe in kurzer Zeit völlig abgegangen war,

1716 die zweite und bald darauf noch in eben dem Jahre die dritte. In den folgenden Jahren ſind ſo= wohl die beiden, als das neue Teſtament in ſolcher Menge gedruckt worden, als man es wohl anfangs nicht vermuthet hatte. Es ſind nemlich in dieſer Bi= belanſtalt in dem Zeitraume von 1715 bis 1795 in den verſchiedenen Formaten, in deutſcher und böhmiſcher Sprache von der ganzen Bibel 1,670,333, von dem neuen Teſtamente, in beſondern Abdrücken 863,890, von den Pſalmen 16,000, von dem Buche Jeſus Si= rach 47,500 und von einem kleinen Geſangbuche für die Soldaten 105,000 Exemplare verbreitet worden. Vertheilt man dieſe Summe auf 84 Jahre, ſo findet ſich, daß in einem jeden Jahre im Durchſchnitt von der ganzen Bibel 19,884 Exemplare und von dem neuen Teſtamente an einzelnen und mit dem alten Teſtamente in Verbindung gedruckten, 30,181 Exemplare ausge= geben worden ſind; ihrer ganz unverhältnißmäßigen Wohlfeilheit wegen, größtentheils doch wohl unter ſolche Menſchen, die ſich keine andere würden ange= ſchafft haben; und kein anderes nützliches Buch zu leſen bekommen können, oder veranlaßt wurden! Wer mag nun die Summe von Ideen berechnen, welche durch dieſes Inſtitut in Umlauf geſetzt worden ſind.

Unter Canſteins Verdienſten verdient auch dieß eine dankbare Erwähnung, daß er die koſtſpielige Un= ternehmung einer neuen, nach Handſchriften berichtig= ten Ausgabe der hebräiſchen Bibel, welche unter Auf= ſicht des halliſchen Dr. Michaelis herauskam, kräf= tig unterſtützte, und den durch dieſes Geſchäft erſchöpf= ten Herausgeber ſelbſt in Koſt und Pflege nahm. Ruhig konnte der brave Baron am 19. Aug. 1719 in die Ewig= keit gehen, denn er hatte nicht umſonſt gelebt.

Paul Olavides.

Spaniſcher Generalintendant.

Ein Mann von großen Fähigkeiten, viel Erfahrung und Weltkenntniß, von unermüdeter Thätigkeit und dem wärmſten Patriotismus. Er war im Jahr 1724 zu Lima, im Königreich Peru, in Amerika geboren. In jüngern Jahren durchreiſte er mehrere Gegenden und Länder in Europa, und machte ſich dadurch zu großen und wichtigen Unternehmungen geſchickt. Endlich fixirte er ſich in Spanien, und entwarf hier den weitausſehenden Plan, die große, bisher wüſte, blos von Räubern und wilden Thieren bewohnte Bergkette, welche die Provinz Neucaſtilien von Andaluſien, Cordova und Jean ſcheidet, und die unter dem Namen Sierra Morena bekannt iſt, zu bevölkern und fruchtbar zu machen.

Ein Abentheurer aus Baiern, Namens *Thürriegel*, dem die Herbeiſchaffung von Einwohnern und die Aufſicht über ſie aufgetragen wurde, lockte unter ungeheuern Verſprechungen und Prahlereyen auf 6000 Menſchen aus Schwaben und den Rheingegenden dahin; allein, da ſie hinkamen, fanden ſie ſich getäuſcht; das unfruchtbare Land gab ihnen, ungeachtet der König viel für ſie that, kaum die nöthigſten Bedürfniſſe, und eine Seuche riß einen großen Theil derſelben ins Grab. Nun übernahm *Olavides*, der Generalintendant über dieſe Kolonien geworden war, die Voll-

endung des Koloniſationsweſens, zog neue Pflanzer ins Reich, und fieng das große Werk mit aller möglichen Klugheit und dem beſten Glücke an. Er ſchuf in 10 Jahren eine Wüſteney von 25 deutſchen Meilen zu einem wahren Paradieſe um. Zwei Jahre wurden angewandt, das Buſchwerk auszurotten, um das Land urbar zu machen. Als dieſes geſchehen war, theilte Olavides das Land unter ſeine Koloniſten aus, und machte den Geiſt der Induſtrie unter ihnen auf alle Art rege. Er verſchaffte hier beinahe 10,000 Familien Unterhalt.

Die Landſtraße, welche dieſe neue kleine Kolonie durchſchneidet, iſt durchaus mit Häuſern beſetzt, die in gleicher Entfernung von einander ſtehen, und bei jedem liegen Wirthſchaftsgebäude, Hof, Gärten und Ländereyen in der Nähe. Wenn man, vom Anfange der Kolonie an [illegible] deutſche Meilen gereist iſt, kommt man in einen regelmäßig gebauten ſchönen Flecken von 200 Haushaltungen. Die Einwohner ſämmtlich ſind fleißige Ackersleute und Handwerker. Die Straßen im Flecken ſind alle regelmäßig angelegt und man findet auch einen artigen Marktplatz, eine Kirche und ein bequemes Wirthshaus. Dann reiſet man wieder drei Meilen weit durch eine ununterbrochene Reihe niedlicher Landhäuſer, und findet abermals einen auf eben dieſe Weiſe gebauten Flecken. Nach einem abermals eben ſo weiten und eben ſo angenehmen Wege, trifft man eine neue Stadt an, welche la Carolina heißt, dem König Karl den Dritten zu Ehren. Sie iſt ins Quadrat gebaut, die Straßen laufen ſämmtlich parallel neben einander, und führen in der Mitte zu einem runden Marktplatz. Jedes Haus dieſes angenehmen Orts hat einen Garten, der von der Straße durch ein eiſernes Gitter geſchieden iſt, daher man auf der Straße die angenehmſte Promenade zwiſchen Gärten hat. Die Einwohner beſtehen

aus 6—7000 Seelen, die Manufakturen, Handwerke und Handlung treiben. Dieſes iſt die Hauptſtadt der Kolonie. Sechs bis ſieben Meilen weiter durch Landhäuſer, und ein Paar, den vorigen ähnliche Flecken trifft man eine zweite Stadt, der vorigen ähnlich, aber kleiner, von 3 bis 4000 Einwohnern. Dieſe heißt Charlotte. Eine anderthalbtägige Reiſe auf einem eben ſo ſchön mit Häuſern und Flecken beſetzten Wege, kommt man zur dritten Stadt, welche Luiſiana heißt. Die Gegend in dieſem ganzen Striche iſt mit Fruchtfeldern, Triften ꝛc. bedeckt, und man kann ſich nichts Rührenderes denken, als eine Reiſe durch dieſe Thäler zu thun, wo alles lebt und in Thätigkeit iſt, und die noch vor wenig Jahren eine Wildniß und höchſtens eine Wohnung wilder Thiere war. Und dieß alles war ein Werk, das Olavides als Generalintendant von Sevilla in kurzer Zeit zu Stande gebracht hatte.

Verdienſte dieſer Art erwecken den Neid und machen Feinde, beſonders wenn der Unternehmer in manchen Hinſichten Blößen giebt, und das war hier der Fall. Olavides Sitten waren nicht die regelmäßigſten, und er bewies öfters eine Härte, die ſeinen Handlungen bei aller ihrer Nutzbarkeit oft den Reiz des Angenehmen und Liebenswürdigen nahm, der auch geringern Verdienſten einen ſo anziehenden Werth giebt. Am meiſten verdarb er es mit der Cleriſey, die ihn als einen Ketzer verdächtig machte, und die Regierung gegen ihn reitzte. Da man es nicht wagte, ihn unter ſeinen Koloniſten anzugreifen, die ihn als ihren Vater und Beſchützer liebten, ſo lockte man ihn unter einem ſcheinbaren Vorwande nach Madrid. Ohne etwas zu fürchten, oder auch nur zu muthmaßen, reiste er nach der Hauptſtadt, und wurde daſelbſt am 22. Nov. 1776 in der Nacht von dem Grafen von Mora, Major der Häſcher der Inquiſition, gefangen genommen. Man

machte ihm den förmlichen Proceß, und brachte eine große Menge von Beſchuldigungen gegen ihn auf. Man warf ihm nemlich vor: er habe das Amt der Geiſtlichen gehindert, von den heiligſten Dingen verächtlich geredet, über die Mönche geſpottet, den heiligen Auguſtin einen Schwabenkopf, und den Franziskanerorden ein elendes Inſtitut genannt, u. dgl. m.

Dieſe Beſchuldigungen dünkten den Glaubensrichtern in Spanien wichtig genug, wider einen angeſehenen und verdienſtvollen Mann eine ſehr harte Sentenz zu fällen. Nachdem er über ein Jahr lang im Gefängniß geſchmachtet hatte, beſchloß das heilige Gericht, ihn als einen förmlichen Ketzer zu verurtheilen, alle ſeine Güter zu konfisciren, ihn aller Würden und Ehrenſtellen unwürdig und verluſtig zu erklären, ihn von Madrid, von der Sierra Morena, von Lima und Sevilla auf 20 Meilen in die Runde zu verweiſen, und auf 6 Jahre in ein Kloſter einzuſperren, wo er täglich das Glaubensbekenntniß des P. Seneri leſen, und alle Monate zur Beichte und Kommunion gehen ſollte. Der König wagte es nicht, dieſes harte Urtheil zu mildern, aber Olavides fand Gelegenheit, nachdem er einige Zeit gefangen geſeſſen hatte, aus einem Lande zu entfliehen, deſſen Wohlthäter er geweſen war. Er gieng nach Frankreich, und der ſpaniſche Bothſchafter am franzöſiſchen Hofe, Graf von Aranda, nahm ihn zu ſeinem Secretair an. In der Folge hielt er ſich zu Toulouſe auf, und während des Schreckensſyſtems war er in großer Gefahr, ſein Leben zu verlieren. Jetzt ſoll er geſtorben ſeyn.

Johann Paul Marat.

Mitglied des Nationalkonvents.

Marat, dieſer berüchtigte Menſch, wurde 1743 in einem kleinen Dorfe im Fürſtenthum Neufchatel geboren. Schon in ſeinem Kindesalter zeichnete er ſich durch ein ſeltſames Betragen, vorzüglich aber durch ſeine Wuth in Vertheidigung ſeiner Meinungen und Behauptungen aus, welche immer ſonderbar und höchſt übertrieben waren. Er ſtudirte die Arzneiwiſſenſchaft, ward Arzt der Leibgarden der Grafen von Artois, und machte ſich in der Medizin durch Marktſchreierkünſte, in der Phyſik durch lächerliche Hypotheſen berüchtigt, die er mit Gewalt zu behaupten ſich bemühte. So ſuchte er einigen Journaliſten Proceſſe an den Hals zu werfen, weil ſie ſeine vorgeblichen Entdeckungen entweder nicht lobten, oder anzuzeigen ſich weigerten, und zog eines Tages, beim Herausgehen aus einer Vorleſung des Profeſſor Charles, der ſeine phyſikaliſchen Abgeſchmacktheiten widerlegt hatte, den Degen gegen ihn. Profeſſor Charles, auf dieſe Provokation keineswegs gefaßt, hatte von allen phyſiſchen Inſtrumenten nur das ſimpelſte zur Hand; indeß da er keinen großen Apparat gewohnt war, und Marat das Experiment auf der Stelle verlangte, ſo gab er es ihm zwiſchen die Ohren mit ſolcher Kraft und Geſchicklichkeit, daß Ma-

rat wahrſcheinlich da auf ſeine neue Theorie des Lichts gerieth. Er glaubte Newton überwunden zu haben; dem zu Folge übergab er zwei Preiſe, jeden von 50 Louisd'or, einen der Akademie zu Lyon, den andern der zu Rouen.

Die Akademiker zu Rouen, weil keiner von ihnen Phyſik verſtand, und auf die vorgelegten Fragen niemand als Marat ſelbſt geantwortet, ſtanden ihm den Preis zu, womit er nicht ermangelte, ſich in allen in- und ausländiſchen Journalen bekannt zu machen. Die Akademie von Lyon hingegen, beſſer mit der Materie bekannt, gab die 50 Louisd'or einem andern, ſo daß Marat nicht einmal das Acceſſit bekam. Choleriſch, wie der kleine Mann war, ergrimmte er nothwendig darüber; er beſchuldigte die Akademie, nach Gunſt gehandelt zu haben, um ſeine neue Theorie zu unterdrükken, und forderte gerichtlich ſein Geld zurück, welches ihm aber von den Richtern abgeſchlagen wurde.

Für dieſen Verluſt hielt ihn eine Waſſerkur, ſeine Erfindung, ſchadlos, mit der er bei den Damen von Verſailles ſein Glück machte. Die Kur beſaß eine Schönheit und Jugend verlängernde Kraft, und koſtete 6 bis 800 Livres, während der drei Wochen, die ſie dauerte. Das Waſſer diente nicht nur zum Trinken und Baden, ſondern Gabeln, Meſſer, Teller, alles Leinenzeug bis auf die Servietten, Tiſch- und Betttücher mußten darin gewaſchen, und die Speiſen darin gekocht werden. Eine Dame, bei der das Kurbedürfniß und der Glaube noch kräftig waren, als leztere ſchon bei allen übrigen zu ſinken begann, nahm ihn ins Haus, um daraus zuerſt ihren Gemahl, und nachher auch ſich ſelbſt vertreiben zu laſſen.

Marat, dieſes ſeltſam organiſirte Unthier, beſaß eine unerhörte Stärke, phyſiſchen Schmerz zu ertragen. Im März 1792, da ihm die Häſcher an allen Ecken auflauerten, ohne ihn unglücklicher Weiſe zu ertappen, und er jede Nacht ſein Lager wechſelte, bald auf einem Heuboden, bald in einem Keller hauste, wurde ein katalonischer Dentiſte zu einem Unbekannten gerufen. Es war Marat, der ſich ihm auf Ehre und Gefahr zu erkennen gab; er fand ihn mit einem aufs ſcheuslichſte angefaulten Kinnbacken, und ſah ſich genöthigt, eine Operation vorzunehmen, deren unſäglichen Schmerz Marat mit einer Kaltblütigkeit ertrug, von welcher der Wundarzt, der nicht ſelten Knochen zerſägt hat, mit Bewunderung redet. Seine Maitreſſe glich ihrem Liebhaber von dieſer Seite vollkommen.

Im Anfange der Revolution machte Marat wenig Aufſehen, ob er ſich gleich bald durch phantaſtiſche Revolutionsſchriften auszeichnete. Aber zur Zeit der konſtituirenden Verſammlung hielt man ſie für zu toll, als daß ſie auf irgend einen vernünftigen Menſchen Eindruck machen ſollten; darüber zu lachen, glaubte man, ſey das beſte Mittel ſie unwirkſam zu machen. In der That fand auch damals Marat ſelbſt unter der gemeinen Volksklaſſe noch nicht vielen Beifall; je mehr aber die Nation und beſonders das gemeine Volk erhitzt wurde, deſto mehr fand auch Marat Eingang. Oefters warnte man ihn zwar, ſeine Verleumdungen und grauſamen Rathſchläge zu unterlaſſen, ja mehr als einmal wurde er ſelbſt deswegen gerichtlich belangt, und ſollte gefangen genommen werden; er aber wußte immer ſeinen Verfolgern zu entgehen. Seinetwegen wollte man die Preßfreiheit nicht einſchränken, und ſo

ſchrieb Marat ſeinen Volksfreund, der beſſer Volks=feind geheiſſen hätte, mit immer gröſſerer Unverſchämtheit fort, je mehr ſich ſein Anhang vergröſſerte. Sein Einfluß wurde 1792 immer mehr ſichtbar. Von Robespierre und einigen andern Häuptern der Sanskulottenparthey unterſtützt, ſuchte er anfänglich den, von Briſſot und ſeinem Anhange gegen Oeſtreich entworfenen Krieg zu verhindern. Er hoffte dadurch nicht nur dem Pöbel zu gefallen, ſondern er mußte auch befürchten, durch den wahrſcheinlichen Zug des gröſten Theils ſeiner Anhänger in den Krieg, ſeine Parthey in Paris zu ſehr geſchwächt zu ſehen, und dadurch auf den Nothfall ihrer Unterſtützung entbehren zu müſſen. Ein beſonderes Geſchäft machte er ſich auch um dieſe Zeit daraus, den General la Fayette zu verleumden, weil er ſich den Abſichten der Jakobiner entgegenſetzte.

Marat war es, der öffentlich rieth, den gröſten Theil der National=Verſammlung aus dem Wege zu räumen. Als er dafür geſtraft werden ſollte, hielten ihn ſeine Freunde verſteckt, und er ſchrieb ſeinen Volksfreund fort, und bereitete dadurch die Scenen des 10ten Auguſts vor. Er veranlaßte als Mitglied des Aufſichtsausſchuſſes der Stadt Paris jene nächtlichen Hausſuchungen, bei welchen eine ungeheure Menge Menſchen gefänglich eingezogen wurden, und als die abſcheulichen Septembertage erſchienen, an denen von einigen gedungenen Mördern mehrere tauſend Menſchen mit kaltem Blute gewürgt wurden, da ſpielte das Ungeheuer, Marat, in Verbindung mit Robespierre und andern, eine wichtige Rolle. Er ſchäumte vor Wuth, als das Niedermetzeln aufhörte.

Indeſſen erhob ſich eine mächtige Parthey gegen Marat und ſeinen Anhang, die Briſſotiner. Dieſe hatten bald das Glück, ſowohl durch ihre überlegenen Talente, als durch die Güte ihrer Sache den größten Theil der Departements auf ihre Seite zu bringen; nicht ſo gut aber gelang es ihnen in Paris, wo ihre Gegner, Robespierre, Danton und Marat, in Vereinigung mit der Municipalität, die Oberhand erhielten, und es endlich dahin brachten, daß die Briſſotiner größtentheils das Blutgerüſt beſteigen mußten.

Den Proceß Ludwigs des Unglücklichen betrieb keiner mit größerem Eifer und ſtärkerer Wuth, als Marat. Er konnte ſeine teufliſche Freude gar nicht verbergen, als Ludwig vor dem Konvente zum Verhör erſcheinen mußte. Die Hinrichtung dieſes guten Monarchen lag ihm ſo ſehr am Herzen, daß er ſich mit ſeinen Genoſſen verſchwor, Falls der Konvent ihm nicht das Todesurtheil ſpräche, die Ermordung deſſelben mit Gewalt durchzuſetzen. Nach dem Tode des Königs wüthete Marat unaufhörlich fort. Er erregte im Konvente oft die entehrendſten Auftritte, und als die Verſammlung es wagte, ein Arreſtdekret gegen ihn zu geben, war ſein Gang zum Gefängniß und von da zum Verhör, ein wahrer Triumphzug, und der Jubel des Pöbels wurde allgemein, als Marat freigeſprochen wurde.

Endlich aber kam die Stunde dieſes Frevlers. Die Hinrichtung, Einkerkerung und Verjagung einer Menge von Deputirten aus den Provinzen, am 31ſten May, brachte viele Departements, beſonders in Bretagne und der Normandie, gegen den Konvent auf; ſie beſchloſſen, eine bewaffnete Macht nach Paris zu

ſenden; und die Stadt Caen im Calvados = Departement ſollte der Mittelpunkt ihrer Vereinigung ſeyn. Charlotte Corday, ein junges heldenmüthiges Mädchen aus Saturnin les Vigneaux, war hier Augenzeuge von den mannigfaltigen Auftritten des regen Eifers der dortigen jungen Mannſchaft, gegen die Anarchiſten in Paris loszubrechen; ihr Unwille gegen den Urheber all des Unglücks, Marat, ſtieg auf das höchſte, ſie nahm ſich vor, durch die Hinrichtung des Ungeheuers den verheerenden Bürgerkrieg abzuwender, reiste nach Paris, und machte am 13ten Jul. 1793 dem Leben des Unmenſchen, der eben im Bade ſaß, durch einen gut ausgeführten Meſſerſtich ins Herz, ein Ende.

Nach ſeinem Tode wurde er von ſeinen Anhängern allgemein betrauert und faſt vergöttert. In der Folge aber, da die Nation durch die koſtbarſte aller Erfahrungen, durch Schaden, belehrt worden war, wurde er als der ſchrecklichſte Prediger des Terrorismus allgemein verflucht.

Franz Athanas Charette.

General der Vendeer.

Charette war zu Couſſe in Bretagne 1763 von reichen adelichen Aeltern geboren. Seine Vorfahren hatten ſich in der Magiſtratur und im Soldatenſtande ausgezeichnet. Er wählte dieſen letztern, und der Seedienſt, der tiefere Studien und anhaltendern Fleiß fordert, paßte weit beſſer für den kalten und raiſonnirenden Charakter Charettes. Kaum hatte er das 16te Jahr erreicht, als er ſchon in allen Prüfungen, durch welche die Zöglinge dieſes ausgezeichneten Korps gehen mußten, ſehr wohl beſtand.

Als Frankreich an dem amerikaniſchen Kriege gegen England Theil nahm, wurde er auch dahin geſandt und zeichnete ſich durch unerſchrockenen Muth und eine uneigennützige Menſchlichkeit aus. Als die Revolution ausbrach, verließ er den Seedienſt und begab ſich in den Schooß ſeiner Familie zurück: aber dieſer wurde er bald wieder entriſſen. Durchdrungen von den Grundſätzen der Religion und wie alle Bretagner ganz für ſeinen Monarchen eingenommen, konnte er unmöglich nach dem Ausbruche der Revolution das Verfahren der geſetzgebenden Verſammlung billigen.

Durch die Requiſitionen zur Verzweiflung gebracht, hatte ſich ein gewiſſer Perückenmacher Gaſton an die Spitze der Mißvergnügten geſtellt, um wieder die alte Ordnung der Dinge in Bretagne einzuführen. Dieſer blieb bald in einem Gefecht. Charette übernahm nun das Kommando: Bonchamp, Delbe, la Roche Jaquelin, Stofflet und andere mehr führten kleinere Korps an.

Der Konvent, beunruhigt durch dieſe Bewegungen, läßt einige Bataillonen marſchiren, in der Ueberzeugung, daß Kriegszurüſtung allein hinreichen wird, dieſe Volkstruppen zu zerſtreuen, welche in jedem Dorf exiſtirten. Der Widerſtand, den dieſe Truppen erfuhren, beſtimmt den Konvent, heftigere Mittel zu gebrauchen; der Schrecken geht ſeinen Truppen vor, jedes Haus, wo man nicht die Chefs der Familie findet, wird von oben bis unten geplündert, das Vieh wird weggeführt, und die Frauenzimmer werden aufs äußerſte gemißhandelt. Um ſich gegen jeden zu decken, entſchloſſen ſich die Royaliſten, ihren Feinden Vorſchläge zu thun; ſie verlangten vorläufig, daß man ihnen ihre Prieſter wieder gebe, freien Gottesdienſt zugeſtehe, und ſie von den Requiſitionen befreie. Nein, antwortete man ihnen, Unterwerfung oder Tod! Dieſes Wort iſt das Zeichen des Gemetzels, die republikaniſchen Truppen haben von nun an mit Wüthenden zu ſtreiten, die ein gewiſſer Tod nicht zurück halten kann; ſie ſtürzen ſich in die geſchloſſenen Reihen ihrer Feinde, bemächtigen ſich ihrer Waffen, ihrer Kanonen, und gebrauchen ſie um ihr Siege vollſtändiger zu machen.

Dieſe erſten glücklichen Verſuche vermehren die königlich geſinnte Armee außerordentlich, die unterdrückten

Kantone verlangten ihre Hülfe und bieten an ſich mit ihr zu vereinigen. Bald iſt ein weites Land durch ihre Tapferkeit erobert, und die Ruhe ſchien zurück kehren zu wollen. Es wurde ein allgemeiner Rath niedergeſetzt, um die Plane zu leiten und für die Bedürfniſſe der Armee zu ſorgen; jede Pfarrey hatte einen beſondern Rath, der mit dem allgemeinen korreſpondirte, die Proklamationen, die Erhebung der Abgaben, alles, was Regierungsſachen betraf, geſchah im Namen Ludwigs des Siebenzehnten.

Die ungefähr 60,000 Mann ſtarke königliche Armee theilte ſich in vier Korps und kam von Sieg zu Sieg nach Saumur; Schweizer und Deutſche, die hier als Gefangene aufbewahrt waren, wurden in Freiheit geſetzt und ein beſonderes Korps aus ihnen errichtet, welches um Charette war. Der Konvent, der verzweifelte, die Royaliſten durch das Schwert zum Gehorſam zu bringen, entſchloß ſich, das Feuer dazu anzuwenden. Durch das Dekret vom 4. Aug. 1793 befahl er: die Schlöſſer, Dörfer, Wälder, welche dieſelben inne hatten, ſollten verbrannt, die Fruchtfelder abgeſchnitten und ins Innere der Republik gebracht werden. Eine unermeßliche Volksmenge kommt nun um, mehr als 20 Stunden in der Runde werden ein Raub der Flammen, und Weiber, Kinder, Greiſe flüchten ſich zu den Royaliſten. Soviel unnütze Arme waren eine große Laſt für ſie, denn ſie verzehrten ihre Lebensmittel, hinderten ihre Bewegungen und waren bald die Urſache ihrer Niederlage an dem Tage bei Mons.

Charette war nicht bei dieſer unglücklichen Expedition, er bewachte das linke Loireufer an der Spitze von 25,000 Mann gegen eine feindliche Macht von

100,000. Die Einnahme von Machecoul, wo er verwundet und ihm zwei Pferde unter dem Leibe erſchoſſen wurden, öffneten ihm den Weg zu neuen Lorbeern. Er durchſtreifte die Küſte und bemeiſterte ſich mit Hülfe von Kähnen und Flöſſen, die ſeine unermüdeten Truppen bauten, der Inſeln Bouni und Noirmoutier, wo der Feind große Magazine von Lebensmitteln und Munition aufgehäuft hatte. Die Royaliſten hofften ihren Waffenplatz daraus machen zu können, allein die republikaniſchen Truppen vertrieben ſie endlich wieder, und der Zurückzug war für ſie ſehr gefährlich, allein durch Charettes Beiſpiel ermuntert, geſchah er glücklich.

Nun kam die Mainzer Garniſon in der Vendee an, und ſo hoffte der Konvent bald die Royaliſten zu Paaren getrieben zu ſehen; allein Charette nimmt als ein geſchickter General vortheilhafte Stellungen, vertieft ſich in die Gebüſche und zieht ſich in engen Grenzen derſelben zurück; der Feind folgt ihm hitzig auf dem Fuß, weil er glaubt, er ſuche ihn zu vermeiden; kaum iſt er in dieſes beſchwerliche Land eingerückt, ſo wird ihm ſeine Artillerie unnütz, jeder Schritt, den er macht, iſt eine vorbereitete Schlinge; unaufhörlich angefallen von Bauern, die alle Wege und Stege kennen, will er ſich zurück ziehen, aber es iſt nicht mehr Zeit, die Wege ſind abgebrochen und der größte Theil derſelben kömmt durch das Schwert der Vendeer oder durch Elend um. Ein entſetzliches Blutbad überſchwemmte dieſes unglückliche Land, und überall ſah man Scenen des Grauſens und Entſetzens, bei denen dem Menſchenfreund das Herz blutete.

Die Niederlagen bei Mons, die Gefechte von Grandville und einige andere hatten die royaliſtiſche

Armee am rechten Ufer der Loire ungemein geſchwächt; Charette ſchickte unverzüglich einige Offiziere dahin ab, um die Trümmer derſelben zu ſammeln; Stofflet war unter dieſer Zahl und wurde hernach der Chef davon. Dieſe Theilung ſchwächte ſchon den Charette; Chatelineau ſetzte Bretagne in Aufſtand und die Vendeeiſche Armee verſchaffte dazu Kommendanten; andere royaliſtiſche Verſammlungen, die unter dem Namen Chouans bekannt wurden, vereinzelten die Kräfte und boten keine furchtbare Maſſe mehr dar. Dieß waren ohne Zweifel die Urſachen der Unglücksfälle, die jetzt die königlich geſinnten Armeen erfuhren, und welche allmählig ihre Auflöſung und Zerſtörung zur Folge hatten.

Der Nationalkonvent, der nach dem Sturze Robespierres ohnehin zu gelinden Maaßregeln griff, ließ den 2. Dec. 1794 eine allgemeine Amneſtie für die Vendeer verkündigen: allein ſie wurde dort gar nicht bekannt, bis der Konvent im Februar 1795 drei gemäßigte Deputirte dahin ſchickte, und ein Bürger von Nantes den gefährlichen Auftrag übernahm, den Schluß des Konvents in das Hauptquartier des Generals der Venedee zu überbringen. So hatte am 12ten deſſelben Monats eine Zuſammenkunft zwiſchen Charette und den Repräſentanten ſtatt. Unter den Kanonen von Nantes ward ein Zelt aufgeſchlagen, worin am 17. Febr. endlich der Friede zwiſchen den Royaliſten und Republikanern zu Stande kam. Charette ritt auf ſeinem ſtolzen weißen Pferde unter dem Donner der Kanonen und dem allgemeinſten Freudengeſchrei in Nantes ein.

Allein die Freude dauerte nicht lange; von beiden Seiten wurden die Friedensbedingniſſe nicht gehalten, und der Krieg brach neuerdings aus. Charettes Armee war durch die frühern glücklichen und unglücklichen Gefechte sehr geſchwächt worden; er fand jetzt mehr Schwierigkeit, ſie zu rekrutiren, und wurde gezwungen, ſich in engere Grenzen einzuſchließen. Er wollte über die Loire ſetzen und die Landung auf Quiberon ausführen und ſchützen helfen, aber es gelang ihm nicht. Die Republikaner rückten nun in zahlreichen Haufen immer mehr vor: Charette, von allen Seiten gedrängt, will eine vortheilhafte Stellung nehmen, doch beim Rekognoſciren wird er von den Feinden umringt, ſchlägt ſich zuvor durch, erhält aber drei Wunden. Das Blut, das er dabei verlohr, hatte ihn ſo ſehr geſchwächt, daß er ſich nicht mehr aufrecht halten konnte, ſondern in einem nahen Gehölze liegen bleiben mußte. Hier wurde er von den Republikanern entdeckt, nach Nantes abgeführt, und da am 29. März 1796 erſchoſſen.

Süß Oppenheimer.

Herzogl. Würtemb. Geheimer-Finanzminiſter.

Ein Kniffgenie, das den Lohn ſeiner Thaten am Galgen fand, geboren zu Heidelberg 1692. Seine Vorältern ſtanden bei dem kaiſerl. Hofe in großem Anſehen, und hatten ſich durch Lieferungen für die Armee, Geld negociren und dergleichen, ein beträchtliches Vermögen erworben. Der junge Süß legte ſich mit großem Fleiß auf die Kenntniß des Handels, des Geldwechſelns und der damit verbundenen Vortheile, wobei ihm ein überaus glückliches Genie und ein natürlich ſcharfer Verſtand ſehr gute Dienſte leiſtete. Sein Dichten und Trachten war allein auf Erwerb und Wucher gerichtet, und einige glückliche Unternehmungen ſpornten ihn immer ſtärker, auf dieſer Bahn fortzugehen. In dieſer Abſicht beſuchte er die angeſehenſten Handelsplätze, Frankfurt, Amſterdam und Wien.

Durch verſchiedene Geldnegotiationen erwarb ſich Süß die Gunſt des Prinzen Karl Alexander von Würtemberg, und als dieſer 1733 zur Regierung kam, wurde der Jude bald die bedeutendſte Perſon im Lande. Anfangs erſchien er blos als Mäkler am Hofe, aber mit zunehmendem Kredit beim Herzog erhielt er die Direk-

tion des Münzweſens. Dann wurde er zum Reſidenten, und endlich zu dem Range eines geheimen Finanzraths und Kabinetsminiſters erhoben, zu welcher Höhe vor ihm noch kein Jude in Deutſchland geſtiegen war.

Das Würtembergiſche Land war damals mit einer Menge Abentheurer angefüllt, die mit einem verſchlagenen Kopf und geldhungrigen Herzen herumzogen, und überall ihr Glück verſuchten, wo ſie nur einigen Schein dazu erblickten. Süß wählte die Geſchickteſten aus ihnen, um ihn bei ſeinen Amtsgeſchäften zu unterſtützen. Er empfahl ſie den Herzog als Leute von großen Talenten, und brachte es dahin, daß die meiſten Stellen der Regierung mit ihnen beſetzt wurden. Im Vertrauen auf dieſe Gehülfen und auf die Ergebenheit des Herzogs fieng er nun an, ſeine Plane auszuführen. Vor allem richtete er ſein Augenmerk auf das Münzweſen. Bisher waren die baieriſchen Münzſorten im ganzen Würtemberger Lande vollgültig und ſtanden im beſten Kours. Baiern zog hievon um ſo beträchtlichere Vortheile, da die meiſten deutſchen Münzhöfe damals gleichſam ſchlieſſen. Gelockt von dieſem Gewinn, errichtete Süß in Frankfurt ein großes Comptoir, kaufte Gold und Silber zuſammen, und ließ in neun Monaten allein in ſeiner Münze über 17 Millionen Gulden ausprägen. Während des damaligen polniſch-franzöſiſchen Krieges brachte er eine Menge Karolins in Kours, die unter dem Gehalt waren, und um den Herzog zu blenden, ſandte er ihm mehrmals beträchtliche Summen von Gewinn. Dadurch ſtieg er ſo hoch in der Gunſt deſſelben, daß er ihn zu ſeinem geheimen Finanzminiſter ernannte, und der jüdiſchen Nation in ſeinen Staaten groſſe Freiheiten einräumte. Das deutſche Münzweſen gerieth aber in wenig

Jahren durch Süßens Betrügereien in eine ſolche Verwirrung, daß der Kaiſer und das Reich die ernſtlichſten Maaßregeln ergriffen, um dem Unweſen zu ſteuren.

Als dieſe Quelle zu vertrocknen anfieng, hatte Süß ſogleich neue Mittel in Bereitſchaft ſich immer mehr zu bereichern. Der Herzog hatte beim Antritt ſeiner Regierung ſogenannte Landkommiſſarien ernannt, welche über das Betragen der Beamten wachen mußten. Dieſe Kommiſſarien erhielten ihre Inſtructionen allein von Süß, mußten ihm allein Bericht abſtatten, und in zweifelhaften Fällen neue Befehle von ihm einholen. Es kamen eine Menge falſcher Anklagen gegen die Beamten zum Vorſchein, und Rechnungen, die bereits vor mehrern Jahren abgenommen worden, mußten aufs neue revidirt werden. Beim kleinſten Irrthum mußten ungeheure Strafgelder bezahlt werden, und den Raub theilte Süß mit den Kommiſſarien. Kein Reicher war mehr ſeines Vermögens ſicher, und mancher opferte mehrere Tauſende auf, um einen verderblichen Proceß zu entgehen. Wurde ein Beamter ſeiner Stelle entſetzt, ſo erhielt ſie der Meiſtbiethende. Viele Beamte kamen der ihnen drohenden Unterſuchung durch freiwillige Erlegung ſehr groſſer Summen zuvor, die Kommiſſarien nahmen das Geld, verkauften ihre Stellen an andere, und verhalfen den erſtern zu einer kärglichen Bedienung an der fürſtlichen Kanzlei, oder verſchafften ihnen Titel, die wenig eintrugen. So wurden in kurzer Zeit auch die Kanzleiſtellen mit Süßens Kreaturen beſetzt, die nun alles aufboten, ſich ihrem Beſchützer gefällig zu machen. Jedem, der einen Dienſt erhielt, foderte er eine Geldſumme ab, die dem Vermögen des Kompetenten und dem Ertrag der Stelle angemeſſen war. Durch

ein gedrucktes Reſcript übergab ihm der Herzog das ganze Fach der Dienſtbeſetzungen und der dafür zu erlegenden Taxen, und ſprach ihn öffentlich von aller Verantwortlichkeit frei.

Der Handel mit Salz und Wein gehörte vermöge alter Verträge gewiſſen Städten und Dorfſchaften frei, bis Süß die Ein- und Ausfuhr beider Produkte an eine Kompagnie ſeiner Genoſſen pachtete, die ihm dafür große Summen bezahlen mußten. Er führte eine Tobackspacht ein, und zwang die Kaufleute, allen Toback allein von ſeinen Pächtern zu nehmen. Niemand durfte Lederwaaren ins Land bringen, der nicht durch ein beſonderes Privilegium dazu berechtigt war, und dieſe Freiheit mußte von Süß erkauft werden; nicht anders gieng es mit der Ausfuhr der rohen Häute, mit dem Holzhandel, Stempelpapier und Spielkarten. Das Holz wurde im Preis erhöht, und die Forſtbedienten waren lauter Kreaturen von Süß, folglich wurde der Bürger und Bauer von allen Seiten gepreßt. Deſto mehr hoben die Juden ihr Haupt empor; ganze Karavanen derſelben zogen ins Land, erhielten wichtige Aemter, und trotzten ſogar den fürſtlichen Beamten und Dienern, die es ſich einfallen ließen, ſie einzuſchränken.

Um gänzlich Herr über das Vermögen der Unterthanen zu werden, ſchlug Süß dem Herzog die Einrichtung eines neuen Vormundſchafts- und Pupillenkollegiums vor, und wirkte ein Reſcript aus, vermöge deſſen jedes Ehepaar das Inventarium ihres Eingebrachten und Ererbten an die Behörde einſchicken mußte. So erfuhr man genau den Stand des Vermögens eines jeden, und konnte nachher die Steuern und Erpreſſungen darnach abmeſſen. Denn wenn ſich das Ver-

mögen mit der Zeit vermehrte, ſo wurden Unterſuchungen angeſtellt, ob dieß auf eine erlaubte oder unerlaubte Art geſchehen, fand man es hingegen vermindert, ſo wollte man die Urſachen davon wiſſen; in beiden Fällen entſtanden häufige Prozeſſe, die ſich zuweilen mit Einziehung der Güter, oder anſehnlichen Strafen endigten.

Das ganze Land war gegen Süß und deſſen Gehülfen aufgebracht, aber die dringendſten Vorſtellungen und die lauteſten Klagen blieben ohne Wirkung. Die Einkünfte des Landes giengen durch Süßens Hände, und die Landſchaft war dadurch beinahe gänzlich aus aller Funktion geſetzt. Um ihr den letzten Stoß zu geben, und der täglich überhand nehmenden Unzufriedenheit des Volks vorzubeugen, ſchlug Süß dem Fürſten vor, dem Volk ſeine Waffen und Gewehre abnehmen zu laſſen, und das Militair zu vermehren. Das letztere geſchah, das erſtere hingegen mußte aus Beſorgniß einer offenbaren Empörung unterbleiben. Die Bedrückungen und Beſteurungen hingegen nahmen immer zu. Oefters wurden den herzoglichen Beamten ihre Beſoldungen zurückgehalten, und als häufige Klagen deswegen einliefen, ſchlug ſich Süß wieder ins Mittel, und erbot ſich, die Beſoldungen vorzuſchießen, dagegen mußten ſie ihm von jedem Gulden einen Groſchen abgeben. Früchte und Wein wurden nach Kammertare zu Geld angeſchlagen, und dann ein Groſchen vom Gulden abgezogen. Die Schornſteine und ähnliche Dinge wurden mit Abgaben belegt, und was Süß ſelbſt nicht erſann, flößten ihm ſeine Kreaturen ein, denn da ſein Name ein Palladium war, hinter welchem jeder Schutz und Sicherheit fand, ſo fand er überall dienſtfertige Köpfe und Hände.

In der Zeit ſeines größten Flores wurde das berühmte Karneval am Hof zu Stuttgardt eingeführt, welches damals in Deutſchland an Glanz und Pracht ſeines Gleichen

nicht hatte. Süß benutzte dieß ſowohl zu ſeinem Vergnügen als zu Vermehrung ſeines Vortheils; denn kein Kaufmann durfte es wagen, Maskenkleider zu verkaufen. Süß und ſeine Juden eigneten ſich dieſen Handel allein zu, verſahen den ganzen Hof und die Stadt mit dergleichen, und da dieſe Luſtbarkeiten etwas Neues waren, ſo drängte ſich alles zu, um Theil daran zu nehmen. Um dieſe Redouten noch mehr zu beleben, und für alle zu ſorgen, errichtete er kleine und große Lottorien von Silbergeſchirr, Spiegeln, Seiden- und Galanteriewaaren, Porzellan u. ſ. w. wodurch Leute aller Stände angelockt wurden, ihr Geld zu wagen, und Süß, der die Unternehmung dirigirte, ſah mit Vergnügen, wie mit jedem Maskenball ein Theil des Vermögens der Theilnehmenden in ſeine Börſe floß. Viele Perſonen, die gar keinen Geſchmack daran fanden, ſahen ſich gezwungen, dieſen Luſtbarkeiten aus Politik beizuwohnen, weil man das Wegbleiben als eine Verſündigung gegen den Hof anſah.

Unvermuthet machte der plötzliche Tod des Herzogs (den 12. März 1737) der Sclaverey des Landes und Süßens Herrlichkeit ein Ende. Dieſer Günſtling des Glücks wurde ſogleich mit vielen ſeinen Genoſſen in Feſſeln gelegt, es erhoben ſich die lauteſten Klagen von allen Seiten, und alle ſeine Rechtfertigungen waren nicht im Stande, ihn dem Strange zu entziehen, den er zum Lohn ſeiner Verbrechen empfieng. Viele ſeiner Glaubensbrüder, die im ganzen Lande zerſtreut waren, wurden aufgeſucht, in Verhaft genommen und auf verſchiedene Weiſe beſtraft. Selbſt die Unſchuldigen mußten zuweilen durch Soldaten gegen die Wuth des aufgebrachten Pöbels geſchützt werden.

Regiſter

Regiſter
über
beide Bände
der
Charakter-Zeichnungen.

Die römiſche Zahl bezeichnet den Theil und die arabiſche die Seite deſſelben.

A.

Addiſon, Joſeph, II. 271.
d'Alembert, Jean le Rond, I. 349.
Alxinger, Johann Baptiſt von, II. 205.
Arnold, Gottfried, I. 460.
Audiffredi, Johann Baptiſt, II. 53.
Azara, Joſeph Niklas, Ritter von, II. 225.

B.

Bacon, John, II. 335.
Baskerville, Johann, II. 361.
Battoni, Pompeo, Ritter von, II. 329.
Bauer, Friedrich Wilhelm von, II. 35.
Bauer, Karl Ludwig, II. 193.
Baumgarten, Alexander Gottlieb, I. 301.
Baumgarten, Siegmund Jakob, I. 400.
Benda, Franz, II. 353.
Bentley, Richard, II. 207.
Berkeley, Georg, I. 342.
Boerhaave, Herrmann, I. 206.

Boſcowich, Ruggier Joſeph, II. 124.
Bouflers, Ludwig Franz, Herzog von, I. 156.
Bourdaloue, Ludwig, I. 455.
Brucker, Jakob, I. 295.
Büſch, Johann Georg, II. 3.
Buquoy, Joh. Albert d'Archambaud, Graf von, I. 369.
Burg, Johann Friedrich, I. 394.

C.

Camper, Peter, I. 220.
Canſtein, Karl Hildebrand, Freiherr von, II. 407.
Cavanilles, Anton Joſeph, II. 136.
Charette, Franz Athanas, II. 421.
Charlemont, James Caulfeild, Graf von, I. 121.
Chriſtian Ernſt, Markgraf zu Brandenburg, I. 15.
Clermont-Tonnere, Graf, I. 111.
Collins, Anton, I. 361.
Crebillon, Proſper Jolyot de, II. 287.

D.

Dankelmann, Eberhard Chriſtoph Balthaſar von, I. 74.
Danov, Ernſt Jakob, I. 424.
Darwin, Erasmus, I. 247.
Daubenton, Louis Jean Marie, II. 106.
Didot, Franz Ambroſius, II. 361.
Dietrich, Joh. Wilhelm Ernſt, II. 309.
Dimsdale, Thomas, Baron, I. 231.
Diwiſch, Procopius, II. 150.

E.

Edelmann, Joh. Chriſtian, I. 381.
Ehrmann, Marianne, II. 374.
Emerſon, William, II. 91.
Ernſt Ludwig, oder Ernſt der Zweite, Herzog von Gotha, I. 27.

F.

Felbiger, Joh. Ignatz von, II. 163.
Ferber, Joh. Jakob, II. 118.
Ferguſon, Jakob, II. 95.
Fiſcher, Gottlob Nathanael, II. 175.
Fixlmillner, Placidus, II. 57.
Franz, Joh. Michael, II. 27.
Friedrich der Erſte, König von Schweden, I. 61.
Friedrich Wilhelm der Erſte, König von Preußen, I. 8.
Fulda, Friedrich Karl, II. 187.

G.

Geddes, Alexander, I. 442.

H.

Haas, Wilhelm, II. 361.
Hager, Joh. Georg, II. 31.
Hähn, Joh. Friedrich, II. 156.
Hahn, Philipp Mathäus, II. 140.
Hamilton, Ritter William, II. 219.
Heineccius, Johann Gottlieb, I. 195.
Herder, Johann Gottfried, II. 251.
Herz, Markus, I. 270.
Heumann von Teutſchenbrunn, Johann, I. 201.
Holwell, John Zephaniah, II. 213.
Holzer, Johann, II. 303.
Homann, Johann Baptiſta, II. 23
Horn, Arved, Graf von, I. 125.
Hoze, David, I. 143.
Howe, Richard, Graf, I. 182.
Hunter, John, I. 242.
Hunter, Wilhelm, I. 235.

J.

Jahn, Johann Quirin, II. 341.
Johann Adolph, Herzog zu Weißenfels, I. 21.
l'Isle, Wilhelm, de, II. 39.
Juſſieu, Anton, Bernhard, Joſeph, de, II. 99.

K.

Kant, Imanuel, I. 321.
Karl Egon, Fürſt zu Fürſtenberg, I. 34
Karſten, Wenzeslaus Johann Guſtav, II. 69.
Kjen Long, Kaiſer von China, I. 68.
Kippis, Andreas, II. 49.
Klefecker, Johann, I. 81.
Königsmark, Marie Aurore, Gräfin von, II. 380.
Kreß von Kreſſenſtein, Chriſtoph Karl, I. 87.
Külmer, Johann Jakob, Freiherr von, II. 146.

L.

Lally, Thomas Arthur, Graf von, I. 170.
Lavayſſe, Bruguiere de, II. 397.
Layritz, Paul Eugen, I. 406.
Leopold der Erſte, deutſcher Kaiſer, I. 1.
Lichtenberg, Georg Chriſtoph, II. 258.
Lichtenſtein, Joſeph Wenzeslaus, Fürſt von, I. 136.
Lieutaud, Joſeph, I. 252.
Ludewig, Johann Peter von, I. 189.
Ludwig, Dauphin von Frankreich, I. 48.
Ludwig der Funfzehnte, König von Frankreich, I. 41.
Ludwig Wilhelm, Markgraf von Baden, I. 129.

M.

Macpherſon, James, II. 283.
Maimon, Salomon, I. 335.
Mandeville, Bernhard von, I. 361.
Marat, Johann Paul, II. 415.
Matheſon, Johann, II. 345.
Mauvillon, Jakob, I. 465.
Mayer, Tobias, II. 63.
Mechain, Pierre Francois Andre, II. 81.
Meier, Georg Friedrich, I. 307.
Meierotto, Johann Heinrich Ludwig, II. 169.

Mettrie, Julien Offray de la, I. 375.
Monnier, Louis Guillaume le, II. 112.
Mutſchelle, Sebaſtian, I. 328

N.

Natter, Lorenz, II. 299.
Necker, Jakob, I. 104.
Neuberinn, Friederike Karoline, II. 368.
Niceron, Johann Peter, II. 45.

O.

Olavides, Paul, II. 411.
Oppenheimer, Süß, II. 427.
Oſtermann, Andreas, Graf von, I. 99.

P.

Pan, Jaques Mallet du, II. 17.
Pfaff, Chriſtoph Matthäus, I. 388.
Pforr, Johann Georg, II. 323.
Pichegru, Jean Charles, I. 175
Pingre, Alexander Guy, II. 75.
Polignac, Diane und Jules von, II. 386.
Peſſelt, Ernſt Ludwig, II. 10.
Pringle, John, I. 225.

R.

Reiz, Friedrich Wolfgang, II. 201.
Renger, Johann Gottfried, I. 93.
Robertſon, William, I. 477.
Robinſon, Maria, II. 403.
Rolland, Angelika Franziska, II. 391.
Rollin, Karl, I. 471.
Roy, Karl le, I. 258.
Rüdiger, Andreas, I. 290.
Rugendas, Georg Philipp, II. 293.

S.

Saunderſon, Nikolaus, II. 87.
Schmettau, Samuel, Graf von, I. 149.
Schmidel, Kaſimir Chriſtoph, I. 264.
Spalding, Johann Joachim, I. 411.
Stoſch, Johann Samuel Ernſt, II. 181.
Sulzer, Johann Georg, I. 314.
Swieten, Gerhard, Freiherr von, I. 213.

T.

Teller, Wilhelm Abraham, I. 418.
Tindal, Matthäus, I. 361.
Tiſchbein, Johann Heinrich, II. 313.
Toaldo, Joſeph, II. 130.
Toland, Johann, I. 354.
Torremuzza, Gabriel Lancilotto Caſtello di, II. 232.

U.

Unterberger, Ignaz, II. 319.

V.

Venel, Johann Andreas, I. 283.
Vernet, Jakob, I. 435.
Villars, Ludwig Hector, Herzog von, I. 163.

W.

Wakefield, Gilbert, I. 449.
Walpole, Horatio, II. 277.
Weiſſe, Chriſtian Felix, II. 244.
Werenfels, Samuel, I. 430.
Wernicke, Chriſtian, II. 238.
Wilhelm der Dritte, König von Großbritanien, I. 54.
Wilkes, John, I. 115.
Wittwer, Philipp Ludwig, I. 277.
Woolſton, Thomas, I. 361.

Z.

Zumſteeg, Johann Rudolf, II. 357.

927

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils (v.1-2)
920 B329
Baur, Samuel, 1768-1832.
Charakter-zeichnungen interessanter mens
3 1951 002 347 268 B

WILSON
ANNEX